Hom. 1756 sb - 15 Wiser

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

in welchem

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,

Stiftsdechant bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle und Kreis-Scholarch bei der Oberpfälz'schen Regierung in Regensburg.

(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Fünfzehnter Band.

Regensburg, 1860.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

41 - Cg.

Digitized by Google

BIBLIOTECA
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Artikel CXXXII.

Sakrament.

1) Begriff.

Die gewöhnliche Erklärung geht dahin, daß man sagt: Ein Sakrament ist ein äußeres, von Christus eingesetztes Zeichen, welches innere Gnade ertheilt. Damit stimmt auch das Concilium von Trient überein, welches sagt: Symbolum rei sacrae et invisibilis gratiae visibilis forma. Sess. 13. c. 3.

Es müssen demnach bei einem Sakramente drei Dinge zusammentreffen, und zwar:

1) Das äußere Zeichen. Die Natur des Zeichens ist die Hinweisung auf etwas Anderes, das es nicht selbst ist. Die äußeren Zeichen bei den Sakramenten sind durch Gottes freie Wahl ausersehen; sie haben aber nichts desto weniger einen natürlichen Zusammenhang mit der bezeichneten Sache selbst. So drückt z. B. die Abwaschung mit Wasser bei der Taufe die innere Reinigung von der Sünde aus; beim heiligen Altarssakramente ist das Brod ein Zeichen der geistigen Nahrung u. s. w.

2) Die innere Gnade; denn es gehört zum Wesen eines jeden Sakraments, daß es eine Gnade ertheile. Diese Gnade wirkt das Sakrament als solches; denn Gott hat sie als freies Geschenk in das sakramentalische Zeichen hineingelegt. Freilich kann der Empfänger dieselbe hemmen; aber keine menschliche Kraft, daher auch nicht die sorgfältigste Vorbereitung auf den Empfang, vermag die Wirkung selbst zu erzeugen.

3) Die Einsetzung von Christus; denn es ist an sich klar, daß

Digitized by Google

nur Gott der Urheber der Sakramente sein kann. Welch ein Geschöpf, und wäre es auch das erhabenste, könnte an sinnliche Zeichen solche Gnaden knüpfen, wie sie im Empfange der Sakramente erlangt werden?

2) Ueber die Bedeutung des Wortes Sakrament.

Das aus dem Lateinischen entlehnte Wort Sakrament wird in den verschiedensten Bedeutungen genommen. Die Römer nannten z. B. jeden Eid, insbesonders den Fahneneid der Soldaten, ein sacramentum; ebenso nannten sie eine im Tempel niedergelegte Geldsumme zweier vor Gericht streitenden Parteien ein sacramentum. Die Bibel verbindet mit dem Worte häufig den Begriff von Geheimniß, wornach das Wort sacramentum gleichbedeutend ist mit dem: Mysterium. Auch die heiligen Väter beschränkten das Wort sacramentum nicht ausschließlich auf die sieben Gnadenmittel des neuen Bundes; sie nannten oft eine jede heilige Sache ein Sakrament. Indeß kann man bemerken, wie die heiligen Väter den Ausdruck „sacramentum“ mehr und mehr auf unsere sieben heiligen Sakramente beschränken. So nennt der heilige Augustin die heiligen Sakramente: Invisibilis gratiae visibilis forma, und sagt von den Sakramenten des alten Bundes im Gegensatze zu denen des neuen: Non dantia salutem, sed promittentia salvatorem. In Ps. 73. Wiederum sagt derselbe: Accedit verbum ad elementum et fit sacramentum. In Joan. 80. Sowohl Isidor von Sevilla, als später Hugo von St. Viktor geben den Begriff des Sakraments mit vieler Genauigkeit, und endlich seit Petrus Longobardus wurde das Wort: „Sacramentum“ ausschließlich von den sieben Gnadenmitteln des neuen Bundes gebraucht. Seine Erklärung lautet: Sacramentum est id, quod ita signum est gratiae Dei et invisibilis gratiae forma, ut ipsius imaginem gerat et causa existat. Lib. 4. dist. 1.

3) Ob auch das Judenthum ein Sakrament hatte.

Heilige Zeichen hat allerdings eine jede Religion, selbst die heidnische. Daher sagt der heilige Augustin: In nullum religionis nomen, seu verum, seu falsum, homines coagulari possunt, nisi aliquo signaculorum vel sacramentorum visibilium consortio col-

Digitized by Google

ligentur. Contr. Faustum l. 19. c. 11. Dieß iſt wohl von ſich klar. Denn obſchon die Religion im Innern ſich entwickelt, ſo trachtet ſie dennoch nothwendig nach äußerer Darſtellung, ja man kann geradezu ſagen, daß eine Religion, die ſich äußerlich nicht darſtellt, auch nicht mehr vorhanden iſt. Wir treffen daher ſchon in der Urzeit eine äußere Ausprägung des religiöſen Glaubens an, und finden dieſen bei allen Völkern vor. Solche gottesdienſtliche Gebräuche können in einem gewiſſen Sinne die Sakramente der jedesmaligen Religion, d. h. die heiligen Gebräuche derſelben genannt werden. Hier iſt nun freilich der Begriff, welcher mit Sakrament verbunden iſt, von dem der katholiſchen Kirche ungeheuer weit verſchieden. Nach dem Sinne, welchen die Kirche mit dem Worte Sakrament verbindet, gibt es außer dem Chriſtenthume kein Sakrament. Auch die jüdiſche Religion hatte in dieſem Sinne ſolche nicht. Es ſind daher weder das Oſterlamm, noch die Beſchneidung u. ſ. w. als Sakramente im Sinne des neuen Teſtamentes zu bezeichnen, obwohl ſie heilige und ehrwürdige Gebräuche und Bundeszeichen ſind; denn dieſe alt-teſtamentlichen Gebräuche, die wohl oft auch Sakramente genannt werden, vermochten auch keine wahre Heiligkeit, d. h. keine Gnade durch ſich ſelbſt (ex opere operato) zu ſpenden; denn es war ja das Heilswerk, von welchem alle Gnade kommt, der Opfertod Jeſu, noch nicht vollbracht. Die heiligen Gebräuche des alten Bundes waren nur die Vorbilder der künftigen Gnadenzeichen, d. h. der chriſtlichen Sakramente, nicht aber dieſe ſelbſt ſchon. Uebrigens will nicht geläugnet werden, daß mancher fromme Iſraelit durch den Gebrauch ſeiner Bundeszeichen (opere operantis) einer beſonderen Gnade durch Gottes erbarmungsreiche Fügung theilhaftig werden konnte, insbeſonders ertheilte die Beſchneidung, wenn auch nicht eine innere, doch eine äußere oder legale Heiligkeit, und war zugleich ein Einweihungsmittel zum Dienſte des wahren Gottes; aber ſie hatte keine ſündentilgende Kraft an und für ſich, wie dieſes z. B. bei der chriſtlichen Taufe der Fall iſt. Es ſpringt alſo der große, weſentliche Unterſchied der alt-teſtamentlichen Bundeszeichen (Sakramente) und der chriſtlichen Heilmittel oder neuteſtamentlichen Sakramente von ſich in die Augen. Daher ſagt auch das Concilium von Trient: Wenn Jemand behauptet, die

Digitized by Google

Sakramente des neuen Geſetzes ſeien von den Sakramenten des alten Geſetzes nicht anders verſchieden, als daß ſie andere Ceremonien und andere äußere Gebräuche ſind, ſo ſei er im Bann. Sess. 7. can. 2. Und Papſt Eugenius IV. erklärt in ſeinem bekannten Dekret: Sacramenta veteris legis non caussabant gratiam. Dieſer Anſicht huldiget auch die Mehrzahl der Väter, insbeſonders die griechiſchen, ſo ſagt z. B. Juſtin von Abraham: Er hatte die Beſchneidung zum Zeichen, aber noch nicht zur Gerechtigkeit. Faſt in denſelben Worten wiederholt ſich Tertullian. Auch die heilige Schrift ſpricht den großen Unterſchied zwiſchen den Sakramenten des alten und neuen Bundes aus. So nennt der Apoſtel jene infirma et egena elementa Gal. 4, 9.; und ſagt 1. Kor. 7, 19.: Die Beſchneidung iſt Nichts, und die Vorhaut iſt Nichts u. ſ. w.

4) Ueber den Urheber der Sakramente.

Die heiligen Sakramente ſind Gnadenmittel, und zwar ertheilen ſie ex opere operato dem Empfänger Gnaden. Schon daraus folgt, daß ihre Einſetzung Gott allein zukömmt; denn Gnade zu ſpenden iſt nur Sache Gottes. Und da uns Chriſtus alle Gnade verdient hat, da ſie uns nur im Hinblick auf die Verdienſte Chriſti geſpendet wird, ſo kommt auch die Einſetzung der Sakramente nur Chriſtus zu. Hiefür erklären ſich auch Schrift und Tradition. Denn die Apoſtel erklären, und zwar gerade da, wo ſie ihre apoſtoliſche Würde ſcharf hervorheben, daß ſie nicht Gründer, ſondern Ausſpender der Myſterien, d. h. der Sakramente ſeien. „Ein jeder Menſch ſoll uns halten für Diener Chriſti und für Ausſpender ſeiner Geheimniſſe.“ 1. Kor. 4, 1. Dieſes tritt noch öfters in der heiligen Schrift hervor; denn die Apoſtel bezeichnen ſich überall als Diener. Die Kirche ſelbſt hat die göttliche Einſetzung der Sakramente immer feſtgehalten. Daher ſagt der heilige Ambroſius: Wer iſt der Urheber der Sakramente, wenn nicht der Herr Jeſus? Ambros. lib. IV. de sacrament. — Geſtützt auf die unfehlbare Ueberlieferung der katholiſchen Kirche erklärt deßwegen der Kirchenrath von Trient: Wenn Jemand behauptet, die Sakramente des neuen Bundes ſeien nicht alle von unſerm Herrn Jeſus Chriſtus eingeſetzt, ſo ſei er im Bann. Sess. 7. can. 1.

Digitized by Google

Und wie Einige behaupten, so haben manche auch unmittelbar die heiligen Sakramente eingesetzt. Jesus, so heißen sie, sei für eine Abwechslung eingetreten; die Apostel aber endlich haben auf den heiligen Sakramenten eingeführt, wie es auch von Einzelnen und Vielen sind eingesetzt. Die Kirche hat auch nie von so hohen Heil, auch in solcher Not Jesus verlassen, daß sie nicht die heiligen Sakramente anbringen zu können. Darum können sind ganze Gruppen von Sakramenten, so sie auch gesammelt, eingeführt worden, wie anderen Kirche sagen, um so weniger Mühe haben andere Sakramente. Es soll nun Religion von Kirche und Kirche Verfassung verändert sein müssen.

Und wie die Sakramente eingeführt sind, so ist man selbst auch von Kirchen gewechselt, und es sind Kirchen von Kirchen und von Kirchen zu Kirchen Sakramente bekannt haben. Copper verdient ist, daß sich Kirche, daß immer sich in der Spendung der Sakramente zu Kirchen, aber zum Kirchen auch Sakramente, und die Sakramente Sakramente, verändert der Kirchen, der Kirchen, der Kirchen,

von Martin und Irene eingeführt, und die Stelle eines des Chos (von) Martin, und Irene eben verlassen, Irene genannt. Daher liegt beides Pugh Gegen (?), Gemeinden eines parthenium, wie den Singular nennen, welche Irene ihren Namen trennen endeckende accumulation. Und Tertullian, der Irene accepit offenbar seiner Bedeutung, so ist sicher Martin Irene ist constatio, confessio et satisfactio tanquam sacrum, um ins weite Absichtung quasi Irene aufhebt, die auf haben sie einen Irene. Gedanken wie andern in Irene unterschieden werden.

Wie jener Bestimmung die zu gelangen wenn Gott (compositum physicum); jenes ist Gebet und Psalter, in welche es gelangen ist. Die Psalter ist die gewonnen und eingeführt in ihren Verhältnissen zu einander in die Gemeinde, die Verbindung der Theile zu einander über die Form der Einheit. Wie den Theile ob es in die Psalter die Psalter in Gemeinde, die Psalter wie I. in II. Irene. Die Psalter ist 24. 3 und Irene und nicht, indem sich auf der Form Einheit. Wie Irene Irene. Eine nöthig bemerkt Martin Irene wie sein in concreto nicht verschieden, und Irene Irene Bestimmung, Irene so ist Psalter, Irene theil, Irene Irene. Daher liegt nicht Formen die eine ist, Irene in die Martin und Irene Psalter Irene. Irene Irene eher empfängt er Irene Bestimmung; und in die Psalter und nach Verschiedene, wie Irene eben verbindet eben gestalten die. Martin, Martin und Irene, zusammenhängt verbindung Psalter und Martin in compositum physicum.

Wie Martin jenen physischen Compositum ist nun das Gebet Irene empfängt Irene Gebet, wenn den jenen physischen Compositum die Martin verbergend, wie sie Irene hingestellt und nennt das Ding ist, so wird auch das Sakrament, indem zum Element das Wort hinzutritt. Als dem physischen Compositum die Martin das Verschiedenste ist, die Form aber die nothwendige Einheit; so enthält auch dem Sakrament die verschiedenen Martin noch das Wort Bestimmung zum Gebet. Aufgrund ist das Sakrament dem eigentlich physischen Compositum, insofern es das zur Beziehung kommt. Daher brauchen und so haben Martin, Martin und Irene, genau nicht in einem physischen oder mathematischen Wesen zusammen zu sollen, sondern es genügt die wesentliche

Gleichheit besteht, so z. B. bei der sakramentalischen Handlung ist zwar das äußerliche Zeichen, das Wort und Wasser, die Verbindung beider, und die innere wesentliche Gnade, welche diese sakramentalische Handlung bezeichnet, und die Gnade als ein sichtbares Zeichen gesetzt.

Aber der sichtbaren Darstellung erhebt, und die Gabe der Gnade, welche durch sie dargereicht wird, sind in der Taufe — wie wir Lutheraner, wie die Bekenner des Katechismus, es stets und immer bekennen, bekennt haben und bekennen werden, als auch die Darstellung durch das Wort, die Verbindung beider, und die wahre Gnade, welche durch sie dargereicht wird, nur Bildliches und Geistliches, nur Symbolisches und Mystisches, nicht aber Natürliches, sondern die Darstellung begleitet habe. Nicht allein Wasser wurde gesetzt, das bloß ein sinnbildliches Zeichen wäre, sondern eine bestimmte Art desselben wurde gesetzt, und mit der Form der Darstellung sind, wie oben dies sakramentalischen Handlungen überhaupt, so auch die einzelnen Bestandtheile, insonderheit beide Teile, Element und Wort, eben angeordnet worden. Die Wirklichkeit und Wahrheit beider Sakramente, beim Taufen, wie bei Beten, geht die Heiligkeit Gottes, daß Wort ist der Leiter und Träger der Wahrheit Gottes, der Gnade und Kraft Gottes, der Gnade und Kraft Gottes, der Gnade und Kraft

erkannt zusammenfällt. Die unendliche Reihe Auflösungen erhebt sich voraus, und ist da, wo der Tode den Knoten in sich schnürt. Ich muß auch in diesem Falle Alexander sein, und wenn ich ihn bis zur Stufe der Unendlichkeit steigen soll, so muß ich selbst eine Auflösung durch Unendlichkeit werden.

Die Frage, ob Christus beständig oder Sakramente die Mittler und Heiler seien, bejahend beides, ob unter den Theologen streitig, der heilige Augustin sie vereine, die verschiedenen Meinung ist, ersparen, und Christus als Mittlern und den Mittlern und Heilern, die bei ihm sind, zu Christus Gegenstand bitte. Der heilige Thomas von Aquin teilt sich eben solche aus, und sagt: Christus wird als Heiland und Mittler durch die Worte Gottes gelehrt (1. in fide) er wirkt sie den Menschen, weil seinen Worten die Kraft zu wirken innewohnt, und er wirken soll, sobald er sich durch göttliche Anordnung bestimmt werden. Daher sind auch die Sakramente von seinem Munde, seinem Herzen, seiner Seite, seinem Tode Wege gebrochen, sie heute göttliche Anordnung das bekannt sind, — wenn sie nicht Gnade und Heil wirken, so sind sie nicht, wenn nicht seinem heiligsten Worte eben dieses einwohnt, seine Kraft und Gnade in sie übergeht, sie nicht Sakramente sind, und sie in diesen Sakramenten nur ein Wasser, ein Brot, ein Wein, ein Öl, ein Salz, ein Feuer, ein Wasser sein, und wenn sie Wasser die heilige Taufe benennen, Brot, Wein, Öl, Salz, Feuer, Wasser das heilige Sakrament des Altars, der Firmung, der Ölung, der Priesterweihe, der Ehe, der Buße, so ist das Wort, das Wasser, Brot, Wein, Öl, Salz, Feuer, Wasser nicht mehr, was es vorher war, es ist durch das Wort, das Wasser, Brot, Wein, Öl, Salz, Feuer, Wasser geheiligt, es ist durch das Wort, das Wasser, Brot, Wein, Öl, Salz, Feuer, Wasser ein Sakrament geworden

wurde: „Ego te baptizo in nomine Patria, et Filia et Spiritua sancta“ — als giltig erklärt, weil leicht verstanden werden konnte, was jener mit den angeführten Worten habe sagen wollen. Hingegen wäre die Bezeichnung: In nomine Patriae, et Filiae u. s. w. eine Wesensveränderung.

6) Von der sakramentalen Gnade.

Ein jedes Sakrament bewirkt oder verleiht Gnade; darum werden die Sakramente auch Gnadenmittel genannt. Die innere Gnadenwirkung ist überhaupts ein wesentliches Erforderniß zum Begriff eines Sakraments. Das Sakrament setzt aber in der Seele einen Zustand; daher ist die vom Sakrament bewirkte Gnade die des Zustandes oder die habituelle Gnade, und zwar so, daß das Sakrament den übernatürlichen Habitus des göttlichen Wohlgefallens entweder erst mittheilt, oder denselben steigert, d. h. die heiligmachende Gnade gibt oder vermehrt. Darauf beruht der Unterschied der Sakramente der Todten und Lebendigen. Die ersteren (Taufe und Buße) geben erst das geistige Leben; die übrigen fünf vermehren und erhöhen das bereits vorhandene. Dabei ist allerdings der Fall möglich, daß auch ein Sakrament der Todten die bereits vorhandene, heiligmachende Gnade vermehren kann, wie solches bezüglich der Beichten Derjenigen gesagt werden kann, die dieses Sakrament empfangen, ohne in eine Todsünde gefallen zu sein.

Dabei ist zu bemerken, daß ein jedes Sakrament außer Ertheilung oder Vermehrung der heiligmachenden Gnade noch eine besondere oder specielle Gnade ertheilt, und dadurch ist die Siebenzahl der Sakramente bedingt. So unterscheidet sich die Firmung von der Oelung, obwohl beide die heiligmachende Gnade vermehren, durch Mittheilung einer besondern Gnade, welche die letztere nicht ertheilt; denn die besondere Gnade der Firmung ist, daß sie zum standhaften Bekenntnisse des Glaubens stärkt. Die besondere Gnade der Oelung hingegen ist unter Andern, daß sie zum Todeskampfe Kraft verleiht. Diese besondere Gnade heißt die dem Sakramente eigenthümliche Gnade (gratia sacramentalis). Diese sakramentale Gnade ist nicht bloß eine besondere Zierde und ein Schmuck der Seele, sondern auch eine besondere Ausstattung (novus perfectionis

modus), welche für besondere Obliegenheiten und Verhältnisse befähiget.

Was ferner das Maß der in den Sakramenten verliehenen Gnade betrifft, so richtet sich dieses nach der Lehre der Theologen nach der Empfänglichkeit, d. h. Disposition dessen, der ein Sakrament empfängt; denn die Sakramente wirken mit innerer Nothwendigkeit: der Unterschied kann daher nur in der subjektiven Disposition dessen, auf welchen die Wirkung stattfindet, gesucht werden. Freilich hängt hiebei auch viel von dem gnädigen Ermessen Gottes ab. Daher sagt das Concilium von Trient: In baptizatis justitiam recipi secundum mensuram, quam spiritus sanctus partitur singulis prout vult secundum proprium cujusque dispositionem et cooperationem. Sess. 6. c. 7. — Cf. Oswald's dogmatische Lehre von den Sakramenten. B. 1.

7) Ueber die Zahl der Sakramente.

Nach der katholischen Lehre gibt es sieben Sakramente. Hiefür zeugt:

I. Die heilige Schrift. Wenn in derselben auch nicht gesagt ist, daß es sieben Sakramente gebe, so ist doch ein jedes derselben bald mehr bald minder deutlich in der Bibel ausgesprochen; so die Taufe in den Worten: Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Matth. 28, 19; die Firmung in der Stelle Apostelgesch. 8, 15—18; die Buße Joh. 20, 21—24; das heilige Altarssakrament Matth. 26, 26—29; die letzte Oelung Jak. 5, 14; die Priesterweihe 1. Timoth. 4, 14; die Ehe Eph. 5, 32. Ausführlicher ist hievon bei einem jeden einzelnen Sakrament die Rede.

II. Die Väter. Auch hiebei können wir wieder auf die einzelnen Sakramente verweisen, wo für jedes einzelne derselben mehrere Zeugnisse der Väter angeführt sind. Hier beschränken wir uns auf einzelne Aussprüche. So nennt die Taufe, die ohnehin allgemein als Sakrament anerkannt wird, Tertullian das glückselige Sakrament (de bapt.). Der heilige Ambrosius legt für beide Sakramente, die Taufe und die Buße Zeugniß ab, indem er schreibt: Was ist für ein Unterschied, ob die Priester sich dieses Recht (der Sündenvergebung) durch die Buße oder durch die Taufe

verliehen zugleich? Ob ist in beiden Stücken beyder Theil. Denn, Joh. 6, 2. 57. Wer am Sterben hat Gottseligkeit, der hält auch beim Abendmahl und begehret seine Gemeinschaft und nit Theil. Da Philippus, Hess. der Bekenner Augustini Lehr Gottes, und das Christus in seinen und seiner Gläubigen Leibern über sie herrsche und sie mit Christo Jesu, der Gottheit Fülle und Gottheit sey ausgeteilt. Ob sind 1. Cor. 10, 16. beyde Stücken, Brodt und Weinstock, Christus, und beyde Stücken sind sein Leib, wenn sie recht gebraucht, und die Gottheit sind Fleisch und Blut Christi Jesu Christi sey. Ephes. am Capitel. Der Leibe Christi sey: Die Kirche, welche Christus, und seine Glieder, die auch Christus sind. Und Christus sey Haupt der Kirche, und sie Leib Christi, Johannes sein Leibeigen, Joh. 6, 56. Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinket, der bleibt in mir, und ich in ihm. Und 1. Cor. 10, 17. Wir sind viele, ein Brodt, ein Leib, wir sind alle, die wir Theil haben an einem Brodt. Und Ephes. 5, 30. Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinen Beinen. Item, Joh. 17, 21. Sie sollen in uns sein, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir. Ist das genug?

III. Zu Concilium. Da ist Antwort, daß wir hier jetzo allgemeinen Concilium von Zwei und dem allgemeinen Concilium von Vierzig, wie Vierzigerley der mancherleiheiten und abweichungen sind, nicht handeln und unterhalten wollen noch können. Ist, daß beiden beyderley der Gebrauch nicht sie entweder eine wesentliche Differenz, oder ein Zeichen ist, daß beide Theile beiden Stücken gleich gläubig sind und in den Kennzeichen erfunden werden, die Christus, Matth. Capitel 25. erzählt, und daß beiderley Theilen Niemand gut heiß, sie haben beiderley Gebrauch nennenlich und gefallen. — Das Concilium von Costnitz hat Christum und sein Wort behandelt, die Sakramente von neuen Stücken leine mehr, aber weniger als Sieben, nämlich die Taufe, die Firmung, die

Euchariſtie, die Buße, die letzte Oelung, die Prieſterweihe und die Ehe, oder es ſei eines dieſer nicht wahrhaft und eigenthümlich ein Sakrament, ſo ſei er im Bann. Sess. 7. c. 1.

IV. Die ſogenannte Präſkription. Was in der Kirche an allen Orten ſich findet, und wovon ſich die Zeit der Einführung nicht angeben läßt, davon muß angenommen werden, daß es durch die Apoſtel von Chriſtus herſtammt. Dieſes iſt der Fall bei der Siebenzahl der Sakramente; denn wäre eines der Sakramente ſpäter eingeführt worden, ſo müßte man die Zeit der Einführung derſelben angeben können; man würde auch die Perſonen wiſſen, die es eingeführt haben. Eine ſo wichtige Neuerung wäre gewiß auch nicht ohne Widerſpruch vor ſich gegangen, und auch hievon müßte die Geſchichte etwas wiſſen. Nun darf man aber ſicher fragen: Zu welcher Zeit iſt irgend ein Sakrament eingeführt worden? Welche Päpſte oder Concilien haben eines aufgebracht? Welch ein Widerſpruch hat ſich dabei erhoben? Von all dieſem ſchweigt die Geſchichte, und ſtatt deſſen bezeugt ſie nur, daß in allen Jahrhunderten hinab bis auf die Zeit der Apoſtel ſieben Sakramente von der katholiſchen Kirche geglaubt wurden. Iſt dieſes nicht ein augenſcheinlicher Beweis, daß die ſieben Sakramente von Chriſtus ſelbſt herrühren?

V. Die Uebereinſtimmung der griechiſch-ſchismatiſchen Kirche mit der katholiſchen. Es iſt bekannt, daß die griechiſch-ſchismatiſche Kirche dieſelben ſieben Sakramente hat, wie die römiſch-katholiſche, und jene hatte dieſelben hinab in allen Jahrhunderten, ſoweit geſchichtliche Zeugniſſe reichen. Dieſer Umſtand zeugt, daß die griechiſche Kirche ihre Sakramente nicht von der römiſchen entlehnen konnte, weil ſie dieſelben ſchon vor ihrer Trennung hatte. Ueberdieß wäre es lächerlich, anzunehmen, die griechiſche Kirche hätte nach ihrer Trennung von der römiſchen ein Sakrament ſich aufdrängen laſſen, da ſie mit ſo großem Haß und mit ſolcher Verfolgungsſucht gegen dieſelbe erfüllt iſt, daß ſie Kleinlichkeiten hervorſuchte, wie das Faſten am Samstage, um der römiſchen Kirche Vorwürfe zu machen, und ſie der vermeintlichen Abweichung von der Ueberlieferung zu beſchuldigen. Es fand daher auch bei den Vereinigungsverſuchen beider Kirchen auf den Concilien zu Lyon und Florenz bezüglich der Sakramente zwiſchen der

römiſchen und griechiſchen Kirche, wie oben erwähnt, nicht die geringſte Differenz ſtatt. Ja, als ſpäter die Proteſtanten es verſuchten, mit dem Oriente in Vereinigung zu treten, gab ihnen der Patriarch Jeremias unter Andern zur Antwort, daß es in der griechiſchen Kirche nicht zwei, ſondern ſieben Sakramente gebe, die er auch namentlich anführte. Als aber der heuchleriſche Cyrillus Lukaris, der heimlich dem Kalvinismus ergeben war, in einem Glaubensbekenntniß vom Jahre 1629 nur für zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, ſich erklärte, proteſtirte die ganze griechiſche Kirche dagegen, und ſogleich nach ſeinem Tode wurde unter ſeinem Nachfolger Cyrillus von Berõa zu Conſtantinopel eine Synode gehalten, und in derſelben das Anathem über Cyrillus Lukaris ausgeſprochen, weil er neue Dogmen eingeführt und nicht glaubte, daß es nach Chriſti Anordnung ſieben Sakramente gebe. Dasſelbe geſchah bald darauf in einer Synode zu Jeruſalem und einer zweiten zu Conſtantinopel. — Auch die übrigen orientaliſchen Sekten, wie die Neſtorianer, Jakobiten, Kopten u. ſ. w., haben dieſelben ſieben Sakramente, wie ſie die römiſch-katholiſche Kirche hat.

VI. Die Richtigkeit der vorgebrachten Einwendungen. Die Gegner der katholiſchen Lehre ſagen:

1) In der heiligen Schrift iſt nirgends davon die Rede, daß es ſieben Sakramente gebe. — Dieſes kann unbedenklich zugegeben werden, wobei aber bemerkt werden muß, daß es in derſelben auch nicht heißt, es gebe zwei oder drei Sakramente. Die heilige Schrift iſt überhaupts nicht die einzige Glaubensquelle. Bei all dem iſt ſoviel gewiß, daß die heiligen Sakramente für den Gläubigen deutlich genug in der heiligen Schrift angemerkt ſind, wie an ſeiner Stelle umſtändlich gezeigt iſt.

2) Die alten Väter ſprechen nirgends davon, daß es ſieben Sakramente gebe. — Wenn die heiligen Väter, weil ſie keine Gelegenheit hatten, in den von ihnen uns erhaltenen Schriften gerade auch nicht ſagen, daß es ſieben Sakramente gebe, ſo leugnen ſie doch auch keines derſelben; im Gegentheile erhellt aus ihren Schriften, daß ein jedes der ſieben Sakramente von ihnen als ſolches anerkannt wird. Man muß ſich überhaupts dabei in die Zeiten der heiligen Väter verſetzen; man muß erwä-

gen, daß in ihren Tagen die ſogenannte disciplina arcani beſtund, wozu namentlich die heiligen Sakramente, als ehrwürdige Geheimniſſe, gehörten, und daß ihnen ſchon dieſer Umſtand von Manchem zu ſchweigen gebot, wovon wir wünſchen, daß ſie geredet haben möchten. Auch kann wohl zugegeben werden, daß die Siebenzahl der Sakramente damals noch nicht ſo ſcharf in das Bewußtſein gekommen war, wie ſpäter, und die heiligen Väter bei Allem auch deßwegen weniger Gelegenheit hatten, von allen Sakramenten zu reden, oder namentlich auf der Siebenzahl zu beharren, weil noch Niemand eines der Sakramente geleugnet hatte. Endlich wiſſen wir, daß auch viele Schriften der heiligen Väter verloren gegangen ſind, wozu noch dieſes kommt, daß keiner der älteren Väter die geſammte katholiſche Lehre ſyſtematiſch darſtellen wollte, und in Folge deſſen von allen einzelnen Glaubensſätzen hat reden müſſen.

3) Die heiligen Väter haben auch andere heilige Gebräuche, wie das Kreuzzeichen, den Gebrauch des Weihwaſſers u. ſ. w. Sakramente genannt; insbeſonders trägt die Fußwaſchung alle Merkmale eines Sakramentes an ſich. Es können daher die Sakramente nicht auf ſieben beſchränkt werden. — Wir haben ſchon bemerkt, daß in den erſten Zeiten der Kirche der Begriff von Sakrament noch nicht ſo fixirt geweſen iſt, wie es ſpäter geſchah, und daß damals auch jene heiligen Gebräuche oft Sakramente genannt wurden, welche wir als Sakramentalien zu bezeichnen pflegen. Es kann alſo aus dieſer Einwendung Nichts gefolgert werden. Was die Fußwaſchung betrifft, ſo hat ſie allerdings ſehr viel, was ſie für die außer der Kirche Stehenden zu einem Sakramente machen könnte; denn es iſt das äußere Zeichen da, ferner wie der Herr deutlich zu verſtehen gibt, die Reinigung von den Sünden, alſo die innere Gnadenwirkung; ſelbſt die Einſetzung von Chriſtus könnte aus den Worten: So ſollet auch ihr einander die Füße waſchen" — unſchwer gefolgert werden. Aber gerade die Hauptſache fehlt: Die Kirche hat die Fußwaſchung nie als Sakrament anerkannt; und darum kann ſie auch keines ſein. Daraus folgt klar, daß man in der Trennung von der Kirche über das, was ein Sakrament iſt, und alſo auch über die Zahl derſelben, gar Nichts beſtimmen kann.

VII. Die Vernunft erkennt das Bedürfniß von sieben Sakramenten. Hievon sogleich bei dem inneren Zusammenhange der sieben heiligen Sakramente.

8) Von der Congruenz und dem inneren Zusammenhange der sieben Sakramente.

Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß die Zahl sieben selbst schon eine heilige und geheimnißvolle Zahl ist, und als solche bei allen Völkern erscheint. Es ist daher angemessen, daß auch das Heiligste, was die Kirche hat, in der Siebenzahl auftrete. Sieben besteht ferner aus drei und vier. Bekannt ist aber, daß in der Zahlensymbolik drei die Signatur der Gottheit sei; ebenso ausgemacht ist es, daß vier die Zahlenhieroglyphe des geschöpflichen Weltalls der Gottheit gegenüber sei. Die Zahl Sieben als Summe von drei und vier kann daher sehr wohl die Verbindung des Göttlichen mit dem Kreatürlichen numerisch symbolisiren. Daraus schon leuchtet ein, wie passend die Siebenzahl für die heiligen Sakramente sei, da sie ja nichts Anders sind, als geheimnißvolle Verbindungen des Göttlichen mit dem Kreatürlichen. Ueberdieß tritt sowohl im alten als neuen Testament so manches Heilige und Geheimnißvolle in der Siebenzahl auf. So ist bei Isaias von sieben Gaben des heiligen Geistes die Rede, welche von mehreren heiligen Vätern auf die sieben Sakramente des neuen Bundes bezogen werden. Sieben Tage enthält ferner nach göttlicher Anordnung die Woche, was nicht auf Willkühr, sondern auf einem tiefen Naturgesetze beruht; daher eine jede andere Eintheilung, wie z. B. die in Dekaden zur Zeit der französischen Revolution, als unnatürlich und unhaltbar erscheint. Sieben Geister stehen ferner am Throne Gottes; sieben Arme hat der goldene Armleuchter; sieben Arten von Opferthieren kennt das mosaische Gesetz, auf sieben Säulen ruht das Haus der Weisheit. Insbesonders bewegt sich die geheime Offenbarung des heiligen Johannes häufig in der Siebenzahl. So werden dem Menschensohne sieben Gaben beigelegt; sieben Siegel schließen das geheimnißvolle Buch, sieben Trompeten schallen, sieben Schalen des Zornes werden ausgegossen, sieben Sterne sind in der Hand des Menschen-

sohnes, sieben Kirchen erscheinen in Asien mit ihren sieben Engeln u. s. w.

Wichtiger ist der innere Zusammenhang der sieben Sakramente mit den Bedürfnissen der gefallenen Menschennatur. Durch die sieben Sakramente wird das ganze irdische Leben der Menschen mit allen seinen Regungen und Verzweigungen von Anfang bis zu Ende und auf allen Hauptstufen der Entfaltung von der Kirche ergriffen, geweiht und geheiliget und dem höheren Gnadenleben eingefügt. Denn gleich an der Schwelle des Lebens tritt dem Menschen die höhere Ordnung der Dinge im Sakramente der Taufe entgegen. Er ist der leiblichen Geburt nach ein Kind des Zornes und seine ganze Natur verdorben; und doch hat er eine höhere Bestimmung und der Himmel ist sein Vaterland, wornach er streben soll. Um dieses Ziel erreichen zu können, muß im Menschen eine Aenderung vorgehen; der durch die leibliche Geburt der Erde Angehörige muß geistig wiedergeboren werden, um des höheren, geistigen Lebens theilhaftig zu werden. Denn wie er der leiblichen Geburt nach das Bild des ersten Adams an sich trägt, so muß ihm auch durch die geistige Wiedergeburt das Bild Christi, des zweiten Adam, eingeprägt werden. Der leiblichen Geburt entspricht also für das höhere Leben die geistige Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste durch das Sakrament der Taufe. In der Taufe wird der Mensch wieder geboren, es fängt hier sein geistiges Leben an; daher läßt sich hier sagen: Homo nascitur. Nun hat er ein doppeltes Leben, das physische und das der Gnade. Beide harren jetzt ihrer Entwicklung; denn beide sind dem Keime nach vorhanden.

Ein höchst bedeutungsvolles Ereigniß im Menschenleben ist der Uebergang von der Kindheit zum reiferen Jünglingsalter, jener Zeitpunkt, wo man aus der Unbefangenheit und kindlichen Unschuld in den Zustand der selbstbewußten und freigewollten Tugend übergeht. Die Krisis äußert sich in allen Beziehungen; denn die Stimme bricht sich, eine gewisse Mannbarkeit tritt ein; es erwachen im Innersten der Seele bisher ungeahnte Regungen. Dazu kommen die mancherlei Gefahren und Versuchungen, welche die Außenwelt darbietet, und von denen das Kind im häuslichen Kreise der Familie und der Schule Nichts gewußt hat; die Phantasie

ist aufgeregt, und der Zauber, welchen die Welt entfaltet, kann sie leicht bethören; der Ehrtrieb regt sich mächtig, und kann leicht auf Abwege führen. Es bedarf keiner weiteren Schilderung mehr, um einzusehen, wie sehr dem Menschen in dieser gefahrvollen Lage besondere Kräftigung und Stärke Noth thut. Dazu ist das Sakrament der Firmung gegeben. Durch sie wird der Christ ein selbstbewußter, freiwilliger Anhänger Jesu Christi, und zugleich ein Streiter und Kämpfer für die Ehre seines Herrn und Heilandes. Und nun läßt sich sagen: **Homo adolescit sive augetur.**

Das leibliche Leben kann sich nicht entwickeln ohne entsprechende Nahrung; ganz analog verhält es sich in der übernatürlichen Gnadenordnung, auch hier bedarf es der geistigen Speisung und Nahrung. Diese geistige Seelenspeise ist das Sakrament des Leibes und Blutes Christi. Es muß dem Menschen fortwährend neue Kräfte zuführen, wenn das höhere Leben nicht verkümmern und noch im Keim erstarren soll. Diese himmlische Speise soll den Menschen in seiner ganzen Wesenheit ergreifen, und ihn selbst leiblich heben und vervollkommnen; sie soll gleichsam den Todeskeim aus seinem sterblichen Fleische nach und nach herausziehen, und es zur einstigen Verklärung vorbereiten und befähigen. Also **homo alitur!**

Im physischen Organismus kommen oft Störungen vor; es stellen sich Krankheiten ein. Dasselbe ereignet sich im geistigen Leben. Die Sünde ist die Krankheit, der häßliche Aussatz der Seele. Freilich ist die schwere Sünde noch mehr als bloße Krankheit, sie ist der Tod der Seele. Gegen dieses Uebel ist Hilfe geboten im Sakrament der Buße. Sie tritt in diesem Falle an die Stelle der Taufe, und ist das zweite Brett nach dem Schiffbruch, durch welches der durch die Sünde dem Meere des Verderbens verfallene Christ sich wieder rettet und in den Zustand der Gnade und des geistigen Lebens zurückversetzt wird. Daher: **Homo sanatur vel vivificatur.**

Das bedeutungsvollste Moment im menschlichen Leben ist der Austritt aus demselben oder der Tod. Hier gibt es den letzten, aber auch den gefährlichsten Kampf. Siegt der böse Feind in dieser Stunde, so hat er Alles gewonnen; die Seele gehört sein. Es ist natürlich, daß er hier auch Alles anwenden wird, um seine Beute zu erhaschen. Hier ist er insbesonders der brüllende Löwe,

der die Seelen zu verſchlingen trachtet. Es läßt ſich von der Barmherzigkeit Gottes erwarten, daß ſie den Menſchen in dieſer entſcheidenden Stunde nicht ohne höhere Gnade und Stärke läßt. Dieſe erhält er in der That durch den Empfang der letzten Oelung. Ueberdieß ſtammen die Krankheiten ſelbſt urſprünglich aus der Sünde und hangen auch jetzt noch vielfach mit den Sünden, dieſen Krankheiten der Seele, zuſammen. Zu ihrer Heilung reichen die Heilkräfte der Natur nicht immer hin; es bedarf zugleich geiſtiger Heilmittel. Auch ſolche werden im Sakramente der letzten Oelung geboten. Ein Sakrament alſo, das geeignet iſt, die nachtheiligen Einwirkungen auf den Leib von der Seele her, und umgekehrt die ſchädlichen Wirkungen des geſtörten, leiblichen Wohlſeins auf die Geſundheit der Seele zu heben; ein Sakrament alſo, das entweder dazu beiträgt, die Geſundheit des Leibes herzuſtellen, oder die Krankheit mit Geduld ertragen lehrt, und kömmt es zum Sterben, den Menſchen für die Ewigkeit einweihet und ihn in dieſelbe hinüberbegleitet: wer ſieht nicht ein, daß es ein großes Bedürfniß für den Chriſten iſt? So iſt durch die letzte Oelung auch für die ernſte Stunde, wo der Menſch ſtirbt (homo moritur), für ſeine Bedürfniſſe geſorgt.

Es gibt aber im menſchlichen Leben noch zwei beſonders wichtige Verhältniſſe. Der Menſch ſteht nicht vereinzelt in der Welt; er gehört auf dem Boden der Natur der Geſellſchaft, dem Staate, auf jenem der Gnade der Kirche an. Die Erhaltung der Geſellſchaft iſt bedingt durch die natürliche Fortpflanzung, alſo durch die Ehe. Durch dieſes Verhältniß geht der Menſch den innigſten Bund ein mit einem anderen Weſen ſeiner Gattung für die ganze Dauer des Lebens in der Abſicht, das Geſchlecht durch die Zeugung zu erhalten und alle Beſchwerden des Lebens gemeinſam zu tragen. Die Ehe iſt die innigſte Verbindung auf dem Boden der Natur. Aber es iſt auch bekannt, daß der Geſchlechtstrieb unter allen der gewaltigſte iſt, und daß er es ſehr leicht vermag, den höheren Sinn des Menſchen ſelbſt in dieſer Verbindung völlig zu Grunde zu richten und die Menſchenwürde zu ſchänden. Es bedürfen daher die Eheleute einer beſonderen Gnade, wodurch ihr Bund veredelt, das Thieriſche zurückgedrängt und die bloß ſinnliche Liebe zu einer reineren, höheren verklärt wird. An den Ehebund

ist aber nicht bloß die Zeugung der Kinder, sondern auch ihre Erziehung geknüpft, und in Bezug auf diese übernehmen die Eheleute einen ganzen Kreis heiliger Pflichten, von deren treuen Erfüllung die Wohlfahrt des Staates und der Kirche im tiefsten Grunde abhängt. Auch hiezu bedarf es einer höheren Gnade. Darum ist in der katholischen Kirche die Ehe ein Sakrament, welches ein Heilmittel gegen den sinnlichen Trieb ist und Kraft gewährt zur Erziehung der Kinder und zur Ertragung der ehelichen Beschwerden. Das Sakrament der Ehe ist somit eine gewisse Weihe für die Eheleute und in Bezug auf die zu erzeugenden und zu erziehenden Kinder eine gewisse Vorweihe.

Wie indeß der erste Adam geschlechtlich durch die Ehe fortgepflanzt, und dadurch das irdische Reich erhalten wird; so bedarf auch das Reich Gottes zu seinem Fortbestande der geistigen Zeugung. Daher muß auch der zweite Adam, Christus, in der Menschheit fortleben als Lehrer, Hirt und Heiland der christlichen Gemeinde. Diese Träger der höheren Lebensordnung, geistliche Väter der Gemeinde, Lehrer und Vorsteher der Kirche, Verwalter der Gnade Christi, das sind die Priester der Kirche. Für ihren hohen Beruf bedürfen sie aber auch einer besonderen Vollmacht und Gnade; und dieses erhalten sie im Sakramente der Priesterweihe. Auf ihr ruht gleichsam die Kirche; denn sie ertheilt denen, welche sie empfangen, die Kraft zur geistigen Vaterschaft und geistigen Zeugung. Daher stehen die Gläubigen zu den Priestern auch im Verhältnisse der Kinder zu ihren Vätern.

Aus der bisher gegebenen Erörterung erhellet, daß durch die sieben Sakramente für alle Bedürfnisse des christlichen Lebens gesorgt ist. Dieses erkennen hell sehende Geister auch außer der Kirche. So sagt Göthe (aus meinem Leben Thl. II.): Fehlt es dem protestantischen Cult im Ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne und man wird finden, der Protestantismus hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur Eines, bei dem er sich thätig erweiset, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an Andern vollziehen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen, göttlichen Gunst und Gnade; im Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen.

Ein solches Sakrament darf aber nicht allein stehen, kein Christ kann es mit Freude genießen, wenn nicht der sakramentale Sinn in ihm genährt ist. . . So ist beim katholischen Cult Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander liegen, durch einen glänzenden Cirkel heiliger Handlungen in einen stetigen Kreis verbunden. Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil der gedachten Symbole für apogryphisch, und nur wenige für kanonisch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgiltige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten. So spricht selbst ein nüchterner Protestant. —

Das Concilium von Florenz sagt in seinem Dekret an die Armenier über den organischen Zusammenhang der Sakramente: Die fünf ersten Sakramente sind für die geistige Vollendung eines jeden Einzelnen an sich selbst, von den zwei letzten das eine für das Regiment der ganzen Kirche, das andere für deren Vermehrung angeordnet. Denn durch die Taufe werden wir wiedergeboren; durch die Firmung wachsen wir in der Gnade und werden im Glauben gestärkt; wiedergeboren aber und gestärkt empfangen wir die Nahrung der Eucharistie. Fallen wir gleichwohl in eine Krankheit der Seele durch die Sünde, so heilt uns die Buße geistig; die Oelung aber geistig zugleich und körperlich, wie es der Seele frommt. Durch die Weihe wird die Kirche regiert und wächst geistig; durch die Ehe aber wird sie körperlich vermehrt. — Der römische Katechismus erklärt sich nach dem Vorgange des heiligen Thomas folgender Weise über die sieben Sakramente: Dem Menschen sind zum Leben, zur Erhaltung und Fortführung desselben in seinem Interesse und in dem des gemeinen Wesens folgende sieben Stücke nothwendig: Daß er das Licht der Welt erblicke, daß er wachse und erstarke, daß er, wenn er erkranket, geheilt und seine schwache Kraft gehoben wird, dann in Bezug auf das gemeine Wesen, daß nie eine Obrigkeit fehle, und endlich daß durch eine gesetzmäßige Fortpflanzung für die Erhaltung des Geschlechtes gesorgt sei. Da dieses natürliche Leben dem in Gott entspricht, so läßt sich hieraus auf die Zahl der Sakramente leicht schließen. Das erste ist die Taufe, gleichsam die Schwelle aller übrigen, durch die wir in Christus wiedergeboren werden. Das zweite ist

die Firmung, durch die wir in der Gnade wachsen; dann folgt das Abendmahl, durch das die Seele gestärkt und genährt wird. Ferner die Buße, durch welche die Gesundheit wieder hergestellt wird; zuletzt die Oelung, wodurch die Ueberreste der Sünde ausgetilgt werden. Sofort folgt die Weihe, durch welche die Gewalt der öffentlichen Ausspendung der Sakramente und die Ausübung aller heiligen Funktionen verliehen wird. Zuletzt ist die Ehe beigefügt, damit durch eine gesetzliche Verbindung von Mann und Weib nicht nur für Erhaltung des Geschlechtes, sondern auch für die Verehrung Gottes durch religiöse Erziehung der Kinder gesorgt sei. — Der heilige Thomas von Aquin selbst rechtfertiget die Siebenzahl der Sakramente auch noch dadurch, daß er dieselben auf die Mangelhaftigkeit des Menschen in Folge der ersten Sünde bezieht, und sie als eben so viele Mittel betrachtet, die verderbliche Wirkung derselben aufzuheben. Die Taufe, sagt er, ist geordnet als Mittel gegen den Mangel des geistigen Lebens, die Firmung gegen die Schwäche desselben in den Wiedergebornen; die Eucharistie gegen die beständige Hinneigung der Seele zur Sünde; die Buße gegen die Sünden nach der Taufe; die letzte Oelung gegen die Ueberreste der Sünden, die aus Unwissenheit und Nachlässigkeit auch nach der Buße noch zurückgeblieben sind; der Ordo gegen die Auflösung der Kirche, die Ehe gegen die fleischliche Begierlichkeit und zu dem Zweck, die durch den Tod als Folge der Sünde entstehende Lücke in der Menschheit auszufüllen. — Ueberdieß lassen sich aber die Sakramente noch von verschiedenem Standpunkte aus betrachten. In Beziehung auf Würde steht nämlich die Eucharistie über alle erhaben da; sie verleiht nicht bloß Gnade, sondern sie gibt den Urheber der Gnade, Christum selbst. Hingegen das Bußsakrament muß als zu unterst stehend angesehen werden, ohne daß es aber deßwegen weniger werthvoll wird. Die Buße ist, in so ferne sie die nach der Taufe begangenen Sünden, das Hinderniß zum Empfange der Gnade hinwegräumt, die Pforte zu den übrigen Gnadenmitteln. Sie steht insbesonders zur Eucharistie in inniger Verbindung, und ist gleichsam die Vorbereitung auf den würdigen Empfang derselben: daher geht die Beicht oder Buße der Kommunion vorher. Beide Gnadenmittel werden wohl am öftesten von den Gläubigen

empfangen; sie sind gleichsam die stehenden Mittel des gottseligen Lebens.

Die Taufe, Firmung und Priesterweihe unterscheiden die Stände im Reiche Gottes, wie an einem andern Orte davon die Rede ist.

In einer andern Beziehung hängen Taufe, Firmung und Eucharistie innig unter sich zusammen. Die Firmungsgnade ist die Vollendung der Taufgnade, und die eucharistische Gnade vollzieht die in der Taufe grundgelegte und in der Firmung näher geführte Vereinigung mit Christus. Die Wirksamkeit dieser drei Sakramente steigert sich also in gerader Linie stufenweise vom Anfang bis zum Culminationspunkte. Die Zusammengehörigkeit dieser drei Sakramente wird äußerlich dadurch veranschaulicht, daß sie in der alten Zeit sofort beim Eintritt in die Kirche in unmittelbarer Aufeinanderfolge gespendet wurden. Innerlich aber zeigt sich ihre organische Verbindung darin, daß die Taufe als das Sakrament des Glaubens zu betrachten ist; die Firmung, das Unterpfand des heiligen Geistes gewährend, als Sakrament der Hoffnung aufgestellt werden muß; die Eucharistie aber als Sakrament der Liebe erscheint. Wir haben demnach: Glaube, Hoffnung und Liebe. Es läßt sich auch sagen: Die Taufe ist das Sakrament der Trinität, und daher vorzugsweise das Sakrament des Vaters; die Firmung, durch welche die Gnaden des heiligen Geistes mitgetheilt werden, das Sakrament des heiligen Geistes; die Eucharistie, in welcher das Fleisch und das Blut des Herrn genossen wird, das Sakrament des Mensch gewordenen Sohnes Gottes.

In anderer Weise treten Taufe und Buße in organischen Verband; daher werden beide die Sakramente der Todten genannt. Bei ungestörter Fortentwicklung des Gnadenlebens fände die Buße im System der Sakramente keine Stätte; sie ist der menschlichen Abfälligkeit wegen da. Durch sie wird der Mensch, wenn er aus der Gnade gefallen ist, wieder in sie zurückgebracht. Sie ist, wie die Väter sich ausdrücken, das zweite Brett nach dem Schiffbruche, eine mühevolle Taufe, wodurch ihr Verhältniß zur Taufe selbst genügend bezeichnet ist.

Wiederum hängen die Buße und die Oelung zusammen. Die letztere dient dazu, gewisse Nachwehen und Spuren der bereits im

Bußsakrament nachgelassenen Sünden auszuheilen. Die letzte Oelung ist im gewissen Sinne die Vollendung der Buße. Hiemit ist zugleich angedeutet, daß die Taufe und Oelung in organische Correspondenz treten: Die Taufe ist für den Anfang des Lebens, die Oelung für den Schluß desselben bestimmt, wodurch die Wiege und das Grab für den Christen geheiliget sind.

Wie endlich Priesterweihe und Ehe zu einander stehen, wurde bereits oben auseinander gesetzt.

Was die Reihenfolge betrifft, in welcher die Sakramente aufgeführt werden, so findet sich diese schon beim heiligen Thomas von Aquin und wurde in aller folgenden Zeit beibehalten. Die Taufe, Firmung und Eucharistie stehen nämlich voran, weil sie früher beim Eintritt in die Kirche unmittelbar nach einander gespendet wurden. An die vierte Stelle setzte man die Buße, weil diese beim Rückfall in die Sünde noch während der Lebenszeit des Menschen zu gebrauchen war. Die heilige Oelung kam sonach als Sakrament für die Sterbenden an das Ende zu stehen. Die beiden letzten Sakramente, als nur für gewisse Verhältnisse gehörend, reihten sich billig jetzt an, wobei die Priesterweihe, weil an Würde erhabener, voran zu stehen kam. Cf. Die dogmatische Lehre von den Sakramenten von Dr. Oswald, B. 1, und das Kirchenlexikon von Wetzer, B. 9.

9) Von der Nothwendigkeit der Sakramente.

Die Kirche ist die einzige Heilsanstalt auf Erden; sie ist es, von welcher wir alle Heiligung und Gnade erlangen. Die Kirche wendet uns aber die Gnade Christi in den von ihr eingesetzten Sakramenten zu. Daraus ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit der Sakramente. Daher sagt auch der Kirchenrath von Trient: Wer behauptet, die Sakramente des neuen Bundes seien zum Heile nicht nothwendig, sondern überflüssig, und die Menschen können ohne sie oder ohne Verlangen darnach durch den Glauben allein von Gott die Gnade der Rechtfertigung erlangen, sei, obwohl nicht alle Sakramente jedem Einzelnen nothwendig sind, mit dem Bann belegt. Sess. 7. can. 4.

Wenn von der Nothwendigkeit der Sakramente die Rede ist, so bezieht sich dieses zunächst auf den Vollbestand der Kirche. Es

ſind nämlich der Kirche, als ſolcher, alle Sakramente nothwendig. Das einzelne Individuum kann möglicher Weiſe in Lebensverhältniſſe gerathen, wo es von allen Sakramenten einzeln Gebrauch zu machen hat; allein es iſt auch der Fall möglich, daß der Einzelne nie in die Lage kömmt, gewiſſe Sakramente zu empfangen; ja einzelne Sakramente ſind ſogar in gewiſſen Fällen unvereinbar. So kann z. B. der Prieſter nicht das heilige Sakrament der Ehe empfangen. Daher ſagt auch das Concilium von Trient: Daß alle Sakramente nicht einem jeden Einzelnen nothwendig ſind.

Das Concilium ſagt aber auch noch: Wer behauptet, daß man ohne die Sakramente, oder ohne Verlangen darnach (aut sine eorum voto) die Gnade der Rechtfertigung erhalten könne, ſei im Bann. Das „aut sine eorum voto“ deutet an, daß es Fälle geben könne, wo auch das Verlangen nach dem Sakrament den Empfang ſelbſt erſetzen kann. Dieß iſt dann der Fall, wenn der Empfang nicht möglich iſt. Hier genügt die lebendige Sehnſucht nach dem Empfang der Sakramente. Bei der Taufe tritt in dieſem Falle ſtatt des Sakraments die Begierdtaufe ein. Man muß nämlich annehmen, daß Gott eines Theiles Niemanden, der guten Willens iſt die nothwendige Gnade vorenthält, und daß er durch Einſetzung der heiligen Sakramente gewiß nicht darauf verzichtet habe, den Menſchen nach Umſtänden die Gnade auch auf einem andern Weg zu ertheilen. Kann nun Gott, wie es nicht zu bezweifeln iſt, auch außer den Sakramenten die Gnade ertheilen, ſo muß man von ſeiner Güte annehmen, daß er es ausnahmsweiſe und insbeſonders im Falle, wo der wirkliche Empfang eines Sakraments unmöglich iſt, auch thun wird. Hier entſteht freilich auch die Frage, ob das Verlangen nach dem Sakramente ein ausdrückliches (votum explicitum) ſein müſſe, oder ob auch das ſogenannte votum implicitum, d. h. das Verlangen nach Gott genüge. Die Theologen ſind hier in ihren Anſichten allerdings getrennt. Wir bemerken indeß nur ſo viel, daß bei jenen, wo die Kenntniß von dem Sakramente vorhanden iſt, allerdings im Falle der Unmöglichkeit des Empfanges das ausdrückliche Verlangen darnach erforderlich iſt; wo indeß dieſe Kenntniß mangelt, wie bei Ungläubigen, wird wohl Alles der gnädigen Fügung Gottes zu überlaſſen ſein, und kann nur im Allgemeinen geſagt werden, daß, da

Gott das Heil Aller will, er den, der guten Willens ist, nicht zu Grunde gehen lassen wird, sondern ihm auf irgend eine Weise während seines Lebens die Erreichung desselben ermöglichen, und ihn ohne seine Schuld nicht dem Verderben anheim geben wird.

Man unterscheidet übrigens eine doppelte Nothwendigkeit, nämlich eine des Gebotes (praecepti) und eine des Mittels (medii). Die letztere verbindet strenger. So ist z. B. die Taufe nothwendig necessitate medii, weil, wer nicht getauft ist, oder im Falle der Unmöglichkeit, kein Verlangen nach der Taufe hat, nicht selig werden kann; während die Firmung nothwendig ist necessitate praecepti, weil ihr Empfang zwar geboten ist, wenn er aber aus erheblichen Gründen nicht stattfindet, dieses kein Hinderniß zur Erlangung der Seligkeit ist.

Vom Standpunkte der Angemessenheit (Congruenz) geben die Theologen verschiedene Gründe an, warum Gott die heiligen Sakramente eingesetzt hat, nämlich:

a) Die menschliche Natur, die aus Leib und Seele besteht, verlangt Solches. Daher sagt der heilige Chrysostomus: Wärest du unkörperlich, so hätte dir Gott seine Gnaden ohne Hülle und Körper gegeben; aber weil der Geist in dem Körper eingeschlossen ist, so reicht er dir das Geistige in sinnlichen Zeichen dar. Hom. 82 in Mth. Ebenso erklären sich Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und andere Väter. Den rein geistigen Wesen, wie den Engeln, wird die Gnade nicht durch äußere Symbole, sondern auf innerm geistigen Wege zugemittelt. Auch für den Menschen werden nach seiner Verklärung die sinnlichen Zeichen der Sakramente hinwegfallen. Der Stand der Glorie bedarf der symbolischen Vermittelung nicht mehr; dort wird die Gnade ohne Hülle gegeben.

b) Die Natur mit ihren sinnlichen Reizen hatte dem Menschen im Paradiese Anlaß zum Falle gegeben; vor der Sünde war der Mensch Herr und Gebieter der Natur; jetzt wurde er ihr dienstbar. Damit er sich aus diesem knechtlichen Verhältnisse wieder herausreiße und über die Natur sich erhebe, deren sich der Teufel bediente, um den Menschen zum Falle zu bringen, soll in der christlichen Heilsordnung dieselbe auch das Substrat zur Heilung abgeben, auf daß sich erfüllte: Quale vulnus, tale remedium;

oder wie die Kirche ſingt: Qui in ligno vincebat, in ligno quoque vinceretur.

c) Die Natur ſelbſt hat die Folgen der Sünde mitempfunden; ſie iſt alſo auch nach dem Ausſpruche des Apoſtels Paulus der Erlöſung bedürftig (Röm. 8.). Gerade dadurch aber, daß ſie für die Sakramente das elementare Subſtrat hergibt, wird ſie in die Erlöſung mit hineingezogen und zur beſondern Würde erhoben. So bemerken die heiligen Väter, daß Chriſtus durch ſeine Taufe im Jordan die Fluthen des Waſſers gereiniget und ihnen eine heiligende Kraft verliehen habe. Ebenſo bietet die Natur Brod und Wein zur Euchariſtie, wodurch dieſe Elemente zu einer unausſprechlichen Würde erhoben werden. Wer wollte ferner leugnen, daß dadurch, daß die äußern Hüllen der Gnadenmittel aus der ſinnlichen Natur genommen werden, auf dieſe ſelber ſich heilende Kräfte ergießen?

d) Es hat Irrlehrer gegeben, welche die Materie ſchlechthin als böſe bezeichneten. Dieſer Irrthum iſt thatſächlich dadurch ſchon verdammt, weil die Kirche die ſinnlichen Elemente für ihre Gnadenmittel von der Materie nimmt.

e) Dadurch fällt es offenbar in die Augen, daß die Gnade, welche durch die Sakramente gegeben wird, von Gott allein ſei; denn würde ſie durch irgend welche geiſtige Akte erlangt, ſo könnten die Menſchen leicht auf die Meinung gebracht werden, daß ſie in Folge der eigenen Kraft dieſes Aktes gerechtfertiget werden. Da aber durch unanſehnliche, körperliche Dinge die Gnade gegeben wird, kann eine ſolche Annahme nicht Platz greifen.

f) Da der Empfang der Gnade durch äußere Zeichen bedingt wird, ſo weiß nun der Menſch den Augenblick des Empfanges voraus, und kann zum Empfange ſelbſt ſich vorbereiten; er kann mit hellſtem Bewußtſein und geſpannter Aufmerkſamkeit dieſe Gnade hinnehmen.

g) Es muß Zeichen geben, wodurch die Gläubigen von den Ungläubigen, die Kinder der Kirche von denen, die draußen ſind, ſich unterſcheiden. Auch dieſes geſchieht durch die heiligen Sakramente.

10) Ausführlicher Beweis für die Wirklichkeit des sakramentalen Charakters.

Daß einige Sakramente (Taufe, Firmung und Prieſterweihe) einen Charakter eindrücken, läßt ſich beweiſen:

I. Aus der heiligen Schrift. Der heilige Apoſtel Paulus redet in ſeinen Briefen öfters von einer Beſieglung durch den heiligen Geiſt; ſo z. B.: „In welchem auch ihr, nachdem ihr das Wort der Wahrheit gehört hattet, da ihr glaubtet, beſiegelt worden ſeid mit dem verheißenen, heiligen Geiſte.“ Eph. 1, 13. Da hier von der Predigt des Evangeliums und vom Glauben die Rede iſt, ſo iſt offenbar das Sakrament der Taufe gemeint. Ebenſo, wenn es heißt: Betrübet nicht den heiligen Geiſt Gottes, mit welchem ihr verſiegelt ſeid auf den Tag der Erlöſung. Eph. 4, 30. Wiederum leſen wir: Gott iſt es, der uns das Siegel aufgedrückt, und das Pfand des Geiſtes in unſere Herzen gegeben hat. 2. Korinth. 1, 22. Alle dieſe Stellen, in welchen theils die Taufe, theils die Firmung gemeint iſt, verſtehen die heiligen Väter, wie Chryſoſtomus, Theophylakt, Hieronymus, Anſelm u. ſ. w. nicht etwa bloß von einer ethiſchen Beſieglung, d. h. von einer Stärkung, ſondern von einer wirklichen Beſieglung, d. h. vom Eindrücken eines charakteriſtiſchen Zeichens in die Seele.

Ferner redet der Apoſtel Paulus von einem Siegel, woran Gott die Seinen erkennt; 2. Timoth. 2, 19.; womit offenbar auf dieſen ſakramentalen Charakter hingewieſen iſt. Auch in der geheimen Offenbarung iſt von einem Engel die Rede, der das Zeichen des lebendigen Gottes hatte, und werden überhaupts die Auserwählten die Bezeichneten genannt. Apok. Kap. 7.

Selbſt im alten Bunde iſt ſchon hingewieſen auf ein charakteriſtiſches Zeichen, welches die Gläubigen des neuen Bundes haben werden. Denn die Beſchneidung des alten Bundes ließ am Leibe der Iſraeliten ein Merkmal zurück, wodurch die Juden von allen Nicht-Juden ſich unterſchieden. Was war damit Anders vorgebildet, als daß die Gläubigen des neuen Bundes ein beſonders, charakteriſtiſches Kennzeichen an der Seele haben würden? Davon weiſſagt auch der Prophet, wenn er ſpricht: Alle Völker und Nationen werden kommen, und meinen Ruhm ſehen, und ich will an ihnen ein Zeichen ſetzen. Iſaias 66, 18. 19.

II. Aus der Ueberlieferung. — Der heilige Cyrillus von Jeruſalem ſagt: Der heilige Geiſt bezeichnet zur Zeit der Taufe deine Seele. Catech. 4.

Der heilige Baſilius: Wie will der Engel dich für ſich in Anſpruch nehmen, wie will er dich den Feinden entreißen, wenn er an dir das Zeichen nicht ſieht? Orat. 13.

Der heilige Chryſoſtomus: Bezeichnet waren auch die Iſraeliten, aber wie die Thiere, mit dem Merkmal der Beſchneidung; wir aber ſind wie Söhne bezeichnet mit dem heiligen Geiſte. Hom. 2. in epist. ad Eph.

Epiphanius: Er beſchnitt uns von den Sünden und bezeichnete uns nach dem Namen Gottes. Haer. 8.

Ambroſius: Mit dem Geiſte werden wir bezeichnet, damit wir ſeinen Glanz, ſein Ebenbild und ſeine Gnade behalten können; denn dieſes iſt das geiſtige Zeichen. Lib. 1. de spirit. sanct. c. 6.

Auguſtinus: Ein Schaaf, welches draußen herumirrte, und den Charakter des Herrn von trügeriſchen Räubern erlangt hat, aber zum Heile der chriſtlichen Einheit kömmt, muß man vom Irrthum befreien, von der Gefangenſchaft löſen, von der Wunde heilen; den Charakter des Herrn muß man aber eher an demſelben anerkennen, als mißbilligen. Lib. 6. de baptism. c. 1.

III. Aus der Vernunft. — Schon die göttliche Freigebigkeit ſcheint dieſes zu verlangen. Gott unterſcheidet ſich nämlich von den Menſchen dadurch, daß die Menſchen, wenn ſie Einem ein Amt übertragen, ihm innerlich Nichts verleihen können, wodurch er zum erhaltenen Amte tauglich wird; und wenn ſie Einen lieben, ſo geben ſie ihm Nichts, wodurch er liebenswürdig wird, ſondern weil er es iſt, lieben ſie ihn. Wenn aber Gott Jemanden liebt, ſo verleiht er ihm durch Ertheilung verſchiedener Gnaden auch die Liebenswürdigkeit; er liebt nicht bloß, ſondern macht auch liebenswürdig. Auf gleiche Weiſe muß man annehmen, daß, wenn Gott Jemanden berufet zum Empfange oder zur Spendung der Sakramente, er dieſes nicht, wie die Menſchen, durch einfache Berufung thut, ſondern innerlich eine gewiſſe Kraft eingießt, wodurch ein Solcher für ſeine Pflichten tauglich wird. Und dieſe Tauglichkeit pfleget man eben Charakter zu nennen.

Es iſt gewiß, daß drei Sakramente: Die Taufe, Firmung und

Priesterweihe nicht wiederholt werden können; die übrigen aber können öfters empfangen werden. Dieser Unterschied läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß die drei genannten Sakramente einen Charakter eindrücken. Es können nämlich diese Sakramente nicht wiederholt werden, weil sie, wenn einmal empfangen, durch den Charakter in ihrem Wesen immer bleiben. Zwar kann die Wirkung gehemmt, ja unterbrochen werden; aber es darf nur das Hinderniß entfernt werden, und die Wirkung ist wieder da. Die übrigen Sakramente aber können wiederholt werden, weil sie weder in sich, noch in ihrer Wirkung bleiben; denn die Gnade, welche allein die Wirkung der übrigen Sakramente ist, kann verloren werden, wie es oft wirklich der Fall ist; wenn sie aber auch nicht verloren wird, so kann sie vermehrt werden. Und dieses ist der Grund, warum die übrigen Sakramente wiederholt empfangen werden dürfen und können. Es geschieht dieses, um die verlorne Gnade wieder zu erhalten, oder um die vorhandene zu vermehren. Aber der Charakter kann weder verloren, noch vermehrt werden: daher ist bei jenen Sakramenten, die einen Charakter eindrücken, kein wiederholter Empfang möglich. Wird aber der Charakter in Abrede gestellt, so läßt sich kein Grund angeben, warum einige Sakramente nur einmal, andere aber wiederholt empfangen werden können.

11) Von dem Wesen und der Bedeutung des sakramentalen Charakters.

Wir müssen zuerst den Begriff von Charakter festsetzen. Der Charakter ist ein gewisses, geistiges Merkmal, welches einige Sakramente, nämlich drei, die Taufe, die Firmung und die Priesterweihe, der Seele unaustilgbar eindrücken, wodurch der damit Bezeichnete sich von allen Anderen, die dieses Zeichen nicht tragen, unterscheidet, und welches ihn befähiget zu besonderen Befugnissen und zu weiterem Gnadenempfange.

Zu diesen Worten sei noch bemerkt: Der Charakter ist ein geistiges Merkmal. Der Charakter kann also nicht im körperlichen Verstande genommen werden, sondern der Charakter, welcher der Seele eingedrückt wird, ist nothwendig, wie diese selbst, etwas Geistiges. Indeß irren Diejenigen, welche, wie Durandus, den

Charakter für einen bloßen idealen Verhältnißbegriff erklären, da ihm doch eine wirkliche Realität zukommt, wie schon das Wort „Charakter" und dann die Ausdrücke: Eingraben, einprägen u. s. w. andeuten. — Der Charakter ertheilt, sagten wir, der Seele gewisse Befugnisse, die theils aktiver, theils passiver Natur sind. So ist der Charakter der Taufe eine passive Befugniß; denn der Mensch wird dadurch befähigt, alle andern Sakramente giltig zu empfangen. Der Charakter des Ordo ertheilt eine aktive Befugniß; denn er befähiget, Andern die Sakramente zu spenden. Der Charakter der Firmung wirkt wieder vorzüglich aktiv, denn er macht tauglich zum Bekenntnisse des Glaubens. Der Charakter beim Sakramente der Priesterweihe macht überdieß gewissermaßen der Gewalt Christi theilhaftig; so nimmt man durch den Ordo an der hohenpriesterlichen Gewalt Christi Antheil. Durch den Charakter tritt man also in ein näheres Verhältniß zu Christus, und wird ihm ähnlicher, als Solche sind, die des Charakters entbehren. Eben deßwegen ist der Charakter ein wesentliches Unterscheidungszeichen von Andern, welche des Charakters entbehren; so sind durch den Charakter des Ordo die Priester von den Laien verschieden.

Den Sitz des Charakters verlegen Einige, aber mit geringerer Wahrscheinlichkeit, in den Willen; Andere in die Intelligenz, weil zur Ausübung der Vorrechte, die er gewährt, ein besonders geistiges Erkennen erfordert wird. Indeß sagt Belarmin, daß er in das Wesen der Seele zu setzen sei, und daß dieses die wahrscheinlichere Meinung sei.

Der Charakter ist unaustilgbar; daher dürfen die Sakramente, die ihn eindrücken, nur einmal empfangen werden. Hierin sind alle Katholiken einig, und wird dieses von den allgemeinen Synoden zu Florenz und zu Trient klar ausgesprochen. Der Grund ist, weil der Charakter eine gewisse Heiligung der Seele ist, und so lange bleibt, als die geheiligte Sache dauert. Es kann nämlich eine gegebene Kraft eine frei wirkende und eine gehemmte sein. So besitzt zwar ein Gefesselter das Vermögen zu gehen, aber er ist durch Ketten gehindert, von diesem Vermögen Gebrauch zu machen. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem sakramentalischen Charakter; denn vermöge des Charakters, welchen ein Sakrament der Seele eindrückt, geht die im Empfange desselben

erlangte Gnade eigentlich nicht mehr verloren, ſondern wird durch ein hinzutretendes Hinderniß (durch die Sünde) nur eine gebundene. Wird das Hinderniß, d. h. die Sünde, hinweggenommen, ſo lebt die Gnade wieder auf.

Um übrigens den Charakter ſelbſt noch näher zu bezeichnen, müſſen wir ſagen: Durch den Empfang eines Sakramentes, das einen Charakter eindrückt, wird der Menſch aus der Sphäre der Natur in die höhere Gemeinſchaft mit Gott erhoben, es empfängt die menſchliche Seele in Folge der Berührung des Menſchlichen mit dem Göttlichen einen realen Eindruck, und es wird gewiſſermaßen das Bild Chriſti derſelben eingeſenkt. Das iſt der ſakramentale Charakter im Allgemeinen, die unauslilgbare, weil von Gott gewollte Befähigung des Menſchen für die übernatürliche Gnadenordnung; ein göttliches Inſiegel an der kreatürlichen Subſtanz der Menſchenſeele.

Einen Charakter verleihen nur drei Sakramente: Die Taufe, Firmung und Prieſterweihe, weil der Menſch in dieſen drei Sakramenten eine neue Gewalt erhält und gewiſſermaßen ſeinen Stand ändert; denn durch die Taufe geht der Menſch aus der Gewalt des Teufels in die Chriſti über, wird ſeinem Reiche einverleibt und erhält die Befugniß, an den übrigen Sakramenten und an allen Gütern der chriſtlichen Kirche Theil zu nehmen; durch die Firmung wird der Chriſt unter die Streiter Chriſti eingeweiht und erhält die Kraft, den Teufel und ſeinen Anhang zu bekämpfen; durch den Ordo wird er in die Zahl der Anführer dieſer Streiter verſetzt, und erhält die Gewalt, Anderen die Güter des Herrn mitzutheilen. Demnach iſt der Taufcharakter der des Bürgerthums Chriſti; der Firmcharakter der des Kriegsſtandes Chriſti; der Weihecharakter der der geiſtlichen Beamtung im Reiche Chriſti. In den übrigen Sakramenten ändert der Chriſt im Reiche Gottes ſeinen Stand nicht, er wird auch mit keinem neuen Dienſte betraut, ſondern er wird entweder geiſtig genährt, wie in der Euchariſtie; oder er empfängt das Heilmittel gegen die Wunden der Seele, wie in der Buße, oder ein Mittel gegen die Ueberbleibſel der Sünden, wie in der letzten Oelung, oder eine Heilkraft gegen die Concupiscenz, wie in der Ehe. Darum verleihen die übrigen Sakramente keinen Charakter.

Der sakramentalische Charakter ist an dem Christen eine große Würde. Fühlt sich z. B. der Beamte geehrt, wenn er seine reich gestickte Amtskleidung trägt, so ist der Christ der Seele nach noch viel mehr durch den sakramentalen Charakter ausgezeichnet. Denn der sakramentale Charakter der Taufe erhebt uns zur Würde der Christen. Wir empfingen durch ihn das Bürgerrecht der christlichen Gemeinde, und das urkundliche Dokument dieses hohen Standesrechtes wird unserer Seele eingegraben, ebenso unverwüstlich wie es die Substanz der menschlichen Seele selbst ist. Ob wir unsere Christenwürde in Ehren halten, oder ob wir sie durch Unthaten schänden: wir können das Zeichen unseres Standes niemals mehr verwischen. Eine neue Würde gibt uns die heilige Firmung; aus der Masse der Uebrigen ausgeschieden werden wir durch dieselbe für den Kriegsdienst des Reiches Gottes eingeschrieben; wir schwören zur Fahne Jesu Christi, unseres Heerführers; er hat uns sein Ehrenzeichen an der Seele nicht etwa bloß als ein Ordensband angeheftet, sondern wie eine Signatur eingeprägt. Ob wir fahnenflüchtig entlaufen, oder in der Hitze des Kampfes muthig ausharren: das Zeichen löscht kein Verrath, tilgt keine Feigheit. Der Ordo erhebt abermals zu einer Würde, die um so viel höher ist, als der Anführer über die hinwegragt, über welche er gesetzt ist. Der Priester trägt den Charakter der priesterlichen Würde zur wesentlichen Unterscheidung vom Laien unantastbar an seiner Seele. Ob er ein Johannes oder ein Judas wird, das Gepräge des priesterlichen Charakters wird nie verwischt. Der Priester kann suspendirt, excommunicirt, degradirt werden; er kann aber nicht decharakterisirt werden; denn keine Macht auf Erden kann ihn seines priesterlichen Charakters berauben.

Das Zeichen des sakramentalen Charakters ist jetzt für uns unsichtbar; aber Gott und die heiligen Engel schauen es. Am Tage des Gerichtes wird dieses charakteristische Zeichen vor aller Welt sichtbar werden; den Auserwählten wird es zur großen Zierde und Verherrlichung, den Verworfenen aber zur Schmach und Schande gereichen; es wird für sie ein Brandmal des Fluches sein.

12) Von der Wirksamkeit der heiligen Sakramente.

Das Sakrament ist die Wirkungsursache (causa efficiens) der Gnade selbst; das Sakrament wirkt aus und durch sich selbst, mit eigener Kraft, und daher ganz unabhängig von dem Verdienste des Ausspenders und von der Würdigkeit des Empfängers. Diese Wirkung der Sakramente nennt die Kirche eine Wirkung ex opere operato, im Gegensatze zur Wirkung ex opere operantis. Dabei muß aber bemerkt werden, daß dem Sakramente zwar nicht durch seine Naturkraft diese Wirkung zukommt, sondern daß sie ihm, und zwar unabhängig vom Ausspender und Empfänger, von Gott selbst mitgetheilt sei. Gott ist also die Grundursache der Gnadenwirkung. Da aber Gott die Gnade nur im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi spendet, so ist Christus die Verdienstursache derselben.

Durch die Lehre von dem Opus operatum wird aber die Vorbereitung von Seite des Empfängers nicht ausgeschlossen, und ist dieses noch viel weniger in dem Sinne zu fassen, als ob das Zuthun von Seite des Menschen gleichgiltig wäre. Die Kirche will nur sagen, daß im Sakramente die Gnade unabhängig von der Thätigkeit des Menschen vorhanden ist und gegeben wird. Ob er aber die Gnade auch annehme und zu seinem Heile verwende, das hängt von ihm ab. Er kann der Gnade in ihrer Wirkung ein Hinderniß entgegen stellen, ja es kann geschehen, daß der persönlichen Unwürdigkeit wegen die heilbringende Kraft des Sakramentes gerade in's Gegentheil umschlägt, und todtbringendes Gift wird. Umgekehrt wird aber auch vielfach der größeren Würdigkeit ein höheres Gnadenmaß verliehen. Daraus ist von sich klar, wie viel von der Vorbereitung abhängt. Daher dringt auch die Kirche bei ihren Gläubigen auf eine würdige Vorbereitung zum Empfange der heiligen Sakramente.

Gerade durch die Annahme, daß die Sakramente ex opere operato wirken, unterscheidet sich die katholische Lehre von den Sakramenten am schärfsten im Gegensatze zu der häretischen Auffassung; denn dadurch ist der Irrthum der Reformatoren, daß die Sakramente nur einzig und allein Unterpfänder der Recht-

fertigung seien, von selbst widerlegt; ebenso die Annahme, als ob die Wirkung der Sakramente nur für eine bestimmte Klasse von Menschen, nämlich für die Vorherbestimmten, vorhanden wäre, den Uebrigen aber bloß ein todtes, natürliches Element gespendet würde u. s. w.

Uebrigens kam die Ausdrucksweise: ex opere operato erst im zwölften Jahrhunderte zur Aufnahme. Die Theologen billigten sie indeß bald allgemein, und auch das Concilium von Trient nahm sie Sess. 7. can. 8. an. Ist nun gleichwohl die Ausdrucksweise: „Die Sakramente wirken ex opere operato" — erst später entstanden, so hat die Kirche diese Lehre selbst, wie gleich näher dargethan werden soll, vom Anfange an festgehalten.

13) Ausführlicher Beweis dafür, daß die heiligen Sakramente durch sich selbst (opere operato) wirken.

Daß die heiligen Sakramente durch sich selbst (opere operato) wirken, folgt:

I. Aus Aussprüchen der Propheten und aus den Vorbildern des alten Bundes.

Der Prophet Ezechiel sagt: Ich will ausgießen über euch reines Wasser, und ihr werdet gereiniget werden von allen eueren Missethaten, und ich will euch geben ein neues Herz. Ezech. 36, 25. 26. — Diese Stelle verstehen Cyprian, Hieronymus und andere Väter von der Taufe. Hier wird aber dem Ausgießen des Wassers die Reinigung von den Sünden und die Schaffung eines neuen Herzens zugeschrieben, und eben dadurch gesagt, daß die Taufe durch sich selbst wirke. — Dasselbe ist nach der Erklärung der heiligen Väter in den Stellen ausgesprochen: „An demselben Tage wird sich eine Quelle öffnen für das Haus Davids und die Bewohner Jerusalems zur Reinigung der Sünden" Zach. 13, 1.; und: „Besprenge mich mit Hyssop, so werde ich gereiniget; wasche mich, so werde ich weißer als der Schnee." Ps. 50, 9.

Auch an Vorbildern fehlt es nicht. So heißt es in der Genesis: Der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Gen. 1, 2. Dadurch befruchtete er das Wasser; denn es sollten Fische und andere Thiere hervorgebracht werden. Hierin erblicken die heiligen

Väter ein Bild von der Taufe, und sagen: Wie bei der Schöpfung der heilige Geist die Wasser befruchtete, in Folge dessen thierisches Leben daraus hervorging, so ertheilt derselbe heilige Geist dem Taufwasser die Kraft, neue Herzen zu schaffen.

Ein weiteres Vorbild ist, um die Sündfluth zu übergehen, die Beschneidung, durch welche ebenfalls die Taufe gesinnbildet ist. Der Apostel Paulus sagt hierauf bezüglich: In welchem (Christus) ihr auch die Beschneidung habt, nicht eine Beschneidung, die mit der Hand geschehen durch Hinwegnahme des Fleisches am Leibe, sondern die Beschneidung Christi. Kolosf. 2, 11. Nun wurde durch die Beschneidung wirklich die Vorhaut hinweggenommen; ebenso werden durch die Taufe die Sünden hinweggenommen.

Der Untergang der Aegyptier im rothen Meere ist gleichfalls ein Vorbild von der Taufe. (1. Kor. 10.) Wie aber das rothe Meer in der That die Aegyptier verschlang und die Israeliten befreite, so nimmt die Taufe wahrhaft die Sünden hinweg und rettet die Seelen.

Das Manna, welches Gott den Israeliten in der Wüste vom Himmel gab, und das Wasser, welches er ihnen aus dem Felsen verlieh, sind ein Bild vom Leibe und Blute des Herrn. 1. Kor. 10. Das Manna und das Wasser aus dem Felsen erquickte aber in Wahrheit die Leiber der Israeliten und war keineswegs etwa bloß ein Zeichen davon; auf gleiche Weise erquickt die Eucharistie als solche die Seelen in Wahrheit, und ist nicht etwa bloß ein Zeichen davon, sonst wäre das Vorbild vortrefflicher als das Vorgebildete.

Diese Vorbilder können insbesonders bezüglich auf die Taufe noch vermehrt werden, so z. B. war ein Vorbild der Taufe das Waschen des Syrers im Jorden, der dadurch vom Aussatze rein wurde; ferner war die Taufe vorgebildet durch jenen Schwemmteich, in welchem jeder gesund wurde, der zuerst in das von einem Engel in Bewegung gesetzte Wasser hineingebracht wurde, mochte er was immer für eine Krankheit haben. — Alle diese Vorbilder deuten offenbar darauf hin, daß die heiligen Sakramente nicht etwa bloß Unterpfänder der erhaltenen Heiligung seien, sondern daß sie durch sich selbst dem, der sie empfängt, die Heiligung ertheilen.

II. Aus Stellen des neuen Teſtaments.

Der heilige Johannes ſagt von der Taufe: Ich taufe euch mit Waſſer, Jener aber wird euch taufen mit dem heiligen Geiſte. Mtth. 3, 11. Wer ſieht hier nicht, welch einen großen Unterſchied der heilige Johannes ſelbſt zwiſchen ſeiner Taufe und der von Chriſtus geſpendeten angibt? Chriſtus tauft mit dem heiligen Geiſte. Wer will aber behaupten, der heilige Geiſt ſei nur ein Zeichen der Heiligung, und nicht vielmehr dieſe ſelbſt? Umgekehrt, die Taufe des heiligen Johannes war nur ein Bild der zu erhaltenden Reinigung; die Taufe Chriſti aber, der mit dem heiligen Geiſte taufte, bewirkte die Heiligung ſelbſt.

Wenn es bei Markus heißt: „Wer glaubt und getauft iſt, wird ſelig" — ſo wird der Taufe offenbar die Kraft, ſelig zu machen, zugeſchrieben. Dieſes ſetzt aber die Rechtfertigung voraus; denn ohne ſie gibt es keine Seligkeit.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Stelle: Wer nicht wiedergeboren iſt aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, wird nicht eingehen in das Himmelreich. Joh. 3, 5. Hier wird die Taufe eine Wiedergeburt genannt, alſo eine innere Erneuerung, eine völlige Umſchaffung des innern Menſchen. Wie läßt ſich Solches ſagen, ohne der Taufe die Kraft zuzuſchreiben, daß ſie durch ſich rechtfertige? Wie dem Menſchen durch die leibliche Geburt das irdiſche Daſein gegeben wird, ſo erhält er durch die Taufe die geiſtige Geburt, das geiſtige Leben. Daher bedient ſich Maldonat des Gleichniſſes: Wie die leibliche Geburt von dem Vater und der Mutter zugleich ausgeht, ſo entſpricht bei der geiſtigen Neugeburt des Menſchen das Waſſer (der Taufe) der empfangenden, und der heilige Geiſt der zeugenden Kraft. Das Waſſer, das äußere Zeichen des Sakraments, nimmt gleichſam die Kraft des heiligen Geiſtes in ſich auf, und ſo mit übernatürlicher Kraft erfüllt, gebiert es geiſtiger Weiſe den Menſchen.

Ebenſo klar iſt die Stelle: Thuet Buße, und ein Jeder von euch laſſe ſich taufen zur Vergebung der Sünden. Apoſtelgeſch. 2, 28. Hier wird offenbar der Taufe die Sündenvergebung zugeſchrieben.

Daſſelbe gilt von den übrigen Sakramenten, ſo z. B. von der Firmung, wenn es heißt: Sie legten ihnen die Hände auf, und ſie empfingen den heiligen Geiſt. Apoſtelgeſch. 8, 17. Hier

ist offenbar gesagt, daß die Spendung des Sakraments der Gnade theilhaftig machte. Das nämliche sagt der Apostel von der Priesterweihe mit den Worten: Ich ermahne dich, daß du die Gnade erweckest, welche in dir ist durch die Auflegung unserer Hände. 2. Timoth. 1, 6.

III. Aus den Aussprüchen der heiligen Väter.

Hier stimmen die griechischen und lateinischen Väter so einmüthig überein, daß Calvin in der Verlegenheit, für seine irrthümliche Behauptung Beweise zu finden, nach ächt häretischer Weise die Väter der maßlosen Uebertreibung beschuldiget. Wir wollen nun sowohl von den griechischen als lateinischen Vätern Zeugnisse selbst vernehmen, und zwar:

a) Von den griechischen Vätern.

Clemens von Alexandrien schreibt: Auf vielfache Weise wird dieses Werk (die Taufe) Gnade, Erleuchtung, Vollendung und Abwaschung genannt: nämlich Abwaschung, da wir durch dieselbe die Sünden ablegen; Gnade aber, weil dadurch die Strafen nachgelassen werden, welche den Sünden gebühren. Paedagog. lib. 1. c. 6.

Origenes: Die Kinder werden getauft zur Vergebung der Sünden. In 2. Cap. Luc. hom. 14.

Der heilige Cyrillus von Jerusalem: Todt in Sünden bist du (in das Taufwasser) hinabgestiegen, und lebendig in der Gerechtigkeit gehest du daraus hervor. Catech. 3.

Der heilige Basilius: Wenn im Wasser (der Taufe) eine Gnade ist, so kömmt diese nicht von der Natur des Wassers, sondern rührt von der Gegenwart des heiligen Geistes her. Lib. de spirit. c. 15.

Der heilige Gregorius von Nyssa: Die Taufe ist die Aussöhnung der Sünden, die Nachlassung der Vergehen, der Grund der Erneuerung und der Wiedergeburt. Lib. de baptism.

Der heilige Chrysostomus: Was damals die Beschneidung in der Hinwegnahme des Fleisches that, das thut jetzt die Taufe in der Abnahme der Sünden. Hom. 39 in Genes.

Cyrillus von Alexandrien: Wie das durch die Kräfte des Feuers innerlich erwärmte Wasser nicht anders als das Feuer selbst brennt, so wird durch die Wirkung des heiligen Geistes das

Wasser, womit der Leib des Täuflings besprengt wird, erneuert zur göttlichen Kraft und Macht. Lib. 2. in Joan. c. 42.

Alle diese Aussprüche beziehen sich zwar zunächst auf die Taufe; aber was von einem Sakramente gilt, wird hier mit Recht auch für die andern gefolgert.

b) Von den lateinischen Vätern.

Tertullian schreibt von der Wirksamkeit der Sakramente: Das Fleisch wird (bei der Taufe) abgewaschen, damit die Seele von ihren Makeln gereinigt werde; das Fleisch wird (bei der Oelung) gesalbt, damit die Seele geheiligt werde; das Fleisch wird (bei der Firmung) bezeichnet, damit die Seele befestiget werde; das Fleisch wird (bei der Weihe) durch die Händeauflegung beschattet, damit die Seele mit dem heiligen Geiste erleuchtet werde; das Fleisch wird (bei der Eucharistie) mit dem Leib des Herrn und seinem Blute gespeiset, damit die Seele genährt werde. De resurrect. carn. c. 8. — Der körperlichen, am Fleische vorgenommenen Handlung entspricht also jedes Mal die Wirkung an der Seele. Wie ließe sich der nothwendige Zusammenhang der Gnadenwirkung mit dem äußern Zeichen treffender ausdrücken?

Der heilige Ambrosius: Es schien unmöglich, daß das Wasser die Sünde abwasche. Auch der Syrer Naaman glaubte nicht, daß er durch Wasser von seinem Aussatze gereiniget werden könne; aber was unmöglich war, machte Gott, der uns eine solch große Gnade schenkte, zur Möglichkeit. Lib. 2. de poenitent. c. 2.

Der heilige Hieronymus: Es würde mir an Zeit fehlen, wollte ich Alles, was auf die Macht der Taufe Bezug hat, aus der heiligen Schrift ausheben. Epist. 8. ad Ocean.

Der heilige Augustin: Nicht durch die Verdienste derer, von welchen sie gespendet wird, noch derer, denen sie gespendet wird, besteht die Taufe, sondern durch ihre eigene Heiligkeit und Wahrheit, durch Den, von welchem sie eingesetzt ist worden. Contra Crescon. l. 4. c. 16. — Wie ließe sich noch deutlicher reden?

Papst Leo: Die Kraft des Allerhöchsten und die Ueberschattung des heiligen Geistes, welche machte, daß Maria den Heiland gebar, macht auch, daß das Wasser den Gläubigen erneuert. Serm. 4. de natali Domini.

Um Andere zu übergehen, schließen wir mit dem heiligen

Bernard, der bezüglich der heiligen Kommunion sagt: Wenn Jemand unter euch nicht so häufig mehr solch heftige Versuchungen zum Zorn, zum Neid, zur Ausschweifung und zu den übrigen Leidenschaften fühlt, so verdankt er dieses dem Leibe und Blute des Herrn, weil die Kraft des Sakramentes in ihm wirkt. Serm. de coen. Domin.

Daraus ist es klar, daß es die größte Unkenntniß mit den Werken der heiligen Väter verräth, wenn z. B. Melanchthon sagt, es könne nicht Ein Wort aus den alten Schriftstellern angeführt werden, welches für diese scholastische Behauptung (daß die Sakramente opere operato wirken), Zeugniß gebe.

IV. Aus den Beschlüssen der Concilien.

Schon das Concilium von Nizäa sagt: Es steigt der Täufling mit Sünden beladen und im Verderben der Sklaverei gefangen (in das Taufwasser) hinein; er geht aber aus demselben hervor frei von der Knechtschaft und von Sünden, ein Kind Gottes, ein Erbe und Miterbe Christi.

Das allgemeine Concilium von Constantinopel sagt in seinem Symbolum: Confiteor unum baptisma in remissionem peccatorum. Darnach läßt die Taufe wirklich die Sünden nach und bestätiget nicht bloß die etwa anderwärts erlangte Nachlassung.

Das Concilium von Milevi sagt Kap. 2: Die kleinen Kinder, welche in sich noch keine Sünde begehen konnten, werden deßwegen in Wahrheit zur Vergebung der Sünden getauft, auf daß in ihnen durch Wiedergeburt gereiniget werde, was sie durch die fleischliche Geburt sich aufluden. — Es ist offenbar, daß sich die unmündigen Kinder nicht durch den Glauben oder einen andern Tugendakt die Rechtfertigung erwerben können, sondern sie einzig und allein durch das Sakrament erhalten.

Endlich das Concilium von Trient erklärt ausdrücklich, daß die heiligen Sakramente die Gnade mittheilen. So heißt es: Wenn Jemand sagt, die Sakramente enthalten nicht die Gnade, welche sie bezeichnen, oder sie ertheilen jenen, welche kein Hinderniß setzen, nicht die Gnade selbst, sondern sie seien nur äußere Zeichen der durch den Glauben empfangenen Gnade oder Gerechtigkeit, und gewisse Merkmale des christlichen Glaubens, wodurch sich die Gläubigen von den Ungläubigen unterscheiden, so sei er im Bann.

Sess. 7. can. 6. Und wieder: Wenn Jemand behauptet, es werde durch die Sakramente, auch wenn man sie in rechter Weise empfängt, nicht immer und Allen, so weit es von Gott abhängt, die Gnade gespendet, sondern nur Einigen und manchmal, so sei er im Bann. Ebendas. can. 7.

V. Aus Vernunftgründen.

Hiefür lassen sich verschiedene Gründe angeben, und zwar:

a) Es ist gewiß, und die tägliche Erfahrung beweist es, daß das heilige Sakrament der Taufe auch unmündigen Kindern gespendet wird, und sie dadurch Vergebung der Sünden erlangen. Sie sind nicht im Stande, einen Glaubensakt zu erwecken, können also auch nicht dadurch gerechtfertiget werden, sondern sie müssen einzig und allein durch das Sakrament als solches die Rechtfertigung erlangen, oder was dasselbe ist: Die Taufe wirkt die Gnade durch sich selbst (opere operato).

b) Die Sakramente sind von Gott eingesetzte Zeichen, und konnten, was wesentlich zum Begriffe des Sakraments gehört, von keinem Menschen eingesetzt werden. Wären sie nur bloß Zeichen von der auf andere Weise erhaltenen Gnade, so ist nicht ersichtlich, warum sie z. B. nicht auch von den Aposteln oder ihren Nachfolgern hätten eingesetzt werden können. Gerade der Umstand, daß die Sakramente von Gott selbst eingesetzt sind, zeugt dafür, daß sie eine höhere Kraft haben, und also durch sich selbst wirken.

c) Die Sakramente haben ihre Kraft vom Leiden und Sterben Jesu Christi; daher lehren die heiligen Väter, sie seien aus der geöffneten Seitenwunde Christi geflossen. Ebenso sagen viele heilige Väter, Christus habe sich taufen lassen wollen, um mit seinem heiligsten Fleische das Wasser zu berühren, und ihm dadurch die Kraft zu geben, zu reinigen. Wären die Sakramente nur Zeichen oder Unterpfänder der erhaltenen Gnade, so brauchten sie mit den Verdiensten Christi nicht in Zusammenhang gebracht zu werden, und es wäre nicht nöthig, daß ihnen Christus eine besondere Kraft verliehen hätte. Aber eben weil dieses statt gefunden, müssen sie auch vermöge der Kraft, die ihnen Christus verliehen, durch sich wirken.

Wenn die Sakramente nur Zeichen zur Weckung des Glaubens u. s. w. wären, so bedürfte man dieselben für die Gebildeten

offenbar gar nicht, da sie solcher Zeichen nicht bedürfen, um den Glauben bei sich zu erwecken. Selbst auch für die Ungebildeten wären andere Zeichen oft viel wirksamer, z. B. die Lesung der heiligen Schrift, oder die Anhörung einer Predigt könnte in dieser Beziehung viel kräftiger wirken. Daraus ist aber zugleich ersichtlich, daß die Sakramente völlig überflüssig wären.

Unter den Theologen besteht noch die Frage, ob die Sakramente physisch oder moralisch wirken. Hat nämlich das sakramentale Zeichen in seiner Natur von Gott die höhere Gnadenkraft empfangen, so daß ihm dieselbe wirklich inhärirt, und die ihm inwohnende Kraft auf den Empfänger übergeht, so wirkt das Sakrament physisch; wird hingegen Gott durch Setzung des sakramentalen Zeichens bloß veranlaßt und bestimmt, daß er seinerseits dem Empfangenden die Gnade zuwendet, so wirkt das Sakrament moralisch. Die Thomisten sind für die erstere Ansicht, die Skotisten für die letztere; unter den spätern Theologen erklärt sich z. B. Bellarmin für die physische Wirksamkeit der Sakramente, während Tournelly die moralische wahrscheinlicher findet. Die Lehre von der physischen Wirksamkeit der Sakramente ist offenbar die begründetere und richtigere, wofür auch die meisten oben angeführten Zeugnisse sprechen. Wie könnte sonst z. B. der Taufe eine Kraft zu heiligen zugesprochen werden, wie es die Schrift und die heiligen Väter thun? Wie könnte das Concilium von Trient sagen: Sacramenta continere gratiam, conferre gratiam? Desgleichen spricht der Ausdruck, die Sakramente wirken opere operato für die physische Wirksamkeit. Dafür zeugt auch das bei den Gläubigen herrschende Gefühl heiliger Scheu und Achtung, womit die heilige Handlung der Sakramente, sogar die Materie, umgeben wird. Gerade in der physischen Wirksamkeit der Sakramente liegt die hohe Bedeutung derselben. Bemerkt muß noch werden, daß bei dem Sakrament der Eucharistie die moralische Auffassung ohnehin häretisch sein würde.

14) Von dem Empfänger oder dem Subjekt des Sakraments und seiner Beschaffenheit.

Die Sakramente sind für den Menschen, und zwar in statu viae, d. h. so lange er in dieser Zeitlichkeit lebt; denn jenseits gibt

es kein Sakrament mehr. Die Sakramente sind überdieß nur Mittel zur Erlangung der Seligkeit; sie fallen daher von selbst hinweg, wenn diese erlangt ist.

Die nähere Untersuchung über die Beschaffenheit des Subjekts zum Empfang eines Sakraments findet bei den einzelnen Sakramenten selbst ihren Platz; hier läßt sich im Allgemeinen nur so viel sagen, daß der Empfang eines Sakraments, je nach der Beschaffenheit des Subjekts, entweder ein bloß giltiger, oder auch ein würdiger und erlaubter ist. Beim würdigen Empfang (wobei die Würdigkeit wieder verschiedene Grade haben kann) wird der Zweck des Sakraments, d. h. der Empfang der Gnade, erreicht; der unwürdige Empfang aber, wenn gleichwohl giltige, vereitelt den Zweck, wenigstens für den Augenblick. Im letztern Falle wird bloß, wie die Theologen sich ausdrücken, das Sakrament empfangen; im ersteren auch der Inhalt des Sakraments, nämlich die Gnade.

Zum giltigen Empfang eines Sakraments wird bei den im Gebrauch der Vernunft sich Befindlichen nach fast einstimmiger Annahme der Theologen von Seite des Empfängers wenigstens (die Buße ausgenommen) erfordert, daß er die sogenannte intentio interpretativa habe, d. h. es wird das Sakrament giltig gespendet, wenn auch die Intention beim Empfänger wegen Abwesenheit des Bewußtseins im Augenblicke zwar nicht vorhanden ist, sobald nur vorausgesetzt werden darf, daß der Empfänger, falls er seiner mächtig wäre, das Sakrament würde empfangen wollen. Daraus folgt, daß der Empfang eines Sakraments ungiltig ist, wenn es ihm mit Anwendung äußerer Gewalt gespendet wird, weil hier der entgegengesetzte Wille vorhanden ist. Die Furcht allein aber hebt den freien Willen nicht auf, daher auch nicht die Giltigkeit des Sakraments; anders verhält es sich, wenn metus gravis vorhanden war, bei der Ehe. Um übrigens ein anderes Sakrament giltig empfangen zu können, muß die Taufe vorhergehen; denn die Sakramente sind nur für die Kirche eingesetzt: durch die Taufe aber wird der Mensch erst ein Glied der Kirche.

Bei den unmündigen Kindern wird eine Intention gar nicht erfordert, indem sie die Kirche ersetzt; denn wie sie ohne eigenen Willen die Erbsünde sich aufluden, so werden sie billig auch ohne

ihren Willen davon befreit. Daſſelbe gilt bezüglich ihrer auch in Hinſicht auf die Firmung und Kommunion. Ja ſelbſt die Ordination, ſagt Liguori, würde ihnen zwar unerlaubter, aber doch giltiger Weiſe ertheilt.

Indeß verlangen die Theologen, und darunter namentlich Liguori, zum Empfange eines Sakramentes bei den Erwachſenen und des Gebrauches ihrer Vernunft Mächtigen, die Intention, das Sakrament empfangen zu wollen. Sie beſtehen zwar nicht auf der intentio actualis, auf jener, die man einmal machte, und nicht mehr zurücknahm. Dieß gilt bezüglich aller Sakramente, mit Ausnahme der Buße und der Ehe. Bei der letzten Oelung genügt ihnen auch die intentio interpretativa.

Zum würdigen Empfange, d. h. um der Früchte des Sakramentes theilhaftig zu werden, wird bei der Taufe (wenigſtens von denen, die ihrer Vernunft mächtig ſind) und bei der Buße Glaube, Hoffnung und Reue verlangt; bezüglich der übrigen Sakramente aber, daß ſich der Empfänger im Zuſtande der Gnade befinde. Ein Sakrament der Lebendigen im Zuſtande einer Todſünde empfangen, iſt immer eine ſchwere Sünde. Hingegen empfängt Einer in einem Sakramente die Gnade um ſo reichlicher, je beſſer er darauf vorbereitet iſt. Der heilige Thomas von Aquin ſagt hierauf bezüglich: In adultis et habentibus usum rationis, in quibus potest esse contraria voluntas vel actu vel habitu, requiritur et contritio sive devotio ad recipiendam rem sacramenti et intentio sive voluntas ad recipiendum sacramentum. In pueris autem absque utroque recipitur sacramentum et res sacramenti, et similiter est in carentibus usu rationis, nisi contraria voluntas habitu insit vel actu.

Hiebei werfen die Theologen die Frage auf, ob der Miniſter den Unwürdigen die Spendung der Sakramente verweigern ſoll. Der heilige Liguori antwortet in Uebereinſtimmung mit den gewichtigſten Theologen: Es iſt für den Miniſter eine ſchwere Sünde, wenn er, den Fall der Todesgefahr ausgenommen, dem notoriſch Unwürdigen, auch wenn er es verlangt, ein Sakrament ſpendet; denn hier gilt der Ausſpruch des Herrn: Werfet das Heilige nicht den Hunden vor. Matth. 7, 6. Hingegen wenn Jemand, deſſen

Unwürdigkeit geheim ist, ein Sakrament öffentlich verlangt, so darf es ihm nach einstimmiger Ansicht der Theologen nicht verweigert werden. Papst Eugenius beruft sich hiebei auf das Beispiel Christi, der selbst dem Judas die Kommunion reichte. Dasselbe gilt, wenn der Priester die Unwürdigkeit des Empfängers eines Sakramentes nur aus der Beicht weiß, weil sonst das Beicht-Sigill verletzt würde.

15) Von dem Minister oder Ausspender der Sakramente.

Wie Christus, der Herr, die Sakramente eingesetzt hat, so spendet er sie auch im heiligen Geiste, welcher der Gnadenspender ist, eigentlich aus; denn das Sakrament kann nur durch dieselbe Kraft, welche es gegründet hat, vollzogen werden; und dieses ist die Kraft Gottes oder Christi. Daher sagt Tatian: Wir mögen taufen, oder zur Buße zwingen oder die Schuld erlassen, so thun wir dieses durch Christus, welcher der Urheber ist. Es muß dir sein, als ob Christus selbst dieses gethan hätte. Und der heilige Augustin schreibt: Es taufen, was den sichtbaren Dienst betrifft, sowohl die Guten als die Bösen; unsichtbarer Weise aber tauft durch sie derjenige, von dem die sichtbare Taufe ist und die unsichtbare Gnade rührt. Contra Crescon. l. 2. c. 21.

Wie indeß Gott eines sichtbaren Zeichens sich bedient, um die unsichtbare Gnade zu spenden, so bedarf er auch eines äußeren, sichtbaren Werkzeuges, um die sakramentale, äußere Handlung zu vollziehen. Dieses hat auch der heilige Augustin in der oben angeführten Stelle klar ausgesprochen. Der Mensch ist daher der sekundäre Ausspender der Sakramente, das dienende Werkzeug in der Hand Christi. Aber nicht ein jeder Mensch, wie die Reformatoren irrthümlich behaupten, kann die Sakramente des neuen Bundes ausspenden, sondern nur der, welcher von Christus hiezu bevollmächtiget ist. Solche Bevollmächtigte aber sind die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe und Priester. Nur bezüglich der Taufe und der Ehe besteht, wie an seinem Orte näher ausgeführt ist, eine Ausnahme. Daß nicht einem jeden Gliede der Kirche die Ausspendung der Sakramente zukommt, wird durch Stellen der heiligen Schrift selbst bestätiget. Denn der Apostel

sagt: Jesus selbst hat einige zu Aposteln, einige zu Propheten, einige zu Evangelisten, einige zu Hirten und Lehrern verordnet. Ephes. 4, 11. Wiederum heißt es: Niemand nimmt sich eine Ehre, als wie Aaron, der von Gott berufen worden ist. Endlich bezeichnen sich die Apostel mit klaren Worten als Ausspender der Geheimnisse (Sakramente) Gottes. 1. Kor. 4, 1. Daher hat denn auch das unfehlbare Concilium von Trient den Ausspruch gethan: Si quis dixerit, christianos omnes in verbo et omnibus sacramentis administrandis habere potestatem, anathema sit. Sess. 7. c. 10. Cf. oben die Artikel: „Priester und Priesterweihe" am treffenden Orte.

Es ist demnach ein wohlbegründeter Glaubenssatz der katholischen Kirche, daß nicht ein jeder Christ, sondern nur derjenige, welcher in der Ordination die Vollmacht hiezu empfangen hat, Minister, d. h. Ausspender der heiligen Sakramente ist.

16) Von der Intention, welche der Minister bei der Ausspendung der heiligen Sakramente haben muß.

Außer der nöthigen Gewalt muß der Minister der Sakramente auch die gehörige Intention haben. Zwar nahmen die Reformatoren irrthümlicher Weise an, es sei zur Ausspendung der Sakramente eine Intention nicht nothwendig, sondern das Sakrament werde vollbracht, wenn die gehörige Sache und die vorgeschriebenen Worte gebraucht werden, auch dann, wenn der Minister hiebei nur im Scherze oder gar aus Spott handelt. Es finden sich nun zwar ein paar Beispiele, welche diesen Irrthum zu begünstigen scheinen. So wird erzählt, daß St. Genesius, ein Schauspieler, im Theater zur Verhöhnung der christlichen Geheimnisse von einem anderen Schauspieler getauft worden sei, und diese Taufe habe man als giltig anerkannt; allein es ist sehr die Frage, ob diese Erzählung selbst auf Wahrheit beruhe. Aber davon ganz abgesehen, haben wir ein wichtigeres Zeugniß, welches für die Nothwendigkeit der Intention spricht, und dieses ist die Lehre der katholischen Kirche. Diese sagt uns, daß die Intention von Seite des Ministers bei der Ausspendung der heiligen Sakramente nothwendig ist. Daher sagt Papst Eugenius IV.: Sacra-

menta tribus perficiuntur . . . et persona ministri conficientis sacramentum cum intentione faciendi, quod facit ecclesia. Und der Kirchenrath von Trient erklärt: Wenn Jemand sagt, an den Miniſtern werde, wenn ſie die Sakramente vollbringen und ausſpenden, nicht wenigſtens die Intention erfordert, das zu thun, was die Kirche thut, ſei er im Bann. Sess. 7. can. 11.

Es genügt alſo nicht die Vollbringung der äußeren Handlung an und für ſich, ſondern es wird von Seite des Miniſters die Meinung (intentio) gefordert, das zu thun, was die Kirche thut; denn ohne dieſe Meinung haben die Sache und die Worte keine Beziehung auf das Sakrament, und wird dieſes ſelbſt nicht vollbracht. Die Theologen unterſcheiden aber eine mehrfache Intention:

a) Eine actualis; ſie iſt vorhanden, wenn der Handelnde im Akte ſelbſt mit völliger Geiſtesgegenwart auf das denkt, was er thut. Wer die menſchliche Schwachheit kennt, weiß, daß dieſe Intention oft mit aller Anſtrengung kaum feſt zu halten iſt. Die Kirche beſteht daher auch nicht auf der Nothwendigkeit der aktuellen Intention.

b) Habitualis; dieſe Intention iſt nach der gewöhnlichen Erklärung nichts Anderes, als die Geſchicklichkeit zur Vollbringung einer beſtimmten Handlung, welche ſelbſt durch den Zuſtand der Bewußtloſigkeit nicht aufgehoben wird. Eine ſolche Intention, wobei der actus eigentlich kein wahrer humanus mehr iſt, wird von allen Theologen zur Setzung des Sakramentes als ungenügend erklärt.

c) Virtualis; ſie iſt jene Intention, die zwar im Augenblicke der Setzung einer Handlung im Geiſte des Handelnden nicht an ſich, ſondern ihrer Kraft nach (virtute) vorhanden iſt; die alſo vor der Handlung vorhanden war, aber im Moment ſelbſt durch Zerſtreuung abhanden gekommen iſt. Dieſe Intention iſt als vorhanden anzunehmen, ſagt Oswald, wenn man ſicher iſt, daß man, während der Handlung gefragt, was man thue, ſogleich die rechte Antwort geben würde. Die Intentio virtualis erklären die Theologen als genügend von Seite des Miniſters, wiewohl ſie auch ſagen, daß man ſich Mühe geben ſoll, ſo viel als möglich die Intentio actualis zu haben.

Die Theologen werfen die Frage auf, ob von Seite des

Miniſters auch die attentio (Aufmerkſamkeit) auf das, was man thut, nothwendig ſei; ſie verneinen es aber faſt einmüthig, wiewohl nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß der Mangel der Aufmerkſamkeit oder die Zerſtreuung je nach Umſtänden bald eine größere, bald eine kleinere Sünde für den Miniſter iſt.

Es iſt ferner zur Giltigkeit des Sakramentes nicht nöthig, daß der Ausſpender auch die Wirkungen des geſpendeten Sakramentes beabſichtige. Darum ſagt auch die Synode von Trient nicht: Der Ausſpender muß beabſichtigen, was die Kirche beabſichtiget, ſondern nur: Er muß thun, was die Kirche thut. Würde von Seite des Miniſters auch die Beabſichtigung der Wirkungen des geſpendeten Sakramentes zur Giltigkeit deſſelben verlangt, ſo würden die Gläubigen oft in eine ſehr ſchlimme Lage geſetzt, da ſie faſt nie eine Gewißheit haben, ob der Ausſpender dieſe Abſicht habe, und ihr Zweifel um ſo gegründeter erſcheint, als je leichtſinniger ihr Miniſter bekannt iſt. — Auch iſt nicht nöthig, daß der Miniſter die Abſicht habe, das zu thun, was die Römiſche Kirche thut; denn in dieſem Falle wird z. B. der häretiſche Wortsdiener nicht giltig taufen können, da er bei der Spendung der Taufe gewiß nie an die Römiſche Kirche, ſondern an ſeine eigene Kirche denkt. Daher ſagt die Synode von Trient nicht: Der Miniſter muß thun, was die Römiſche Kirche thut, ſondern ſchlechthin: Was die Kirche thut.

Dagegen iſt es eine ausgemachte Thatſache, daß im Zuſtande abſoluter Bewußtloſigkeit das Sakrament nicht geſpendet wird; daher können völlig Betrunkene, Wahnſinnige u. ſ. w. kein Sakrament vollbringen. Ebenſo iſt es gewiß, daß das Sakrament ungiltig iſt, wenn es Jemand nur zum Scherze oder zur Beluſtigung vollbringt.

Eine wichtige, tief in's Leben eingreifende Frage iſt noch, ob beim Miniſter die ſogenannte Intentio externa genügt, oder ob er die Intentio interna haben müſſe. Wenn nämlich der Miniſter nicht bloß die äußere Handlung zur Setzung eines Sakramentes nach Vorſchrift der Kirche vornimmt, ſondern auch innerlich den Willen hat, ein Sakrament zu ſpenden, ſo hat er die Intentio interna. Wenn er aber zwar ernſtlich thut, was zur Setzung eines Sakramentes gehört, aber nur äußerlich und materiell,

indem er innerlich nicht die Absicht hat, das Sakrament zu vollziehen, oder gar den entgegengesetzten Willen, so ist seine Intentio bloß externa. Um ein Beispiel der letzteren Art zu haben, darf man sich nur einen Priester denken, der Messe liest, aber dabei die Absicht hat, nicht konsekriren zu wollen; oder einen Anderen, der bei der Taufhandlung äußerlich Form und Materie richtig einhält, innerlich aber die Absicht hat, die Kinder nicht Gott, sondern etwa gar dem Bösen weihen zu wollen. Es frägt sich, ob das Sakrament hier giltig gespendet wird. Einige sagen: Schon um der Unsicherheit willen, welche entgegengesetzten Falles für das gläubige Volk entstünde, scheint man annehmen zu müssen, daß auch in solchen Fällen das Sakrament giltig gespendet wird, und also die Intentio externa genügt. Sie bemerken ferner: Der Minister verrichtet überhaupts bei der Ausspendung eines Sakramentes nicht sein eigenes Werk, sondern handelt in der Person Christi oder der Kirche; daher genügt es, daß er mit Bewußtheit und im Ernste die Handlung vorschriftsmäßig vollzieht: durch seine innere Ueberzeugung oder Gesinnung wird das Werk Christi nicht alterirt. Würde die innere Gesinnung des Ministers die Giltigkeit der Sakramente bestimmen, so hinge die Wirksamkeit derselben mehr oder weniger vom Minister ab, was offenbar falsch ist. Sie sagen ferner: Der Priester, als ordentlicher Spender der Sakramente, spendet dieselben in Kraft der ihm durch den Weihcharakter gegebenen Vollmacht; es ist aber die Befugniß des Weihcharakters so unabhängig vom Willen des Trägers, daß derselbe nicht einmal durch einen entgegengesetzten Willensakt in seiner Wirksamkeit gestört werden kann. Als positive Zeugnisse führen sie z. B. an den in das kanonische Recht aufgenommenen Satz des Papstes Innocenz III.: Non est necesse, ut baptizans scial, quid sit ecclesia, neque quod gerat in mente facere, quod facit ecclesia, immo si contrarium gereret in mente, scilicet non facere, quod facit ecclesia, sed tamen facit, quia formam servat, nihilominus baptizatus est.

Bei all diesen Gründen hat doch die entgegengesetzte Meinung, nämlich, daß zur Giltigkeit des Sakramentes die interna Intentio des Ministers erfordert wird, wenigstens nach der Zeit des Concils von Trient, die vorzüglichsten Theologen für sich,

unter diesen Bellarmin, Tournelly, Liguori, Benedikt XIV., Peronne u. s. w. Der heilige Liguori nennt diese Meinung die allgemeine, der man folgen müsse. Der Kardinal Bellarmin sagt, die entgegengesetzte Ansicht sei nicht viel von dem Irrthume der Neuerer verschieden. Ueberdieß verdammte Papst Alexander den Satz: Valet baptismus collatus a ministro, qui omnem ritum externum formamque baptizandi observat, intus vero in corde suo apud se resolvit: Non intendo facere, quod facit ecclesia. Endlich bemerkt der heilige Liguori: Obgleich auch die entgegengesetzte Meinung probabel ist, so darf man ihr doch nicht beipflichten, weil es nach der Erklärung des Papstes Innocenz XI. unrecht ist, bei Spendung der Sakramente die sichere Meinung zu verlassen, und der probabeln zu folgen. Nach diesen Bemerkungen glauben wir über die Intention des Ministers genügend gehandelt zu haben.

17) Ob zur Giltigkeit der Sakramente von Seite des Ministers auch Glauben und Frömmigkeit erfordert werde.

Bekannt ist, daß schon der heilige Cyprian die Giltigkeit der von Ketzern ertheilten Taufe in Abrede stellte, ohne daß er sich jedoch seiner Behauptung wegen von der Einheit der Kirche trennte. Weiter gingen die Donatisten, welche selbst die von Katholiken gespendete Taufe, da sie auch diese den Ketzern beizählten, für ungiltig erklärten, und Solche noch einmal tauften. Die Waldenser sprachen einem jeden in eine Sünde gefallenen Priester die Macht ab, ein Sakrament giltig spenden zu können. Diesen Irrthum bildete Wiklef noch mehr aus.

Nach diesen kurzen historischen Bemerkungen lassen wir den Beweis hiefür folgen, daß die persönliche Unwürdigkeit des Ministers auf die Giltigkeit oder Ungiltigkeit eines Sakramentes keinen Einfluß ausübe. Dieß folgt:

a) Aus der heiligen Schrift; denn nach ihrem Zeugnisse hängen die Charismen, und darunter gehört auch die im priesterlichen Charakter liegende Vollmacht zur Spendung der Sakramente, nicht von der persönlichen Würdigkeit ab. So heißt es Matth. 7, 22. von Solchen, welche im Namen Jesu Teufel

austrieben, daß am Tage des Gerichtes zu ihnen gesagt wird: Weichet von mir, ihr Uebelthäter.

b) Aus der Lehre der Kirche. Die heiligen Väter bekämpfen beharrlich den Irrthum, daß die giltige Ausspendung der heiligen Sakramente von den persönlichen Eigenschaften des Ministers abhänge. Sie berufen sich dabei namentlich auf die Ueberlieferung der Kirche, so Papst Stephanus im Streite mit Cyprian in dieser Angelegenheit. Vincentius Lirinensis bemerkt hiezu: So viel habe bei den Katholiken der von der Tradition und der Gewohnheit der Kirche entlehnte Beweis vermocht, daß dadurch allein die Sache des Cyprian unterlag, der mit größter Beredsamkeit und mit vielen Zeugnissen aus der heiligen Schrift, ja selbst mit einer Versammlung heiliger Bischöfe gegen die Wahrheit kämpfte. Bekannt ist, mit welchem Erfolge später der heilige Augustin die Lehre der Kirche gegen den Irrthum der Donatisten vertheidigte. Er beruft sich dabei auch auf eine Synode, welche er plenarium orbis terrarum concilium nennt, womit er nach dem Dafürhalten vieler Theologen das allgemeine Concilium von Nicäa gemeint hat. Die Synode von Constanz verdammte in Sess. 45. den Satz: Si episcopus vel sacerdos existat in peccato mortali, non ordinat, non conficit, non consecrat, non baptizat. Endlich das allgemeine Concilium von Trient erklärt: Si quis dicit, ministrum sacramenti in peccato mortali existentem, modo omnia essentialia quae ad sacramentum conficiendum aut conferendum pertinent, servaverit, non conficere aut conferre, anathema sit.

c) Aus Vernunftgründen. — Es lassen sich mehrere Gründe angeben, daß auch der unwürdige Priester die heiligen Sakramente giltig spenden kann; denn

die Macht hiezu ist keine Gnade, die ihn selbst Gott angenehm macht, sondern ein Charisma, welches er zum Heile Anderer besitzt: sie kann also gar wohl mit der persönlichen Unwürdigkeit des Ministers bestehen.

Gott nimmt Niemanden seiner Sünden wegen die Jurisdiktionsgewalt; denn der Apostel Petrus befiehlt den Christen, daß sie ihren Herren gehorchen sollen, und zwar nicht bloß den guten, sondern auch den bösen. 1. Pet. 2. Darnach läßt sich annehmen, daß Gott um der persönlichen Unwürdigkeit willen um so weniger

die Gewalt des Ordo entziehen werde. Denn würde Gott Jemanden die Gewalt zur Strafe entziehen, so müßte er vielmehr die Macht der Jurisdiktion, als die des Ordo einem nehmen, weil jene mehr geliebt wird, als diese, und daher der Verlust der ersteren eine empfindlichere Strafe wäre. Auch ist bekannt, daß es bei der Ausübung der Jurisdiktionsgewalt mehr auf persönliche Rechtschaffenheit ankommt, als bei der Ausübung der Macht des Ordo; denn die Erfahrung bestätiget es, daß sich die Leidenschaften mehr im Befehlen, als bei Spendung der Sakramente geltend machen.

Gott nimmt den Menschen ihrer Sünden wegen bekanntlich die natürlichen Fähigkeiten zur Vollbringung natürlicher Werke nicht, so hat z. B. auch der Sünder noch den Gebrauch seiner Augen, Zunge u. s. w. Dieses berechtiget zum Schluß, daß er auch die verliehene, übernatürliche Gewalt zur Verrichtung übernatürlicher Werke um der persönlichen Unwürdigkeit willen nicht entziehen werde.

Der Minister ist nur das Werkzeug und Mittel, wodurch der heilige Geist wirkt, gleichsam die Röhre, durch welche die Gnade in den Empfänger überfließt. Die Röhre mag aber golden oder bleiern sein, so bleibt doch die Flüßigkeit selbst das Nämliche.

d) Aus der Richtigkeit der Einwendungen. — Die Gegner der Lehre der katholischen Kirche sagen nämlich:

Niemand kann geben, was er selbst nicht hat; die Häretiker haben aber keine Gewalt zur Nachlassung der Sünden, daher können sie auch die Sünden nicht nachlassen, woraus folgt, daß sie auch die Sakramente nicht giltig spenden können. — Es ist richtig, daß die Ketzer formell keine Gewalt zur Nachlassung der Sünden haben; aber sie haben sie ministeriell, d. h. in so ferne die Kirche sich ihrer hiezu bedient. So hat auch der Diener oft eigenthümlich keinen Kreuzer Geld; er bringt aber doch einem Anderen eine große Summe Geldes, welche er von seinem Herrn zu diesem Zwecke erhalten hat.

Wer den heiligen Geist nicht hat, kann ihn auch nicht mittheilen: die Bösen haben den heiligen Geist nicht; daher können sie auch die Sakramente nicht

giltig spenden. — Die Sünder haben allerdings den heiligen Geist nicht; aber daraus folgt noch nicht, daß sie die heiligen Sakramente nicht giltig spenden können; denn sie ertheilen den heiligen Geist nicht aus sich heraus; in diesem Falle müßten sie ihn allerdings haben, um ihn Anderen mittheilen zu können, sondern die Empfänger erhalten den heiligen Geist, d. h. die sakramentale Gnade, durch den Gebrauch des Gnadenmittels ganz unabhängig davon, ob ihn der Minister selbst hat oder nicht. So wirkt auch die von dem Arzte verordnete Arznei durch den Gebrauch bei dem Patienten Gesundheit, ganz unabhängig davon, ob der Arzt selbst gesund ist oder nicht.

Die Sakramente sind nur in der Kirche; daher können sie von Jemanden außer der Kirche nicht gespendet werden. — Die Sakramente gehören allerdings nur der Kirche; aber dieses hindert nicht, daß sie manchmal auch außer der Kirche sich finden. So trifft man auch das Wort Gottes, die heilige Schrift, welche Güter der Kirche gehören, manchmal außer derselben. Wenn daher Jemand, der z. B. von einem Häretiker getauft worden ist, zur Kirche zurückkehrt, muß man an ihm anerkennen, was er von der Kirche bereits hat, d. h. die Taufe; den Irrthum aber muß er ablegen.

Wenn nun immerhin der Empfänger eines Sakramentes durch die Unwürdigkeit des Ausspenders Nichts verliert, so ist doch die vorgenommene Handlung für den Minister selbst von den schwersten Folgen; denn der lasterhafte Priester, der ein Sakrament in diesem Zustande spendet, ladet sich die größte Verantwortung auf, da er ein Sakrilegium begeht. Daher sagt der Römische Katechismus: Sibi nocet quam plurimum, immo in aeternam perniciem ac mortem seipsum detrudit, qui impura conscientia sacramenta pertractat. Der Ausspender der Sakramente soll daher, um sein eigenes Heil nicht zu gefährden, sich im Zustande der Gnade befinden; denn er stellt in seinen heiligen Handlungen die Person Christi dar, und handelt an Christi Statt: er soll daher auch sich Christo konform zu machen suchen. Ueberdieß geht er durch Spendung der Sakramente mit heiligen Dingen um: das Heilige ist aber auch heilig zu behandeln (sancta sancte tractanda sunt).

18) Irrthümer bezüglich der Sakramente.

Bezüglich der heiligen Sakramente wurden im Laufe der Zeit von verschiedenen Irrlehrern mancherlei Irrthümer ausgebrütet.

Epiphanius redet haeres. 40 von einer Sekte (Archontici), welche alle Sakramente verwarf. Ebenso verachteten die Paulicianer, die Fratricellen und die Beguinen die Sakramente der Kirche. Von den Messalianern und Katharern ist nicht minder bekannt, daß sie die Kraft der heiligen Sakramente leugneten.

Andere Ketzer verwarfen einzelne Sakramente. So galt den Bogomilen die Eucharistie nicht mehr, als das Pater noster. Die Novatianer hoben das Sakrament der Buße auf; die Albigenser verwarfen die letzte Oelung.

Noch andere Irrlehrer verwarfen einige Sakramente, und bildeten sich von anderen falsche Begriffe, wie es hauptsächlich von den Reformatoren geschehen ist. Ueberhaupts hat der Protestantismus bei seinem falschen Begriffe von der Kirche, die er in eine unsichtbare Genossenschaft setzte, wornach es in sichtbaren Handlungen nach Außen sich kundgebende Gnadenmittel fast gar nicht geben kann, sowie durch seine eigenthümliche Lehre von der Rechtfertigung, wornach die Rechtfertigung nur in Weise äußerer Zurechnung, nicht aber innerer Heiligung geschieht, das Wesen der Sakramente zerstört. Das Werk der Heiligung des Menschen wird im Protestantismus von Gott auf rein geistigem Wege durch die unsichtbar mitgetheilte Gnade, und zwar an einem jeden Individuum insbesondere, ohne menschliche Vermittlung vollbracht. Nach dieser Vorstellung, mit welcher natürlich der Ordo oder das Priesterthum von selbst hinwegfallen mußte, sind die Sakramente weiter Nichts mehr, als zufällige, leichtentbehrliche, äußere, symbolische Zeichen. Als solche werden sie denn auch von dem Protestantismus häufig bezeichnet. So z. B. erklären die Protestanten dieselben als Zeichen und Bürgschaften (pignora, sigilla) des Sündenerlasses von Seiten Gottes, des Bekenntnisses (notae) des Glaubens vor sich und vor der Gemeinde von Seiten des Menschen u. s. w. Hierein setzten selbst Luther und Melanchton in richtiger Consequenz von ihrem Standpunkte aus das Wesen des Sakramentes, während sie freilich in ihrem Streite mit den sogenannten Sakramen-

tirern wieder auf einen anderen Standpunkt gedrängt wurden, und auch die Confessio Augustana und ihre Apologie aus weislicher Absicht eine dem katholischen Glauben näher liegende Ansicht von den Sakramenten aufstellte.

19) Ueber die Ceremonien bei den Sakramenten überhaupts.

Es ist gewiß, daß Christus, der Herr, welcher die Sakramente einsetzte, auch einige Ceremonien oder äußere Gebräuche dabei bestimmen mußte; denn manches Sakrament kann ohne Ceremonien gar nicht gespendet werden. Daß die heilige Schrift dieses nicht Alles enthält, ändert an der Sache Nichts, weil ja gar Vieles nur durch die Tradition überliefert worden ist. Aber auch die Kirche hat im Laufe der Zeit bei der Spendung der Sakramente mancherlei Ceremonien eingeführt, um dadurch die heilige Handlung selbst feierlicher zu machen und die Erbauung der Gläubigen zu fördern. Daß die Kirche das Recht hiezu hat, kann nicht bezweifelt werden. Schon die Apostel haben verschiedene Ceremonien und Gebräuche eingeführt (Apostelgesch. 15.), und die Kirche hat dieses Recht in allen künftigen Jahrhunderten ausgeübt.

Die von der Kirche eingeführten Ceremonien können ohne Sünde und Aergerniß nicht unterlassen werden; denn die Kirche ist das Organ des heiligen Geistes, und wer auf sie nicht achtet, verachtet Gott selbst. Daher dürfen auch bei der Spendung der Sakramente die eingeführten Ceremonien nicht unterlassen werden. Fällt eine wesentliche Bedingniß hinweg, wird z. B. bei der Taufe dem Täufling das Wasser nicht aufgegossen, sondern etwa nur dessen Anzug damit besprengt, nach Art, wie man das Weihwasser auszutheilen pflegt, so ist das Sakrament selbst ungiltig. —

Das Concilium von Trient sagt hierüber: Wenn Jemand behauptet, die angenommenen und approbirten Gebräuche der katholischen Kirche können bei der feierlichen Spendung der Sakramente nach Belieben angenommen, verachtet oder ohne Sünde von den Ministern nach Gutdünken unterlassen, oder von einem jeden Hirten der Kirche in andere, neue umgeändert werden, so sei er im Bann. Sess. 7. can. 13.

Indem wir noch auf B. 3. S. 446—453 zurückweiſen, wo von den Ceremonien überhaupts die Rede war, brechen wir den Gegenſtand ab, da von der Bedeutung der bei Ausſpendung der Sakramente üblichen Ceremonien bei den einzelnen Sakramenten die Rede iſt.

Sakramentalien.

(Sieh unten den Artikel „Weihe.“)

Sanftmuth.

(Sieh den Artikel „Friede“ B. 7. S. 129 u. flgde.)

Satan.

(Sieh unten den Artikel „Teufel“.)

Schätze.

(Sieh den Artikel „Güter, zeitliche“ B. 10. S. 317 u. ſ. w.)

Schamhaftigkeit.

(Sieh den Artikel „Eingezogenheit u. ſ. w.“ B. 5. S. 374 u. flgde.)

Artikel CXXXIII.

Schauspiel.

1) Vorerinnerung.

Wir haben bereits beim Artikel „Freude" Einiges über das Theater oder Schauspiel erwähnt, und namentlich mehre Aussprüche der heiligen Väter angeführt. B. 7. S. 69—79. Die Wichtigkeit des Gegenstandes führt uns aber noch einmal darauf zurück, um die Verderblichkeit des Schauspielwesens noch in mehrern Abschnitten auseinander zu setzen.

So sehr nun auch im Nachstehenden gegen das Schauspielwesen geeifert wird, so gilt dieses selbstverständlich nur gegen die verderblichen Schauspiele; denn daß es auch solche gibt, in welchen der Dichter zu veredeln sucht, und daß dieselben wirklich zur Bildung des Herzens beitragen können, soll nicht geleugnet werden; aber scharf muß es betont werden, daß derlei Schauspiele nur wenige sind, und häufig noch weniger geliebt und besucht werden. Wir sagen daher mit dem großen Kanzelredner Segneri: Ich würde Tadel verdienen, wenn ich alle, auch die heiligen Theatervorstellungen rügen, alle, auch die vom sittlichen Ernste getragenen Schauspiele verdammen wollte. Im Gegentheile, man gestatte die Aufführung solcher Bühnenstücke, welche die Laster dem verdienten Spotte preisgeben und den Zweck haben, dieselben zu verbannen. Was ich verdamme, das sind jene Schauspiele, welche ihrer Natur nach oder wegen zufälliger Umstände den Zuhörer zu bösen Gesinnungen und Thaten verleiten. Ihrer Natur nach thun dieses alle jene, welche einen unzüchtigen Gegenstand behandeln, oder schamlose Worte, ruchlose Grundsätze und Darstellungen von unsittlichen Handlungen enthalten. Wegen zufälliger Umstände aber

thun dieses diejenigen, welche zwar einen Gegenstand haben, der nicht gegen die guten Sitten verstößt, nichts desto weniger aber durch die Beimischung von sogenannten heitern, in der That aber unsaubern Zwischenspielen, oder durch das Auftreten von Frauenspersonen verdorben werden, welche schamlos gekleidet und geschmückt sind und durch ihre Gegenwart, wie durch die Worte, welche sie sprechen, Empfindungen rege machen, die für die Ehrbarkeit nachtheilig sind. Diese Art von Schauspielen, welche auf unserer Bühne leider nur zu einheimisch sind, sind der Gegenstand meines Angriffes.

2) Was die heiligen Väter von den Schauspielen sagen.

Zeugnisse der heiligen Väter über die Schauspiele haben wir bereits oben B. 7. S. 69—75 angeführt.

3) Ob die Theater wirklich nicht so verderblich sind, wie sie von den evangelischen Sittenlehrern bezeichnet werden.

Es ist bekannt, daß die Kirchenväter gegen das Theaterwesen ihrer Zeit mit allem Nachdruck eiferten. Was sie dazu veranlaßte, war entweder der Stoff, oder das Verhalten der dabei handelnden Personen oder die Darstellung. Aber sind in diesen Beziehungen unsere heutigen Bühnen nicht in gleichem Grade zügellos? Gebe Gott, daß sie nicht noch verabscheuungswürdiger seien! Dürfte man von dieser Stätte aus mit aller Freimüthigkeit vom Theaterwesen reden, was hätte ich euch nicht für Gräuel zu nennen, die in unsern Zeiten auf Bühnen in christlichen Ländern zu sehen sind! Es genüge, hier nur angedeutet zu haben, daß man dieses nicht aussprechen darf; denn die in den Theatern begangenen Verbrechen haben die Eigenthümlichkeit, daß man sie, wie Salvian bemerkt, nicht bezeichnen kann, nicht einmal, um sie öffentlich zu verdammen. Die Uebelthaten von Räubern könnte ich hier bis ins Kleinste erzählen, ohne daß Jemand sich die Ohren zu verstopfen brauchte; ebenso die Lügen, die Veleumdungen, ja selbst die Mordthaten. Aber wie dürfte man erzählen, was in den Schauspielen Unsittliches dargestellt wird? Daher ist es wahr, was Salvian sagt: Nur die Unzüchtigkeiten der Theater sind es, welche man ehrbarer

Weise nicht einmal rügen kann. — Man muß sich also damit begnügen, zu sagen, daß, wenn einst Tertullian den heidnischen Schauspielen so schimpfliche Namen gab, indem er sie bald Versammlungen der Unzucht, bald Tempel der Venus, bald Zufluchtsstätte aller Schändlichkeit hieß, unter all diesen Namen auch nicht Einer ist, den man unsern heutigen Theatern nicht beilegen könnte. Wenn aber die Theater auch nicht in dem Grade tadelnswerth wären, in welchem sie es wirklich sind, würden sie nicht schon verwerflich sein, wenn man auf die Zeit blickt, zu welcher sie gegeben werden? Sowohl die politischen als kirchlichen Gesetze verboten in alter Zeit das Schauspielwesen an den Feiertagen. Die Kaiser Valentinian, Theodosius und Arkadius verordneten bezüglich des Sonntages: Nichts soll von diesem Tage das Theater sich zueignen. Dieses wurde so strenge gehandhabt, daß die Kaiser, wenn ihr Geburtstag auf einen Sonntag fiel, ausdrücklich verordneten, daß die bei diesem Anlaß gewöhnlichen Lustbarkeiten und Spiele auf einen andern, kirchlich nicht gefeierten Tag verschoben werden sollten. Auf die Uebertretung dieses Gesetzes stunden die strengsten Strafen. So lautet eine Verordnung des Römischen Rechts: „Die Einziehung seines Vermögens soll der erleiden, welcher an einem Festtage den Schauspielen beiwohnt." Die Kirche aber hat jene mit dem Bann belegt, welche an den Sonntagen dem Theater beiwohnen würden; dahin lauten mehre Aussprüche des kanonischen Rechtes. Nichts desto weniger werden in unserer Zeit nicht bloß die Feiertage noch ärger als andere Tage von dieser Pest befleckt, sondern es sind nicht einmal die Buß- und Fasttage davon ausgenommen.

4) Ansichten der alten Griechen und Römer vom Schauspielwesen.

Die größten Männer des Alterthums waren der Bühne nicht hold. Sokrates erklärte sich laut wider die Comödie. Vor ihm hatte Solon, der berühmte Gesetzgeber der Athenienser, nicht zugeben wollen, daß Thespis, der Erfinder der griechischen Bühne, alte Sagen mit Dichtungen vermischte. So ehrwürdig war ihm die historische Wahrheit.

Die alten Spartaner sagten vom Schauspielwesen: Die Comödie würde unsere Bürger gewöhnen, über die Gesetze zu spotten,

und die Tragödie würde ſie weichherzig und weibiſch machen. Sie ließen daher das Schauſpielweſen in ihrem Staate nicht zu.

Später nahm zwar in Griechenland das Schauſpielweſen ſehr überhand; doch durften bei ihnen keine Weiber als Schauſpielerinnen auftreten, ſondern es wurden die weiblichen Rollen von Männern geſpielt. Wie verderblich übrigens das Theater auf die Griechen einwirkte, beſtätiget das Zeugniß des Plutarch, der kein Bedenken trägt, zu ſagen, hauptſächlich durch die Schauſpiele ſeien die Athenienſer ſo tief geſunken, daß König Philipp von Macedonien ſie unter ſein Joch bringen konnte.

Die Römer waren bekanntlich leidenſchaftliche Liebhaber des Schauſpieles. Gleichwohl währte es lange Zeit, ehe ſie bleibende Theater hatten. Die Aedilen ließen jährlich Theater von Holz aufrichten, die nach Ablauf der den Vorſtellungen eingeräumten Zeit wieder abgebrochen werden mußten. Als man im Jahre 160 vor Chriſtus ein Theater von Stein erbaute, und es zur Bequemlichkeit zugleich mit Sitzen verſah, während man bisher dem Schauſpiel ſtehend beiwohnte, eiferte Scipio Naſika, der Jüngere, mit ſolchem Erfolg wider dieſe Neuerung, welche ſowohl der öftern Wiederholung der Vorſtellungen wegen, als auch wegen der Sitze, die das Beiwohnen bequemer machten, das ſchon einreißende Sittenverderbniß begünſtigen würde, daß der Senat den bereits aufgeführten Bau wieder abbrechen ließ.

Bei den Römern galten überhaupts die Schauſpieler als ehrlos, und waren ſelbſt vom Kriegsdienſte ausgeſchloſſen. Cäſar war bereits Herr der Römiſchen Welt, als er durch anhaltendes Beſtürmen den Laberius, einen Römiſchen Ritter, der beliebte Schauſpiele dichtete, bewog, eine Rolle ſelbſt zu übernehmen. Er that es; ſprach aber in einem ſchönen Prolog es offen aus, wie tief er ſich gekränkt fühle, daß er nach unbeſcholtenem, ſechzigjährigen Leben als Greis einer ſolchen Forderung ſich fügen müßte. Nach geendigter Vorſtellung verehrte ihm Cäſar einen Ring, wie ihn die Ritter trugen, zum Zeichen, daß er in ſeinen Stand wieder eingeſetzt ſei. Als aber bei der nächſten Vorſtellung Laberius im Theater ſeinen Sitz unter den übrigen Rittern wieder einnehmen wollte, rückten ſeine Genoſſen ſo dicht an einander, daß es für ihn keinen Platz gab.

Auch zur Zeit der größten Ausgelassenheit erhoben ernste Männer, wie Cicero, Juvenal, Seneka, Tacitus u. s. w. tadelnd ihre Stimme gegen das Schauspielwesen.

5) Auch spätere Autoritäten der Kirche erklären sich gegen das Schauspiel.

Als der große Bossuet vom König Ludwig XIV. gefragt wurde, ob es erlaubt sei, die Schauspiele zu besuchen, antwortete er: Es sind große Beispiele dafür; aber die Gründe dawider sind unüberwindlich. — Bei einer andern Gelegenheit sagte er: Wer ihr auch seid, die ihr die Sache der Bühnen vertheidiget, ihr werdet dem Gerichte Gottes nicht entgehen. — Wiederum sagt Bossuet: Die Kirche würde die Christen, welche die Theater besuchen, von ihrer Gemeinschaft ausschließen, wäre die Zahl der Schuldigen nicht so groß.

Der geistreiche Fenelon schreibt: Wir wissen, daß Plato und andere weise Gesetzgeber des Heidenthums aus jedem wohleingerichteten Staate die Fabeln und alle Spiele, welche die Wollust aufstacheln und das Volk zu verweichlichen geneigt sind, verbannt wissen wollten. Um wie viel größere Strenge sollen christliche Völker gegen die Schauspiele an den Tag legen.

Bourdaloue legt seinen Zuhörern Folgendes ans Herz: Einige, welche erleuchtet sind von der wahren Weisheit, die da ist die Weisheit des Evangeliums, verwerfen die Schauspiele. Andere, getäuscht durch das falsche Licht einer fleischlichen Klugheit, bestreben sich, sie zu rechtfertigen. Mich dünkt, es bedürfe, sich zur Entsagung der Schauspiele zu entschließen, nichts mehr, als diese Verschiedenheit der Meinung. . . Denn wenigstens müssen sie verdächtig sein, und da Diejenigen, welche behaupten, daß sie das Gewissen verletzen, eben Solche sind, deren Betragen am meisten geordnet ist, die ihren Pflichten am besten Genüge thun, die in der Kunde der Wege Gottes am meisten erfahren sind: ist es da nicht sicherer und weiser, sich nach ihnen zu richten, und nicht so leichtsinnig seine Seligkeit in Gefahr zu setzen?

Nicht minder eifert Massillon gegen das Theater. Er geht davon aus, daß keine unserer Handlungen von so gleichgiltiger Art sei, daß wir sie nicht, wofern sie nicht sündhaft ist, in Beziehung

auf Jesum Christum und zu seiner Ehre thun können und sollen, wie es auch der Apostel 1. Corinth. 10, 31. und Kol. 3, 17. verlangt. Nun fragt Massillon, ob man das Vergnügen, welches auf der Bühne genossen wird, in diese Beziehung bringen könne, sowohl in Absicht auf den Inhalt der Schauspiele, als auch auf die Personen, welche dort öffentlich auftreten, und welche selbst nach menschlichen Gesetzen ehrlos sind? — Nachdem er mit mehrern Gründen die Unzulässigkeit des Besuches der Schauspiele gezeigt hat, fährt er fort: Hier ist nicht etwa von einem Rathe die Rede, sondern von einer wesentlichen Verbindlichkeit. Es handelt sich dabei nicht um größere oder geringere Vollkommenheit, sondern es gilt ein Christ zu sein, oder es nicht zu sein.

In Frankreich absolvirten die Beichtväter die Schauspieler noch im siebenzehnten Jahrhundert nur unter dem Versprechen, daß sie der Bühne entsagen wollen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verpflichteten sich mehre Schauspieler Frankreichs in einer schriftlichen Eingabe an den Papst Clemens XI., künftig nur solche Schauspiele zu geben, welche gegen die guten Sitten nicht verstoßen würden, wobei sie den Papst baten, die Bischöfe zur größeren Milde gegen sie anzuhalten. Der Papst verwarf ihr Gesuch, und verwies sie an die Bischöfe, um ferner nach der Strenge der Canonen behandelt zu werden.

6) Stimmen aus der jüngern Zeit vom Standpunkt der Politik wider das Schauspiel.

Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Theater in vielen Ländern verpönt. So faßte am 16. Oktober 1778 der Congreß der amerikanischen Freistaaten zu Philadelphia folgenden Beschluß: Da das Besuchen der Schauspiele die unglückliche Folge hat, das Volk von der Aufmerksamkeit abzuwenden, welche es den nothwendigen Bestrebungen zur Vertheidigung des Landes und zur Behauptung seiner Freiheit widmen muß, so verordnen wir, daß alle Personen, welche irgend ein Amt in den vereinigten Staaten verwalten, und das Theaterwesen, sei es durch ihre Gegenwart oder auf sonst eine andere Art begünstigen, ihres Amtes entsetzt sein sollen.

In Utrecht ward das Schauspiel im Jahre 1771 verboten, und dieses Verbot wurde 1777 erneuert.

In der Schweiz gab es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch nirgends ein Theater. Voltaire bemühte sich vergebens, die Genfer zur Errichtung eines solchen zu veranlassen. Aber er brachte es dahin, daß in der nächsten Nähe auf französischem Gebiete Schauspiele gegeben wurden. Es fehlte nunmehr in Genf nicht an Solchen, welche vorstellten, daß, da doch das Schauspiel in der Nähe, die Versuchung also unvermeidlich wäre, es vortheilhafter sein würde, eine Bühne in der Stadt selbst zu haben, als dem fremden Lande für ein Vergnügen, das man daheim genießen könnte, zinsbar zu werden. Allein die Mehrheit der ernsten Genfer-Bürger stemmte sich mit Nachdruck gegen die Errichtung eines Schauspielhauses in der eigenen Stadt. Erst im Jahre 1791 gelang es, ein französisches Theater in Genf zu errichten.

In Frankreich selbst waren die Schauspieler bis auf die spätere Zeit durch die bürgerlichen Gesetze als ehrlos erklärt. Im Jahre 1738 sagte das französische Parlament bezüglich der Schauspieler: Es sind verrufene Menschen, deren Frevel so offenbar ist, als das Gewerbe, so sie treiben, feierlich verworfen ist. Die berühmte Schauspielerin Clairon wandte sich im Jahre 1760 an den Parlaments-Anwalt Huërne, um sich für Aufhebung des auf den Schauspielern haftenden Kirchenbannes und der ihnen anhängenden Schmach zu verwenden; Huërne that es zwar, aber mit so geringem Erfolg, daß er sich vielmehr selbst den Zorn des Parlaments auflud und von demselben aus ihrer Mitte ausgeschlossen wurde.

7) Stimmen von Theater-Dichtern selbst gegen das Schauspiel.

Racine, der selbst für die Bühne gearbeitet hatte, entsagte später dieser Art Dichtung, die seinen Namen unsterblich gemacht hatte; er ging auch nicht mehr in das Theater und schrieb seinem Sohne: Ich weiß wohl, daß du, wenn du das Theater besuchst, dich vor den Menschen nicht entehren werdest; rechnest du es aber für Nichts, wenn du dich vor Gott entehrst?

La Mothe, ein Theater-Dichter, legt das Bekenntniß ab: Wir

haben nicht den Zweck, den Verſtand zu erleuchten bezüglich des Laſters und der Tugend, ſo daß wir beide mit ihren wahren Farben malen. Wir ſinnen nur darauf, die Leidenſchaft zu erregen, und die Huldigungen, die wir manchmal der Vernunft erweiſen, tilgen nicht die Wirkung der Leidenſchaften, denen wir geſchmeichelt haben. Wir unterrichten einen Augenblick, aber dann haben wir lange verführt, und die ſittliche Lehre, welche das Stück beſchließt, ſei, wie ſie wolle, ſo iſt immer die Arznei zu ſchwach und kommt zu ſpät.

Groſſet bekennt in einem Briefe, welchen er in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre geſchrieben, daß er ſchon ſeit mehreren Jahren Gewiſſensrügen gelitten, für das Theater gearbeitet zu haben. Von jeher ſei er überzeugt geweſen von den lichtvollen Wahrheiten unſerer göttlichen Religion . . . .; aber Phantaſie, Ehrgeiz, das Beiſpiel Anderer, die Ermunterung ſeiner Freunde und der ihm gewordene Beifall hätten ihn dahin geriſſen, bis Gott den Zauber, der ihn umſtrickt gehalten, zerſtört hätte. Nun erkenne er, daß das Evangelium nicht mit den Ausſprüchen der Welt, das Heiligthum nicht mit der Bühne zu vereinigen wäre. Mögen auch alle Stimmen des weltlichen Wohlſtandes ſich für das Schauſpiel erklären, ſo habe es doch nie die Billigung der Kirche erhalten, und werde ſie nie erhalten. Unbekümmert über den Tadel und Hohn der Welt und des Unglaubens erfülle er daher in dieſem Briefe ſeine Pflicht, da jeder Gläubige, deſſen Verirrungen zur öffentlichen Kunde gelangt ſeien, auch öffentlich ſie zu bekennen, und ein Denkmal ſeiner Reue zu hinterlaſſen ſchuldig ſei. — Groſſet lebte noch achtzehn Jahre, nachdem er dieſen Brief geſchrieben, und war, als er ihn bekannt machte, noch in rüſtigem, kräftigem Mannesalter.

Riccobani, der länger als ein halbes Jahrhundert ſich dem Dienſte der Bühne widmete, ſchreibt über das Theater: Ich glaube, daß es einem Menſchen, wie ich bin, gezieme, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, weil derjenige, der ſich mitten in der Anſteckung befunden, und das Glück gehabt, ſich zu retten, am beßten im Stande iſt, eine richtige Beſchreibung von ihr zu machen. Sonach geſtehe ich aufrichtig, daß ich das große Heil, welches durch die gänzliche Aufhebung des Theaters würde bereitet

werden, in seinem ganzen Umfange anerkenne, und ich nehme nicht den mindesten Anstand, demjenigen beizustimmen, was so viele ehrwürdige Männer von großem Geiste über diesen Gegenstand geschrieben haben. Cf. Religions- und Kirchenfreund Jahrg. 1839.

8) Wie sich der ungläubige Philosoph Rousseau über das Schauspiel ausspricht.

Rousseau bespricht in einem Briefe an Alembert den Schaden, welchen das Theater verursacht, weitläufig. Zuerst zeigt er, daß es der Zweck der Dichter sowohl, als der Schauspieler sei, zu gefallen. Daher strebt die Bühne nicht dahin, dem Hange zum Bösen zu steuern, sondern ihn zu beschönigen. Darum haben wilde Völker grausame Schauspiele; ein leichtfertiges Volk will ergötzt werden durch Spott, ein verbuhltes durch vorgestellte Buhlschaft. Allenthalben ist die Bühne das Gemälde der Leidenschaften, ein Gemälde, dessen Urbild in allen Herzen ist. Wollte der Maler ihnen nicht schmeicheln, bald würden die Zuschauer es nicht aushalten, sich in einem Lichte zu sehen, in welchem sie sich selbst verächtlich erscheinen müßten. Rousseau zeigt, wie grundlos das Vorgeben sei, durch entflammte Darstellung der Leidenschaft die Leidenschaft selbst bekämpfen zu wollen. Er fährt fort zu zeigen, daß auch die Darstellung unschuldiger Liebe nicht ohne Gefahr sei, weil sie die fühlenden Herzen entzünde, und man sich ihren Eindrücken unbesorgt überlasse. Ueberhaupts ist das wesentliche Bestreben der Bühne, der herrschenden Neigung zu schmeicheln. Wo aber dem herrschenden Hange, dem man entgegen arbeiten sollte, geschmeichelt wird, da müssen am Ende selbst die Tugenden zu Fehlern werden.

Auf die Einrede, daß die Vorstellung des Lasters das Laster selbst verhaßt mache, erwidert Rousseau: Ich glaube, daß man im Anfange der Vorstellung die Frevel der Medea und der Phädra mehr hassen werde, als am Ende.

Erweckt aber nicht öfters die Bühne die schöne Empfindung des Mitleidens? Hierauf antwortet Rousseau: Ja, aber des Mitleidens mit erdichteten Leiden. An solchen nimmt man lieber Theil, als an den wirklichen Leiden der Nebenmenschen. Diese hätten gerechte Ansprüche an uns zu machen, auf unsere Hilfe, auf

Linderung, auf Troſt und Rath. Die Leiden der Bühne fordern Nichts von uns, ſie ergötzen uns, und dann finden wir uns geſchmeichelt durch die Thräne, die ſie uns entlockten, und glauben nun der Tugend unſere Schuld bezahlt zu haben.

Selbſt die vermeinten Lehren der Tugend, welche die Tragödie gibt, bleiben auch dann ohne Wirkung, wenn ſie die Folgen der Leidenſchaften als ſchrecklich vorſtellt. Zaïre und Orosmannes ſtarben beide, und beide durch des Letztern Dolch. Sie tödtet er aus irrender Eiferſucht, ſich ſelbſt aus Verzweiflung. Wer aber verließ wohl die Bühne nach Vorſtellung der Zaïre mit einem gegen die Leidenſchaft geſtählten Sinne? Eben dieſe durch die Leidenſchaft uns erſchütternden Gemälde machen uns den Eindrücken der Leidenſchaft nur noch weicher, als wir es ſchon ſind.

Die Comödie, von welcher ſchon Ariſtoteles ſagt, daß ſie den Menſchen ſchlechter vorſtelle, als er iſt, die aber gleichwohl große Anſprüche auf unſere Theilnahme macht, empfiehlt uns faſt nur die Leidenſchaft. Sie lehrt uns jene niedrige Theilnahme an der Freude jedes Gelingens eines ſchlauen Truges, der die Liebhaber begünſtiget; ſie lehrt uns das ſittliche Gefühl erſt entbehren, dann belachen; ſie lehrt uns zugleich, Nichts mehr zu meiden, als den Schein des Lächerlichen, und was ſtellt ſie nicht als lächerlich vor? Wer kann leugnen, daß Moliere's Luſtſpiel eine Schule der Laſter und ſchlechten Sitten ſei; gefährlicher als die Bücher ſelbſt, in welchen das Laſter geradezu gelehrt wird? Sein Beſtreben iſt, Güte und Einfalt lächerlich zu machen; Liſt und Lüge kommen immer den Perſonen zu Hilfe, an denen man Antheil nimmt. Seine redlichen Menſchen reden nur, die Laſterhaften handeln, und werden von glänzendem Erfolge begünſtiget. Er macht die Rechte der Väter, der Ehemänner, der Herrſchaften lächerlich. Er macht lachen, und wird nur deſto ſchuldiger, da er ſelbſt die Verſtändigen zwingt, Antheil zu nehmen an ſeinen Scherzen, welche ihren Unwillen erregen ſollten u. ſ. w.

Rouſſeau geht auch darauf näher ein, warum die Ausübung der Schauſpielkunſt Verachtung mit ſich bringe, nämlich deßwegen, weil ſie lehrt, einen jeden Charakter vorzuſtellen, ſich in fremde Leidenſchaften hineinzuzwingen, anders zu reden, als man denkt,

für Geld sich hinzugeben, Schmach und Beleidigung auf sich zu nehmen, und so gleichsam öffentlich seine Person feil zu bieten.

9) Nichts fördert mehr die Zwecke des Satans, als das Theater.

Tertullian erzählt von einer christlichen Matrone, die sich oft zum Besuche des Theaters verleiten ließ, daß einmal bei der Rückkehr aus demselben der Teufel in sie gefahren sei. Man brachte sie, da der Böse sie arg quälte, zu einem Exorcisten. Wie, sprach dieser, indem er den unreinen Geist schalt, konntest du es wagen, den Leib einer christlichen Frau in Besitz zu nehmen, der durch die heilige Taufe ein Tempel des heiligen Geistes geworden ist? Hierauf erwiderte der höllische Geist: Ich habe ganz nach Gerechtigkeit gethan; denn steht es nicht in meinem Rechte, das Wild zu fangen, das in meinem Gehege sich befindet? In meinem Eigenthume habe ich ja jene Frau getroffen. Hieraus ergibt sich, daß der Teufel selbst das Theater als sein Eigenthum nennt, und als den Ort bezeichnet, wo er seine Wuth mit aller Freiheit und um so ungescheuter ausüben kann, als eigentlich nicht er es ist, der dort wie ein stürmischer Jäger ausgeht, um das Wild zu erlegen, sondern vielmehr die thörichten Thiere selbst zusammenlaufen, um sich ihm zu überliefern.

Was indeß dem Teufel zunächst am Herzen liegt, ist nicht, die Leiber zu quälen, sondern die Seelen zu verderben. Und hiezu sind ihm unsere unfläthigen Bühnendarstellungen mehr behilflich, als irgend eine andere seiner Verführungskünste, indem er in den Theatern gleichsam eine öffentliche Verführungsschule hält. Darum sagt der heilige Chrysostomus: Die Schauspiele sind ein Ausdenken des Ehebruches, eine Aufmunterung zur Unzucht, ein Beispiel der Unehrbarkeit.

Zuerst lehrt der Teufel durch das Schauspiel sündigen in Gedanken. Darum sagt der heilige Chrysostomus: Die Schauspiele sind ein Ausdenken des Ehebruchs. Zuvor wird den Zuschauern der Gräuel äußerlich dargestellt, den sie aber sodann durch die Augen in ihr Inneres aufnehmen. Die Augen, sagt Aristoteles, sind uns unter allen Sinnen die liebsten, weil sie uns mehr, als alle übrigen lehren. Weil sie uns aber mehr das

Böſe, als das Gute lehren, ſo ſind ſie ſicherlich auch dem Teufel unter den übrigen Sinnen die liebſten. Er bedient ſich ihrer auf gar mannigfaltige Weiſe zu unſerm Verderben; denn er bedient ſich ihrer, indem er uns unſittliche Bücher zu leſen gibt, welche von dem heiligen Hieronymus ein von der Hölle vorgeſetztes Gaſtmahl genannt werden; er bedient ſich ihrer, indem er uns unzüchtige Gemälde zur Anſchauung führt; er bedient ſich ihrer, indem er uns üppige, ſchamlos gekleidete Weiber ſehen läßt. Aber dennoch ſind unſere Augen dem hölliſchen Feinde niemals ſo zweckdienlich, als in den Schauſpielhäuſern, wo die Bücher lebendig, die Gemälde mit Stimmen begabt, der Blick mit der Rede verbunden, die Worte von Geberden, von Beifall, von Geſang und rauſchenden Tönen der Muſik gleichſam beſeelt ſind. So wird hier Alles, was der Herr uns zu ſeinem Dienſte gegeben hat, von dem böſen Geiſte zu einem Werkzeuge, ihn zu beleidigen, verkehrt. Augen, Ohren und ein Herz zum Denken gab er ihnen, ſagt der weiſe Mann Ekkli. 17, 5. Aber all dieſes wird beim Schauſpiel dazu angewendet, böſe Gedanken zu wecken oder in die Seele einzuführen. Du gehſt aus dem Theater, ſchreibt der heilige Chryſoſtomus, du ziehſt dich zurück am Schluße des Schauſpieles, und ſieh, alsbald beginnt in deinem Gedächtniſſe ein anderer Aufzug, der für dich um ſo ſchlimmer wirkt, je mehr er in deinem Innern ſpielt. Was du früher geſehen, kehrt dir da in's Gedächtniß zurück. Wieder treten vor deinen Geiſt die unreinen Worte, welche du vernommen haſt, die zweideutigen Scherze, die frechen Geberden. Du wirſt dir ſelbſt ein wandelndes Theater, Schauſpieler und Bühne, Zuſchauer und dargeſtellte Perſon und Alles, was du nur willſt.

Der Fiſchfänger, welcher das tödtliche Eiſen in die Seite des Wallfiſches geworfen, läßt ihn frei herumſchwimmen, wie es ihm gefällt; denn er weiß, daß derſelbe innerhalb kurzer Zeit, nachdem er ſich erfolglos angeſtrengt, die Harpune aus dem Leibe zu bringen, endlich verbluten und ſeine Beute ſein wird. So macht es auch der hölliſche Geiſt. Er läßt dich ungehindert aus den Räumen des Schauſpielhauſes treten, wo er dich tödtlich getroffen, indem er ſehr wohl weiß, was für Unheil alsbald der böſe Gedanke in dir erzeugen wird, welchen er wie einen ſpitzigen Pfeil durch

die Augen, durch die Ohren und durch die Einbildungskraft in das Innerste deines Herzens bohrte.

Indeß begnügt sich der böse Geist in dieser Schule der Unkeuschheit nicht damit, seine Jünger in schlechten Gedanken zu unterrichten; er geht weiter, und bildet sie auch zu Meistern in der schlechten Rede aus. Darum nennt der heilige Chrysostomus die Schauspiele eine Aufmunterung zur Unzucht. O wie namenlos unselig ist der Mund der Schauspieler, aus dem fast kein Wort kommt, das nicht ruchlos wäre! Das Schlimmste dabei ist, daß sie durch derlei Reden auch ihre Zuhörer eine ähnliche Sprache lehren, und ihnen Worte in den Mund legen, von welchen der Apostel sagt, daß sie nicht einmal genannt werden sollen unter Christen. Daher schreibt Clemens von Alexandrien, man könne nicht ungeeignet die Theater einen Lehrstuhl der Pest heißen.

Und dieser Unterricht wird gewöhnlich nicht früher beendigt, als bis die Gedanken und Worte auch durch die Werke in Vollzug gesetzt werden. Wir wiederholen hier die bereits angeführten Worte: Man lernt den Ehebruch, indem man ihn sieht. Sehet, was man bei den schlechten Vorstellungen auf der Bühne lernt! Man wird angestachelt, jene Umtriebe, jene unehrbaren Werke, welche unter so großem Beifall der Zuhörer mit so viel Kunstfertigkeit der darstellenden Personen vor Augen geführt werden, durch Thatsachen bei sich selbst zu verwirklichen. Dieses kann unmöglich selten geschehen; denn zu stark ist die Gewalt, welche die Beispiele, besonders die bösen, auf uns auszuüben pflegen. Darum heißen die Schauspiele mit Recht große Beispiele der Unehrbarkeit. Und darum sagte der heilige Chrysostomus einmal zu einem großen Liebhaber des Theaters, daß er die Werkstätte des Teufels beförderе; der Kirchenlehrer Tertullian aber nennt die Schaubühne einen den höllischen Geistern geweihten Tempel.

10) Die Schauspiele sind die größten Anreizungen zur Sünde.

Man führt gewöhnlich auf der Bühne Personen vor, welche durch Trug, durch Verbrechen, durch Treulosigkeit sich bald zur Herrschaft, bald zum Siege Bahn brechen; und stets sieht man sie glücklich das Ziel erreichen, nach welchem sie strebten. Man

ſtellt einen jungen Menſchen vor, der durch ſchlaue Mittel die Wachſamkeit eines eiferſüchtigen Ehemannes hintergeht. Man ſchildert einen ehrloſen Kuppler, der um ſchnödes Geld die Tugend einer Jungfrau an einen Dritten verhandelt. Man ſtellt einen Zweikampf als eine That hin, welche die Achtung und das Andenken der Menſchen verdient, und man windet den Siegeskranz um eine Handlung, welche doch durch Gottes Gebot ſtreng unterſagt, und von der Kirche mit Fluch belegt iſt. Man zeichnet in unwürdiger Weiſe die chriſtliche Enthaltſamkeit als blöde Einfalt, man bewundert eine ruchloſe Argliſt als Weisheit, man verachtet das Evangelium, man verhöhnt den Glauben, man erhebt das Glück zur Göttin, man ſtellt Grundſätze auf, welche, im wahren Lichte beſchaut, als Gotteslästerungen erſcheinen, indem man Alles dem Zufall zuſchreibt und den Zügel der Weltlenkung der göttlichen Vorſehung aus der Hand reißt.

Dieſes ſind die Handlungen und Begebenheiten, welche einen großen Theil der öffentlichen Schauſpiele bilden. Bei welch anderer Gelegenheit gelingt es der Welt beſſer, ihre Grundſätze vorzutragen, als gerade bei den Theatervorſtellungen, wo man Lehren Beifall zuklatſcht, welche oft ebenſo gegen den Glauben, als die guten Sitten verſtoſſen. Ich glaube, daß durch eine einzige ſchamloſe Theatervorſtellung an Einem Abende mehr Irrthümer und Aergerniſſe verbreitet werden, als mehrere böſe Geſellſchaften in langer Zeit zu verbreiten im Stande ſind. Denn dieſe reden gewöhnlich zurückhaltender, als es die Schauſpieler zu thun pflegen, und ſie vermögen nicht einer ſolch zahlreichen Verſammlung zugleich das Gift einzuimpfen, wie es jenen möglich iſt.

Umſonſt wendet man dagegen ein, daß man dergleichen Dinge auf der Bühne nur zum Spiele gibt, keineswegs aber im Ernſte daran glaubt. Die öffentlichen Schauſpiele wurden urſprünglich eingeführt, um das Volk ſittlich zu belehren, indem man in denſelben das Gute lobte, das Schlechte aber verdammte. Man muß daher annehmen, daß ſie die Macht haben, die Geſinnungen, welchen ſie ſich günſtig zeigen, wenn ſie auch erdichtet ſind, dennoch den Zuſchauern einzuprägen. Haben ſie aber die Kraft, gute Geſinnungen zu wecken, wenn ſie in ihrer dichteriſchen Grundlage lauter und ſittlich rein ſind: wie ſollten ſie nicht noch vielmehr es

vermögen, einen schlechten Sinn hervorzubringen, wenn ihr Inhalt gottlos ist? Sie lehren den Ehebruch, sagt Laktantius, während sie ihn dichterisch darstellen, und durch den Schein, bemerkt Salvian, geben sie Unterricht für die Wirklichkeit.

Gewiß wird das lüsterne Fleisch in seinem verrätherischen Treiben gegen uns durch Nichts mehr gefördert, als durch die unsaubern Schauspiele. Denn andere Vergnügen, wenn sie auch sündhaft sind, begnügen sich, so zu sagen, mit einem Theile von uns: das eine verdirbt die Einbildungskraft, das andere steckt die Augen an, ein drittes die Ohren, die übrigen ein anderes Vermögen des Leibes oder der Seele. Wenn daher auch ein Sinn sündiget, so kann immerhin noch der andere ohne Sünde bleiben. Bei den Schauspielen aber ist dieses nicht der Fall. Bei den Schauspielen, sagt Salvian, bleibt nichts von der Schuld frei, weil der Geist durch die Begierden, die Ohren durch das Gehörte, die Augen durch das Gesehene befleckt werden. Dieses ist so augenscheinlich, daß es selbst in der Finsterniß des Unglaubens erkannt wurde; denn unter Anderen sagt Seneka: Nichts ist so schädlich für die guten Sitten, als in einem anstößigen Schauspiele sitzen; denn dadurch werden alle Arten von Lastern dem menschlichen Herzen eingeschmuggelt.

Nicht nur steigert sich aber in uns mittelst der Schauspiele der Durst nach verbotenen Genüssen, sondern es wird auch ein jedes Hinderniß entfernt, das uns hievon abzuhalten im Stande wäre. Denn was uns natürlicher Weise von der Befriedigung einer zügellosen Begierlichkeit abhält, ist entweder die Furcht oder die Scham. Daher sagt Tertullian: Alles Böse hat die Natur entweder mit Furcht oder mit Scham vermischt. Jene unsittlichen Darstellungen aber nehmen uns die Furcht, indem sie uns zeigen, wie schändliche Anschläge in heimlicher Weise und ohne Schaden derer, welche dieselben machten, glücklich zu Ende geführt werden. Ebenso nehmen sie uns die Scham, indem sie die Unkeuschheit als ein dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsames Laster erscheinen lassen, und das namentlich den Großen eigen sei, so daß sich die Worte des Laktantius anwenden lassen: Sie zeigen das Verbrechen auf hohem Fuße. Ueberdieß würzen die Schauspiele Alles mit witziger Rede, mit Scherz und Laune, welche, obwohl sie, wie

Seneka richtig bemerkt, nichts Anderes, als vergiftete Waare ſind, nichts deſto weniger durch ihr Gift den Gaumen reizen, und durch ihre Neuheit insbeſonders bei der Jugend einen um ſo größeren Durſt erregen; denn wenn dieſe ſolche Dinge, welche ſie noch nie koſtete, bis zu den Sternen erhoben ſieht, ſo wünſcht ſie ſehnlichſt den warm geſchilderten Genuß derſelben, oft noch mehr von der Neugierde, als ſelbſt der Luſt überwältiget. — Sehet alſo, wie die Schauſpiele die Begierlichkeit wecken und zum Genuße auf eine oft unwiderſtehliche Art fortreißen.

11) Das Schauſpiel entflammt die Leidenſchaften überhaupts.

Das Schauſpiel iſt zur Anſtachlung der Leidenſchaften noch viel wirkſamer, als das Leſen der ſogenannten Romane. Ja, das Leſen der letzteren iſt Vielen zu langweilig. Was von ihnen ſoll vernommen werden, muß zugleich ihr Auge und ihr Ohr anſprechen. Dieß geſchieht im Theater. Daher iſt es aber auch um ſo gefährlicher, weil das Gift auf mehreren Seiten zugleich in die Seele einſtrömt. Hat die Dichtung ſelbſt nur einigen Reiz, ſo wird insbeſonders die anweſende Jugend von der Gluth der Leidenſchaften entflammt und in eine eingebildete Gemüthsſtimmung verſetzt. Sie wird ſich mit ſchmeichelnder Täuſchung ſelbſt in die geſpielte Rolle hineinempfinden, ſo daß das junge Mädchen ſich eine von Eiferſucht raſende Medea, oder eine angebetete Armida zu ſein dünkt, und der Jüngling ſich die Größe eines Jaſon oder eines Rinaldo aneignet. Es iſt aber nicht etwa nur zufällig, daß das Schauſpiel die Leidenſchaften entflammt, ſondern dieſe Wirkung iſt ihm weſentlich, iſt ſelbſt eingeſtandene Abſicht der Dichter und Schauſpieler. Der Zuſchauer ſoll ergötzt, ſoll hingeriſſen werden. Darum ſchmeichelt das Schauſpiel den Lüſten, die es entſchuldigt, ja liebenswürdig zu machen, und ſelbſt zu Tugenden umzuwandeln ſucht. Dagegen ſtellt es nur zu oft die wahre Tugend lächerlich dar, macht aus ihr eine Grille und eine Einbildung der Sonderlinge und finſteren Menſchen.

12) Das Schauspiel weckt und nährt die sinnliche Liebe.

Während der Gaukler die Liebe darstellt, sagt Minutius Felix, schlägt er die Liebeswunde. Ja, während die Schauspieler auf der Bühne eine erdichtete Liebe darstellen, schlagen sie den Seelen der Zuschauer wirkliche Liebeswunden. Das Wort schlagen ist ein Ausdruck, der uns klar zu verstehen gibt, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche, sondern um eine tiefe Verwundung handelt. Dieses leuchtet von selbst ein; denn unter allen Leidenschaften ist keine mehr zu fürchten, als die Liebe, so daß die größten Weltweisen sie als eine Art von Narrheit erklären. Dieses reißende Thier nun, welches man stets mit starken Ketten in seinem Verschluße fesseln sollte, wird durch die unsittlichen Schauspiele in Freiheit gesetzt, um nach Gefallen überall verheeren zu können. Man spricht auf der Bühne von nichts Anderem, als von der Liebe; man hört von nichts Anderem, als von dieser Leidenschaft; es werden vom Anfange bis zum Ende keine andern Arten von Knoten geschürzt und gelöset, als Liebeshändel. Der höchste Reiz der Bühne, sagt Tertullian, ist aus dem Unflath der Liebeshändel zusammengetragen. Nun ist es schon oft geschehen, daß eine schwangere Frau ein schwarzes Kind geboren, wenn sie fortwährend das Bild eines Mohren vor Augen hatte. Derselbe Fall tritt bei einer Seele ein, welche häufig bei solch ungeziemenden Darstellungen sich einfindet. Allmälig erhält sie Gedanken und Begriffe, die von der Heiligkeit der christlichen Sittenlehre viel weiter abweichen, als ein schwarzes Kind im Mißverhältniß zu seiner weißen Mutter steht. Man hält keine andern Genüsse mehr für möglich, als die sinnlichen, und kommt so weit, daß man das Gesetz, welches dieselben verbietet, für grausam hält. Darüber klagt der heilige Augustin in den Worten: Es rissen mich hin die Bühnenschauspiele, voll von Bildern meines inneren Elendes, die mein Feuer nährten. Wenn die schlechten Handlungen, welche auf der Bühne dargestellt werden, ein Gemüth finden, das vom Rauche des unreinen Feuers bereits belegt und geschwärzt ist, so schüren sie desto mehr dessen Gluth; finden sie aber ein von solchen Leidenschaften freies Gemüth, so stellen sie ihm als

einziges Glück den Genuß unreiner Luſt dar. Durch die Reize eitler Dichtungen, ſagt der heilige Iſidor, erregen ſie den Geiſt zu den Lockungen der böſen Lüſte.

Zudem haben die Schauſpiele zwei große Vortheile, um der unerfahrnen Jugend die oftgenannte, verderbliche, ſinnliche Liebe recht einladend zu machen. Dieſe liegen ſowohl in den Perſonen, welche in ſolchen Liebesverhältniſſen thätig ſind, als auch in den Schauſpielern, deren ſie ſich zur Darſtellung auf der Bühne bedienen. Die Perſonen nämlich, deren Liebesverhältniſſe dargeſtellt werden, ſind gewöhnlich von hohem Range. Dieſe werden geſchildert, wie ſie völlig bethört, einem nichtswerthen Weibsbilde nachlaufen, ihrer Würde und alles Anſtandes vergeſſend, und von ihrer eigenen Leidenſchaft überwunden, nachdem ſie die mächtigſten Heere beſiegt und ganze Länder auf die ruhmvollſte Weiſe erobert hatten. Heißt dieſes nicht auf Goldgrund malen, um das Gemälde deſto glänzender hervortreten zu laſſen? Heißt dieſes nicht nach Art der Heiden den Göttern Laſter andichten, um die Verbrechen und Ungerechtigkeiten zu heiligen, um ſie ſo nicht in einem ehrloſen, ſondern in einem ehrwürdigen Gewande der allgemeinen Nachahmung des Volkes als Vorbilder hinzuſtellen?

Das zweite vortheilhafte, teufliſche Mittel, die vollkommene Freiheit in den Liebesgenüſſen deſto wirkſamer zu lehren, beſteht darin, daß man jene unſaubern Verhältniſſe nur allzu naturgetreu von Weibsperſonen, welche auf der Bühne erſcheinen, darſtellen läßt. Der heilige Paulus geſtattet nicht, daß die Frauen in der Kirche reden wegen der Gefahr, welche man beim Anhören derſelben läuft. Wenn es nun unter Chriſten nicht geduldet werden kann, daß ein Weib an heiliger Stätte von der göttlichen Liebe ſpreche: wie ſoll man dulden, daß es auf der Bühne von der unheiligen Liebe rede; daß es zu jungen Leuten rede, welche ſo geneigt ſind, von den Flammen der Unkeuſchheit ſich erfaſſen zu laſſen; daß es rede, geſchmückt vom Scheitel bis zum Fuß mit tauſend Zierſachen, die von der Lüſternheit erſonnen ſind; daß es rede mit Scherzen und unter Geberden, die den Feuerbrand der Lüſternheit in das ohnehin hiefür leicht empfängliche Herz gewaltſam ſchleudern? Plutarch erzählt, Cato habe einen gewiſſen Mallius aus dem Senat geſtoſſen, weil er es gewagt hatte, das

eigene Weib in Gegenwart ſeiner Tochter zu küſſen. Ich bin überzeugt, jener weiſe Conſul hätte, obwohl er ein Heide war, nicht aus der Stadt, ſondern aus der Welt die frechen Weibsperſonen vertrieben, welche auf öffentlicher Bühne ſich oft geberden, als vergingen und ſtürben ſie vor Sehnſucht nach ihrem Geliebten, und als wäre dieſer ein Gott, der von den Sternen herabkäme, um ſie zu beſeligen. Wie verderblich wirken ſolche Vorſtellungen nicht auf die Zuſchauer ein! Denn da das Gift, mit welchem dieſer Zauber bereitet wird, überaus ſüß iſt, ſo wird es von den Leuten mit der größten Freude getrunken, ohne daß man auf die ſchlimmen Folgen achtet, welche ſpäter eintreten.

13) Es iſt Thorheit, wenn Einige ſagen, daß ſie die vorgeblich verderblichen Folgen des Theaters bei ſich nicht merken, ungeachtet ſie daſſelbe häufig beſuchen.

Allerdings wird dieſe Sprache von Vielen geführt. Allein dieſes ſind Leute, welche eine jede Einladung zur Sünde bereitwillig anzunehmen gewohnt ſind, und doch niemals glauben, daß ſie nur verſucht ſeien, weil ſie, wie der heilige Auguſtin bemerkt, die wirkliche Verſuchung nicht abwarten, ſondern der Luſt zuvorkommen. Indeß mag es wohl auch ſein, daß ſie wirklich nicht verſucht werden; denn der Teufel, der in ihrem Gewiſſen für eine jede Sünde den Weg ſchon offen ſieht, hält ſich bei ihnen nicht mehr auf, einem umſichtigen Feldherrn ähnlich, der keine Kugeln mehr verſchwenden will, um einen Wall anzugreifen, in welchen er ſchon eine Breſche geſchoſſen ſieht. Wie könnte man übrigens denken, daß der Beifall, welchen ſie den unzüchtigen Scherzen, den ruchloſen Grundſätzen, dem unſittlichen Schmutze in jenen Darſtellungen, denen ſie beiwohnen, ſo reichlich zollen, nicht thatſächlich mit vielfachem, ſündigen Wohlgefallen verbunden ſei, das man aber gar nicht beachtet, weil in kurzen Zwiſchenräumen eine ſolche Regung auf die andere folgt. Wie, die Heiligen halten ſich in den tiefſten Einöden nicht ſicher vor den Stürmen der Verſuchung, und Sünder glauben, daß ſie mitten im Theater, dem Orte, wo Alles die Sinnenluſt reizt, unangetaſtet bleiben? Niemand, ſchreibt Tertullian, kommt an den Ort der Luſt, ohne Wohlgefallen daran zu finden. Und Salvian bemerkt, daß bei jenen Darſtellungen

der Unzucht in den Theatern alle Anweſenden im Herzen Unlauterkeit begehen; und wer vielleicht rein in das Schauſpiel gekommen iſt, kehrt als Ehebrecher in ſein Haus zurück. Mag man immerhin annehmen, daß man die anderen Sünden, wie Betrug, Mord u. ſ. w. leicht anſehen kann, ohne ſich dadurch zu beflecken, ſo kann man doch keineswegs ſo leicht bei den Sünden der Unkeuſchheit den unverſehrten Zuſchauer machen. Dieß iſt der Grund, warum Salvian ſagt, im Theater ſei die Sünde der Darſteller und der Zuſchauer eine und dieſelbe. Seine Worte ſind: Die unkeuſchen Dinge bei den Schauſpielen ſind es allein ſchon, welche die Schuld der Darſteller und der Zuſchauer ſo ziemlich zu einer und derſelben machen.

Aber laſſen wir dieſes Alles bei Seite, ſo frage ich euch: Haltet ihr es für ein kleines Uebel, daß ihr ſolchen Handlungen und ihrer Darſtellung durch euere Gegenwart, ja durch euern Beifall, durch euer Gutheißen, durch die Zeichen des Wohlgefallens, welche ihr gebet, ſo viel an euch liegt, warme Theilnahme und ein gewiſſes Anſehen verſchafft? Wenn der Apoſtel von den Werken der Heiden ſpricht, erklärt er, daß des Todes würdig iſt, nicht bloß, wer ſie thut, ſondern auch, wer es billiget, wenn Andere ſie vollbringen. Röm. 1, 32. Wie ſollte daher Jemand meinen, es ſchade Nichts, ſolchen Werken wohlgefällig beizuwohnen, wenn er ſie nur nicht ſelbſt vollbringt? Meinet ihr wohl, daß jene ſchamloſen Schauſpieler Tag für Tag auf der Bühne auftreten würden, um ſtets Aergeres als je vorzubringen, wenn ihnen die Gunſt derer fehlte, welche ſich ſo gierig in das Theater drängen, um ſie zu hören? Wer diejenigen lobt, ſagt der heilige Chryſoſtomus, die Solches vortragen, der muntert ſie auf, daß ſie dieſe Dinge treiben. Wendet nicht ein, daß dieſelben auch ohne euch Zuhörer finden würden. Denn wenn eine Verſchwörung, welche zum Zwecke hat, dem Fürſten das Leben zu nehmen oder das Reich zu entreißen, ſchon ſo weit gediehen wäre, daß ſie auch ohne euch zum Ausbruch käme, dürfet ihr ſie deßwegen durch irgend eine That wohlwollender Unterſtützung begünſtigen? Im Gegentheile, ihr habt euch nicht bloß als Theilnehmer an der Verſchwörung ferne zu halten, ſondern müßt auch Alles thun, ſie zu vereiteln. Warum ſoll bezüglich des Theaters nicht daſſelbe

Pflicht ſein, da es gegen Chriſtus und ſeine Kirche kaum eine gefährlichere Verſchwörung gibt, als es die Schauſpiele ſind. Cf. Sämmtliche Werke von Segneri B. 17.

Scheinheiligkeit.

Sieh den Artikel „Heuchelei" B. 12. S. 493 u. flgde.

Scherz.

Sieh den Artikel „Geſpräch" B. 9. S. 122.

Schmeichelei.

Sieh bei dem Artikel „Lüge" B. 12. S. 485 u. flgde.

Schönheit.

Sieh Kleiderpracht beim Artikel „Hoffart" B. 11. S. 126 u. flgde.

Artikel CXXXIV.

Schöpfung.

1) Begriff.

Unter Schöpfung verstehen wir hier die große That oder den Akt Gottes, wodurch ursprünglich Alles, was zuvor nicht war, in das Dasein gesetzt worden ist, so daß Schöpfung so viel bedeutet, als Erschaffung. Diese Schöpfung wird in der Sprache der Schule Creatio prima et immediata genannt. In so ferne aber Gott aus dem ursprünglich Geschaffenen etwas Neues macht, oder richtiger gesagt, das ursprünglich Geschaffene formt und umbildet, oder dem Geformten durch den Schöpfungsakt selbst die Thätigkeit und Kraft verleiht, sich selbst zu erneuern, so heißt dieses die Creatio secunda seu mediata. Endlich spricht man selbst von einer dritten Art von Schöpfung, worunter man die Erhaltung der Welt versteht, und die daher Creatio continuata heißt.

2) Stellen der heiligen Schrift.

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde u. s. w. Gen. Kap. 1.

Der Geist Gottes hat mich gemacht, und der Odem des Allerhöchsten mir das Leben gegeben. Job 33, 4.

Du bist es, Herr, allein, du hast den Himmel gemacht und den Himmel der Himmel und all ihr Heer; die Erde und Alles, was darin ist, und du gibst Leben allem Diesen. Nehem. 9, 6.

Schau ich deinen Himmel an (o Gott!), das Werk deiner Finger; den Mond und die Sterne, die du gegründet, was ist der Mensch . . .? Du hast ihn gesetzt über die Werke deiner Hände. Ps. 8, 4. 7.

Dein ſind die Himmel und dein iſt die Erde; den Erdkreis, und was ihn erfüllet, haſt du gegründet. Pſ. 88, 12.

Geſegnet ſeid ihr von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Pſ. 114, 23.

Als Gott die Himmel bereitete, war ich dabei, als er nach genauen Geſetzen einen Kreis zog um die Tiefen, als er den Luftraum oben befeſtigte und die Waſſerbrunnen abwog; als er rings um das Meer ſeine Grenze ſetzte und den Waſſern ein Geſetz gab, ihre Grenzen nicht zu überſchreiten, da er die Gründe der Erde legte; — da war ich bei ihm, und machte Alles. Sprüchw. 8, 27—30.

Gott hat die Erde in ſeiner Kraft gemacht, den Erdkreis bereitet in ſeiner Weisheit, und die Himmel ausgeſpannt in ſeiner Klugheit. Jerem. 10, 12.

Ihr ſollet euch zu dem lebendigen Gott bekehren, der gemacht hat den Himmel und die Erde, und das Meer, und Alles, was darin iſt. Apoſtelgeſch. 14, 14.

Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geſchaffen worden iſt. Hebr. 11, 3.

Durch ihn (den Sohn Gottes) iſt Alles erſchaffen, was im Himmel und was auf Erden iſt, das Sichtbare und das Unſichtbare, ſeien es Thronen oder Herrſchaften, oder Oberherrſchaften oder Mächte, Alles iſt durch ihn und in ihm erſchaffen. Koloſſ. 1, 16.

Du haſt alle Dinge (o Herr!) geſchaffen, und wegen deines Willens wurden ſie, und ſind ſie geſchaffen. Apok. 4, 10.

3) Ausſprüche der heiligen Väter.

Vor Allem glaube, daß Ein Gott iſt, der Alles erſchaffen und zuſammengeſetzt hat, der, da zuvor Nichts war, gemacht hat, daß Alles entſtanden iſt. Hermas.

Das Univerſum iſt unſertwegen von Gott gebildet, Sonne und Mond ſind unſertwegen geſchaffen worden. Tatian. Orat. ad Graec. cap. 7.

Gott iſt es, durch welchen Alles gemacht worden iſt. Clemens Alexandr. Stromat. c. 15.

Die Menſchen können nicht aus Nichts Etwas machen, ſondern nur aus einer vorhandenen Materie. Gott aber iſt beſſer,

als die Menschen, eben darum, weil er die Materie seiner Schöpfung, da sie vorher nicht vorhanden war, selbst erfunden hat. Iren. advers. haeres. c. 11.

Da Gott gütig ist, so werden wir belehrt, daß er Alles im Anfange der Menschen wegen erschaffen habe. Just. in Apolog. I.

Wird die Materie nicht angeführt, wo Werk und Werkmeister angeführt werden (wie gen. 1, 1.), so ist klar, daß sie aus dem Nichts geschaffen worden; denn wäre aus Etwas das Werk geworden, so würde auch das Woher angeführt werden. . . . Der heilige Geist hat es in der heiligen Schrift so geordnet, daß, wenn etwas aus einem Andern wird, sowohl das, was wird, als das, woraus es wird, angegeben ist. Es bringe, sagt die Schrift, die Erde Gras hervor, welches Saamen nach seiner Art bringen soll und fruchtbare Bäume. Und wiederum: Und es sprach Gott, es sollen die Gewässer kriechende Thiere hervorbringen. Wenn also Gott bei der Hervorbringung anderer Dinge aus den geschaffenen durch den Propheten zeigt und erklärt, woraus er jedes Ding gebildet, wenn der heilige Geist mit solcher Sorgfalt uns belehrte, daß er uns zu wissen that, woraus Alles hervorging, hätte er uns nicht auf gleiche Weise über den Urstoff von Himmel und Erde in Kenntniß gesetzt, wenn sie aus irgend einer Materie entstanden wären? Ja, vielmehr mußte er als deren Schöpfer aus Nichts erscheinen, da noch Nichts war, woraus er hätte bilden können. Tertull. gegen Hermogenes Cap. 20 und 22.

Als es sich um die einzelnen Tage handelte, hieß es bloß: Gott sah, daß es gut ist; als aber von Allem die Rede war, war es nicht genug zu sagen: „Gut," sondern es wurde gesagt: „Sehr gut." Dann wenn die einzelnen Werke Gottes nach Maß, Zahl und Ordnung jedes in seiner Art lobenswürdig befunden worden, um wie viel mehr muß dieses der Fall sein bei Allem mit einander, d. h. beim Universum selbst, welches aus der Vereinigung der einzelnen Dinge vollendet ist? Denn alle Schönheit, die in den Theilen vorkömmt, ist noch viel lobenswürdiger im Ganzen, als in den Theilen. Augustin. de Gen. contr. Manich.

Wenn sie sagen: Warum gefiel es Gott, Himmel und Erde zu machen? so muß man denen, welche die Ursache und den Willen Gottes wissen wollen, antworten: daß der Wille Gottes von Allem,

was ist, selbst die Ursache ist. Denn wenn der Wille eine Ursache hat, so gibt es etwas, das dem Willen Gottes vorhergeht, und dieses zu glauben, ist unrecht. Wer also sagt: Warum schuf Gott Himmel und Erde? — dem muß man antworten: Weil er wollte. Denn der Wille Gottes ist die Ursache vom Himmel und von der Erde, und daher ist der Wille Gottes größer als Himmel und Erde. Augustin. ibid. lib. 1. c. 2.

Dem Christen genügt es, daß nichts Anders, als die Güte des Schöpfers die Ursache der Geschöpfe ist. Derselbe Enchir. c. 11.

Gott hat den Menschen nicht umsonst erschaffen, weil er weise ist; er hat ihn auch seines Nutzens wegen nicht erschaffen, weil er keiner Sache bedarf. Wenn man nach dem ersten und allgemeinen Grund fragt, so erschuf er ihn seinetwegen, und wegen der aus seiner ganzen Schöpfung hervorleuchtenden Güte und Weisheit. Derselbe.

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. So kurz auch diese Worte sind, so können doch mit diesen wenigen und kurzen Worten alle Stürme der Feinde der Wahrheit abgeschlagen werden. Gebt hier wohl acht. Der Manichäer tritt z. B. auf und sagt: Die Materie ist unerschaffen. Antworte ihm: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Dadurch stürzt der blendende Bau seiner Lehrsätze ein. Doch, du sagst mir: Er glaubt den Worten der Schrift nicht. Fliehe also vor ihm, als vor einem Unsinnigen, und hüte dich vor seinem Umgange. Denn wer den Aussprüchen Gottes nicht glaubt, und die Wahrheit für Lügen erklärt, beweiset der durch seinen Unglauben nicht deutlich und offenbar, daß er seiner Vernunft nicht mächtig ist? Aber der Manichäer sagt: Wie kann aus Nichts Etwas werden? Sprich du zu ihm: Wie kann denn aus der Materie Etwas werden? Ich glaube, daß die Erde aus Nichts entstanden sei; das leugnest du. Darin aber kommen wir mit einander überein, daß der Mensch aus der Erde gebildet sei. Dieses ist dir leichter zu glauben. Sag mir also, wie aus der Erde dieses Fleisch, womit ich bekleidet bin, hat entstehen können. Die Erfahrung lehrt uns wohl, daß Ziegel und Töpfergefäße aus Erde gebildet werden; aber daß Fleisch jemals aus der Erde gemacht worden wäre, das hat noch kein Mensch gesehen. Wie ist nun dieser Leib von Fleisch aus Erde gebildet worden? Wie haben

Beine, Nerven und Adern, wie haben die Haut und die verborgenen Eingeweide und die geringeren Gliedmaßen, die Verſchiedenheit dieſer Glieder von einander und die erſtaunliche Mannigfaltigkeit derſelben aus bloßer Erde hervorgebracht werden können? Du kannſt mir die Art und Weiſe nicht angeben. Dasjenige alſo, was dir bekannt iſt, und dir leicht vorkömmt, iſt ſo beſchaffen, daß du dasſelbe nicht begreifen kannſt, und du unterſteheſt dich, über Dinge, die weit ſchwieriger und unbekannter ſind, entſcheidende Urtheile zu fällen? Iſt dieſes nicht die größte Ungereimtheit. Ich will dir noch leichtere Aufgaben aufzulöſen geben. Du ſollſt mir Dinge erklären, die wir immer vor uns haben. Wir genießen täglich Brod: ſage mir doch die Art und Weiſe, wie dieſes Brod in Blut verwandelt wird; wie die ſchwarze und gelbe Galle, und dieſe ſo ſehr von einander unterſchiedenen Säfte daraus entſtehen. Das Brod iſt doch ſeiner Beſchaffenheit nach etwas Dichtes und Feſtes, da hingegen dasjenige, worein es verwandelt wird, von einer weichen und flüſſigen Beſchaffenheit iſt. Die Farbe des Brodes iſt weiß, oder kömmt der Farbe des Kornes gleich, woraus es gebacken wird; die Farbe des Blutes iſt roth oder ſchwarz, und was die übrigen Eigenſchaften betrifft, ſo ſind dieſe beiden Dinge, Brod und Blut, weit von einander verſchieden. Wie geht doch dieſes Alles zu? Erkläre mir doch die Art und Weiſe davon. Du wirſt es nie erklären können. Da du alſo in den Speiſen, die du täglich genießeſt, ſo viel findeſt, was du nicht erklären kannſt: wie magſt du dich unterſtehen, die Schöpfung zu unterſuchen? Iſt dieſes nicht die äußerſte Vermeſſenheit? Wenn Gott unſers Gleichen wäre, ſo könnteſt du vielleicht mehr in die Art und Weiſe ſeiner Handlungen eindringen. Die Kunſt der Menſchen bringt Vieles hervor, und man kann dennoch die Art und Weiſe davon nicht erklären. Wir wiſſen nicht, wie in den Metallgruben der Erde das Gold entſteht; wie aus dem Sande das ſo helle und durchſichtige Glas wird; von tauſend anderen Dingen, bei welchen doch die Kunſt der Menſchen keinen geringen Antheil hat, wiſſen wir die Art und Weiſe ebenſo wenig zu erklären. Doch wofern Gott uns gleich iſt, magſt du ihn zur Rechenſchaft ziehen. Iſt er aber unendlich weit über uns erhaben, wie er es iſt; bekenneſt du, daß ſeine Weisheit unendlich iſt: was unterſteheſt du dich, über

dieſe göttliche und unbegreifliche Weisheit, als etwa über eine menſchliche Kunſt zu urtheilen, wo man fragt, wie Alles dabei zugeht? Iſt dieſes nicht der äußerſte Unſinn? Doch wir wollen von all dieſen Schlüſſen abgehen, und auf den feſten und unumſtößlichen Ausſpruch der Schrift kommen: Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Auf dieſem Grunde beſtehe, und laß dich nicht in den Wirbel eitler Vernunftſchlüſſe und Gedanken hineinſtürzen. Greift dich ein Manichäer oder ein Anhänger des Marcion und Valentinus an, ſo beſchütze dich immer mit dieſem Ausſpruche. Verlachen ſie dich darüber, ſo beweine ihren Unſinn. — Der heilige Chryſoſtomus in der erſten Homilie über die Worte: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde.“

Warum hat Gott den Himmel auf einmal vollkommen erſchaffen, die Erde aber nur nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gebracht? Damit du aus demjenigen, was er ſogleich vollkommen hervorgebracht hat, ſeine Macht erkennen und feſt überzeugt ſein ſollteſt, daß er auch die Erde auf einmal, wie den Himmel, ſo vollkommen hätte hervorbringen können. Er hat aber, und zwar zu deinem Beſten, das Letztere nicht gethan. Und wie kann das, wirſt du vielleicht ſagen, zu meinem Beſten gereichen? Die Erde iſt unſer Aller gemeinſchäftliche Tiſch, unſer Vaterland, unſere Ernährerin und Mutter; ſie iſt unſere gemeinſchäftliche Wohnung, unſer gemeinſchäftliches Grab. Unſere Leiber kommen aus der Erde, und auch die Nahrung unſerer Leiber kömmt aus der Erde; wir wohnen auf derſelben, und nach dem Tode kehren wir wieder zu derſelben zurück. Damit du nun dieſelbe nicht mehr als ſie es verdient, bewunderſt, weil ſie zu deinem Gebrauche gar ſo unentbehrlich iſt; damit die Wohlthaten, die du ihr zu danken haſt, dich nicht etwa verleiten möchten, die Frömmigkeit zu verlaſſen, ſo zeigt er dir, wie wüſte, unausgebildet und leer ſie geweſen iſt, ehe er dich zum Einwohner darauf geſetzt hat. Ihre Unvollkommenheit ſoll dich zur Bewunderung ihres Schöpfers führen. Du ſollſt den großen Baumeiſter preiſen, welcher ihr das Vermögen zu all den Wohlthaten gab, die du von ihr empfängſt, und er, welcher ſo viel zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechtes veranſtaltet hat, ſoll eben deßwegen von uns verherrlichet werden. Der heilige Chryſoſtomus ebendaſelbſt.

Wie es ſcheint, gab es auch etwas vor dieſem Univerſum, welches wir mit unſerm Geiſte betrachten können; es iſt aber davon nirgends etwas geſchrieben, weil es für die ſchlichten und beinahe in der Kindheit liegenden Kenntniſſe der Vorzeit keineswegs paſſend ſchien. Vor der Schöpfung der Welt gab es noch einen ältern Zuſtand, der den überweltlichen Mächten angemeſſen, vorzeitlich . . . war. In ihm brachte der Schöpfer und Werkmeiſter aller Dinge Geſchöpfe hervor, nämlich vernünftige und unſichtbare Naturen und die ganze Ordnung der Intelligenzen, die unſern Geiſt überragen, deren Namen wir nicht einmal erforſchen können. Dieſe vervollſtändigen die Subſtanz der unſichtbaren Welt, wie uns Paulus mit folgenden Worten lehrt: In ihm ſind alle Dinge geſchaffen, die ſichtbaren und die unſichtbaren, ſowohl die Thronen, als die Herrſchaften, als die Fürſten, als die Gewalten, als die Mächte, als die Heere der Engel und der Erzengel. Basil. hom. I. in Hexaem.

Auguſtin nimmt an, daß Einiges am Anfange der Schöpfung ſchon vollkommen in ſeinem eigenem Sein da geweſen ſei, wie z. B. die Elemente, die himmliſchen Körper und die geiſtigen Subſtanzen, Anderes aber nur im Saamenverhältniſſe, wie die Thiere, die Pflanzen und die Menſchen. Alles dieſes iſt nachher in ſeiner eigenthümlichen Natur herausgebildet worden durch jene Thätigkeit, vermöge welcher nach jenen ſechs Tagen Gott die vorgeſchaffene Natur regiert. Von dieſer Thätigkeit heißt es bei Johannes 5, 17: Mein Vater wirkt bis jetzt, und ich wirke auch. In der Unterſcheidung der Dinge iſt nicht die Zeitordnung, ſondern die Ordnung der Natur und der Lehre zu beobachten. Die Ordnung der Natur: denn gleichwie der Laut vor dem Tone iſt nicht der Zeit, ſondern der Natur nach, ſo wird auch dasjenige zuerſt erwähnt, was der Natur nach zuerſt iſt, wie die Erde vor den Thieren, das Waſſer vor den Fiſchen u. ſ. w. Die Ordnung der Lehre: Dieß zeigt nach Plato's Beiſpiel die Geometrie; denn obgleich die Theile einer Figur die Figur ſelbſt ohne Zeitfolge bilden, ſo lehrt doch die Geometrie, daß die Bildung der Figur geſchieht, indem man eine Linie nach der andern zieht. So theilte auch Moſes, indem er das rohe Volk über die Schöpfung belehren wollte, dasjenige in Theile ab, was auf einmal geſchehen iſt. Ambroſius aber und

andere heilige Väter nehmen an, daß eine Zeitfolge bei dem Unterschiede der Dinge eingehalten worden sei. Diese Annahme ist die gewöhnlichere, und scheint der heiligen Schrift, wenn man sie oberflächlich betrachtet, mehr entsprechend; die erstere aber ist vernünftiger und schützt die heilige Schrift mehr vor dem Gespötte der Ungläubigen. Thomas von Aquin. in II. sentent. dist. 12. art. 2.

4) Eine Geschichte.

Ein König hatte einmal mehrere fürstliche Personen zur Tafel geladen, um mit einem festlichen Mahle den neu erbauten Thronsaal einzuweihen. Dieser Saal war ein eben so kunst- als geschmackvoll ausgeführtes Bauwerk, ein wahres Meisterstück menschlicher Kunst. Obschon derselbe ein mächtiges Gewölbe bildete, so sah man doch auch nicht Eine Säule; die Wände waren mit den kostbarsten Tapeten, der Fußboden mit den köstlichsten Teppichen geschmückt. Der König, stolz auf dieses so herrlich gelungene Werk, führte nach beendigter Mahlzeit seine Gäste im Saale umher, und hörte es mit Vergnügen, wie sich dieselben so voll Verwunderung und Staunen über die Kunst und Pracht dieses Meisterwerkes aussprachen. Da trat der Hofnarr, der bei solchen Gelegenheiten ehedem eine Hauptrolle zu spielen pflegte, zwischen den König und seine Gäste und sprach: „König, da wüßte ich Euch einen schöneren und künstlicheren Thronsaal, als der Eurige ist.“ Mit diesen Worten lief er zum Fenster hin, von wo aus sich dem Auge eine prächtige und unendlich weite Fernsicht darbot, öffnete es, zeigte gegen Himmel und sagte: „Seht Ihr dort das große, unermeßliche Himmelsgewölbe! Keine einzige Säule hält es, und doch stürzt es nicht ein. Ist das nicht ganz etwas Anderes, als dieses Gewölbe da in diesem winzigen Thronsaale? Und blicket hinaus in die weite Ferne, und staunet an die herrlichen Blumenteppiche dort auf dem Erdboden! Uebertreffen diese nicht die schmucken Teppiche, von Menschenhand gemacht? Und wißt Ihr wohl, wer dieses Alles gethan? Das bloße Wort des Herrn! Der große Baumeister dort oben hat keine Bauleute gebraucht und keinen Kalk und keinen Mörtel und keinen Kreuzer Geld. Was sagt ihr dazu?“ — Die Gäste schwiegen, sahen den Narren betroffen an, mußten aber zu-

geben, daß der Narr ein geſcheides Wort geſprochen habe. (Mehlers Beiſpielſammlung.)

5) Gott iſt Schöpfer der Welt.

Die Vernunft verlangt von allem Zufälligen und Abhängigen etwas Nothwendiges, von allem Bedingten etwas Unbedingtes, von allen Urſachen und ihren Wirkungen eine erſte Urſache; darnach iſt es nothwendig, auch für die Welt einen letzten Urheber anzunehmen, der niemand Anderer als Gott ſein kann. Wer überhaupt einen Gott annimmt, muß auch glauben, daß er der Schöpfer der Welt ſei.

Die Wahrheit, daß Gott Schöpfer des Univerſums ſei, iſt auch in der heiligen Schrift deutlich ausgeſprochen. Schon auf dem erſten Blatte derſelben wird uns geſagt: Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde. Gen. 1, 1. Wieder leſen wir: Du biſt es, Herr, allein; du haſt den Himmel gemacht, und den Himmel der Himmel und all ihr Heer, die Erde und Alles, was darin iſt, die Meere und Alles, was darin iſt u. ſ. w. Nehem. 9, 6. Durch den Mund des Job fragt Gott: Wo warſt du, als ich die Gründe der Erde legte? Sag mir das, wenn du Verſtand haſt, u. ſ. w. Job 38, 4. Der Pſalmiſt ſagt: Durch des Herrn Wort ſind die Himmel befeſtiget, und durch den Geiſt ſeines Mundes all ihre Zierde. Pſ. 33, 6. — Sirach ſagt: Der in Ewigkeit Lebende hat Alles ohne Ausnahme erſchaffen. Sirach 18, 1. Und wieder: Alles hat der Herr gemacht. Ebendaſ. 43, 37. — Der Prophet ruft aus: Gott, Herr, ſieh, du haſt Himmel und Erde gemacht durch deine große Kraft und deinen ausgeſtreckten Arm. Jerem. 32, 17. — So auch im neuen Bunde: Herr, du biſt es, der den Himmel und die Erde, das Meer und Alles, was darin iſt, gemacht hat. Apoſtelgeſch. 4, 25. — Ein jedes Haus wird von Jemanden gebaut; der aber Alles erſchaffen hat, iſt Gott. Hebr. 3, 4. — u. ſ. w.

Dieſelbe Wahrheit ſprechen die heiligen Väter aus. So ſagt Clemens von Rom: Erheben wir unſere Augen zu dem Vater und Schöpfer der ganzen Welt. In I. ep. ad Corinth. c. 19. — Der heilige Baſilius: Die Schöpfung des Himmels und der Erde iſt nicht, wie Einige meinen, durch Zufall entſtanden, ſondern ſie

führt ihren Ursprung von Gott her. Hexaem. hom. 1. c. 1. — Gregor von Nazianz: Sowohl die Betrachtung, als das Gesetz der Natur lehren, daß ein Gott und eine gewisse Ursache sei, welche das Universum geschaffen. — Theodoret: Baumeister des Universums ist Gott. — Auf gleiche Weise sprechen sich alle Väter aus. Und die vierte Synode im Lateran erklärt, daß Gott Schöpfer sei alles Sichtbaren und Unsichtbaren, alles Geistigen und Körperlichen u. s. w.

Uebrigens ist die Schöpfung ein Werk der heiligen Dreifaltigkeit. Es treten daher in der heiligen Schrift öfter auch die drei göttlichen Personen bei der Schöpfung hervor. In dieser Beziehung wird der Vater als Urgrund bezeichnet. So heißt es: Wir haben Einen Gott, den Vater, von welchem Alles ist. 1. Kor. 8, 6. Der Sohn hingegen erscheint als ausführendes, und der heilige Geist als vollführendes Prinzip. Daher heißt es vom Sohne: Alles ist durch ihn und in ihm gemacht Kol. 1, 16; und vom heiligen Geiste lesen wir: Sein (Gottes) Geist schmückte die Himmel aus. Job 26, 13. Aehnlich erklären sich auch die heiligen Väter. So bemerkt Athenagoras: Der Vater hat durch den Logos im heiligen Geiste Alles geschaffen. — Freilich darf man dabei an kein dienendes Verhältniß denken, sondern muß eine jede der drei göttlichen Personen als Mitursache betrachten. Wir werden es aber, bemerkt Klee, angemessen finden, daß der Logos, welcher alle Weisheit und Macht des Vaters besitzt, dessen eigentlichstes und vollkommenstes Abbild die Welt in zeitlicher emananter Weise erschaffe, wie er vom Vater in ewiger immanenter Weise hervorgegangen ist, und daß der Geist, als der vom Vater und Sohne ausgegangene, dessen Werk vollende, das Licht und das Leben des Logos in der Kreatur verbreite, darin Alles gestalte, und die Aehnlichkeit des Gleichnisses mit dem Vorbilde vermittele. Daher sagt ein Vater der späteren Zeit: Omnes creaturae ante aevum in patre fuerunt, ipso eas in semetipso ordinante, quas postea filius perfecit in opere. . . Pater ordinat, filius autem operatur.

Die Schöpfung ist übrigens, so zu sagen, ein wesentliches Majestäts-Recht Gottes. Was könnte auch noch mehr von den Werken Gottes nach Außen dafür angesehen werden? Der Abstand des Nichtseins vom Sein erscheint wenigstens unserer Vernunft so

groß, daß er nimmermehr von einer endlichen Macht ausgefüllt werden kann. Darnach kann nimmermehr eine Kreatur, sondern nur Gott allein als Schöpfer gedacht werden. Da es überhaupts vor der Schöpfung eine Kreatur nicht gab, so kann selbstverständlich eine solche auch nicht als Schöpfer erscheinen. Auch würde Gott sich dessen nicht an die Creatur begeben, was, wie die Schöpfung, ein Ausdruck seiner höchsten Majestät und Machtvollkommenheit ist; was wieder dafür spricht, daß Gott selbst der Schöpfer ist.

6) Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen.

Daß Gott die Welt aus Nichts erschaffen hat, lehrt

I. die heilige Schrift; denn wir lesen: Loben sollen alle Geschöpfe den Herrn; denn er sprach, und sie sind geworden; er befahl, und sie wurden geschaffen. Ps. 148, 5. Hier ist klar ausgesprochen, daß Alles auf das Wort Gottes in's Dasein getreten, also aus Nichts geworden sei. Noch deutlicher aber lautet folgende Stelle: Ich bitte dich, mein Sohn, sprach die makkabäische Mutter, betrachte den Himmel und die Erde und Alles, was sie enthalten, und bemerke, daß Gott alles Dieses aus Nichts gemacht hat. 2. Makk. 7, 28. — Auf die Schöpfung aus Nichts deutet der Apostel hin, wenn er sagt: Der das Nichtseiende wie Seiendes ruft. Röm. 4, 4. Und deutlicher: Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus Unsichtbarem Sichtbares würde. Hebr. 11, 3.

II. Die Tradition. Die heiligen Väter bekennen, daß Gott die Welt aus Nichts erschaffen habe. Hermas sagt: Es ist nur Ein Gott, der Alles schuf und machte aus dem Nichtsein zum Sein. — Tatian: Die form- und gestaltlose Materie hat der Herr geschaffen (aus Nichts), und sie in eine schöne und liebliche Form gebracht. Orat. 12. — Athenagoras: Es ist der Vernunft nicht gemäß, anzunehmen, daß die Materie älter sei, als Gott; denn es ist nothwendig, daß die bewirkende Ursache eher da sei, bevor das Geschaffene sich zeigen kann. — Theophilus: Was würde es für ein ausgezeichnetes Werk sein, wenn Gott die Welt aus einer vorhandenen Materie geschaffen hätte? Eben darin zeigt sich Gottes Allmacht, daß er ohne Materie wirkt, was er will.

Ad Autol. l. 2. — Irenäus: Die Ketzer glauben nicht, daß Gott aus Dem, was nicht war, Alles das, was gemacht worden ist, so machte, wie er wollte. Adv. haer. II. 10. — Tertullian: Das ist die Glaubensregel, daß nur Ein Gott sei, und außer ihm kein anderer Schöpfer der Welt, der Alles aus Nichts hervorbrachte. Praescript. 13. — Origenes: Es ist nur Ein Gott, der Alles erschaffen und verbunden hat, und der, da Nichts war, Alles gemacht hat. In princ. praefat. — Damit stimmen auch die Aussprüche der Concilien ein. So nennt das Nicäno-Constantinopolitanische Symbolum Gott „den allmächtigen Schöpfer," womit das Hervorbringen aus Nichts ausgesprochen ist. Noch deutlicher erklärt sich der vierte lateranensische Kirchenrath: Gott, der Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, der geistigen und der körperlichen Wesen, hat durch seine allmächtige Kraft am Anfange der Zeit zugleich Beides aus Nichts hervorgebracht.

III. Die Vernunft. Wenn die Welt nicht aus Nichts geschaffen wäre, so müßte sie aus einer ewigen Materie hervorgebracht sein. In diesem Falle wäre die Materie, weil sie ewig ist, zugleich Gott, und es wäre somit um Gott selbst geschehen, weil er etwas Ewiges neben sich existirend hätte.

Ist die Materie nicht ewig, so muß sie nothwendig aus Nichts geschaffen sein; denn sie kann weder durch Emanation, noch durch Generation entstanden sein, weil in diesen Fällen wiederum die Materie dem Wesen nach Gott gleich wäre.

Wie übrigens die Materie nicht ewig, sondern geschaffen ist, so gibt es auch keine ewigen Ideen; denn mit der Annahme ewiger Ideen sind die Dinge nur anders geworden, nicht aber schlechthin geworden; von einer Schöpfung aus Nichts könnte hier keine Rede sein. Cf. Klee's Dogmatik B. II.

7) Gott hat frei die Welt erschaffen, ohne dazu genöthiget gewesen zu sein.

Von der Freiheit Gottes überhaupts haben wir bereits B. 10. S. 82 u. flgd. gehandelt. Daß Gott auch die Welt in freiester Weise erschaffen hat, bezeugen:

I. Die heilige Schrift. Wo sie von der Schöpfung redet, bezeichnet sie diese immer als das Werk des freien Willens

Gottes. So lesen wir: Alles, was der Herr immer wollte, hat er im Himmel, auf der Erde, im Meere und in allen Abgründen gemacht. Ps. 134, 6. — Gott hat im Himmel Alles, was er nur immer wollte, gemacht. Ps. 113, 3. — So auch im neuen Bunde; denn es heißt von Gott, daß er Alles nach dem Rathschluße seines Willens wirke. Eph. 1, 11. — Und wieder: Du, o Herr, hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen wurden sie, und sind sie geschaffen. Apok. 4, 11. ꝛc.

II. Die Ueberlieferung. Die heiligen Väter sprechen allenthalben es aus, daß Gott die Welt mit vollkommener Freiheit geschaffen habe. Der heilige Ambrosius bemerkt zu den Worten: Alles wirkt ein und derselbe Geist, einem Jeden zutheilend, wie er will, — Folgendes: Wie er will, sagt er; das heißt nach der Wahl des freien Willens und nicht im Dienste der Nothwendigkeit. De fide l. II. — Der heilige Augustin lehrt: Gott thut, was er thut, nicht aus Nothwendigkeit, sondern mit höchstem und unaussprechlichem Willen und mit gleicher Macht. De fide contr. Manich. c. 28. Schon Theophilus bemerkt: Die Macht Gottes erweiset sich dadurch, daß er zuerst aus dem Nichts das Gewordene machte, wie er wollte. Ad Autol. II. 13. — Hippolitus schreibt: Er machte es, wie er wollte; denn er ist Gott. Advers. Noet. — Origenes: Er hatte keine andere Ursache zu schaffen, als wegen seiner selbst, d. h. wegen seiner Güte. Princip. II. 19. — Bekannt ist, daß die Arianer behaupteten, der Vater zeuge nicht aus Nothwendigkeit, sondern nach seinem Willen. Warum, muß man hier fragen, lag den Arianern so viel daran, daß man ihnen zugebe, die Zeugung des Sohnes sei nicht nothwendig, sondern freiwillig, und weßhalb haben Väter und Concilien mit so großem Nachdrucke diesen Irrthum abgewehrt? Die Antwort hierauf ist: Weil die Arianer daraus schlossen, daß der Sohn geschaffen sei. Darin stimmten also die Väter der Kirche mit den Arianern überein, daß die Erschaffung nicht nothwendig, sondern freiwillig sei. Die heiligen Väter haben also immer den Satz festgehalten, daß die Schöpfung ein freies Werk Gottes sei. Dasselbe behaupten auch alle katholischen Theologen bis auf unsere Zeiten. Es wurde deßwegen der Satz: Gott könne Nichts thun, als was er thut, und Nichts unterlassen von dem, was er thut, — als ein Irrthum wider die Glaubenslehre

bekämpft. Schon der heilige Bernard sagt: Es heißt der Allmacht Gottes Schranken setzen, wenn man behauptet, Gott könne nicht mehr thun, als er gethan hat, oder noch einmal thun wird.

III. Das Urtheil der Vernunft. Gott, als das höchste, in sich selbst vollkommenste Wesen, bedarf, um vollkommen glücklich zu sein, Nichts außer sich; eben deßwegen kann es für ihn keine Nothwendigkeit sein, Geschöpfe außer sich hervorzubringen, oder zu schaffen; denn er bedarf ja dieser Geschöpfe zu seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit nicht.

Hätte Gott die Welt nothwendig hervorgebracht, so wäre sie von Ewigkeit; denn das absolut nothwendige Wesen ist auch ewig. Dann wäre aber die Welt Gott selbst; denn das ewige Wesen ist Gott.

Durch sein einfaches und unwandelbares Sein ist Gott aller Modifikationen unfähig. Daher wird auch dadurch, daß er etwas wirkt, seiner Vollkommenheit Nichts beigesetzt. Gäbe seine Wirkung seiner Vollkommenheit nur das Geringste bei, so wäre er nicht mehr Gott; denn er besäße nicht selbst die unendliche Vollkommenheit, sondern erlangte sie erst durch seine Wirkung nach Außen. In diesem Falle wäre seine Wirkung nach Außen seiner Gottheit wesentlich, ja würde ein Theil derselben sein. Daraus folgte, daß er erst anfing, Gott zu werden, als er anfing, zu schaffen; dieß wäre ein in der Zeit gewordener Gott. Welche Widersprüche! Um diesen Unsinn zu vermeiden, muß man nothwendig annehmen, daß die Schöpfung für Gott ein Werk des freien Willens ist, und es für ihn keine Nothwendigkeit gab, zu schaffen.

Die Lehre von der Freiheit des Schöpfungsaktes ist auch im vollkommensten Einklange mit den tiefsten und innersten Gefühlen des menschlichen Herzens. Die Dankbarkeit entsteht besonders aus freien und uneigennützigen Wohlthaten; denn wer hält sich für eine gezwungene Wohlthat verbunden? Wenn Gott gezwungen war, uns zu schaffen, wenn die Schöpfung für seine Seligkeit nothwendig war: welchen Dank sind wir ihm für unsere Existenz schuldig? Die Lehre von der Nothwendigkeit der Schöpfung erstickt also in der menschlichen Seele die wahre Quelle des religiösen Gefühles, welche Erkenntlichkeit und Liebe ist.

8) Gott hat die Welt auch der Weise nach frei erschaffen, d. h. es stund bei ihm, die Welt mehr oder minder vollkommen zu erschaffen.

Die heilige Schrift sagt ausdrücklich, daß Gott geschaffen habe, wie er gewollt und was er gewollt. Cf. Ps. 113, 3.; Ps. 134, 6. u. s. w. In derselben Weise erklären sich die heiligen Väter. Wir haben schon oben angeführt, daß der heilige Bernard erklärt, es heiße der Allmacht Gottes Schranken setzen, wenn man behauptet, Gott könne nicht mehr thun, als er gethan hat. Der heilige Thomas von Aquin zeigt, nachdem er gesagt, daß Nichts in der Macht Gottes sein könne, was nicht auch in seinem weisen und heiligen Willen sei, aus der Freiheit Gottes, daß nichts desto weniger Vieles in der Macht Gottes ist, was er nicht will. Mit seiner Weisheit und Gerechtigkeit stimmen nämlich nicht bloß die Dinge, welche sind, und die Weltordnung, welche besteht, sondern auch noch unzählige andere überein, und eben deßwegen wird sein Wille durch keine Nothwendigkeit bestimmt, irgend eine Ordnung der Dinge zu wollen, sondern er entscheidet sich für diese oder jene durch freie Wahl. Auch innerhalb der Ordnung der Dinge, die Gott unter den vielen möglichen frei gewählt hat, kann er zu seinen Zwecken auf mannigfachen Wegen gelangen, und es gibt daher auch innerhalb dieser wirklich bestehenden Weltordnung noch eine vielfache, freie Wahl. Es gehört überhaupts zur Freiheit des Schöpfers nicht nur, daß er zwischen Schaffen und Nichtschaffen, sondern auch, daß er, wenn er schafft, unter den verschiedenen Welten, die möglich sind, wählen könne. Allerdings ist es unmöglich, daß Gott, dem es wesentlich ist, weise und gut zu wollen und zu handeln, Werke hervorbringt, die mit diesen Vollkommenheiten im Widerspruch ständen. Eine Schöpfung ohne Zweck, oder eine Schöpfung zu bösem Zwecke ist von Seite Gottes nicht denkbar. Ebenso muß Gott auch den einzelnen Geschöpfen jedem auf seiner Stufe eine gewisse Vollkommenheit verleihen. Allein aus diesem Allen folgt noch nicht, wie es der Optimismus des Leibnitz und seiner Anhänger will, daß Gott keine andere Welt erschaffen könne, als die möglichst vollkommene.

Wenn Gott keine andere, als die möglich vollkommenste Welt hervorbringen kann, so muß diese Welt, die er hervorgebracht hat,

unter allen möglichen die vollkommenste sein. Wer möchte aber zugeben, daß Gott eine vollkommenere Welt, als die gegenwärtige ist, nicht hätte schaffen können? Hieße dieses nicht, der Allmacht Gottes Schranken setzen? — Eine Welt, besser, als welche keine andere möglich ist, müßte, da über eine jede endliche eine bessere möglich, selbst unendlich, also Gott sein. Denn eben darin besteht das Wesen Gottes, daß man sich über ihn hinaus nichts Höheres denken kann. Der Optimismus führt demnach konsequent zum Pantheismus. — Warum sollte Gott nur die möglichst vollkommene Welt schaffen können? Seine Macht ist eben so groß im Kleinsten als im Größten seiner Werke. Bedarf es nicht derselben Allmacht Gottes zur Erschaffung auch nur des geringsten Wesens? Und ist das vollkommenste der möglichen Wesen, gerade weil es endlich ist, nicht ebenfalls in einem unendlichen Abstande von Gott?

So führt der Optimismus von allen Seiten auf Widersprüche und Gottes unwürdige Folgesätze. Daher müssen wir sagen: Ob Gott schaffe oder nicht schaffe; welche unter den unzählbaren Welten, die möglich sind, er schaffe; wie vollkommen die Geschöpfe seien, die er hervorbringt; wie groß die Gaben, womit er sie bereichere; zu welchem Grade von Glückseligkeit er sie berufe, und auf welchen Wegen er sie zu derselben führe: alles Dieses ist seiner freien Wahl anheimgestellt.

9) Die Welt ist nicht ewig, sondern in der Zeit geschaffen.

Mehrere heidnische Philosophen, wie Plotinus, Chalcidius und Andere, denen auch Aristoteles beigezählt wird, hielten dafür, das Universum sei sowohl der Materie, als der Form nach ewig; Andere hingegen, wie die Pythagoräer, Plato u. s. w., nehmen nur eine ewige Materie an. Allein sie alle irrten.

Die Welt ist zeitlich geworden. Dafür spricht die heilige Schrift. Denn während sie Gott allein als den Ewigen bezeichnet, sagt sie von der Welt, daß sie geworden, weil geschaffen sei. So lesen wir: Den Erdkreis und Alles, was er enthält, hast du geschaffen. Ps. 88, 12. — Er sprach, und sie sind geworden; er befahl, und sie wurden geschaffen. Ps. 148, 5. — Gott schuf Alles, damit es sei. Weish. 1, 14. — Ebenso lesen wir im neuen

Bunde: Wir haben nur Einen Gott, von dem Alles ist, . . . und Einen Herrn Jesum Christum, durch welchen Alles ist. 1. Korinth. 8, 6. — Das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar. Röm. 1, 20. Cf. Hebr. 11, 3.; Kolosſ. 1, 16. u. s. w. — Die Zeitlichkeit der Schöpfung ist schon im ersten Worte der heiligen Schrift ausgesprochen; denn so beginnet das erste Buch Moses: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde." Unter dem Ausdrucke: „Im Anfange," verstehen die heiligen Väter gewöhnlich den Beginn der Zeit. Der heilige Thomas bemerkt: Vor der Schöpfung gab es keine Zeit; zugleich mit der Zeit wurde Himmel und Erde geschaffen. Tertullian bemerkt, daß der Anfang ein Beginn sei, und es sei die Anwendung dieses Ausdruckes passend gewesen für Dinge, die zu sein begannen. Contra Hermog. c. 19.

Schon aus dem so eben Gesagten erhellet, daß auch die Väter für die Zeitlichkeit der Welt sich erklären. Hierfür aber auch noch folgende Zeugnisse. Tatian sagt: Die Materie ist nicht ewig, wie es Gott ist. Advers. Graec. n. 5. — Justin, der Martyrer: Wenn die Welt geschaffen ist, so müssen nothwendig auch die Seelen entstanden sein. Contra Tryphon. 5. — Cyrillus von Alexandrien lehrt, Moses habe durch den Ausdruck: „Im Anfange," zeigen wollen, daß Himmel und Erde nicht, wie Gott, ewig seien, sondern daß sie vielmehr in der Zeit in's Dasein getreten seien, II. Contra Julian. — Nach dem heiligen Augustin beweisen die Worte: „Im Anfange," zur Genüge, daß die Welt in der Zeit oder mit der Zeit erschaffen worden sei. De civitat. Dei L. 11. c. 10. Endlich sagt die vierte Synode im Lateran: „Wir glauben fest, daß nur ein wahrer Gott ist, . . . der Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren, alles Geistigen und Körperlichen, der durch seine allmächtige Kraft zugleich vom Anfange der Zeit beides, die geistige und körperliche Kreatur aus dem Nichts schuf."

Daß die Welt zeitlich sein müsse, sieht die Vernunft leicht ein; denn wäre sie ewig, sei es der Form oder auch nur der Materie nach, so wäre sie unvergänglich und unveränderlich; sie wäre unabhängig und unendlich; — mit einem Worte, sie wäre selbst Gott.

Wie die materielle Welt, so ist auch die geistige Welt in der

Zeit geworden, welches theilweiſe durch eigene Stellen in der heiligen Schrift dargethan wird, z. B. Koloſſ. 1, 16.; theilweiſe aus den bereits angeführten Stellen und Gründen folgt.

10) Wann iſt die Welt erſchaffen worden, oder über das Alter derſelben.

Die heilige Schrift drückt ſich über die Zeit der Schöpfung nicht näher aus, ſondern ſagt nur: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde," — womit nur die Zeitlichkeit der Schöpfung überhaupts ausgeſprochen iſt, nicht aber der Zeitpunkt ſelbſt, wann ſie erſchaffen worden, angegeben wird. Wir zählen indeß beinahe ſechs Tauſend Jahre ſeit Erſchaffung der Welt.

Mehrere alte Völker, wie die Aegyptier, Inder, Chineſen u. ſ. w. nehmen zwar eine fabelhafte Reihe von Jahren an, die ſeit der Schöpfung verfloſſen wären. Allein dieſe Annahmen entbehren aller Wahrſcheinlichkeit und ſtellen ſich nur als grundloſe Fabeleien dar, die dem Wahne ihren Urſprung verdanken mögen, daß der Menſch ein Ereigniß, für welches er den Anfang nicht anzugeben vermag, in möglichſt hohes Alterthum hinaufzuſetzen pflegt. Weil die heidniſchen Völker die Offenbarung verloren hatten und bezüglich des Urſprungs der Welt in die verſchiedenſten Irrthümer ſich verliefen, ſo war es erklärlich, daß ſie den Anfang der Schöpfung, wenn ſie je einen ſolchen noch glaubten, möglich hoch hinauf ſetzten. So hatte auch ihre Phantaſie bezüglich der Entſtehung der Dinge auch einen um ſo freieren Spielraum. Lücken ſagt in ſeinen Traditionen des Menſchengeſchlechtes: Es iſt gewiß, daß die älteſte Aera, woran die alten Völker die Geſchichte ihres Landes knüpfen, nichts Anderes iſt, als die Aera der Sündfluth, und daß die großen Zahlenreihen, womit beſonders die orientaliſchen Völker die Dauer der Welt von ihrer Entſtehung an bezeichnen, nichts Anderes ſind, als mythiſche Erfindungen, entſprechend der Dauer ihrer eingebildeten Götterjahre. Die alten Geſchichtsſchreiber des Occidents haben auch nirgends einen hiſtoriſchen Werth auf dieſe großen Zahlen geſetzt, und Vielen blieb es nicht verborgen, daß die Welt- und Menſchengeſchichte erſt ein junges Alter haben. Mich dünkt, ſchreibt Lukretius, daß die Entſtehung der Welt noch jung ſei. Wenn in neuerer Zeit eine antichriſtliche Geſchichtsſchreibung auf dieſe Zahlen

Werth legen konnte, ſo iſt dieſes nur aus Abneigung gegen das Chriſtenthum zu erklären.

Indeß beſchränkt ſich die Bibel in der nähern Ausführung eigentlich nur auf die Schöpfung unſeres Erdkörpers, und namentlich beginnt die moſaiſche Zeitrechnung erſt mit der Schöpfung des Menſchen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß andere Körper älter ſind als die Erde. Ueberdieß iſt es nicht gegen den Glauben, die Schöpfungstage des Moſes nicht für gewöhnliche Tage zu halten, ſondern als Perioden einer längeren Zeitdauer anzuſetzen, wodurch ſich die Beobachtungen der Geologen vollkommen mit der Bibel einigen ließen. Die Naturkundigen ſchließen nämlich aus verſchiedenen Entdeckungen, die ſie gemacht, auf ein weit höheres Alter der Erde, als ihr die Bibel beilegt. So entdeckte man unter Andern im Schooß der Erde Ueberreſte von Thieren, die zu keiner Klaſſe der heut zu Tage exiſtirenden Thiere gehören. Man hat ſich dieſe Erſcheinung oft aus dem Ereigniſſe der Sündfluth erklären wollen, allein dieſe Thatſache reicht nicht immer hin. Denn es wurde, wie Wiſeman ſchreibt, bemerkt, daß viele von dieſen Ueberreſten in ſolchen Lagen eingegraben liegen, welche die Wirkſamkeit der Sündfluth, ſo gewaltſam und ausgedehnt ſie auch ſein mochte, nicht berührt haben konnte; denn die Sündfluth erſtreckte ſich auf die Oberfläche der Erde, während die genannten Ueberreſte unter Lagern gefunden werden, welche die äußerſte Erdrinde bilden, wozu noch kömmt, daß dieſe Ueberreſte auf ihnen lagen mit allen Anzeichen eines allmäligen und ruhigen Niederſchlages. Wenn Alles durch die Sündfluth abgelagert worden wäre, ſo müßte man die verſchiedenen Ueberreſte gemiſcht unter einander finden, während doch die Erfahrung zeigt, daß in verſchiedenen Lagern verſchiedene, aber in den einzelnen Einſchlüſſen ganz gleichförmige Ueberreſte ſich finden. Dieſe Erſcheinung ſetzt eine Aufeinanderfolge verſchiedener Wirkungen auf verſchiedene Stoffe voraus, und läßt ſich nicht durch eine einzige, gewaltſame Kataſtrophe, wie die Sündfluth, erklären. Dieſe Folgerung ſcheint außer allem Zweifel geſetzt durch die noch unerwartetere Entdeckung, daß, während wir in aufgeregten Lagern, oder wo immer Spuren der Fluth angenommen werden können, Knochen von Thieren, die zu noch beſtehenden Arten gehören, antreffen, unter den tiefer gelegenen Foſſilien ſolche niemals

entdeckt werden. Im Gegentheile, ihre Skelete geben uns eine Vorstellung von Ungeheuern, sowohl in Beziehung auf Größe als auf Gestalt, die gar keine analoge Gattung in der Gegenwart haben, und deren Dasein neben dem Menschen kaum als möglich gedacht werden kann. Wiseman beschreibt nun einige vorweltliche Thiere, deren Ueberreste man in den Abgründen der Erde gefunden. Unter den Thierklassen, die zur Ordnung der Saurier oder Eidechsen gehören, fährt unser Gewährsmann fort, gibt es einige von so enormen Größenverhältnissen und fast chimärischen Gestalten, wie sie kaum die Einbildungskraft erfinden könnte. Der Megalosaurus, wie Buckland ihn mit Recht nannte, war wenigstens dreißig Fuß lang; ja wenn wir nach einem Exemplar, das in Tilgate Forest in Sussex entdeckt wurde, urtheilen wollen, so scheint es, auch nach der geringsten Berechnung, die entsetzliche Länge von sechszig bis siebenzig Fuß erreicht zu haben. Bezüglich der Fischeidechse (Ichthyosaurus) bemerkt derselbe: Die Größe einiger dieser Ungeheuer muß unglaublich gewesen sein, wie ein jeder Beobachter sich aus den Exemplaren im britischen Museum überzeugen kann. Diese Beispiele aus vielen, sagt Wiseman, mögen genügen, zu zeigen, daß die Thiergattungen, die sich in Kalkstein oder andern Felsarten eingeschlossen finden, keine entsprechenden Formen in der Jetztwelt haben, und daß, wenn wir sie im Gegensatze mit den noch bestehenden Arten, die in oberflächlichern Lagern gefunden werden, betrachten, wir zu dem Schlusse gelangen, daß ihre Zerstörung nicht von derselben Umwälzung herrührte, welche die letztern von der Oberfläche der Erde hinwegnahm.

Auch von der Astronomie werden Gründe für ein höheres Alter der Erde hergenommen. Diese Wissenschaft zeigt nämlich, daß das Licht der Fixsterne trotz seiner Schnelligkeit wegen der übergroßen Entfernung derselben von uns nur in einem Zeitraum von Jahren auf unsere Erde gelangen kann. Astronomische Berechnungen haben nachgewiesen, daß keiner von denjenigen Fixsternen, welche bisher genauer beobachtet werden konnten, uns so nahe sei, daß sein Licht vor dem Ablauf von zwei Jahren zu uns gelangen könne; für andere Sterne aber wird ein viel größerer Zeitraum erfordert, bis ihr Licht auf Erden sichtbar wird. Waren nun die Schöpfungstage gewöhnliche Tage von vier und zwanzig

Stunden, wie viel Fixsterne konnte Adam am Tage seiner Erschaffung sehen? Wie viel im ersten oder zweiten Jahre seines Lebens? Jetzt sehen wir ohne astronomische Instrumente beiläufig achttausend Fixsterne. Adam aber hätte damals keinen einzigen gesehen, sondern nur einige wenige Planeten. Diese hätten das Heer des Himmels ausgemacht, welches Adam in den ersten Jahren gesehen, was mit dem Text der Genesis nicht vereinbar ist.

Diese und noch andere Entdeckungen veranlassen die Geologen zur Annahme, daß die Schöpfungstage längere, unbestimmbare Perioden gewesen seien. In der That stimmen auch die alten Kosmogonieen in dieser Vorstellung überein und nehmen eine Reihe auf einander folgender Umwälzungen an, wodurch die Welt zerstört und erneuert wurde. Die Gesetze des Menu, ein indisches Werk, das mit der biblischen Schöpfungsgeschichte am meisten übereinkommt, sagen: Es gibt auch unzählige Weltenschöpfungen und Weltenzerstörungen; das höchst erhabene Wesen vollführt all Dieses so leicht wie zum Spiel, einmal um das andere, um Glückseligkeit zu verbreiten. Auch mehre heilige Väter sind dieser Ansicht günstig.

Soviel ist einmal gewiß, daß, ohne allen Verstoß gegen den Glauben, die Schöpfungstage nicht als gewöhnliche Tage von vier und zwanzig Stunden genommen werden müssen. Mehre heilige Väter erklären sich die Schöpfung als in einem Augenblick geschehen. Der heilige Augustin sagt, man könne sich ohne Verstoß gegen den Glauben die Schöpfung als in einem Augenblick begonnen und vollendet denken. Darf man also in dieser Sache den buchstäblichen Sinn verlassen, so hindert nichts, die Schöpfungstage in einer den neuern Entdeckungen der Naturkundigen angemessenen Weise zu erklären, um so mehr, als hiemit auch die Aussprüche mehrerer heiligen Väter übereinstimmen.

Einige heilige Väter nehmen lange, geologische Perioden an zwischen der Erschaffung von Himmel und Erde, welche im ersten Verse angedeutet wird, und der Entstehung des Lichtes, dem Gegenstande des ersten Tagewerkes. In der That geht das, was wir in den zwei ersten Versen lesen, den Tagen voraus, in welchen wir die Worte Gottes hören: Es werde Licht! u. s. w. Gott hat vor allem Tage Himmel und Erde gemacht. Und Peter, der Lombarde, lehrt: Im Anfange schuf Gott den Himmel, d. h. die Engel,

und die Erde, nämlich den verworrenen und formlosen Urstoff, welchen die Griechen Chaos nannten, und dieses geschah vor allem Tage. Derselben Ansicht sind Ambrosius, Basilius, Bonaventura, Theodoret, Albert, der Große, und Andere.

Die natürlichste Annahme aber ist, daß die mosaischen Schöpfungstage selbst als Perioden von unbestimmter Dauer verstanden werden, was schon in sprachlicher Beziehung sich rechtfertiget; denn das Wort „Tag" steht in der heiligen Schrift überhaupts öfter statt „Zeit." So, wenn der Prophet sagt: Es wird sich an dem letzten der Tage ereignen, und es wird der Berg des Hauses des Herrn bereitet sein auf dem Gipfel der Berge. Michäas IV. Hier bedeutet „der letzte Tag" offenbar „die letzten Zeiten," wie es auch die Septuaginta übersetzt. Wer ferner Kap. 1. und 2. der Genesis aufmerksam liest, überzeugt sich leicht, daß Moses die Hervorbringung eines Dinges aus dem andern, wie z. B. der Fische aus dem Wasser, der Pflanzen und Thiere ꝛc. aus der Erde, nicht aber ihre Schöpfung aus Nichts erzählt. Hiezu bemerkt Pianciani in seinen Erläuterungen zur mosaischen Schöpfungsgeschichte: Gott konnte nach der Schöpfung der Materie dieselbe der Einwirkung der mit ihr geschaffenen Naturgesetze überlassen, damit so die Himmelskörper entstünden, die Mischungen sich bildeten und alle übrigen Naturerscheinungen entstünden, und nur dann unmittelbar thätig auftreten, wo er ein Werk bezweckte, zu dessen Ausführung die Kräfte der Natur zu schwach wären. Gott konnte nämlich durch sein Gesetz nicht allein die geschaffenen Dinge erhalten, sondern sie auch auf mannigfache Weise vervollkommnen und umbilden, und, wie Marius Viktor sagt, das Ungeformte durch aufgetragene Formen schmücken. Auf diese Weise hätte Gott in den ersten Zeiten der Schöpfung auf der Welt gewirkt, wie er auch immer gewirkt hat nach der Erschaffung der Erstlingseltern; er ließ nämlich den Naturgesetzen ihren Lauf und griff nur da unmittelbar ein, wo diese nicht ausreichten. Von dieser göttlichen Oekonomie zeugen die Forschungen der Geologie. Wenn aber nach den Naturgesetzen unser Erdball sammt den ihm ähnlichen Himmelskörpern sich bildete, wenn durch sie die Mineralien, die Erdschichten, die Gebirge und Anderes sich formten, so war dieses gewiß nicht das Werk von sechs gewöhnlichen Tagen, sondern es bedurfte einer

viel längeren Zeit, in welcher die himmlischen Geister dem Schöpfer ihr Loblied jubelten und seine wunderbaren Werke und die von ihm geschaffenen, weisen und wirksamen Gesetze anstaunten.

Die Annahme, daß unter den mosaischen Schöpfungstagen Perioden zu verstehen seien, ist auch der Erklärungsweise der heiligen Väter nicht entgegen, da viele derselben, wie schon erwähnt, unter den mosaischen Schöpfungstagen keineswegs unsere gewöhnlichen Tage verstehen. So schreibt der heilige Augustin, der sich zwar nicht immer gleich bleibt: Jene ungeformte Materie, welche Gott aus dem Nichts machte, wurde zuerst Himmel und Erde genannt, und es heißt: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, nicht weil sie dieses schon waren, sondern weil sie es sein konnten; denn auch vom Himmel heißt es, daß er nachher gemacht worden sei. Ebenso sagen wir, wenn wir den Saamen eines Baumes betrachten, daß in ihm die Wurzeln und die Kraft, die Zweige, die Früchte und Blätter sind, nicht weil sie schon sind, sondern weil sie daraus werden können. Ebenso heißt es Himmel und Erde, weil aus dem Chaos Himmel und Erde wurden. Contr. Manich. c. 7. Und wieder sagt derselbe: Die erste Materie wurde verworren und ungeformt geschaffen; aus ihr sollte Alles ausgeschieden und gebildet werden. Die Griechen nennen diese Materie Chaos. Ebendas. Kap. 5. Mehre derselben verstehen unter Tag ausdrücklich Perioden. So sagt der heilige Hieronymus: Tag nimm für Zeitdauer. Die spätern Theologen verstehen unter den Schöpfungstagen fast allgemein längere Perioden. Bossuet schreibt: Gott hat die Welt in sechs verschiedenen Entwicklungsperioden, die er Tage nennen wollte, zu machen beschlossen. Die neuern Theologen bekennen sich fast sämmtlich zu dieser Ansicht, und Pianciani bemerkt hiezu: Durch diese Erklärungsweise (unter den Schöpfungstagen Perioden zu verstehen) ist nach einem langen Kriege zwischen Geologie und Theologie der Friede befestiget, welcher beiden Theilen von Nutzen ist, und nicht allein den Naturforschern, sondern noch mehr den Freunden und Dienern der Religion zur Freude gereichen soll. Indeß schließen wir mit den Worten des heiligen Thomas von Aquin: „Mir scheint der Weg der sicherste zu sein, daß man übereinstimmende Ansichten der Philosophen, welche dem Glauben nicht entgegen sind, weder für Glaubenssätze ausgebe, mögen

ſie auch manchmal auf das Anſehen dieſer Philoſophen hin angeführt werden, noch daß ſie als glaubenswidrig in Abrede geſtellt werden; denn man gäbe ſo den Weiſen dieſer Welt nur Veranlaſſung, die Glaubenslehre zu verachten.

11) Nähere Erwägungen über die ſechs moſaiſchen Schöpfungstage.

I. Das Werk der Urſchöpfung.

Moſes beginnt ſeine Erzählung über die Schöpfung mit den Worten: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde.“ Hier iſt ein jedes Wort wichtig und muß erklärt werden.

„Im Anfange,“ d. h. bei Beginn der Zeit; denn vor der Schöpfung gab es keine Zeit. Darum ſagt der heilige Thomas von Aquin: Zugleich mit der Zeit wurden Himmel und Erde erſchaffen. Man verſteht alſo unter Anfang den Beginn der Dinge. Im erſten Worte der Geneſis iſt dem Irrthum widerſprochen, daß die Welt ewig ſei. Darauf bezüglich ſagt der heilige Auguſtin: Die Dinge ſind nicht immer mit Gott gleich ewig geweſen, ſondern ſie ſind gemacht worden; ſie erhielten einen Anfang. Auch Tertullian ſchreibt, daß der Anfang ein Beginn ſei, und daß dieſer Ausdruck paſſend ſei für Dinge, die zu ſein beginnen. Cyrillus von Alexandrien aber lehrt, Moſes habe ſich des Ausdruckes Anfang bedient, um zu lehren, daß Himmel und Erde nicht ewig, ſondern mit der Zeit in das Daſein getreten ſeien.

Die heiligen Väter beziehen aber das Wort: „Im Anfange“ auch häufig auf den Sohn Gottes, ſo daß der Sinn iſt, Gott hat durch den Sohn Himmel und Erde erſchaffen. Auch dieſe Erklärungsweiſe findet ſowohl in der heiligen Schrift ſelbſt, als in der Tradition ihre Stütze. Denn daß der Sohn Gottes die Urſache aller Geſchöpfe ſei, ſpricht die heilige Schrift klar aus, wenn ſie ſagt, daß durch den Sohn Alles geſchaffen ſei, und wenn ſie ihn das Princip (den Anfang) aller Dinge nennt. (Joh. 1, 3.; Koloſſ. 1, 16. 17.; Hebr. 1, 2.) Unter den Vätern verſtehen unter dem Ausdrucke „Anfang“ den Sohn Gottes unter andern Origenes, Theophilus, Clemens von Alexandrien, Baſilius, Auguſtin, Ambroſius, Eucherius und Andere. Es laſſen

ſich beide Erklärungsweiſen, wie es auch mehrere heilige Väter thun, gar wohl vereinigen. Die Erklärung im Anfange der Zeit iſt nämlich die buchſtäbliche Auffaſſung; der Sinn von der Schöpfung durch das Wort (den Sohn) iſt aber der höhere, geiſtige Sinn, der zur Offenbarung aufbewahrt blieb für den Verlauf der Zeiten, als nämlich die Fülle der Zeiten gekommen war.

Das Wörtchen: „Schuf" bedeutet eine wahre Schöpfung, d. h. ein Werden aus Nichts. So iſt es auch immer ſowohl von den Juden, als Chriſten verſtanden worden. So ſagt die machabbäiſche Mutter zu ihrem jüngſten Sohne: Mein Kind, ſchau Himmel und Erde an, und Alles, was darin iſt, und wiſſe, daß Gott ſie und das Menſchengeſchlecht aus Nichts gemacht hat. 2. Machabb. 7, 20. 29. Daſſelbe iſt in den Schriften des neuen Teſtamentes ausgeſprochen. Dieſen Glauben bekennt auch die katholiſche Kirche in allen ihren Symbolen, und verwirft daher die Annahme einer nicht geſchaffenen, anfangsloſen Welt. Unter Andern ſagt das bekannte lateranenſiſche Concilium: Wir glauben feſtiglich, daß nur Ein wahrer Gott iſt, . . . der Schöpfer alles Sichtbaren und Unſichtbaren, alles Geiſtigen und Körperlichen, der durch ſeine allmächtige Kraft zugleich vom Anfange der Zeit beides, die geiſtige und körperliche Kreatur, aus dem Nichts ſchuf. — Man verſteht demnach unter Schöpfung die Hervorbringung der Welt aus Nichts, und zwar ſo, daß vor den in der Zeit exiſtirenden Geſchöpfen Nichts außer Gott geweſen, in Gott aber die Idee des Univerſums ſei. Deßwegen ſagt der heilige Anſelm: Das, was aus Nichts gemacht worden iſt, war Etwas, ehe es wurde, wenn wir den Geiſt des Werkmeiſters betrachten. . . Es kann ja Nichts vernünftiger Weiſe von Jemand geſetzt werden, wenn nicht im Geiſte des Setzenden das Beiſpiel, oder um verſtändlicher zu reden, die Form, das Vorbild oder die Norm des zu Setzenden vorausgeht. Offenbar war alſo im übernatürlichen Geiſte das Was, Wie und Wann des zu ſchaffenden Univerſums, ehe es geſetzt wurde. Wenn alſo das Geſchaffene Nichts war, ehe es wurde, in ſo ferne nämlich, als Nichts war, was jetzt iſt, oder woraus das Jetzige wurde, ſo war es doch nicht Nichts in Bezug auf den zu ſchaffenden Geiſt, durch welchen und gemäß welchem es wurde. In Monolog.

„Gott ſchuf." Die in der Urſprache gebrauchte Form kann

im Deutſchen nicht wieder gegeben werden; denn das Wort „Gott" (Elohim) ſteht im Hebräiſchen in der vielfachen Zahl, das Zeitwort „ſchuf" aber in der einfachen. Hierin glaubten die heiligen Väter die Mehrheit der göttlichen Perſonen angedeutet, ſo daß durch das Zeitwort in der einfachen Zahl die Einheit der göttlichen Weſenheit, welche in einem Akt nach Außen hin in jedem Werke thätig iſt, und durch das Hauptwort mit Plural-Endung die Mehrheit der Perſonen ausgedrückt wurde.

Unter Himmel und Erde iſt nach dem heiligen Auguſtin alle Kreatur gemeint, welche Gott ſchuf und machte. De gen. contr. Manich. I. c. 5. Himmel und Erde begreifen demnach alle Werke der Schöpfung. Auch ſonſt bezeichnet die heilige Schrift die Allheit der Dinge durch den Ausdruck „Himmel und Erde." So ſagt Iſaias: Höret, Himmel, und Erde, vernimm es mit deinen Ohren. Iſ. 1, 2. Cf. Jerem. 23, 24. Selbſt den Profanſchriftſtellern iſt Himmel und Erde gleichbedeutend mit Univerſum, wie z. B. dem Homer, Plato u. ſ. w. Man darf den Moſes um dieſer Eintheilung willen nicht tadeln aus dem Grunde, weil die Erde der kleinſte Theil der Welt iſt; denn ihm kam ſie um ſo gelegener, da er ja vielmehr von der Erde, als von dem Himmel und den Geſtirnen handeln wollte. Auch iſt dieſe Abtheilung ſehr faßlich und der Natur der Erdenbewohner angemeſſen; denn zwei Dinge wirken vorzüglich auf unſere Sinne ein, der Himmel über uns, und die Erde unter uns.

Viele Schriftausleger und auch mehrere heilige Väter glauben, daß die Worte: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde" — nicht irgend ein beſonderes Werk bedeuten, welches Gott im Anfange und vor den ſechs Tagen geſetzt hätte, ſondern daß es ein ganz allgemeiner Ausdruck ſei, in welchem Moſes alles von Gott Erſchaffene begriffen habe, was er hernach theilweiſe und geſondert, je nach der Entwicklung eines jeden einzelnen Dinges beſchrieben hat. Andere dagegen ſind der Anſicht, daß Gott anfangs die ganze Materie geſchaffen und aus ihr nachher die einzelnen Körper gebildet habe, und daß dieſes in den beiden erſten Verſen der Geneſis erzählt ſei. Die Subſtanz der Dinge, ſagt Gregor, der Große, iſt zugleich geſchaffen, aber ihre Arten ſind nicht zugleich gebildet. Was zugleich in's Daſein trat in der Subſtanz

der Materie, erschien nicht zugleich in der Verschiedenartigkeit der Form. Und Marius Viktor schreibt: Um die Welt zu setzen, schuf die göttliche Weisheit Alles zugleich; hierauf trägt sie die bildende Form auf zum Schmuck und zur Zierde dem umgestalteten Saamen.

Da nach den Schriftauslegern unter Himmel und Erde überhaupts alles Geschaffene zu verstehen ist, so sind natürlich auch die Engel eingeschlossen, und insbesonders unter dem Ausdrucke: „Himmel" sind sie einbegriffen, wie Origenes, Beda und andere Väter lehren, wogegen der heilige Augustin meint: Moses habe sie mit dem Ausdrucke Licht bezeichnen wollen, so daß sie damals geschaffen wurden, als das Licht hervorgebracht worden. Auch nach dieser Annahme fiele die Schöpfung der Engel in die erste Periode. Immerhin scheint Moses unter dem Namen „Himmel" wie alle himmlische Dinge überhaupts, so insbesonders auch die Engel bezeichnet zu haben. Dieß erhellet aus Psalm 148, in welchem das, was Moses verhüllt gesagt hatte, gleichsam erklärt und entwickelt scheint; denn zuerst werden alle himmlischen Dinge zum Lobe Gottes eingeladen: „Lobet den Herrn von den Himmeln, lobet ihn in den Höhen." Hierauf wird erklärt, was unter dem Ausdrucke himmlische Dinge zu verstehen sei: „Lobet ihn alle seine Engel, lobet ihn alle seine Kräfte, lobet ihn Sonne und Mond; ... denn er sprach, und sie sind gemacht worden, er befahl, und sie sind geschaffen worden." Daß die Engel zu Beginn der Schöpfung, und namentlich vor unserer Erde und ihren Geschöpfen von Gott erschaffen worden seien, sprechen auch mehre heilige Väter aus. So sagt der heilige Ambrosius: Obgleich die Engel, die Herrschaften und die Gewalten einmal zu sein anfingen, so waren sie doch schon, als diese Welt (Erde) gemacht wurde. Gregor, der Große, nimmt an, daß sie vor dem Lichte geschaffen worden seien. Der heilige Hieronymus schreibt zum ersten Kapitel des Briefes an Titus: Noch nicht sind sechs tausend Jahre unsers Erdkreises vollendet, und welche Ewigkeiten, welche Zeiten, welche Jahrhunderte müssen vorher gewesen sein, als die Engel, die Thronen, die Herrschaften und die übrigen Mächte Gott dienten, und ohne Wechsel und Maaß der Zeiten auf Gottes Geheiß existirten. — In so ferne unter den Schöpfungstagen längere Perioden verstanden werden, läßt sich

Solches allerdings sagen, und ist dieses auch der gewöhnlichen Annahme, daß die Engel zugleich mit der Körperwelt erschaffen worden sind, wobei man sich auf das bekannte Dekret der vierten lateranensischen Synode beruft, nicht entgegen; denn sind die Engel gleichwohl vor der materiellen Welt in das Dasein gerufen, so sind sie dennoch von Gott am Anbeginn der Zeit, d. h. damals, als Gott zu schaffen begann, erschaffen worden, und Gott hat, wie die Synode sagt, durch seine allmächtige Kraft zugleich vom Anbeginn der Zeit beide Kreaturen aus Nichts geschaffen, die geistige und die körperliche, d. h. die englische und die weltliche, und dann die menschliche, gleichsam als aus Geist und Körper gemeinsam gebildet.

Moses fährt fort: „Die Erde war wüste und leer." Hieraus entnehmen wir, daß die Erde, oder was immer Moses unter dem Ausdruck Erde versteht, am Anfange eine ungeformte Masse unzähliger Körperchen gewesen sei. Hievon singt der heidnische Dichter Ovidius:

Vor dem Meer und dem Land und dem Alles bedeckenden Himmel
Hatte im ganzen All der Natur nur eine Gestaltung,
Chaos genannt, die rohe und ungestaltige Masse.

Dieses Chaos war aber nicht ungeschaffen, und eben so wenig dem blinden Zufall überlassen, sondern es wurde durch die Gesetze des Schöpfers gelenkt und in Ordnung gebracht. Es erscheint glaublich, daß damals die Materie der Erde und der Gestirne, oder wenigstens einiger derselben noch nicht ausgeschieden gewesen sei; als gewiß ausgeschieden wird sie erst am zweiten Tage aufgeführt. Da sich jedoch Moses nach kürzerer Erzählung der Schöpfung der ganzen Welt zur Geschichte der Bildung unsers Erdkörpers hinwendet, so läßt sich annehmen, daß er hier von jener Materie, aus welcher unsere Erdkugel entstund, vorzugsweise reden will. Sowohl die heilige Schrift als die Natur lehrt, bemerkt Pianciani, daß Gott in Erschaffung und Bildung der Welt einen beständigen Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, vom Ungestalteten und Rohen zum Gestalteten und Gebildeten wollte. Wir können also annehmen, daß von Gott nur die chemisch einfachen Substanzen oder

die Elemente geschaffen wurden, welche man Anfänge der Dinge und Principien der Körper nennt; die gemischten aber, welche aus der Vereinigung der Principien bestehen, sind aus ihnen hervorgegangen. So dachten viele christliche Lehrer, und auch heilige Väter. Unter diesen lehrt der heilige Johannes Damascenus, daß Gott Himmel und Erde und Alles, was darin ist, aus Nichts gemacht habe, Einiges aber, nämlich die Elemente, sei unmittelbar geschaffen, Anderes auf sein Geheiß aus den Elementen selbst gebildet. Gaume bemerkt in seiner katholischen Religionslehre zu den Worten: „Die Erde war wüste und leer" — Gott wollte die Erde nicht mit ihrem prächtigen Schmucke schaffen, obschon er es mit Leichtigkeit gekonnt hätte, damit der Mensch die Erde nicht als durch eigenes Vermögen reich und fruchtbar ansehe. Er mußte wissen, daß sie in ihrem Ursprunge ohne Früchte, ohne Bewohner, ohne Schönheit war, daß sie zu allen Zeiten ebenso unfruchtbar und ebenso bloß sein konnte, als am Tage ihres Werdens, und daß die Reichthümer, mit denen sie jetzt bedeckt ist, ihr fremde sind und von einer unsichtbaren Hand kommen. Petavius aber sagt: Nur allmählig wollte die göttliche Weisheit in der Schöpfung der Dinge vorschreiten, damit die zuschauenden Engel gleichsam stufenweise über die vollendete Weisheit des höchsten Werkmeisters belehrt würden und sie nach und nach in den Spuren der Schöpfung fänden.

„Finsterniß war über dem Abgrunde." Der Abgrund ist nichts Anders, als jene ungestaltige, unzusammenhängende Materie, welche die Heiden Chaos nennen. Ueber diesem Abgrunde war Finsterniß, nicht bloß weil das Licht noch fehlte, sondern auch wegen des dicken Nebels, der sich bis zu einer gewissen Höhe erhob und die Materie in Dunkel hüllte. Hierauf mögen sich die Worte beziehen, welche Gott zu Job spricht: Wo warst du, als ich das Meer mit einer Wolke bedeckte, und es im Augenblick seines Entstehens mit dichtem Nebel umgab, wie man ein Kind mit Windeln umwickelt? Man kann bemerken, daß die Flüsse, Seen und Meere oft während der Nacht mit Nebel sich bedecken, der beim Anbruch des Tages wie eine Flaumdecke aussieht, unter dem die Oberfläche des Wassers ruhig ist und gleichsam schläft. So ungefähr hielt Gott in der allgemeinen Finsterniß und in der Nacht, worin Alles

verſenkt war, einen unermeßlichen Abgrund ruhig unter einem dicken Nebel, und es ſchien, als ſchläfere er jenen in ſeiner Kindheit unter der Decke ein, womit er ihn bekleidet hatte.

„Der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern.“ Es frägt ſich zunächſt, was unter dem Waſſer zu verſtehen ſei. Nichts Anders als jene ungeſtaltige Materie ſelbſt. Sie wurde Waſſer genannt, ſagt der heilige Auguſtin, weil ſie bildſam und gefügig dem Werkmeiſter zur Hand war, um aus ihr Alles zu formen. De Gen. Contra Manich. l. 5. c. 5. Dieſes Waſſer war jedoch, wie richtig dieſe Bemerkung ſchon der heilige Gregor von Niſſa und der heilige Ephrem machten, von unſerm Waſſer ein verſchiedenes. Es konnte jedoch jene ungeſtaltige Materie ſehr wohl Waſſer genannt werden, weil ſie einem nicht geringen Theile nach aus Waſſerelementen beſtund, und auch ganz flüſſig war.

Eine ſchwierige Frage iſt, was man unter Geiſt Gottes zu verſtehen habe. Mehre Schriftausleger und auch einige Väter, wie Ephrem, der Syrer, Theodoret und Andere verſtehen darunter den Wind. Der heilige Auguſtin ſagt: Man kann unter dem Geiſte Gottes eine lebensthätige Kreatur verſtehen, durch welche dieſe ganze ſichtbare Welt und alles Körperliche eingeſchloſſen und bewegt wird, und welcher der allmächtige Gott eine Kraft verlieh, ihm dienſtbar zu ſein zur Bewirkung desjenigen, was erzeugt wird. Da dieſer Geiſt jeden ätheriſchen Körper übertrifft (denn die unſichtbare Kreatur übertrifft die ſichtbare), ſo wird er nicht ungeeignet Geiſt Gottes genannt. De Gen. op. imperf. c. 4. Pianciani verſteht darunter den Aether, durch welchen Gott den finſtern und kalten Körpern Licht und Wärme geben wollte. Wenn ich höre, ſchreibt der genannte Schriftſteller, daß der Geiſt Gottes ſich über den Waſſern bewegt, oder auf denſelben ruht und ſie erwärmt und befruchtet, ſo kann ich darunter den materiellen, aber ganz feinen und wirkſamen Aether verſtehen, welcher alles Körperliche umhüllt und bewegt, der gleich am Anfange der Schöpfung über jener unendlichen Maſſe von Atomen ſich bewegte und ſie durchdrang; der auf den gemiſchten Elementen der Körper ruhte, wie der Vogel auf ſeinen Eiern, und ſie erwärmte und befruchtete; der die Elemente zunächſt zur Bildung der Miſchungen und weiterhin zur Erzeugung der Vegetabilien und Nahrung des animaliſchen Lebens befähigte.

Viele heilige Väter, wie Cyrillus von Alexandrien, Basilius, Hieronymus und der heilige Augustin selbst an mehrern Stellen verstehen unter Geist Gottes den heiligen Geist. Der heilige Ambrosius schreibt: Unter Geist Gottes verstehen Einige die Luft, Andere den Lebensodem, welchen wir einathmen; wir aber verstehen übereinstimmend mit der Ansicht der Heiligen und Gläubigen den heiligen Geist unter diesen Worten. Hexaem. l. 1. Albert, der Große, sagt: Nach dem Hebräischen saß er (der Geist Gottes) darauf oder brütete nach Art eines Vogels, der die Eier durch die Wärme belebt. Wir verstehen daher füglich darunter nicht den Weltgeist, wie Viele glauben, sondern den heiligen Geist, weil er der Allbelebende ist. Derselben Ansicht ist auch der heilige Thomas von Aquin. Die Kirche selbst spielt bei der Wasserweihe darauf an, indem sie vom heiligen Geiste sagt: „Du schwebtest befruchtend über den Wassern." Gleich einem Vogel, der seine Flügel über seine Jungen ausstreckt, um sie zu bedecken, oder auch über seinen Eiern sitzt, um sie auszubrüten und zu beleben, so brachte der Geist Gottes die Welt hervor und belebte sie durch seinen Hauch. Und hiezu, nämlich für den Zustand des Brütens, eignete sich vor Allem auch die Dunkelheit, wie es uns noch heutigen Tages die Erfahrung lehrt. Hiebei gibt es zugleich ein schönes Bild von einer andern Geburt, welche für die durch den Glauben erleuchteten Augen noch viel wunderbarer ist. Wie nämlich der heilige Geist ursprünglich über den Wassern schwebte und ihnen das Leben entlockte, so schwebt er gleichsam geheimnißvoll über dem Taufwasser, und verleiht ihm die Kraft, denen, die getauft werden, das geistige Leben zu geben. Wir haben hier Gelegenheit zu bemerken, daß Gott bei der Wiedergeburt des Menschen denselben Gesetzen gefolgt ist, welche er bei der Schöpfung beobachtete.

II. Die Werke an den sechs Schöpfungstagen oder Perioden.

Das erste Tagewerk.

Dieses lassen die Schriftausleger gewöhnlich mit den Worten beginnen: „Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht." — Was den Ausdruck betrifft: „Gott sprach" — so meinen zwar Einige, wie Theodor von Mopsueste, Gott habe wirklich geredet, damit die Engel und unsichtbaren Gewalten wüßten, daß Alles auf

sein Geheiß in das Dasein getreten sei. Da aber die Engel reine Geister sind, so ist eine wirkliche Rede Gottes bei der Weltbildung überflüssig. Daher sagt der heilige Ambrosius: Das große Wort: „Es werde Licht" — deutet nicht den äußern Ausdruck seiner Verfügung an, sondern es erglänzt im hervorgebrachten Werke. Der Werkmeister der Natur sprach: Es werde Licht, und schuf. Das Wort Gottes ist sein Wille, das Werk aber die Natur. Hexaem. lib. 1. c. 9. Viele Kirchenväter, wie Augustin, Irenäus, Tertullian, Athanasius und Andere legen das Reden Gottes so aus, daß es die Bedeutung habe, Gott habe durch das Wort gemacht, was als gebildet angeführt wird. Noch muß auf den Umstand aufmerksam gemacht werden, daß bei der Erschaffung von Himmel und Erde Gott nicht sprach: Es werde Himmel und Erde, sondern das Reden Gottes erst bei der Hervorbringung der übrigen Geschöpfe erwähnt wird. Der Grund hievon ist, weil der Ausspruch: „Es werde" ein Befehl ist, und man nur dem Seienden befehlen kann, aber nicht dem Nichtseienden. Gott konnte wohl der Materie befehlen, das Licht hervorzubringen, aber nicht dem noch Nichtseienden, Himmel und Erde hervorzubringen. Auch dieser Umstand zeugt also wieder dafür, daß Gott Himmel und Erde aus Nichts geschaffen, die übrigen Geschöpfe aber aus der bereits geschaffenen Materie in's Dasein gerufen habe.

Dunkel ist, was unter diesem Lichte zu verstehen sei, welches Gott am ersten Tage schuf; nur so viel ist gewiß, daß es ein materielles, sinnlich wahrnehmbares Licht gewesen sei. Viele glauben, dieses Licht sei von der Sonne gekommen, indem sie annehmen, daß die Strahlen der schon geschaffenen Sonne wegen einer dichten und undurchsichtigen Mischung von Körperchen aller Art, die dazwischen lagen, am Anfange zu unserer Erde nicht gelangen konnten; nach der Präcipidation des größten Theiles jener undurchsichtigen Atome aber wäre das Sonnenlicht bis an die Oberfläche der Erde durchgedrungen, die Sonne selbst aber sei wegen der großen Menge wäßriger Dünste und ungeheurer Nebel in der Atmosphäre auf der Erde noch nicht sichtbar gewesen, gerade so wie jetzt, wenn Wolken den Himmel bedecken. Andere vermuthen, daß unter diesem Lichte der Aether gemeint sei, der in wellenförmiger Bewegung das Licht hervorbringt. Pianciani erklärt sich dieses Licht als aus chemischen Verbindungen entstanden.

Er ſagt nämlich: Die Elementar-Atome, gehorchend dem Geſetze der Schwerkraft, mußten ſich einander nähern können, und zwar ſo, daß diejenigen, welche vom Schöpfer zur Bildung unſerer Erde beſtimmt waren, durch ihre Vereinigung den Erdball ausmachten. Während dieſe Atome ſich überallher wechſelſeitig entgegenkamen, mußten ſich nach genugſamer Annäherung derſelben auf chemiſchem Wege Verbindungen bilden. So entſtanden die gemiſchten Atome aus den Elementar-Monaden. Zwiſchen ihnen erzeugte ſich eine ungeheuere Menge wäßriger Dünſte. Es läßt ſich auch annehmen, daß die erſten Verbindungen jene geweſen ſeien, welche keine hohe Temperatur, ſondern nur die gewöhnliche, die auch zur Winterszeit auf der Erde herrſcht, erfordert haben. So verbinden ſich, und zwar nicht ohne Erregung von Lichtwärme, Eiſenfeilſpänne mit Sauerſtoff, und das Eiſen verbrennt, wenn es der atmoſphären Luft ausgeſetzt iſt, gleichwie auch andere Metalle, wie z. B. Nickl, Kobalt und Uranium. Ebenſo verbindet ſich bei gewöhnlicher Temperatur mit Licht-Hitz-Ausſtrömung Chlor mit Antimonium und einigen andern Metallen, und Sodium mit Phosphor. Dieſe und ähnliche Verbindungen bewirkten einiges Licht und erhöhten zugleich die Temperatur; dadurch mußten nun neue Verbindungen entſtehen, und Wärme und Licht ſich immer vermehren. Unter dieſe neuen Verbindungen iſt als eine der vorzüglichſten die Syntheſe des Waſſers zu rechnen, bei der ſich eine große Menge von Leuchtgaswärme erzeugt. Da man hier an eine ungeheuere Menge jener Elemente denken muß, aus welchen das Waſſer beſteht, ſo mußten ſich Hitze und Licht in's Unendliche vermehren, und daraus neue Wahlverwandtſchaft angeregt werden u. ſ. w. In all dieſem geſchah nichts durch Zufall, ſondern Alles leitete die Weisheit des Schöpfers. Gott ſprach: Es werde Licht, d. h. er befahl, daß Licht, d. h. lichte Wärme oder Feuer damals, und nachher immer erſcheinen ſollte, wenn ſich hinreichend große chemiſche Verbindungen bildeten, und ſeinem Befehle gehorchten die Körper, wie ſie ihm jetzt noch in den lichtwarmen Verbindungen gehorchen.

Sei dem, wie ihm wolle, ſo unterſcheidet Moſes ſelbſt dieſes Licht als verſchieden von jenem, das von der Sonne und den Sternen herrührt; denn er ſagt von dem hier in Rede ſtehenden Lichte nicht, daß es am Himmel geweſen ſei, wie er ſpäter von der

Sonne und den Gestirnen schreibt, sondern führt nur im Allgemeinen an, daß auf Gottes Geheiß das Licht geworden sei. Führen wir noch die Ansicht des heiligen Gregorius von Nissa an. Dieser Kirchenvater glaubt, jenes erste Licht sei ein Feuer gewesen, welches auf Gottes Geheiß und Willen aus der ungeformten und verworrenen Masse unversehens hervorbrach, und durch plötzlichen Glanz Alles erleuchtete.

Das Licht ist also die erste Wohlthat des gnädigen Schöpfers, und wie glücklich sind wir durch dasselbe! Ohne das Licht wäre die ganze Natur wie nicht vorhanden, und die Schönheiten und Wunder, welche die göttliche Weisheit darüber verbreitet hat, wären vergeblich für den Menschen. Und wie wunderbar ist nicht das Licht selbst! Die Schnelligkeit, womit es sich verbreitet, ist ungeheuer; in einer Sekunde durchläuft es einen Raum von ungefähr acht und siebenzig tausend Stunden; seine Schnelligkeit ist fast um eine Million Mal größer als die des Schalles. Der Raum, über welchen sich das Licht verbreitet, hat keine andere Grenze, als die des Weltalls selbst. Es verbreitet sich aber deßwegen nach allen Seiten hin mit einer solch ungeheuern Geschwindigkeit, damit eine unendliche Zahl von Gegenständen zu gleicher Zeit durch unendlich viel Personen bemerkt werden könne, und daß der Mensch in jedem Augenblick das Weltall soweit genießen könne, als sein Gesicht sich zu erstrecken vermag. Eine bewunderungswürdige Eigenschaft des Lichtes ist es, daß es allen Gegenständen Farben gibt, und sie uns leicht unterscheiden läßt; nicht minder ist das Licht in hohem Grade das befruchtende Princip der Natur. Es läßt sich überhaupts eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit zwischen dem geschaffenen Lichte, und dem ewigen Lichte, welches Gott selbst, und als welches sich namentlich der Sohn Gottes bezeichnet, nicht verkennen. Der Sohn Gottes, das ewige Licht, hat Alles gemacht; das erschaffene Licht aber gibt allen Theilen der materiellen Welt ihre Modifikationen, die sie auszeichnen und von einander unterscheiden. Durch den Sohn Gottes erkennen wir ferner alle Wahrheit in der übernatürlichen Weltordnung; es erleuchtet einen jeden Menschen, der in diese Welt kömmt: durch das geschaffene Licht erkennen wir alle Dinge in der Ordnung der Natur; dasselbe erleuchtet die Augen und jeden Menschen, der in die Welt kömmt.

Welchen nehmen nach dieser Erwägung die Worte Wunder: Gott sah, daß das Licht gut sei. Wie sollte es nicht gut sein, da es der Urheber von so viel nützlichen Dingen ist? Gott trennte auch das Licht von der Finsterniß, d. h. er sonderte zwischen Licht und Finsterniß, und machte eines zum Gegensatze des andern; denn da die Finsterniß der Mangel des Lichtes ist, so ist die gleichzeitige Existenz beider ein Widerspruch. Nie kann am nämlichen Orte zu gleicher Zeit Licht und Finsterniß sein, daher sind sie durch ihr Wesen selbst von einander ausgeschieden. Gott wollte ferner, daß weder immer, noch überall entweder Licht oder Finsterniß herrschen soll, sondern er wies beiden ihr Reich an.

Gott nannte das Licht (d. h. die Zeit des Lichtes) Tag, und die Finsterniß Nacht. Gott wollte nämlich, daß eine Zeit lang das Licht herrschte, und das bewirkte, was man Tag nennt, eine Zeit aber die Finsterniß, durch welche aus Mangel an Licht jener Zustand hervorgebracht wird, welchen wir Nacht nennen. Das „Nannte," bemerkt der heilige Thomas, drückt aus, daß Gott die Dinge so gestaltete, daß auf sie dieser Ausdruck angewendet werden kann. Namen ertheilen ist überhaupts ein Zeichen der Herrschergewalt; auf gleiche Weise scheint durch diese Namenbeilegung Gottes oberste Herrschaft über Tag und Nacht, d. h. über alle Zeit angedeutet zu sein. Der Unterschied von Tag und Nacht selbst aber ist nach dem heiligen Basilius und Johannes Damascenus in jener Zeit durch eine Ausdehnung und Zusammenziehung des Lichtes bewirkt worden.

Und es ward Abend und Morgen, ein Tag. Das Wort Tag bezeichnet hier jene Zeit, welche zwischen dem Anfange des Urlichtes nach den Finsternissen und seinem Aufhören verflossen ist. Der Zeitraum selbst aber, durch welchen jene Lichtwärme dauerte, als die Erdkugel gebildet wurde, läßt sich nicht bestimmen. Es läßt sich vermuthen, schreibt Pianciani, daß jener ungeheuere Brand (wodurch mittelst chemischer Verbindungen in dieser Periode das Licht sich entwickelte) nicht so schnell sich abgekühlt habe; denn man kann annehmen, daß die neuentstandene Erde wenigstens von der Oberfläche an bis auf eine gewisse Tiefe, sowohl wegen der dort sich bildenden, chemischen Verbindungen, als auch wegen der glühenden Atome, die aus höhern Regionen herabfielen und die

Masse des Erdballs vermehrten, ganz glühend gewesen sei. Zudem war auch der den Erdball umgebende Raum selbst glühend, und trug so zur Erhaltung der hohen Temperatur der Erde bei. Selbst nachdem die Erdoberfläche die Temperatur der lichten Wärme verloren hatte, darf man sich noch nicht sogleich den Beginn des zweiten Schöpfungstages denken, da dieser das Dasein eines tropfbar flüssigen Wassers auf der Oberfläche der Erde voraussetzt. Gleich nach dem Aufhören jener Lichtwärme, und selbst noch länger darnach, mußte das Wasser eine solche Wärme haben, daß es sich nicht im flüssigen Zustande vorfinden konnte. Dieses Alles berechtiget zur Annahme, daß unter dem ersten Schöpfungstage eine uns unbestimmbare Periode zu verstehen sei.

Das zweite Tagewerk.

Gott sprach: Es werde eine Feste in der Mitte der Wasser, und sondere Wasser von Wassern. Und Gott machte die Feste und sonderte die Wasser, welche unter der Feste waren, von denen, die ober der Feste waren. Und also geschah es.

Was ist unter der Feste (dem Firmament) zu verstehen? Es ist damit die Atmosphäre oder der Luftkreis gemeint, d. h. jener Raum, welcher der Erde zunächst ist, wo die Wolken sich befinden und wo die Vögel fliegen, und der sich in seiner Ausdehnung bis zu den Sternen erstreckt. Dieser Theil der Atmosphäre wird von den heiligen Schriftstellern häufig der Himmel genannt. Damit stimmt die Auslegung vieler Väter überein, unter denen namentlich der heilige Thomas von Aquin sagt: Man kann unter Firmament, dessen Bildung am zweiten Tage erzählt wird, jenen Theil der Luft, in welchem sich die Wolken verdichten, und nicht allein das Firmament, an welchem die Fixsterne sind, verstehen.

Man kann sich die Sache also denken: Die ungeheuere Wassermasse, welche wegen der noch zu hohen Temperatur der Erde auf der Oberfläche derselben nicht haften konnte, sondern in Dünsten sich erhob, umgab die Erde von allen Seiten mit einem dichten Nebel. Nachdem die Temperatur der Erde sich abgekühlt hatte, fiel eine Menge Wassers herab und bedeckte die Erdkugel. Die den Erdball umgebende große Sphäre klärte sich allmählig auf, und es entstund die Luftschichte, welche wir Atmosphäre nennen,

die nun in Mitte der obern und untern Gewässer war, und diese von jenen trennte. Die obern Gewässer sind demnach die Wolken in der höhern Luftregion; die untern Gewässer aber jene, welche auf der Erdoberfläche sich befanden, und woraus später die Meere, Seeen und Flüsse entstunden. Nicht unpassend wird die Atmosphäre Firmament genannt; denn sie hält durch ihr Gewicht und ihren Druck die Wasser der Erde nieder, daß sie nicht durch unmäßige Ausdünstung in die Region der Wolken aufsteigen und sich mit ihnen vermischen. Ebenso hält sie durch ihr Gewicht und ihren Druck die Wolken in der Höhe schwebend, welche ohne dieses Hinderniß auf die Erde hinabfallen würden. Das Werk des zweiten Tages ist demnach kurz gesagt: Die Bildung der Atmosphäre, wodurch die obern Wasser von den untern, d. h. die Wolken von den Wassern auf der Erdoberfläche getrennt wurden. Welch ein herrliches Werk! Selbst der Heide Plinius ruft aus: Was kann es Wunderbarers geben, als die am Himmelsgewölbe feststehenden Gewässer?

Betrachten wir das Werk des zweiten Tages noch etwas näher, um Gottes hohe Weisheit zu bewundern. Das Firmament oder die Luftregion von unserer Erde bis hinauf, soweit unser Auge reicht, erscheint uns in bläulicher Farbe. Dieses rührt daher, weil die Atmosphäre immer von einer großen Menge leichter Wasserdünste geschwängert ist, die zugleich mit der Luft die Strahlen der Sonne zurückwerfen. Die bläuliche Farbe ist die natürliche Farbe des Wassers; daher muß auch die Atmosphäre von azurblauer Farbe sein, und dieser Azur ist mehr oder weniger klar nach Verhältniß der Menge von Strahlen, die ihn durchbrechen. Gott hätte das Himmelsgewölbe braun oder gar schwarz machen können; aber das Schwarze ist die Farbe der Trauer, und die ganze Natur würde dadurch getrübt worden sein. Roth und weiß würden ebenfalls nicht gepaßt haben; gelb aber ist der Morgenröthe aufbewahrt, und überdieß hätte das ganze Gewölbe des Himmels in dieser Farbe nicht genug gegen die Sterne, die man daran sollte kreisen sehen, abgestochen. Grün hätte zwar den nöthigen Wechsel zwischen Schatten und Licht hervorgebracht; aber es ist dieses die anmuthige Farbe, womit Gott unsern Wohnplatz geziert hat; es ist der Teppich, der unter unsere Füße ausgebreitet ist. Blau, in welches

das Firmament gekleidet ist, hat noch überdieß den Vorzug, daß es gegen die Sterne absticht, und sie alle hervorhebt. Der Himmel behält überdieß nicht immer dieselbe Farbe, sondern er erfreuet uns durch Mannigfaltigkeit seines Farbenspieles. Des Morgens färbt eine sanfte Helle den Horizont allmälig weiß, wobei der Azur des Himmels erbleicht; es geschieht dieses, um unsere Augen auf den Glanz des kommenden Tageslichtes vorzubereiten. Und wenn der Abend gekommen ist, so entzieht uns die Sonne nicht mit einem Male ihr Licht, sondern eine ebenso sanfte Helle wie die des Morgens bereitet uns auf die Dunkelheit der Nacht vor. Müßten wir mit einem Male vom hellen Tageslichte in tiefe Finsterniß der Nacht übergehen, so würde dieses die Organe unsers Gesichtes verletzen.

Fahren wir fort das Wunder des zweiten Tages anzustaunen. Die Luft, die uns allenthalben umgibt, ist dennoch unsichtbar. Und wie gütig hat dabei Gott wieder unser gedacht; denn wäre die Luft sichtbar, so würden wir von den Gegenständen keine genaue Anschauung haben. Wäre die Luft sichtbar, so müßten es die Dünste noch mehr sein. Dadurch würde uns das Leben selbst zur Qual; denn wir würden überall sehen, was durch die fortwährende Transspiration aus den Körpern der Menschen und Thiere ausgehet; das Zusammenkommen mit Andern wäre uns unerträglich.

Die Luft hat noch andere, für uns so zuträgliche Wirkungen. Sie ist unser Lebenselement, denn ohne Luft sterben wir. Sie ist ein Bote, der uns von allen Seiten richtige und genaue Aufschlüsse ertheilt von Allem, was uns angeht. Sie ist der Träger der Gerüche, sowie der Töne, wodurch sie unserm Geruchs- und Gehörsinn die wesentlichsten Dienste leistet. Wie viel Dank sind wir nicht dem Schöpfer für die Luft schuldig!

Noch müssen wir erinnern, daß beim zweiten Tage die Billigung und Anerkennung fehlt, welche Gott bei den übrigen Tagen in den Worten ausdrückt: Es sah Gott, daß es gut sei. Hievon mag der Grund im Folgenden liegen: Das zweite Tagewerk war die Theilung der Gewässer; diese war aber durch die Herstellung des Firmaments noch nicht vollendet. Denn die untern Gewässer mußten sich erst an gewissen Orten sammeln, daß das feste Land zum Vorschein kommen konnte. Da also das Werk eigentlich noch

nicht vollendet war, so wird die Billigung desselben verschoben, und ihm erst nach seiner Vollendung ertheilt.

Das dritte Tagewerk.

Gott sprach: Es sammle sich das Gewässer, so unter dem Himmel ist, an einen Ort, und es erscheine das Trockene. Und also geschah es. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlungen der Wasser nannte er Meere. Und Gott sah, daß es gut war. Und er sprach: Es lasse die Erde Gras sprossen, das grünet und Saamen macht, und Fruchtbäume, die da Früchte tragen nach ihrer Art, in denen selbst ihr Saamen sei auf Erden. Und also geschah es.

Das Werk dieses Tages ist zunächst die Sammlung der Gewässer über der Erdfläche an gewissen Orten, wodurch Meere, Seen und Flüsse, sowie das trockene Land entstund. Auf Gottes Geheiß stürzten die Wasser an die ihnen angewiesenen Orte. Die Geologie nimmt dabei gewöhnlich an, daß durch eine Revolution im Innern der Erde, etwa durch ein unterirdisches Feuer Berge und andere Theile der Erde emporgestiegen seien. Dadurch bildeten sich an andern Orten große Vertiefungen und Höhlen, in welche die Wasser vermöge ihres natürlichen Trachtens nach Unten hinabdrangen, in Folge dessen die höhern Theile der bisher mit Wasser bedeckten Erde aus diesem hervorstiegen. Hierauf bezüglich sagt Ovidius in seinen Metamorphosen: Es zieht sich das Meer zusammen, und trockenes Land wird, was so eben noch Wasser gewesen ist, und Berge, die erst noch die See bedeckte, ragen empor. — Uebrigens ist nicht nöthig anzunehmen, daß Alles, was jetzt Festland ist, sich am dritten Tage aus den Wellen empor gehoben habe; damals fing das trockene Land zu sein an: später mag sich die ganze Fläche der Erde durch fortgesetzte Erhebungen gebildet haben.

So hat Gott am dritten Tage das Meer, dieses furchtbare Kind, gleichsam in sein Bett gelegt, und seit diesem Augenblicke bleibt es ruhig darin, im Zaume gehalten durch die Sandkörner, welche der Herr seiner Wiege zur Grenze bestimmt hat. Es würden jedoch die Gewässer des Meeres, eingeschlossen in ihr Behältniß, schädliche Dünste verbreitet und das Land unbewohnbar gemacht haben. Diesem Uebel kam Gott dadurch bevor, daß er das

Meer in beständige Bewegung setzte, und ihm ein gewisses Maaß von Salz beigab, welches ebenfalls vor Fäulniß schützt. Cf. B. 10. S. 105.

Nachdem sich das Gewässer in die ihm angewiesenen Tiefen zurückgezogen hatte, erschien das Trockene, d. h. die Erde. Gott ließ die Erde, welche er mit verschiedenen Gewächsen zu schmücken die Absicht hatte, anfangs gleichsam nackt und leer, und zeigt sie, wie sie an und für sich selbst ist, damit Diejenigen, welche etwa einmal versucht wären, sie als die Quelle aller Güter anzusehen, ihrer ursprünglichen Dürftigkeit gedächten. Als es aber dem Herrn gefiel, bekleidete er die Erde durch das Wort seiner Allmacht mit Gras, Pflanzen und Bäumen; denn er sprach: „Es bringe die Erde Gras hervor, das grünet und Saamen macht, und Fruchtbäume, die da Früchte tragen nach ihrer Art.“ Es beginnt jetzt gleichsam das Leben auf der Erde. Die Pflanzen bewohnten, so zu sagen, zuerst die Erde, und gaben ihr gleichsam die Gestalt und den Anschein des Lebens. Die Geologen nehmen an, daß in dieser Periode eine viel größere Menge Kohlensäure in der Luft gewesen sei, als jetzt; dadurch sei die Luft sehr tauglich zur Förderung der Vegetation, aber nicht geeignet zur Respiration für die Thiere gewesen. Die göttliche Vorsehung, die Alles wohl ordnet, hat daher weislich die Schöpfung der Pflanzen jener der Thiere vorausgehen lassen, und der Letztern Existenz auf jene Zeit verschoben, wo die Atmosphäre tauglicher zum Einathmen wurde. Auch mußte die Schöpfung der Pflanzen um dieses Grundes willen vorausgehen, daß die Thiere bei ihrem Entstehen sogleich ihre Nahrung hätten. Manche wenden hier ein, daß die Pflanzen, um zu gedeihen, besonders um grüne Blätter zu treiben, des Sonnenlichtes bedürfen. Abgesehen jedoch davon, daß das damalige Grün der Pflanzen Niemand gesehen, schließen die Geologen in der dritten Schöpfungsperiode keineswegs alles Licht aus. Es wird sich unten zeigen, daß die Sonne in dieser Periode bereits bestund, aber auf Erden noch nicht sichtbar war. Indeß schwache Sonnenstrahlen konnten allerdings bereits durch die Wolken dringen, und diese sind zur Beförderung des vegetabilen Wachsthums sogar geeigneter, als die glänzendern Strahlen der Sonne, wie wir sie zur Erwärmung und Beleuchtung brauchen. Wir sehen ja auch in Mitte der dichtesten Wälder, wo nie

ein direkter Sonnenstrahl durchdringt, grünende Bäume, und es grünen die Blätter auch in jenen Gegenden, wo das Antlitz der Sonne fast immer in Wolken verhüllt ist. Noch bemerken wir, daß nach der Ansicht der Geologen am dritten Tage alle Pflanzen in ihrer Ursache geworden, nachher aber im Laufe der Zeiten, gleichwie es jetzt noch geschieht, sichtbar in's Dasein getreten sind. Es ist dabei noch zu erwähnen, daß Moses Gen. 2, 4—7., wo er kurz die Schöpfungswerke wiederholt, des Werkes des dritten Tages besonders gedenkt, und hinzusetzt, daß es noch nicht geregnet habe auf Erden, sondern ein Brunnen von der Erde aufgestiegen sei und den Erdboden befeuchtet habe. Hiezu bemerkt Petavius: „Mir scheint Moses jenes bewunderungswürdige und staunenswerthe Werk des dritten Tages besonders sorgfältig hervorheben zu wollen, daß nämlich die Gewächse und Pflanzen ohne Befeuchtung durch Wasser oder Regen aus dem trockenen Boden hervorsproßten, und durch jene überdeckende Wolke gehegt wurden, welche die Stelle des Regens und der Bewässerung vertrat." Auch dieser Zustand der Atmosphäre war für das Gedeihen der Pflanzen besonders geeignet. Unter dem Brunnen der heiligen Schrift ist nämlich der aufsteigende Dunst zu verstehen. Diese Ausdünstung muß damals sehr stark gewesen sein; denn einmal war die Erde selbst noch mehr vom Wasser gesättiget, da dieses erst in seine Behältnisse zurückgetreten; ferner zeigt die Erfahrung, daß in jenen Gegenden, welche das Meer bespült, oder welche nahe an Flüssen oder Seen liegen, die Ausdünstung und Feuchtigkeit größer ist, damals aber erschien das trockene Land noch beinahe wie Küsten- oder Insel-Land. Durch dieses Alles wurde ein gewisser feuchter, dem Wachsthum der Pflanzen sehr förderlicher Zustand geschaffen, wodurch von selbst der Regen überflüssig gemacht wurde; ja dieser hätte vielmehr bei schon hinlänglich vorhandener Feuchtigkeit geschadet.

Wie sehr die Allmacht und Weisheit beim Schöpfungswerke des dritten Tages, an welchem wohl auch die Bildung der Metalle u. s. w. statt fand, sich kund gab, haben wir B. 10. S. 106 erörtert.

Das Werk des vierten Tages.

Das Machtwort Gottes an diesem Tage heißt: Es sollen Lichter werden an der Feste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen und zu Zeiten, und zu Tagen und zu Jahren. Gen. 1, 14. Unter den hier genannten Lichtern sind überhaupts die Gestirne zu verstehen. Hiezu bemerkt Pianciani: Die Ausdrucksweise: „Es sollen Lichter werden ꝛc.", scheint die Ansicht zuzulassen, daß die Gestirne schon vor dem vierten Tage gebildet und vollendet waren, aber nicht vor diesem Tage am Firmament erschienen, und das ihnen vom Schöpfer auferlegte Geschäft des Beleuchtens der Erde zu versehen begannen. Da nämlich eine dichte Nebelwölbung die Erde umdeckte, so hatte man bis zu diesem Tage die Lichter an der Ausdehnung des Himmels nicht gesehen. Deßwegen waren die Lichter auch noch nicht für die Erde, von welcher Moses hier allein redet. Sie waren wohl vorhanden; aber ehe der Nebel zerstreut war, konnten sie nicht Leuchten für die Erde sein. Auch wenn von der Sonne her, wie vermuthet wird, am zweiten und dritten Tag durch die Wolken ein schwaches Licht auf die Erde eine Zeit lang herabschimmerte, so schließt deßwegen der nachherige Befehl: Es seien Lichter an der Ausdehnung des Himmels, nichts Ungereimtes in sich. Denn wenn in ein Zimmer durch die geöffnete Thüre ein wenig Licht von der Kerze, welche ein anstoßendes Zimmer erhellet, eindringt, so kann man unbeschadet dieses Lichtes, welches weder in gerader Richtung eindringt, noch von einem Spiegel zurückgeworfen, sondern nur von der erleuchteten Mauer verbreitet wird, ganz vernünftiger Weise einem Diener befehlen, Licht zu bringen. Oefter erinnert der heilige Thomas daran, daß Moses nur das erzählt habe, was offenbar erschien. So schwieg er also auch von der Sonne, bis sie am vierten Tage, d. h. in der vierten Schöpfungsperiode offenbar erschien.

Wird vorstehende Hypothese, die übrigens viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, nicht angenommen, sondern sich zur Ansicht verstanden, daß am vierten Tage Gott die Sterne erst geschaffen habe, so ist dieser Tag jedenfalls als sehr lange Periode zu fassen, da bekanntlich das Licht der Fixsterne längere Zeit braucht, bis es auf der Erde ankömmt; Moses aber von der Sonne so redet, daß sie am vierten Tage offenbar auf Erden sichtbar sein mußte.

Die Sonne bestimmte in dieser Periode bereits die Tage; daraus folgt aber nicht, daß man die folgenden Schöpfungstage als gewöhnliche Tage von vier und zwanzig Stunden bezeichnen müßte; auch sie mögen als längere Perioden zu nehmen sein.

Moses sagt von der Sonne und dem Monde, daß sie scheiden sollen Tag und Nacht, und zu Zeichen und Zeiten sein sollen. Daß durch die Sonne Tag und Nacht bestimmt wird, wissen wir; nicht minder sind Sonne und Mond auch Zeichen und Zeiten, d. h. sie sind Zeitmesser, da wir nach ihnen Monate, Jahre u. s. w. bestimmen. Nicht minder bedingen sie die verschiedenen Jahreszeiten wie Frühling, Sommer u. s. w. Daher nennt Plato die Gestirne Werkzeuge der Zeit. Es ist auch klar, warum es von der Sonne heißt, daß sie dem Tage vorstehe. Sobald nämlich jener mächtige König des Tages dem Horizont sich nähert, erblassen alle übrigen Gestirne und werden durch sein mächtiges Licht überstrahlt. Die Sonne ist die große Quelle des Lichtes, des Lebens und der Freude, obgleich sie dieses Alles nicht aus sich selbst, sondern als dienstbares Werkzeug des Schöpfers leistet. Auch wenn der Mond am Himmel erglänzt, werden gar viele Gestirne durch ihn verdunkelt, so daß er als Fürst und Machthaber der Nacht erscheint. Große Lichter werden Sonne und Mond deßwegen genannt, weil sie uns viel größer als die andern Sterne erscheinen, und weil sie in der That die größern Lichter der Erde sind, und sie uns vielmehr, als die übrigen Sterne Licht spenden. Der Mond aber, welcher im Vergleich zu den übrigen Sternen großes Licht genannt wird, heißt der Sonne gegenüber mit Recht kleines Licht, weil diese nicht bloß vielmal größer als der Mond ist, sondern uns auch viel mehr Licht spendet. Der heilige Thomas von Aquin bemerkt: Obgleich die andern Sterne an Masse größer sind, als der Mond, so fühlt man doch bei uns herunten die Wirkungen des Mondes mehr, und er erscheint auch dem Auge größer. Schön nennt der heidnische Philosoph Epiktet den Mond „das Auge der Nacht."

Nur vorübergehend wollen wir erwähnen, daß einige Kirchenväter, wie Origenes, dafür hielten, die Gestirne seien belebt; daß aber die meisten, wie Basilius, Chrysostomus, Theodoret, Cyrillus von Alexandrien, Johannes Damascenus ꝛc. gegen diese Ansicht seien.

Wie sehr Gott durch die Schöpfung der Gestirne seine Größe,

Allmacht und Weisheit im hellsten Lichte gezeigt hat, wurde oben B. 10. S. 98—100, und S. 113 erörtert.

Das Werk des fünften Tages.

In der fünften Periode, die möglicher Weise sehr lang gewesen sein kann, und in welcher zunächst das Wasser und die Luft für das thierische Leben tauglicher sich gestaltete, schuf Gott die Wasserthiere und die Vögel; denn wir lesen: „Gott sprach: Es bringe hervor das Wasser kriechende Thiere mit lebendiger Seele und Geflügel über der Erde unter der Feste des Himmels. Und Gott schuf die großen Wasserungeheuer, und jedes Wesen das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten nach seiner Art, auch alles Geflügel nach seiner Art." — Gen. 1, 20. 21.

Wenn Gott sagt: Es sollen die Wasser hervorbringen u. s. w., so wird Niemand dabei denken, daß die Wasser ꝛc. die Urheber der Thiere waren, sondern es ist damit nur der Ort bezeichnet, wo jene Geschöpfe zu sein anfingen; immerhin aber ist glaublich, daß die Thiere ihrem Leibe nach aus der dort vorhandenen Materie geformt wurden, also z. B. die Wasserthiere aus den Wassern und den dort befindlichen Stoffen. Den also aus den entsprechenden Stoffen hervorgebrachten Thierkörpern, was Gen. 1, 20. angedeutet ist, verlieh Gott das thierische Leben, ein von der Materie verschiedenes, was bisher noch nicht existirte, und welches Gott aus Nichts schuf. Darauf deutet Gen. 1, 21.; daher bedient sich Moses hier des Ausdruckes „Schaffen" wieder, indem er sagt: „Gott schuf die großen Wasserungeheuer u. s. w. . . ., auch alles Geflügel."

Das thierische Leben selbst scheint im Wasser begonnen zu haben; dieses deutet auch die heilige Schrift an, da sie die Wesen, welche im Wasser hervorgebracht wurden, zuerst nennt. Die Untersuchung, mit welcher Art Wasserthiere die Schöpfung der Thiere begann, übergehen wir; aber dieß sei bemerkt, daß von den Vögeln wahrscheinlich diejenigen zuerst in's Dasein getreten, welche die Gewässer oder die Ufer derselben bewohnen.

Gott schuf die Fische und die Vögel an einem Tage (in einer Periode) wegen ihrer Verwandtschaft. Schon die Elemente, in welchen beide leben, das Wasser und die Luft, sind einander verwandt; denn beide Elemente sind flüssig und ungemein beweglich.

Was bei den Vögeln die Flügel sind, das sind bei den Fischen die Flossen. Beide Thiergattungen haben eine ähnliche Bewegung; denn was bei den Vögeln der Flug ist, das ist bei den Fischen das Schwimmen. Man könnte daher die Fische Wasservögel und umgekehrt die Vögel Luftfische nennen; in der That gibt es Vögel, denen vorzüglich das Wasser ihr Element ist. Mehrere Väter, wie der heilige Augustin und der heilige Thomas, sind der Meinung, die Fische seien aus gröberem, die Vögel aber aus feinerem Wasserstoff hervorgebracht worden.

Wenn es heißt, daß sowohl die Wasserthiere als das Geflügel „nach seiner Art" hervorgebracht worden ist, so ist damit angedeutet, daß Gott Alles, was zur Erzeugung und Fortpflanzung der Thiere nöthig war, also auch beide Geschlechter hervorgebracht habe. Daher sagt der heilige Thomas: Moses erwähnt Gattung und Art, um die Erzeugung des Aehnlichen aus Aehnlichem anzudeuten. Die Kraft durch Zeugung sich fortzupflanzen verlieh auch Gott durch einen eigenen Segen; denn wir lesen: Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch, und erfüllet das Wasser des Meeres, und die Vögel sollen sich mehren auf Erden. Zu den Gewächsen redete Gott nicht also, obwohl auch sie sich vermehren und die Erde erfüllen sollten; denn die Pflanzen sind als leblose Geschöpfe eines Gebotes nicht fähig; sie können zur Selbsterhaltung oder Fortpflanzung ihrer Art aktiv nicht mitwirken. Die Pflanzen, sagt der heilige Thomas, haben keinen Geschlechtstrieb und erzeugen ohne alles Gefühl; deßwegen wurden sie von Gott der Segensworte unwürdig erachtet. Den Thieren hingegen geziemte ein göttliches Gebot, da sie, obgleich ohne Vernunft und ohne Kenntniß Gottes, doch die Gesetze fühlen, welche die göttliche Vorsehung ihrem Instinkt vorschrieb, und durch ein instinktmäßiges Bewegen des Körpers oder der Glieder aktiv zur Vollführung des göttlichen Befehles mitwirken. In der That sehen wir, wie die Thiere dem großen Gebote: „Wachset und vermehret euch" — fortwährend gehorchen, und nicht bloß sich zu erhalten, sondern auch durch Zeugung fortzupflanzen suchen. Der Zeugungstrieb, der sich zu gewissen Zeiten kundgibt, und die Liebe zu den Jungen, welche sich schon in der großen Sorgfalt und Mühe bezüglich der Eier selbst bei jenen Gattungen zeigt, wo die Mutter nie die Nachkom-

menschaft sieht, der sie Wohnung und Speise so sorgfältig bereitet, wie es bei vielen Insekten geschieht; dieser Instinkt zur Erhaltung und Fortpflanzung bei den Thieren ist in der That das größte Zeugniß der allwaltenden Vorsehung Gottes.

Noch muß hervorgehoben werden, daß der Segen: „Wachset und vermehret euch"— nicht auch über die Thiere des sechsten Schöpfungstages ausgesprochen worden, und doch mußten auch diese Thiere durch Zeugung sich fortpflanzen. Darauf ist zu erwidern, daß Gott am fünften Tage den Segen, indem er denselben über einige Klassen der Thiere aussprach, allen Thieren ertheilte. Daher sagt der heilige Thomas: Der Segen Gottes gibt Kraft, sich durch Zeugung zu vermehren. Was aber bei den Vögeln und Fischen geschah, die zuerst erwähnt werden, war bei den Landthieren zu wiederholen nicht mehr nothwendig, sondern versteht sich von selbst.

In der Schöpfung der Fische und Vögel am fünften Tage finden die heiligen Väter eine vorbildliche Beziehung auf den Menschen; es sei darin unsere doppelte Geburt, die fleischliche und die geistige angedeutet. Zuerst schuf Gott die Fische aus gröberm Wasserstoff. Unserer ersten Geburt nach, wie wir aus dem Mutterleibe hervorgehen, sind wir bloß fleischlich; wir gehören der Welt und ihren Lüsten an, wovon das Meer, in welchem die Fische leben, ein geeignetes Bild ist. Und wie die Fische als die ungelehrigsten Thiere gelten, so verhält es sich mit einem fleischlichen Menschen; er hat keinen Sinn für das Höhere und Geistige; er versteht Nichts von himmlischen Dingen, sondern gefällt sich nur in dem Genusse seiner niedern Vergnügungen. Die Fische sind auch ein Bild der Zwietracht und der Feindschaft, weil einige unter ihnen andere verfolgen und auffressen. So sind auch fleischliche Menschen; sie haben keine Liebe zu einander, sie kennen keinen Frieden; sie hassen und verfolgen sich gegenseitig. Insbesonders die Seeungeheuer sind ein Bild von jenen ungläubigen Großen die sich ganze Reiche mit Gewalt unterwerfen, und über viele Millionen ihres Geschlechtes mit Grausamkeit herrschen. — Gott schuf aber aus feinerm Wasserstoff an demselben Tage auch die Vögel. Sie sind ein Bild unserer zweiten, geistigen Geburt. Aus einem ganz andern Wasser als das gewöhnliche ist, aus einem Wasser, über welches sich der heilige Geist herabgelassen, und das er ge-

segnet und geweiht hat, geschieht in der heiligen Taufe unsere geistige Geburt. Die, welche so geboren sind, gleichen den Vögeln; denn wie diese Thierchen meistens kleine Körper und wenig Fleisch haben, so pflegt auch der geistige Mensch sein Fleisch nicht zu nähren, er will vielmehr demselben nach klein erscheinen. Daher tödtet er es ab durch Fasten und andere Bußübungen. Diese Vögel nehmen von der Erde nicht mehr, als sie nöthig haben; sie erheben sich leichten Fluges in die Lüfte, dort ihren Schöpfer zu preisen im frohen Gesange. So ist der geistige Mensch, auch wenn er dem Leibe nach noch auf Erden ist, der Gesinnung nach bei seinem Gott. Mit dem Irdischen beschäftiget er sich nicht mehr, als es das Bedürfniß verlangt. Wir finden in der That in der heiligen Schrift, wie der heilige Geist die fromme Seele entweder mit einem einsamen Spatzen auf dem Dache oder mit einer im Neste sammt ihren Jungen seufzenden Turteltaube, oder mit einem über alle Vögel sich empor schwingenden Adler vergleicht, der sich über den Wolken aufhält und starr in das glänzende Sonnenlicht hineinschaut.

Das Werk des sechsten Tages.

Am sechsten Tage vollbrachte Gott zwei Werke: er schuf nämlich die Landthiere, und dann das vorzüglichste aller Geschöpfe, den Menschen. Der Herr sprach: Es bringe die Erde hervor lebende Wesen nach ihrer Art, Vieh und Gewürm und die wilden Thiere nach ihrer Art. Gen. 1, 24. — Auf das Geheiß Gottes entstunden auch die Landthiere, sowohl zahme als wilde, und alles Gewürm. Dabei sagen die Schriftausleger und Geologen, daß ihre Aufeinanderfolge im umgekehrten Verhältnisse zur Künstlichkeit ihres Organismus steht. Die wilden Thiere werden in der heiligen Schrift der Ordnung nach zuletzt aufgeführt. In der That rechtfertiget sich die Annahme von selbst, daß die wilden Thiere, welche vom Morde der übrigen leben, nicht eher in das Dasein traten, als bis diese hinlänglich herangewachsen waren, und sich auf der Erde entsprechend vermehrt hatten. Denn daß alle Thiere ursprünglich von Kräutern gelebt haben, und daß die Verschiedenheit ihrer Nahrung erst durch den Ungehorsam der Menschen bedingt worden sei, ist nicht wahrscheinlich. Daher sagt auch der heilige

Thomas von Aquin: Durch die Sünde der Menschen ist die Natur der Thiere nicht verändert worden, so daß einige damals von Kräutern gelebt hätten, welchen es jetzt natürlich ist, das Fleisch anderer Thiere zu fressen. Daß die fleischfressenden Thiere vom Schöpfer zum Raube und zur Verzehrung von Thieren gebildet worden seien, ergibt sich schon aus dem Baue ihrer Zähne, ihrer gesonderten Krallen und des ganzen Körpers. Würde also ein pflanzenfressendes Thier in ein fleischfressendes umgewandelt, so müßte seine ganze Gestalt verändert werden.

Wie sehr in der Schöpfung der Thiere Gottes Allmacht und Weisheit an den Tag trat, ist ausführlich erwogen Bd. 10. S. 107—110. Freilich gibt es viele unnütze und dem Menschen lästige, ja sogar gefährliche Thiere: wie können diese Gott zur Ehre und dem Menschen zum Nutzen gereichen? Es wäre gewiß für Gott rühmlicher und für den Menschen besser, wenn gewisse Thiere nicht existirten; denn wozu gibt es ein Ungeziefer? Andere Thiere hätte Gott anders schaffen können; denn wäre es nicht besser für den Menschen, wenn die Hyäne, der Tiger u. s. w. statt ihrer wilden und grausamen Natur zahm und sanft wären? So meint der Ungläubige. Aber welche Anmaßung, welchen Eigendünkel verräth diese Rede! Wer bist du, armseliger Erdenwurm, daß der Allerhöchste zu dir in die Schule gehen und von dir Weisheit lernen soll? Wie, du willst dem Allerhöchsten Unterricht geben und Vorschrift ertheilen, wie er seine Geschöpfe hätte einrichten sollen? Du willst Dasjenige tadeln, was er selbst gutgeheißen hat? Denn heißt es nicht auch von dem Werke des sechsten Tages, von der Thierwelt: „Gott sah, daß es gut war.“ Wenn also dem Allerhöchsten seine Werke gefielen, ist es billig, daß du Mißfallen daran findest? Wenn es aber Manches in der Welt und so auch unter den Thieren zu geben scheint, was dir nicht gefallen will, glaubst du, es sei deßwegen schon unnütz oder gar schädlich? Du weißt, wenn man ein einzelnes Wort aus seinem Zusammenhange herausreißt, so läßt sich dasselbe leicht mißverstehen und tadeln; so verhält es sich auch mit den Werken Gottes. Ein Geschöpf, losgerissen von aller Verbindung, in welches es der Schöpfer ursprünglich zu den übrigen gesetzt, kann leicht als überflüssig erscheinen. Aber es ist in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen ein noth-

wendiges Mittelglied, und wenn es abginge, so fehlte dem Ganzen etwas. Bei einem Gemälde ist nicht bloß Licht, sondern auch Schatten nothwendig; es werden nicht bloß lichte, sondern auch dunkle Farben erfordert, und darin, daß beides in der rechten Mischung erscheint, und jedes an seinem Orte angewendet ist, besteht das Meisterstück. So besteht auch die Vollkommenheit der Werke Gottes, und auch der Thierwelt, darin, daß Großes mit Kleinem, und Erhabenes mit scheinbar Unansehnlichem wechsle, und jedes an seinem Orte eingefügt ist. Wenn dir daher in der Schöpfung Manches unvollkommen scheint, so kommt dieses nur daher, weil du nicht das Ganze zu überschauen vermagst, sondern das Einzelne in der Tennung von der Gesammtheit betrachtest. Der Grund hievon liegt in deiner beschränkten Einsicht. Statt zu tadeln, sollst du also schweigen; denn der Thor ist nie klüger, als wenn er schweigt.

Wenn aber in der That heut zu Tage Manches in der Welt überhaupts, und unter den Thieren insbesondere ist, was besser nicht existirte, so gibt uns auch dieses noch kein Recht, die Werke des Herrn zu tadeln. Denn es ist aus der Hand Gottes nicht so unvollkommen hervorgegangen, als es jetzt ist. Setzen wir den Fall, ein Künstler hat ein herrliches Uhrwerk mit Fleiß und Mühe verfertiget, das in allen seinen Theilen vollkommen zusammenpaßt und ganz richtig die Zeit anzeigt; es kommt aber später eine ungeschickte Hand darüber, die das Werk entweder im Unverstande oder aus Bosheit verdirbt, so daß die Uhr entweder gar nicht mehr oder unrichtig geht: ist jetzt der Meister zu tadeln? Gewiß nicht. So hat auch Gott ursprünglich sein Werk, die Welt, sowohl in seinen Theilen, als in seiner Gesammheit, vollkommen gemacht. Denn von einem jeden Werke, das er in das Dasein gerufen, heißt es, daß es gut war. Was aber in all seinen Theilen gut ist, das ist auch in seiner Gesammtheit gut. Wenn dessen ungeachtet heut zu Tage Manches nicht gut erscheint, so ist die Schuld hievon nicht auf Gott zu schieben, sondern dem Menschen fällt sie zur Last. Der Mensch hat sich selbst manche Geschöpfe Gottes verschlimmert. Dieß ist durch die Sünde geschehen. Durch die Sünde ist nicht nur in die menschliche Natur, sondern in die ganze irdische Schöpfung Unordnung hineingekommen. Darum

ſagt der Apoſtel, daß die ganze Natur unter dem Fluche der Sünde ſeufzte und ſich nach Erlöſung ſehnte. Du beklagſt dich jetzt, daß es reißende Thiere gibt, die dem Leben der Menſchen nachſtellen. Aber glaubſt du, Gott habe ihnen dieſe wilde, und dem Menſchen feindliche Natur urſprünglich gegeben? Der heilige Gregor von Nyſſa verneint es. Wenn aber auch, ſo hatte der Menſch vollkommen Gewalt über ſie; auf jeden Wink gehorchten ſie ihm. Gott hat ja den Menſchen vollkommene Herrſchaft über die ganze Thierwelt gegeben. Gen. 1, 28. Dieſe Herrſchaft verlor er erſt durch die Sünde; denn wie er dadurch das Verhältniß zerriß, in welchem er zu Gott ſtund, ſo iſt auch jenes Verhältniß aufgelöſt worden, in welchem die übrige Welt zu ihm ſtund. Wie der Menſch Gott nicht mehr gehorchte, ſo leiſteten auch die ihm bisher unterworfenen Thiere keinen Gehorſam mehr; aller Friede, aller Gehorſam wurde geſtört, und an ſeine Stelle trat Krieg und Empörung. Iſt es jetzt ein Wunder, wenn manche Thiere wild und reißend wurden, und den Menſchen ſich feindſelig gegenüber ſtellten? Ich würde mich viel mehr wundern, wenn es nicht geſchehen wäre. — Es ſind dir jetzt manche Thiere läſtig, du meinſt, es wäre Gottes würdiger, wenn ſie nicht beſtünden. Du fragſt z. B.: Wie hat denn der allweiſe Gott ein Ungeziefer erſchaffen können? Ich ſage zuerſt darauf: Wenn ſich mit der Weltordnung Gottes nicht auch das Beſtehen eines Ungeziefers vertrüge, ſo müßte Gott vor Allem dir das Daſein nehmen; denn es gibt kein größeres Ungeziefer, was Gott ſcheinbar mehr zur Unehre gereicht, als ein ungläubiger, boshafter Menſch. Und doch gehört auch dieſer zur Schönheit des Ganzen. Wir würden die Herrlichkeit des Lichtes viel weniger ſchätzen, wenn wir nicht kenneten das Grauen der Finſterniß. So wäre auch die Tugend viel unrühmlicher, wenn es nicht auch ein Laſter in der Welt gäbe; gerade im Zuſammenhalten mit ihrem Gegenſatze leuchtet ihre Schönheit am meiſten hervor. Die Sanftmuth erſcheint nie bewunderungswürdiger, als wenn man ſie mit dem Zorne vergleicht; und dieß läßt ſich von allen Tugenden ſagen. Daſſelbe gilt in unſerem Falle. Das Kleine iſt alſo ſchon deßwegen nothwendig, damit die Würde des Großen deſto mehr hervortritt. Es iſt aber überhaupts eine ſchwer zu beantwortende Frage: Wo Gott bewunderungswürdiger iſt, im Großen

oder im Kleinen. Schon unter den Menschen gereicht oft das Kleine mehr zur Bewunderung als das Große. Ja, es gibt Werke, die oft gerade deßwegen bewundert werden, weil sie klein sind. Denken wir uns zwei Künstler. Der eine schnitzelt aus Elfenbein einen drei Fuß hohen, gothischen Altar; die Säulen und Spitzen sind meisterhaft, das ganze Werk höchst kunstsinnig; man zollt dem Meister ungetheilten Beifall. Nun verfertiget der andere Meister denselben Altar; aber so klein, daß er in einer Nußschaale Raum findet. Würde nicht Alles diesen letztern Altar noch viel mehr bewundern? Würde nicht Jedermann sagen: Welch scharfes Auge gehört dazu, welche kunstgeübte Hand wird erfordert, um in so kleinem Maßstabe alle Formen so vollkommen zu geben? Gerade so verhält es sich auch mit den Werken Gottes. Das kleinste Insekt, das oft dem bloßen Auge gar nicht sichtbar wird, ist inwendig so kunstreich gebaut, wie irgend ein vierfüßiges Thier erster Größe. Auch dieses kleine Insekt hat seine besondern, genau ausgebildeten Organe; es weiß seine Speise, und verzehrt und verdaut diese; es kennt seinen Feind, und sucht ihm zu entfliehen. Sag, wie zart müssen die innern Theile eines solchen Thierchens sein, und welche Weisheit gehört dazu, sie in ihrer gehörigen Ordnung zusammenzufügen, und zusammengefügt zu erhalten? Und sollte ein solches Geschöpf nicht ebenfalls seinem Schöpfer zur Ehre gereichen, und seine Größe verkünden? — Es ist aber auch gar nicht nöthig, anzunehmen, daß Gott damals schon — das eigentliche Ungeziefer, das aus Schmutz und Unflath zu entstehen und dem Menschen lästig zu sein pflegt, erschaffen habe. Unter Andern lehrt der heilige Thomas von Aquin, daß die Thiere, welche sich aus der Verwesung anderer Thiere erzeugen, damals nur der Potenz nach vorhanden sein konnten. Ein anderer alter, und nicht minder berühmter Theologe, Peter, der Lombarde, schreibt: Es läßt sich behaupten, daß das, was aus den Körpern der Thiere, vorzüglich der todten, erzeugt wird, nur potentiell und materiell mit diesen Thieren geschaffen war. Auch der heilige Bonaventura sagt, daß jene Thiere nur in ihren Principien und Saamenverhältnissen hervorgebracht worden sind. Derselben Ansicht ist der berühmte Schriftausleger Cornelius a Lapide. Er sagt nämlich: Jene kleinen Thiere, welche aus dem Schweiße, der Ausdünstung oder Ver-

weſung entſtehen, wurden am ſechsten Tage nicht formell, ſondern potentiell und gleichſam in ihrem Saamen geſchaffen; denn es wurden an dieſem Tage jene Thiere geſchaffen, aus deren verſchiedenen Zuſtänden dieſe natürlicher Weiſe entſtehen mußten. — Es ſcheint in der That das Ungeziefer, welches allerdings läſtig iſt, mit dem urſprünglich glücklichen Zuſtande des Menſchen nicht recht vereinbar zu ſein. Aber daß dergleichen Gethier nach der Sünde in das Daſein trat, iſt ganz in der Ordnung. Jetzt hat auch das Ungeziefer ſeine weislich berechnete Beſtimmung; es iſt dazu vorhanden, daß es den Menſchen quält. Statt daß wir alſo wegen des Daſeins ſolcher läſtigen Thiere den Schöpfer tadeln, ſollen wir vielmehr den Tadel auf uns ſelbſt werfen, und über den Verluſt unſers ehemaligen, glücklichen Zuſtandes ſeufzen. Darum ſagt ſchön der heilige Auguſtin: „Sind dir, o Menſch, gewiſſe Thiere läſtig und beſchwerlich, ſo erinnere dich, daß du ein Sünder biſt, was dich dieſer Pein würdig macht; bewundere aber auch zugleich die Güte Gottes, die eine gerechte Beſtrafung dir in eine Gelegenheit des Verdienſtes verwandelt hat, und dir verſpricht, wenn du dich anders den Ungemächlichkeiten dieſes Lebens mit Demuth unterwirfſt, dich im andern erhöhen und verherrlichen zu wollen.“

Wenn übrigens die Vögel des Himmels ein Bild der vollkommenen Seelen ſind, ſo ſind in den Thieren der Erde jene dargeſtellt, die zwar auch mit Gott es noch halten, aber durch ihre Stellung oder ihr Amt ſo ſehr in das Irdiſche verwickelt ſind, daß ſie ſich ſelten zu himmliſchen Dingen emporſchwingen können, daher auch in der Wirkung ihres Seelenheiles viel größere Schwierigkeiten zu überwinden haben; aber deſſenungeachtet, ſagt der heilige Auguſtin, werden auch dieſe, welche immer in der Kirche die größere Mehrzahl ausmachen, zur Seligkeit gelangen, wenn ſie nur über ihren Zuſtand, ſtatt ihn zu lieben, vielmehr ſeufzen, und täglich auf dem Wege Gottes nach ihren Kräften fortſchreiten. Solche gleichen Kindern, die zwar mit dem erwachſenen Manne nicht gleichen Schritt halten können, aber dennoch, wenn ſie auf dem Wege nicht ermüden, ungeachtet ihrer kurzen Schritte immer weiter vorwärts kommen.

Den Schluß der Schöpfung machte der Menſch. Gleich wie die Gaſtgeber nicht eher zu Tiſche rufen, als bis ſie das Nöthige

zum Mahle bereitet haben, und diejenigen, welche theatralische Spiele geben, vorher die Spieler einüben und Alles zurüsten, was die Augen und Ohren ergötzen kann, ehe sie die Zuhörer und Zuschauer in das Theater versammeln, so hat der Herrscher der ganzen Welt, gleichsam als Gast- und Schauspielgeber, Alles, was zu beiden nothwendig war, hergerichtet, als er im Begriff stund, den Menschen zum Gastmahl und zum Schauspiel zu rufen, so daß dieser, eingetreten in die Welt, also gleich ein geheiligtes Gastmahl und Schauspiel fand.

Ueber die Schöpfung des Menschen selbst ist gehandelt B. 13. S. 87 und flgde.; und von der Weisheit Gottes bei jener Schöpfung B. 10. S. 110—113.

Das ist die Schöpfungsgeschichte, bei deren Darstellung wir genau den Erläuterungen des Professors Pianciani folgten *). Dieser Gelehrte bemerkt am Ende noch: Der erste Tag war die Lichtperiode, und man könnte sie die chemische Periode nennen. Auf diese folgte die Periode der Atmosphäre, des Firmaments und der Theilung der Gewässer. In dieser Zeit begannen, wenn unsere Vermuthung wahr ist, die festen, unorganischen Körper sich zu bilden; deßwegen kann man diese Periode die der festen Körper oder Krystallisationsperiode nennen. Die dritte Periode war die Vegetationsperiode, die vierte Periode, in welcher die Läuterung der Luft sich vollendete, kann die Sternenperiode genannt werden, weil damals, wenigstens für unsere Erde, die Sterne in's Dasein traten. Hierauf folgte als fünfte die Periode des animalischen Lebens. Endlich kam die sechste, oder die Periode der Intelligenz. So wurde das Werk des Schöpfers und höchsten Werkmeisters vollendet; es folgte der Sabbat, und es dauert diese Periode fort als Periode der Erhaltung der Dinge. Dauert aber der siebente Tag so lange, wie kann die Zeit der sechs vorausgehenden Tage so kurz gewesen sein, wie man oft annimmt? — Das allein bleibt noch übrig, um was man Gott inbrünstig bitten soll, daß das Reich Gottes, des Vaters, und unsers Herrn Jesu Christi auf Erden komme, damit ihm alle Völker dienen, und die Werke jenes Ge-

*) Erläuterungen zur Mosaischen Schöpfungsgeschichte von Joh. Bapt. Pianciani u. s. w. Aus d. Latein. übersetzt. Regensburg bei Pustet.

schöpfes, welches nach Gottes Ebenbild gemacht ist, wahrhaft ihm ähnlich werden, auf daß Gott, welcher sah, daß Alles, was er gemacht hatte, sehr gut war, nicht mehr sehe, wie er seit Adams Sünde bis auf unsere Zeiten sah, daß Unzähliges, was Adams Nachkommen thun, sehr schlecht sei.

12) Zweck der Schöpfung, oder warum hat Gott die Welt erschaffen?

Der Hauptzweck der Schöpfung ist sich Gott selbst, oder Gott hat die Welt seiner selbst willen erschaffen. Diese Wahrheit ist deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn wir lesen: Jeden, der meinen Namen anruft, habe ich geschaffen zu meiner Ehre. Is. 43, 7. — In den Sprüchwörtern heißt es: Der Herr hat Alles um seiner selbst willen gemacht. Sprüchw. 16, 4. Der Apostel bezeugt, daß nicht bloß durch Gott alle Dinge sind, sondern daß sie auch um seinetwillen sind. Hebr. 2, 10. Und in der Apokalyps heißt es: Wegen deines Willens (Gott) sind alle Dinge geschaffen. Apok. 4, 11. Eben so erklären sich die heiligen Väter. So sagt z. B. der heilige Clemens von Rom: Der Herr hat die Geschöpfe für sich gemacht und freuet sich daran. — Es ist selbstverständlich, daß Gott, als höchstes Wesen, wie die erste Ursache, so auch das letzte Ziel aller Dinge sein müsse. Denn wäre ein Geschöpf, etwa der Mensch, Zweck der Schöpfung, so hätte Gott gewissermaßen etwas außer sich, wovon er abhängt, was für das höchste Wesen nicht möglich ist. Der Mensch wäre dadurch auch aus seinem Verhältnisse zu Gott gerissen, er wäre, weil er seinen Endzweck in sich selbst hat, unabhängig von Gott. Damit wäre auch die Möglichkeit eines Gebotes von Seite Gottes an die Menschen, und einer Sünde von Seite der Menschen gegen Gott aufgehoben, was Alles falsch und widersprechend ist.

Indem wir aber sagen: Gott ist selbst der Endzweck der Schöpfung, so müssen wir erklärungsweise noch beifügen: Er hat Alles erschaffen, um seine Güte, Allmacht, Weisheit und seine übrigen Vollkommenheiten zu offenbaren. Wie sich nun aber seine Allmacht, Weisheit u. s. w. durch die Herrlichkeit der Schöpfung zeigt, so offenbart sich seine Güte dadurch, daß er den Geschöpfen ein gewisses Maaß von Vollkommenheit verlieh. Daher können wir

auch sagen: Gott hat die Welt erschaffen, um sich zu verherrlichen und die vernünftigen Geschöpfe zu beglücken, wobei aber immer Gott selbst der letzte Endzweck der Schöpfung ist; denn auch die vernünftigen Geschöpfe, die er beglücken will, sind ja wieder für ihn erschaffen und verherrlichen, falls sie ihren Zweck erreichen und selig werden, seine Güte, oder falls sie durch ihre Schuld verloren gehen, seine Gerechtigkeit. Um das Erwähnte weiter auszuführen, sagen wir also:

I. Die Welt ist zur Verherrlichung Gottes erschaffen.

Daß Gott durch die Schöpfung verherrlichet wird, ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen. Wir lesen: Das Unsichtbare an ihm (Gott) ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit. Röm. 1, 20. Und der Psalmist sagt: Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände. Ein Tag bringt dem andern das Wort hervor, und eine Nacht meldet der andern die Kunde, d. h. Tag und Nacht ertönt das Lob Gottes in der Schöpfung. Und es wird fortgefahren: Es ist keine Sprache, es ist kein Wort, deren Stimme man nicht hörte; über die ganze Erde geht aus ihr Schall, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort, d. h. das Lob Gottes erschallt laut und überall durch die Schöpfung. Psalm 18, 1—4. Es ist auch der klar ausgesprochene Wille Gottes, daß er durch die Geschöpfe verherrlichet werde. Darum wird es im Buche der Weisheit den Menschen zur schweren Schuld angerechnet, daß sie aus der Kraft und Schönheit der Geschöpfe die viel größere Macht und Schönheit Gottes nicht erkennen. Weish. 13, 1—6. Und der Apostel Paulus tadelt die Heiden, daß sie Gott, der sich ihnen in seinen Werken offenbarte, nicht, wie es Gott geziemte, verherrlichten. Damit hängt auch die Haupthandlung des Gottesdienstes, nämlich das Opfer zusammen. Denn da Gott den Menschen die übrigen Geschöpfe zum Gebrauche übergeben, forderte er, daß ihm von demselben besonders die Erstlinge dargebracht und vor seinem Angesichte vernichtet würden, nicht etwa bloß zum Zeichen der Dankbarkeit, sondern auch um seine höchste Majestät anzuerkennen; denn das Opfer ist nicht bloß ein Ausdruck der Dankbarkeit, sondern

auch des Lobes und der Verherrlichung Gottes. Nimmermehr, sagt der geistreiche Fenelon, kann ich die Augen aufthun, ohne über die wunderbare Kunst zu staunen, die in der ganzen Schöpfung glänzt. Da man aber diese Dinge jeden Tag sieht, gewöhnt der Geist, wie das Auge sich daran. Wie sehr Gott durch die Schöpfung seine Allmacht, Weisheit und Größe u. s. w. offenbarte, also sich verherrlichte, ist B. 10. S. 94, 105 u. s. w. ausführlich gezeigt.

Die Verherrlichung, die Gott in seiner Schöpfung will, besteht aber nicht bloß darin, daß ihm, als dem höchsten Wesen, Preis und Anbetung dargebracht, sondern auch, daß ihm, als dem höchsten Herrn aller Dinge, gehuldigt und gehorsamt werde. Wie im ganzen Weltall sein allmächtiger Wille herrscht, und der Lauf der Sonnen, wie die Bewegung der Gewürme den Gesetzen, die er bestimmt hat, folgt: also soll auch von allen vernünftigen Geschöpfen im Himmel und auf Erden sein Wille als heilige Macht und als Gesetz anerkannt und befolgt werden. Er hat die andern Geschöpfe dem Menschen unterworfen und ihn über die Werke seiner Hände gesetzt, wie wir lesen: Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schaafe und Rinder, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres u. s. w. Ps. 8. Hierauf bezüglich sprechen sich manche Väter aus, als wäre der Mensch der Zweck der Schöpfung. So schreibt Tertullian: Gott hat die Welt für den Menschen, nicht für sich gemacht. Adv. Marc. l. 1. c. 12. Und Origenes sagt: Ich nehme als bewiesen an, daß Alles wegen der Menschen und der vernünftigen Naturen gemacht worden sei. Contr. Celsum l. 4. n. 99. Allein es ist hiemit nichts Anderes gesagt, als daß Gott die übrige Welt den Menschen zum Dienste übergeben hat. Der Mensch selbst aber soll mit Allem, worüber er gestellt ist, wieder ihm, dem Allerhöchsten, huldigen, ihm dienen und ihn verherrlichen.

Wenn also Gott die Welt erschuf, damit er in ihr seine Größe offenbarte, und wenn er will, daß diese Offenbarung alle Menschen zum Lobe und zur Anbetung seiner Majestät bewege; wenn er fordert, daß alle Geschlechter der Erde ihm als dem höchsten Gebieter huldigen, und wenn er durch Alles, was er in der Welt thut, dahin zielt, daß seine Herrschaft zur Vollendung gebracht werde, und er zuletzt Alles in Allem sei (1. Korinth. 15, 28.): — so müssen

wir gewiß zugeben, daß er durch die Schöpfung und durch sein Wirken nach Außen die Verherrlichung seines heiligsten Wesens beabsichte.

II. Die Welt ist zum Besten der vernünftigen Geschöpfe erschaffen.

Daß Gott die übrigen Geschöpfe auf Erden des Menschen wegen in das Dasein gerufen habe, ist in der heiligen Schrift klar ausgesprochen. Denn unmittelbar nach der Schöpfung sprach er zu den Menschen: Macht euch die Erde unterthan und herrschet über die Fische des Meeres, über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf Erden. . . . Sieh', ich habe euch gegeben alles Kraut, das sich besaamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Saamen haben, daß sie euch zur Speise seien. Gen. 1, 27—31. Cf. Ps. 8. Ebenso erklären sich die heiligen Väter. Zu den schon oben angeführten Zeugnissen des Tertullian und Origenes fügen wir einen Ausspruch von Justinus, dem Martyrer, hinzu. Dieser schreibt: Da Gott gütig ist, so werden wir belehrt, daß er Alles im Anfange der Menschen wegen erschaffen habe. Apolog. 1. Und Cyrillus von Jerusalem sagt: Die Welt ist wegen der Menschen da. Catech. 12. c. 5. Ebenso erklären sich Irenäus, Athenagoras, Augustin u. s. w. Um ein Zeugniß aus späterer Zeit anzuführen, so sagt der berühmte Petrus Lombardus: Wir glauben, daß die geschaffenen Dinge, die himmlischen wie die irdischen, die sichtbaren und die unsichtbaren, keine Ursache haben, als die Güte des Schöpfers, der da ist der eine und der wahre Gott. Denn seine Güte ist so groß, daß er Andere der Glückseligkeit, die ihm natürlich ist, theilhaftig haben will. Er sah nämlich, daß sie mitgetheilt, aber nicht vermindert werden könne. Eben jenes Gut also, welches er selber ist, und wodurch er glückselig ist, wollte er aus bloßer Güte und nicht aus Nothwendigkeit Andern mittheilen, weil es dem höchst Gütigen zukam, nützen zu wollen, und dem höchst Mächtigen es eigen war, dadurch keinen Schaden leiden zu können. Und da Niemand seiner Glückseligkeit theilhaftig werden kann, als durch Erkenntniß, so schuf Gott die vernünftige Kreatur, daß sie das höchste Gut erkenne, und erkennend liebe, und liebend besitze und besitzend genieße. . . . Die Erschaffung der vernünftigen Kreatur hat also die Güte Gottes zur

erſten Urſache. Wird demnach gefragt, weßhalb Gott den Menſchen oder den Engel erſchaffen habe, ſo kann die kurze Antwort gegeben werden: Wegen ſeiner Güte. Und wenn gefragt wird, wozu die vernünftige Kreatur erſchaffen ſei, ſo heißt die Antwort: Um Gott zu loben, ihm zu dienen, und ſeiner zu genießen. — Der heilige Thomas von Aquin erklärt uns aus der vollkommenen Natur Gottes dieſe ſeine ſchöpferiſche Güte. Der vornehmſte Gegenſtand des göttlichen Wollens iſt die Vollkommenheit (bonitas) Gottes ſelbſt; ſie iſt alſo auch der höchſte Zweck, wegen deſſen er Alles will, was er will. Aber es iſt dieſes Wollen ſeiner Vollkommenheit kein Verlangen nach Etwas, was er nicht beſitzt, ſondern ein Wollen der Liebe, womit er, was er beſitzt, umfaßt. Den Geſchöpfen iſt es eigen, aus Verlangen nach dem höchſten Ziel zu handeln; denn ſie haben ihr Gutes nicht in ſich, ſondern empfangen es von einem Andern. Ihr Wollen alſo iſt ein Suchen und Streben. Aber Gott, der in ſich ſelbſt das höchſte Gut beſitzt, kann nicht aus Verlangen, ſondern nur aus Liebe zu dieſem handeln. Er ſchafft, erhält, regiert die Welt, weil es ihm wohlgefällt, daß jenes Gute, welches in ihm iſt, inſoweit es geſchehen kann, vervielfältiget werde, nämlich nicht bloß in ſich ſelber, ſondern auch in Abbildern, d. h. in ihm einigermaßen ähnlichen Weſen da ſei. Es iſt alſo Gott eigen, von dem Guten, welches er hat, mitzutheilen, ohne etwas von Andern zu empfangen; freigebige und reine Güte iſt die natürliche Beſchaffenheit ſeines Wollens. Weiters folgert aber der heilige Thomas, daß Gott ſelbſt, wie die erſte Urſache, ſo auch der letzte Zweck aller Dinge ſei. Er hat ihnen das Daſein verliehen; indem er ihnen von dem Guten, das er beſitzt, auf die Weiſe, die möglich war, mittheilte. Er hat ſie aber beſtimmt, aus dem unvollkommenen Zuſtande, in welchem ſie geſchaffen ſind, in einen vollkommnern überzugehen, auf daß ein jedes auf ſeine Art glücklich werde. Für den Geiſt beſteht dieſer Zuſtand in dem Beſitze und Genuſſe Gottes. Das Gute alſo, das ihm Gott verliehen hat, wird durch die Vereinigung mit Gott zur Vollendung geführt. Mit dem Menſchen ſoll aber die ganze Schöpfung verklärt werden. Auch in den übrigen Dingen wird das ihnen verliehene Gute vervollkommt, nachdem ſie durch den Menſchen, dem ſie dienen, zu Gott zurückgeführt ſind. Wie alſo Gott der Grund

iſt, aus dem die Welt hervorgegangen, ſo iſt er auch das höchſte Gut, durch das ſie ſoll vollendet werden; er erſcheint ſo recht als Mittelpunkt der Schöpfung, zu dem Alles hinſtreben ſoll. Wenn daher der heilige Auguſtin in Wahrheit bezüglich der Menſchen ſpricht: Du haſt uns (o Gott!) für dich geſchaffen, und unſer Herz iſt unruhig, bis es in dir ruht; ſo belehrt uns der Apoſtel, daß auch in den unvernünftigen Geſchöpfen ein Streben und Suchen iſt, das ſeine Befriedigung erſt erhält, wenn der Tag der Verklärung kömmt. Denn alſo ſchreibt der Apoſtel: Das Harren des Geſchöpfes iſt ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes; denn das Geſchöpf iſt der Eitelkeit unterworfen, nicht freiwillig, ſondern um deſſen willen, der ſie unterworfen hat und auf Hoffnung hin; weil auch ſelbſt das Geſchöpf von der Dienſtbarkeit der Verderbtheit befreit wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wiſſen, daß alle Geſchöpfe ſeufzen, und in den Geburtswehen liegen immer noch. Röm. 8, 19—23. Cf. Kleutgen's Theologie der Vorzeit 1. B.

13) Wie ſehr Gott durch die Schöpfung ſeine Allmacht und Weisheit an den Tag gelegt hat.

Hiebei verweiſen wir auf B. 10. S. 95—101 und S. 105—114.

14) Irrthümer bezüglich der Schöpfung.

Zahlreich ſind die Verirrungen der alten und neuen Philoſophen über die Entſtehung der Welt. Einige hielten (wie noch ausführlicher dargethan werden wird) das Univerſum ſowohl der Materie, als der Form nach für ewig, wie z. B. Plotinus, Chalcidius u. ſ. w. Andere nahmen eine ewige Materie an, welche von Gott die Form der gegenwärtigen Welt erhalten hat, ſo die Pythagoräer, Zeno und die ſtoiſche Schule, auch Plato. Wieder Andere nahmen an, die Welt ſei aus Atomen entſtanden; dieſe Atome ſeien in ewiger Bewegung geweſen und hätten ſich zufällig zu jenen Weſen vereiniget, welche im Univerſum wirklich vorhanden ſind: darnach wäre die Welt durch Zufall entſtanden. So dachten Demokritus und alle Epikuräer. Viele legten der Welt eine Seele bei, welche Einige für die Gottheit hielten, wie Thales; Andere aber davon unterſchieden, wie die Platoniker.

Daß die Heiden in dieser und ähnlicher Weise sich verirrten, ist ihnen um so weniger zu verargen, da der sich selbst überlassene Geist in übersinnlichen Dingen nur zu leicht sich in Irrthümer verliert. Die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen selbst die Ungläubigen unserer christlichen Zeiten. Denn obgleich ihre Vernunft von dem übernatürlichen Lichte der Offenbarung erleuchtet ist, so geräth sie doch in gleiche Verirrung, wenn sie den Leitfaden der Offenbarung verläßt. Daher die gräulichen Verirrungen vieler unserer ungläubigen Philosophen bezüglich der Welt und ihrer Entstehung; wir wollen hiebei nur auf Spinoza verweisen, dem die Welt Gott selbst ist, ein Lehrsystem, welches man Pantheismus nennt, zu welchem sich bewußter oder unbewußter Weise Viele bekennen.

Was die christlichen Sekten betrifft, so sind mehre derselben auch bezüglich der Schöpfung auf Abwege gerathen, namentlich die Gnostiker und die Manichäer. Die Gnostiker verwerfen die Schöpfung durch Gott aus Nichts; statt dessen lassen sie den Demiurgen, einen untergeordneten Geist, die Welt aus der Materie, dem Princip des Bösen, mit welcher sich einige Lichttheile vereiniget hatten, bilden. Ein Geschöpf ist daher um so vollkommener, je mehr Lichtstoff, der aus irgend einer Berührung mit der Materie aus dem Pleroma, dem Lichtreiche, herabfloß, der Demiurg demselben zutheilte. Ebenso gilt im Manichäismus die Materie als das Princip des Bösen. Selbst in der arianischen Schöpfungslehre wird dem Sohne Gottes mehr oder weniger die Rolle des Demiurgen zugeschrieben.

In späterer Zeit stellte Abälard den Satz auf: Da Gott nur thun kann, was sich für ihn zu thun geziemt, und da sich nichts für ihn zu thun geziemt, was er zu thun unterläßt, so müsse man annehmen, daß er nichts thun könne, als was er zu irgend einer Zeit wirklich thut. Ebenso behauptet Wickleff, daß Gott nichts schaffen könne, als was er wirklich schafft, und daß er die einmal erschaffene Welt weder größer, noch kleiner machen könne. Luther und Kalvin bekennen sich zur nämlichen Lehre, die Wickleff vortrug.

15) Auch in den Sagen der heidnischen Völker finden sich Spuren, welche an die Offenbarungslehre bezüglich der Schöpfung erinnern.

Nach der Vorstellung der Griechen und Römer war im Anfange ein ungeordnetes Chaos, ein gähnender, leerer, finsterer Abgrund. Davon sagt Ovidius:

Ante mare et tellus et quod tegit omnia coelum
Unus erat toto naturae vultus in orbe
Quem dixere chaos, rudis indigestaque moles.

Nach Hesiodot ist das Chaos der Urgrund aller Dinge. Aus diesem entstund die Erde und der Tartarus und zugleich der Eros, der schönste der unsterblichen Götter, der nun das Leben des Kosmos vermittelte. Aus der Erde entstehen dann die ersten Naturwesen der obern, sichtbaren Welt, nämlich der Himmel, die Erde und das Meer. Die Erde aber verbindet sich mit dem Himmel und empfängt nun das Geschlecht der Titanen oder Urmenschen, von denen der eine, Kronos, der Vater der Götter, und der andere, Japetus genannt, der Vater der Menschen wird.

Die Indier haben verschiedene Kosmogenien. In des Manu Gesetzbuch heißt es: Als das höchste Urwesen verschiedene Wesen aus seiner göttlichen Substanz hervorbringen wollte, schuf es zuerst mit einem Gedanken die Wasser und legte einen fruchtbaren Saamen in dieselben. Dieser Saame wurde ein Ei, glänzend wie Gold, flammend wie Sonnenlicht in tausend Strahlen, und in diesem Ei wurde er selbst geboren in der Gestalt Brahma's, des großen Urvaters aller Geister. In diesem Ei saß die große Macht unthätig ein ganzes Schöpfungsjahr, nach dessen Verlauf Gott das Ei bloß durch seine Gedanken sich auseinander theilen ließ. Aus dessen beiden Hälften bildete er den Himmel oben und die Erde unten; in die Mitte setzte er den feinen Aether u. s. w. Ferner schuf er eine Menge Untergottheiten und viele Genien (Engel).

In einer andern Kosmogonie der Indier heißt es: Die Gewässer waren da; diese Welt selbst war ursprünglich Wasser; in ihm bewegte sich der Herr der Geschöpfe. — Es ist bekannt, welch wichtige Rolle das Wasser bei vielen alten Völkern spielte, und

wie es häufig als der Ursprung der Dinge betrachtet wurde. Bei den Phöniciern hieß die Urmutter Anobreth, d. h. überquellender Strom.

Nach parsischen Vorstellungen habe Ormuzd zuerst die Lichtwelt und den Himmel erschaffen, später sei dann das Wasser, hierauf die Erde, endlich Bäume, Thiere und zuletzt der Mensch entstanden.

Ein alter Commentar zu Menu's Gesetzbuch sagt: Zuerst blies Gott durch ein großes Rohr auf die Wasser, sogleich hoben sie sich in ein Rund von der Gestalt eines Eies, dehnten sich nach und nach aus und bildeten das durchsichtige Firmament, welches die Welt umgibt. Aus der in der Gestalt eines Niederschlages übrig gebliebenen Erde und Feuchtigkeit formte er eine Kugel, an welcher die festen Theile das Land und die flüssigen die Meere wurden. Hierauf durch die Hilfe eines starken Schalles setzte er diese Kugel in den Mittelpunkt des Firmaments, gleich weit von allen Seiten abstehend, und nannte sie Unterwelt. Er schuf nachher auch die Sonne und einen Mond am Firmament, um die Tages- und Jahreszeiten zu unterscheiden. Da auf diese Weise die Elemente gesondert und ein jedes an seiner Stelle war, fingen sie gleich an, wirksam zu sein: die Luft erfüllte den leeren Raum, das Feuer erhielt Alles durch seine Wärme, die Erde und das Meer brachten Thiere hervor, ein jedes nach seinem besondern Vermögen, und Gott gab diesen Thieren die Zeugungskraft, damit sich eine jede Art von selbst fortpflanzen könnte. Endlich schuf Gott den Menschen, das vortrefflichste seiner Geschöpfe. — Wie viel Erinnerungen enthält nicht diese Darstellung an die mosaische Schöpfungsgeschichte!

Nach der ägyptischen Kosmogonie war zuerst die Urnacht, Alles eine ungeordnete Masse ohne Form und Leben. Darüber verbreitete sich das Urlicht, Kneph, das geflügelte Wort, dargestellt als Schlange mit dem Weltei im Munde. Das lichte Feuer stieg daraus empor auf den Ruf Phta's, des geistigen Princips. Zwischen Feuer und Wasser tritt die Luft. Dann wird der Himmel von dem übrigen Urschlamm geschieden, es erglänzen die Sonne, Osiris, und der Mond, Isis, gebildet durch das glänzende Feuer, und bilden alle Dinge. Das Feuer trocknet einen Theil des

Schlammes zum Festlande; das übrige Wasser zieht sich an die Enden des Landes.

Nach der Sage der alten Etrusker habe die Schöpfung sechs Jahrtausend gedauert. Im ersten seien Himmel und Erde, im zweiten das Firmament, im dritten Meer und Gewässer, dann die beiden großen Lichter, dann die Seelen der Thiere, zuletzt der Mensch geschaffen worden.

In der germanischen Kosmogonie erinnert Manches an die mosaische Schöpfungsgeschichte. So nährte sich der Urmensch, Ymir genant, durch die Milch einer Kuh, aus deren Euter vier Milchströme flossen. Diese vier Milchströme erinnern offenbar an die vier Ströme im Paradies. Auch heißt es, daß Ymir in einen Schlaf verfiel, und daß während desselben unter seinem linken Arme das erste Weib entstund, was an den Ursprung der Eva erinnert.

Eine merkwürdige Schöpfungssage findet sich bei den Yumala-Negern, einem Volke in Central-Afrika. Der höchste Gott der vor allem Erschaffenen da war, ist Til. Er wohnt in einer Welt über dem Himmel. Seine Begleiter und Boten sind die Hosurin, welche er nach Erschaffung des Mondes und der übrigen Gestirne gemacht hatte. Til stieg durch den Himmel herab und schuf durch seinen Hauch die Erde. Diese war eben und ohne Berge und Thäler. Gott säete Bäume und Gräser; darauf stellte er sich an einen Wald und rief Ombo (Mensch). Da kam links ein Mann und rechts ein Weib hervor, riesengroß und mit einer doppelten Haut versehen. Zugleich schuf er Thiere durch sein Wort. Die beiden Menschen schauten dem Til gerade in's Antlitz, während die Thiere sich abwendeten und nach Futter gingen. Deßhalb gab er dem Menschen die Sprache und seinen denkenden Geist u. s. w. Cf. Die Traditionen von Lücken und Stiefelhagens Theologie des Heidenthums.

16) Systeme der heidnischen Philosophie über die Entstehung der Welt.

Aus den Kosmogonien entwickelte sich die Philosophie, die es sich zur Aufgabe machte, das Problem, wie aus einem Urwesen die Welt, die Vielheit der endlichen Dinge entsprungen sei, zu lösen.

Der Erste, welcher aus den engen Schranken der mythologischen Betrachtungsweise heraus in das offene Feld der Philosophie eintrat, war der Milesier Thales um das Jahr 600 vor Christus. Er erklärte das Wasser oder die flüssige Substanz für das Erste, aus welchem Alles geworden sei, und in welches Alles sich wieder auflöse, das also bei ihm die Stelle des Hesiod'schen Chaos vertrat.

Anaximenes von Milet, dessen Tod in das Jahr 502 vor Christus zu fallen scheint, nahm die Luft als Urelement an. Aus ihr hätte sich in endloser Bewegung durch einen immer wieder mittels Verdichtung und Verdünnung sich vollziehenden Verwandlungsproceß Alles in der Natur gestaltet. An ihn schloß sich Diogenes von Apollonia an, nur daß bei ihm der luftartige Urstoff zugleich intelligent ist, und als Leben, Seele und Verstand die ganze Welt des Werdens durchdringt.

Der Ephesier Heraklit um das Jahr 500 vor Christus nahm das Feuer als Urstoff an. Dieses Urfeuer war ihm eine ätherische Substanz, die Alles durchdringende und belebende Weltseele, ein nicht bloß als wirkliches Feuer, sondern auch als Wärme gedachter Stoff, der aber die einzige in der Welt wirksame, Alles schaffende und wieder zerstörende Kraft, überhaupts das einzig wahrhaft Seiende in allen Dingen ist; Alles entsteht nur durch die stete Verwandlung dieses ewigen Urfeuers. Die ganze Welt ist ein in bestimmten Stufen erlöschendes und sich wieder entzündendes Feuer; auch die andern Elemente sind ein in verschiedene Gestalten durch Verdichtung oder Verdünnung verwandeltes Feuer. Sonach erscheint Heraklit als vollendeter Pantheist.

Die Pythagoräer, von welchen Aristoteles sagt, daß ihnen die Mathematik zur Philosophie ward, setzten das unentfaltete Eins, die absolute Einheit (Monas) als die göttliche Ursubstanz, die der Grund von Allem, aus welcher Zahlen und Dinge entsprungen seien, so daß die ganze Weltentwicklung sich entfaltet habe aus jenem Ureins, welches potentiell die gesammte Natur der Zahlen, und der als Zahlen betrachteten Dinge in sich enthalten habe. Nach der Pythagoraischen Kosmologie ist die ganze Welt eine einzige, geschlossene Kugel, in deren Mitte sich das Centralfeuer befindet. Um dasselbe legen sich drei Regionen herum mit den zehn göttlichen Weltkörpern, der Himmel von der gleichfalls kugelför-

migen Erde bis zum Monde; der Kosmos vom Monde bis zum Fixsternhimmel, und von da der äußerste Kreis oder Göttersitz (Olymp).

Die Eleatische Schule, wozu Xenophanes, Parmenides, Zeno und Melissus gehörten, verlor sich in Abstraktionen. Nach ihr gibt es nur ein reines, einfaches Sein, das nicht von sich selber verschieden ist, das aller sinnlichen und zufälligen Prädikate entkleidet ist, und das ohne zeitliche Gegenwart existirt, und von dem man weder sagen kann, daß es war, noch daß es sein wird. Hingegen leugnen die Eleaten die wirkliche Existenz alles dessen, was wir sehen, und sagen, daß die ganze Sinnenwelt ihr Dasein nur der Täuschung und dem leeren, auf diese gebauten Meinen der Sterblichen verdanke.

Nach Empedokles existirt von Ewigkeit eine stets in Ruhe in sich beharrende Welt, in welcher Alles im vollkommenen Zustande sich befindet. Diese Welt nannte er Sphäros, und wird von ihm als beseeltes, denkendes, göttliches Wesen aufgefaßt. Neben dem in ihm waltenden Princip der Liebe trug aber der Sphäros potentiell auch die Grundkraft des Hasses in sich, durch deren Thätigkeit Alles bedingt ist, was unter den Begriff des Werdens und der Veränderung fällt. Als nämlich der Haß im Schooße des Sphäros heranwuchs, begann er sein Geschäft der Trennung an den bisher in Mischung verbundenen Elementen; ihm trat aber die Liebe, zur Einigung treibend, entgegen, und sofort bildete sich außerhalb des in ungetrübter Harmonie verharrenden Sphäros an seiner Oberfläche diese sichtbare Welt. Die ganze Sinnenwelt erscheint demnach als ein Abfall und eine Unvollkommenheit; sie hat aber durch die in ihr thätige Kraft der Liebe die Sehnsucht zur Rückkehr in den Sphäros.

Die Atomisten, namentlich Leukipp und Demokrit, nahmen eine unendliche Menge untheilbarer Einheiten oder Atome an, die ihrer Kleinheit wegen unsichtbar und einander specifisch gleich, obwohl an Gestaltung und räumlicher Begränzung unendlich verschieden waren. Sie bewegten sich fortwährend im Raume, und ihr zufälliges Aufeinanderstoßen war die Entstehung der Dinge und der Welt.

Anaxagoras, der um das Jahr 500 vor Christus geboren worden, lehrte, daß es im ersten chaotischen Zustande unendlich

kleine und daher unsichtbare Elementarsubstanzen der mannigfaltigsten Beschaffenheit gegeben. Frei von allem Stofflichen existirte aber die Intelligenz, welche die chaotische, bewegungslose Materie anfänglich in Wirbelbewegung setzte, und damit eine theilweise Ausscheidung der Stoffe bewirkte, womit die Bildung und Ordnung der Welt begonnen hat. Der Fortschritt, welchen Anaxagoras machte, war so wichtig, daß Aristoteles von ihm sagte, er sei wie ein Besonnener im Vergleich zu Denen, die vorher ohne Bedacht geredet hätten, erschienen.

Um von den Uebrigen zu schweigen, kommen wir auf Sokrates, von welchem Cicero schreibt, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht und in die Häuser eingeführt habe. In der That sah er in vielen Dingen klarer als seine Vorgänger. Nach seiner Lehre solle man auf eine Erkenntniß der Gottheit an sich verzichten, sie aber in ihren Werken als eine die Welt nach freiem Willen regierende Vorsehung erkennen. Er unterscheidet auch, wenn er gleichwohl bei andern Gelegenheiten wieder davon abläßt, deutlich den die ganze Welt ordnenden und zusammenhaltenden Gott von den übrigen Göttern, wornach Gott als Schöpfer der Welt hervortritt.

Einer der bedeutendsten Schüler des Sokrates ist Plato. Die Weltbildung kam nach ihm dadurch zu Stande, daß durch Gottes vermittelnde Thätigkeit die an sich ruhenden Ideen ihre Bilder in dem Urstoffe, der form- und eigenschaftslosen Materie, abdrückten. Dieser Urstoff, diese Mutter des Werdens, ist ewig, und den Sinnen nicht wahrnehmbar; er bekömmt seine Bestimmtheit, Bewegung und räumliche Begrenztheit von den Ideen. Das Erste, was Gott bildete, war die Weltseele. Der eine Faktor, welchen er zu dieser Bildung nahm, war jene ewige, das Chaos bewegende Kraft; der andere der göttliche Verstand (Nus), eine Emanation des eigenen Wesens der Gottheit. Darnach nimmt Plato eigentlich drei ewige Principien an: Gott als die reine Intelligenz, den Urstoff und die Seele; denn schon vor der Weltbildung existirte eine geistige, theilbare und dennoch unkörperliche Wesenheit, welche Gott bei der Bildung der Einzelnseelen zu Grunde legte. Als nämlich Gott die Materie theilte, und Einzelnkörper organisirte, theilte er auch die seelische Substanz und bildete eine Vielheit von Seelen,

indem er ihnen mehr oder weniger von seinem eigenen Wesen, der göttlichen Intelligenz, einflößte. In absoluter Fülle findet sich nämlich die Intelligenz nur in Gott; im vorzüglichen Maße ist sie der Weltseele und den Seelen der Gestirne beigemischt, schwächer aber den Menschenseelen. Kurz, auch Plato brachte es zu keinem Schöpfer, sondern nur zu einem Bildner der Welt; auch er zerstört das Wesen Gottes, da er neben ihm Etwas von Ewigkeit bestehen läßt.

Aristoteles, der berühmteste Schüler des Plato, dessen gewaltiger Geist den ganzen Umfang des damaligen menschlichen Wissens umfaßte, stellte sich das Verhältniß Gottes zur Welt nicht wie Plato als das eines Baumeisters vor, sondern als das eines letzten Zieles, einer Finalursache. Die Welt ist nach seiner Ansicht von Ewigkeit. Gott hat sie also nicht geschaffen, ja er kennt sie gar nicht; denn sonst müßte er auch das Böse in ihr kennen: dieß wäre aber eine den Erkennenden erniedrigende Erkenntniß. Damit war die göttliche Providenz, welche Plato aufstellte, wieder aufgegeben. Denn der Aristotelische Gott ist zwar nur Einer, und als solcher das höchste Gut; er sollicitirt durch sein bloßes Dasein die Natur, d. h. er ist der universale Gegenstand des Verlangens eines jeglichen Wesens, und setzt es dadurch in die ihm angemessene Bewegung und Entwickelung zur Ausgestaltung seines Innern; somit ist er das Endziel der Welt, und wirkt in dieser Weise auf dieselbe ein, aber wie bereits gesagt, ohne sie auch nur zu kennen. Seine Einwirkung ist wie die des Magnets auf das Eisen. Nur der oberste Himmel, die Stätte des vollkommenen Seins, wird direkt von Gott bewegt; unsere Erde aber wird vom Wechsel des Entstehens und Vergehens beherrscht, und für sie ist Gott nur mittelbar und indirekt Ursache der Bewegung.

Die stoische Schule, deren Stifter Zeno von Cittium ist, verfiel wieder in vollständigen Materialismus. Sie kennt nur die Materie und eine ihr von Ewigkeit als Kraft inwohnende, sie gestaltende Thätigkeit. Das positive Element ist also die Materie, und die sie durchdringende Kraft ist gleichsam die Gottheit. Dieser stoische Gott ist ein subtiles Fluidum. In dieser ätherischen, feurigen Kraft (in diesem Fluidum) sind alle Existenzweisen des von ihr belebten Weltkörpers zum Voraus enthalten, und entwickeln sich ord-

nungsgemäß aus ihr, sie lebt und bewegt sich in Allem, ist die gemeinschaftliche Quelle alles Strebens und Begehrens. Darnach ist Alles entweder die Gottheit selbst, oder eine von ihr angenommene Gestalt. Der Stoicismus ist daher der krasseste Pantheismus.

Der Epikuräismus huldigte bezüglich der Entstehung der Welt dem Atomismus des Demokrit. Die Atome sind nach den Epikuräern von Ewigkeit in Bewegung, und durch ihre zufällige Häufung und Verbindung sind die Körper entstanden. Darnach ist die Entstehung der Welt schlechthin ein Werk des Zufalles. Cf. Das Heidenthum und Judenthum von Döllinger.

Um von den spätern Philosophen zu schweigen, geht aus dem bisher Angeführten deutlich hervor, daß keiner der heidnischen Philosophen, so viel sich dieselben auch abmühten, zur richtigen Ansicht von der Entstehung der Welt es brachte, sondern der Nachfolger den Irrthum seines Vorgängers verwarf, um einen neuen Irrthum auszuhegen. Auch die spätern Neuplatoniker vermochten das Dogma der Schöpfung nicht zu finden; denn die sogenannte Schöpfung des Plotin und Proklus ist nichts Anders als eine Emanation. Ihr höchstes Princip ergießt sich in unendlich viele, verschiedene Produkte, und so entstand die Welt. Dieser Irrthum ist nicht neu, sondern gehört dem Wesen nach der indischen Anschauungsweise an.

17) Einige Erwägungen über die verschiedenen Ansichten der Entstehungsweise der Welt.

Außer dem Atheismus, der hier nicht in Betracht kömmt, gibt es eigentlich nur drei Lösungen des Problems vom Weltursprung: entweder ist die Welt das Resultat aus zwei gleich ewigen und nothwendigen Grundkräften, oder sie ist die Entwicklung der göttlichen Substanz, oder endlich sie ist das Produkt eines allmächtigen Akts, wodurch das, was früher nicht war, in das Dasein gerufen worden ist. Die erste Lösung nennt man Dualismus, die zweite Emanation oder Pantheismus, und die dritte ist das christliche Dogma.

Der Dualismus nimmt zwei Grundwesen an. Zwei Principe beschränken sich aber wechselweise, und es ist weder das Eine, noch das Andere unendlich. Der Dualismus hat daher kein unendliches Wesen, und darum auch keine höchste, unabhängige Ursache. Wie

laſſen ſich aber ohne abſolute Urſache die relativen und endlichen Urſachen begreifen? Indem alſo der Dualismus den Begriff des Unendlichen zerſtört, vernichtet er auch den des Endlichen; er hebt den Begriff der Urſache und den der Wirkung auf. Es gibt darnach eigentlich keine Welt mehr, weil es keinen Gott gibt, ſondern nur ein Chaos, ein Nichts.

Nach dem Pantheismus gehört die Welt zur Subſtanz Gottes, und es gibt in der Welt nur eine einzige Subſtanz, die göttliche. Dagegen aber iſt zu bemerken: Die Modi einer Subſtanz nehmen an den derſelben Subſtanz inhärirenden Eigenſchaften Theil, weil ſie nur die auf eine gewiſſe Weiſe modificirte Subſtanz ſelbſt ſind. Indem nun die göttliche Subſtanz nothwendig und unendlich iſt, ſo muß Alles, was zu dieſer Subſtanz gehört, es müſſen alle Modi dieſer Subſtanz nothwendig und unendlich wie ſie ſelbſt ſein. Es iſt darum widerſprechend und unmöglich, daß die göttliche Subſtanz zugleich endlich und unendlich ſei, unendlich als Gott, und endlich als Welt. Wenn die Welt zum göttlichen Weſen gehört und eine Entwickelung der göttlichen Subſtanz iſt, ſo iſt ſie nothwendiger Weiſe unendlich. Aber dann iſt ſie auch aus ſich ſelbſt, und ſelbſt Gott. Darnach gibt es zwei unendliche Weſen, zwei Götter, was ein Unſinn iſt. — Indeß man ſagt: Das Unendliche iſt weder der von der Welt getrennte Gott, noch die von Gott getrennte Welt, ſondern die Wechſeleinheit der Welt und Gottes. Allein auch ſo kömmt man zu keinem vernünftigen Reſultat; denn in dieſer Hypotheſe iſt Gott entweder unendlich oder nicht. Wenn er ſeine Unendlichkeit bewahrt, ſo gibt es keine Welt mehr; wenn er ſie nicht behält, ſo gibt es keinen Gott mehr. Nehmen wir in dieſer Hypotheſe Gott als unendlich an, ſo fragen wir billig, welche Wirklichkeit kann außer ihm, der einzigen, unendlichen Subſtanz noch beſtehen? Er iſt ja alles Sein, und außer ihm gibt es nichts. Kann die Welt etwas Anders, als ein inneres Phänomen der göttlichen Subſtanz ſein, ein Traum Gottes, ein Schauſpiel, das er ſich ſelbſt gibt? Die Welt hat nur noch eine ſcheinbare Wirklichkeit; ſie verſchwindet als ein Phantom. Sträubt ſich euer Gefühl dagegen, die Welt und euer eigenes Sein wie einen Traum verſchwinden zu ſehen, wollt ihr die Wirklichkeit der Welt erhalten, ſo ſeid ihr gezwungen, zu ſagen, daß der Unendliche ſeine Entwicklung

nicht in sich selbst hat, sondern daß er nur durch die Welt und in der Welt sich entwickelt. Aber alsdann ist er nur die unbestimmte Kraft, der unentwickelte, verborgene Keim. Ohne Intelligenz und Willen ist Gott nur die blinde, verborgene Kraft, welche sich in der Welt ausbreitet, in den Flüssen fließt, im Mineral fest wird, in der Pflanze vegetirt, im Thiere fühlt und im Menschen denkt. So habt ihr eine Welt ohne Gott, und der Atheismus ist fertig.

Es ist daher nur das christliche Dogma, die Schöpfung aus Nichts, allein stichhaltig. Aber da wendet der Unglaube ein: Aus Nichts wird Nichts. Der Einwand hätte nur eine Bedeutung, wenn wir das Nichts als einen der Faktoren für die Existenz der Welt setzten. Aber wir setzen nicht das Nichts als das Princip der Wesen, sondern für uns ist Gott allein es, den wir als Princip des Seins und des Lebens annehmen. Diese unendliche Macht ruft das in's Dasein, was früher nicht existirte, ohne irgend eines präexistirenden Stoffes zu bedürfen. Das Wie läßt sich freilich nicht begreifen, weil es ein Geheimniß ist; die Vernunft kann indeß wohl Geheimnisse annehmen; aber keinen Widerspruch und Unsinn, wie er in den übrigen Systemen hervortritt. Die Welt ist also durch Gott. Nun kann Gott die Welt nicht schaffen, ohne sie zu denken und zu kennen. So trägt der Künstler, ehe er sein Werk hervorbringt, es schon fertig in seinen Gedanken. So ist auch ein Haus, ehe es auf dem Boden sich erhebt, schon zuvor im Geiste des Baumeisters. So schaut auch Gott nicht bloß das göttliche Sein in sich, sondern auch alle endliche Wesen und alle möglichen Welten schaut er. Man muß aber unterscheiden, nämlich Gott erkennt sich selbst in sich, und das ist seine höchste Seligkeit, das ist er selbst. Gleichsam durch einen sekundären Anblick aber, der aber im ersten seinen Grund und sein Princip hat, erkennt Gott die Vielheit der Wesen, die er schaffen kann. Gott sieht sie mit all ihren Beziehungen, folglich mit ihren Schranken. Aber diese Vielheit, diese Beziehungen sieht er nicht in sich, er sieht sie außer sich, in der Kreatur, in den möglichen oder verwirklichten Geschöpfen. Es ist nicht mehr sein eigenes Wesen, sondern vielmehr das Wesen der Kreaturen, was er sieht. Darum bringt diese Anschauung im göttlichen Wesen keine Vielheit, keine Relation mit sich, sondern es

bleibt immer das Unendliche vom Endlichen verſchieden. Weil Gott das Endliche mit ſeinem nothwendigen Charakter, welcher die Schranke und die Grenze iſt, alſo als endlich ſieht, ſo folgt, daß dieſe Anſchauung die göttliche Intelligenz nicht vervollkommnet. Gott vermag aber, wenn er will, die Welten und Geſchöpfe, welche er ſieht, zu verwirklichen. Durch einen Akt ſeines allmächtigen Willens ſetzt er nach Außen Dinge. Wenn dieſes geſchieht, ſo wird das, was früher nicht war, in's Daſein geſetzt, und das iſt die Schöpfung. Daraus folgt, daß die Welt nie unendlich, nie Gott gleich ſein kann; denn ſie iſt nicht das Sein durch ſich, nicht das nothwendige, ewige Sein. Die Schöpfung kann ſich Gott immer mehr nähern, aber ihn nie erreichen. — Nur das chriſtliche Dogma von der Schöpfung iſt Gottes würdig und der menſchlichen Vernunft angemeſſen. Wir haben nach dieſer Lehre einen wirklichen, lebendigen, unendlichen Gott; wir haben aber auch eine wirkliche, von Gott geſchaffene Welt, die in ihrer Wirklichkeit ſo lange fortbeſteht, als Gott, der ihr das Daſein gegeben hat, es will. Cf. Chriſtliche Theodicee von Maret.

Schrift (heilige). Sieh den Artikel „Bibel" B. 2. S. 498 bis 635 und B. 3. S. 1 u. flgde.

Schutzengel. Sieh den Artikel „Engel" B. 5. S. 556 u. flgde.

Schweigen. Sieh den Artikel „Geſpräch" B. 9. S. 132 u. flgde.

Schwelgerei. Sieh den Artikel „Maaß" B. 13. S. 53 u. flgde.

Schwur. Sieh den Artikel „Eid" Bd. 5. S. 220 u. flgde.

Seele. Sieh den Artikel „Menſch" B. 13. S. 116 u. flgde.

Segen. Sieh unten den Artikel „Weihe".

Selbſtkenntniß. Sieh den Artikel „Gewiſſen" Bd. 9. S. 249 u. flgde.

Artikel CXXXV.

Selbstliebe.

1) Begriff.

Die christliche Selbstliebe ist das freie, thätige Wohlwollen des Menschen gegen sich selbst, verbunden mit dem Streben, seine Würde und Bestimmung nach Kräften zu erhalten und zu befördern. Die wahre Selbstliebe wurzelt in dem Bewußtsein, daß der Mensch sich nur in Gott wahrhaft lieben, und nur im Dienste des göttlichen Reiches die Fülle seiner persönlichen Kräfte und Fähigkeiten entwickeln könne. Darum sagt richtig der heilige Augustin: Nur der versteht es, sich zu lieben, welcher Gott liebt.

Durchdrungen von dem Bewußtsein, welches im christlichen Selbstgefühle lebt, hinblickend auf den Reichthum von Gütern und Gaben, womit die ewige Liebe ihn geschmückt hat, neigt der Mensch sich in Liebe zu sich selbst. Dabei läßt die christliche Demuth ihn keinen Augenblick vergessen, daß Alles, was er an höhern Gaben und Fähigkeiten in sich findet, nicht sein Werk, sondern Gnadengeschenk, und dazu bestimmt ist, zum Gemeinbesitz und Gemeingenuß erweitert, und dem höhern, durch den göttlichen Willen vorgesteckten Ziele zugeführt zu werden. Auf diese Weise ist die wahre Selbstliebe sittlich geordnet, der Gottesliebe untergeordnet, und der Nächstenliebe beigeordnet. Aus ihrem heiligen Bereiche ist daher aller engherzige Selbstdienst verbannt. Die wahre Selbstliebe ist eben deßwegen von der Selbstsucht, der Eigenliebe und dem Egoismus dem Principe nach verschieden. Und gerade dieser wesentliche Unterschied macht jene zur Tugend, diese aber zum Laster. Cf. System der christlichen Sittenlehre von Fuchs.

In diesen vorstehenden Erörterungen ist die ethische oder

chriſtliche Selbſtliebe bezeichnet. Es gibt aber auch eine natürliche oder ſinnliche Selbſtliebe, wie ſie auch dem Thiere eigen iſt. Dieſe letztere beſchränkt ſich nur auf das ſinnlich Angenehme oder den Erwerb, Beſitz und Genuß des Irdiſchen in einem dem zeitlichen Wohle angemeſſenen Grade. Die letztere iſt nicht die vom Chriſtenthume gebotene Selbſtliebe; im Gegentheil ihr muß oft entgegen gearbeitet, ja ſie muß oft, inſoferne ſie z. B. Eigenliebe, Egoismus, Selbſtſucht u. ſ. w. wird, zerſtört werden, daß der Chriſt ſich wahrhaft nach den Forderungen des Evangeliums ſelbſt lieben könne. Allerdings ſtimmen die natürliche und chriſtliche Selbſtliebe in ihren Forderungen öfters zuſammen, z. B. beide ſagen: Erhalte deine Geſundheit. Indeß wenn überhaupts die natürliche und ſinnliche Selbſtliebe ſittlich gut ſein ſoll, ſo muß ſie von Grundſätzen der Vernunft und Offenbarung geleitet und vom Geſetze Gottes als Bewegurſache beſeelt werden. So muß auch z. B. die von der ſinnlichen Selbſtliebe gebotene Erhaltung der Geſundheit, oder des Lebens ꝛc. nach den Grundſätzen der Vernunft und des Evangeliums geleitet werden, ſo daß, wenn die vom Evanlium erleuchtete Vernunft etwas anders gebietet, dieſes zu geſchehen hat, wird auch dadurch der ſinnlichen Selbſtliebe entgegengehandelt, mit andern Worten: Die natürliche oder ſinnliche Selbſtliebe muß der chriſtlichen untergeordnet ſein.

2) Schriftſtellen.

Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Matth. 22, 39. Gal. 5, 14.

Wer ſeine Seele liebt, wird ſie verlieren; wer aber ſeine Seele in dieſer Welt haßt, wird ſie für die Ewigkeit bewahren. Joh. 12, 15.

In den letzten Zeiten wird es Menſchen geben voll Liebe zu ſich ſelbſt. 2. Timoth. 3, 1.

Wer Ungerechtigkeit liebt, der haſſet ſeine Seele. Pſl. 10, 6.

3) Väterſtellen.

Es iſt unmöglich, daß der ſich ſelbſt nicht lieben ſollte, welcher Gott liebt. Ja vielmehr, verſteht der es, ſich zu lieben, welcher Gott liebt. Der heilige Auguſtin lib. de mor. eccles.

Wer ſeine Seele liebt, der wird ſie verlieren, und wer ſeine Seele in dieſer Welt haßt, der wird ſie zum ewigen Leben bewahren. Joh. 12, 25. Ein großer und wunderbarer Gedanke, wie die Liebe des Menſchen gegen ſeine Seele Urſache ſei, daß er zu Grunde gehe, und der Haß, daß er nicht zu Grunde gehe. Wenn man böſe geliebt, dann hat man gehaßt, und wenn man gut gehaßt, dann hat man geliebt. Glücklich, welche gehaßt haben und ſich retten, daß ſie durch das Lieben nicht zu Grunde gehen. St. Auguſt. Tract. 51. in Joan.

Wie wird der einen Andern lieben, der ſich ſelbſt nicht liebt? Oder wem wird der nicht Feind ſein, der ſich ſelbſt kein Freund ſein mochte? Der heilige Klemens von Rom.

Durch welches Unwegſame und Abſchüſſige wirſt du geriſſen, o Liebe der Menſchen. Du verſtehſt das, was dir begegnet, zu lieben, und dich ſelbſt weißt du nicht zu lieben? Außen iſt, was du liebſt; außer dir iſt, was du verlangſt. Kehre doch lieber in dich zurück, daß du dir lieber ſeieſt, als das Deinige. St. Eucharius.

Kann etwas gefunden werden, das Jemanden näher und lieber iſt, als er ſich ſelbſt? Wir empfehlen einem Jeden von euch ſeine Seele, ſein Heil, ſeine Hoffnung. Nichts kann angeführt werden, was euch härter und unmenſchlicher, was euch ſo grauſam und gottlos wäre, als wenn wir von euch nicht erlangen können, daß ihr euch ſelbſt liebet. Salvian.

O wie ſehr muß man ſich vor der blinden Liebe ſeiner ſelbſt hüten, welcher Alles verhaßt iſt. St. Joh. Damascen.

Es liebt ſich ein Jeder um ſo mehr, je weniger er aus Liebe zu Gott (im Sinne der Welt) ſich ſelbſt liebt. St. Leo.

Wir ſind ſchuldig, uns im Willen und nach dem Willen Gottes zu lieben. St. Franz von Sales.

Die ungeordnete Liebe zu ſich ſelbſt iſt der Anfang alles Uebels. St. Baſilius.

Du frageſt: Wann habe ich mich nicht geliebt? Ich antworte dir: Da liebteſt du dich nicht, wo du Gott nicht liebteſt, der dich geſchaffen hat. Der heilige Bernard.

4) Geſchichtliches.

Der Abt Gelaſius hatte durch die Freigebigkeit der Gläubigen Ländereien, Viehheerden und andere Beſitzthümer. Als man beſorgte, ſo viele irdiſche Beſitzthümer könnten ſein Herz einnehmen und verderben, und namentlich ein frommer Anachoret ihn darüber zur Rede ſtellte, gab Gelaſius ihm zur Antwort: An Allem, was du hier ſiehſt, hängt mein Herz eben ſo wenig, als das deinige an der Nadel, womit du in deiner Einſiedelei deine Matten verfertigeſt. — Das iſt wahre Selbſtliebe, wenn unſer Herz nicht an dem Unſerigen, ſondern nur an Gott, dem einzigen, wahren Gute hängt. Schön iſt daher das tägliche Gebet des ſeligen Bruders Klaus von der Flüe:

O Herr, Gott, nimm mich mir,
Gib mich ganz zu eigen dir;
O Herr, Gott, gib Alles mir,
Was mich führt hin zu dir!
O mein Herr und Gott, nimm Alles weg von mir,
Was mich trennet je von dir!

Cf. Mehlers Beiſpiel-Sammlung B. 3.

5) Sprüche.

1) Quanto quisque sibi plura negaverit,
A Diis plura feret. Horat. d. h.:

Je mehr ſich Einer ſelbſt verſagt, deſto mehr erhält er von Gott; — oder:

Je weniger ſich Einer ſelbſt liebt, deſto mehr liebt ihn Gott.

2) Caritas incipit a se ipso. d. h.:
Die Liebe fängt bei ſich ſelbſt an.

3) Qui sibi nequam, cui bonus? d. h.:
Wen ſoll der lieben, der ſich ſelbſt nicht gut iſt?

4) Schöpfer, daß ich ſelbſt mich liebe,
Kann dir nicht mißfällig ſein;
Du, du pflanzteſt ja die Triebe,
Tief hiezu den Menſchen ein.

Lenke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verfehle,
Und selbst das Verderben wähle.

6) Von der Beschaffenheit der Selbstliebe.

Die christliche Selbstliebe muß gewisse Eigenschaften haben. Sie muß nämlich sein:

a) Wahr. Dieses ist sie, wenn die ihr zu Grunde liegende Vorstellung von der eigenen Würde und Vollkommenheit richtig ist; wenn sie also aus richtiger Selbstachtung hervorgeht. Indeß verlangt die wahre Selbstliebe doch nicht eine gänzliche Ausschließung alles Sinnlichen. Denn richtig bemerkt der heilige Bernard: Weil wir fleischlich sind, und aus der Begierlichkeit des Fleisches geboren werden, so ist es nothwendig, daß unsere Liebe vom Fleisch anfange. Wird aber dieses in der rechten Ordnung geleitet, wandelt es an der Hand der Gnade ihre gewissen Stufen, so wird es zuletzt im Geiste vollenden. Denn nicht zuerst ist das Geistige, sondern das Thierische, und zuvor tragen wir das Bild des Irdischen, und dann jenes des Himmlischen an uns.

b) Wohlgeordnet. Dieses ist sie, wenn die an sich edlere Vollkommenheit in unserer Vorstellung und Achtung den Vorzug hat. Darnach muß das Sittliche obenan stehen, und alles Andere diesem untergeordnet sein, und nur als Beförderungsmittel desselben angesehen und behandelt werden; ferner muß die geistige Vollkommenheit der leiblichen vorgehen. Aus der Verkehrung dieser Ordnung entstehen die Arten der unordentlichen Selbstliebe, denen durch Selbstverleugnung begegnet werden muß.

c) Gerecht und billig, d. h. sie darf die Pflichten gegen Andere nicht verletzen, sondern muß die Nächstenliebe in sich schließen, da sie ja der Maaßstab für dieselbe ist.

d) Christlich, d. h. sie darf die Liebe zu Gott nicht verletzen, da sie dieselbe vielmehr zur Grundlage haben muß. Daher sagt der heilige Augustin: Gott gab uns kein ausdrückliches Gebot, uns selbst zu lieben, damit wir verstehen lernten, es gebe keine andere rechtmäßige und wahre Selbstliebe, als diejenige Liebe, welche man gegen Gott trägt; wer sich anders liebt, haßt sich vielmehr.

De vera relig. Und wiederum: Es iſt nicht möglich, daß der, welcher Gott liebt, nicht auch ſich ſelbſt liebe. Ja, der allein kann ſich lieben, der Gott liebt; denn gewiß liebt ſich Jener, der ſich beſtrebt, daß er das höchſte und wahre Gut genieße. Und da dieſes kein anderes iſt, als Gott ſelbſt: wer, wenn er Gott liebt, kann noch anſtehen, ſich ſelbſt zu lieben? Derſelbe lib. I. de moral. eccl. cath.

e) Wirkſam und ſtandhaft, d. h. ſie muß auf unſere Handlungen kraftvollen Einfluß haben und darf den Reizen der Eigenliebe nicht nachgeben.

7) Gegenſätze der Selbſtliebe.

Die zwei Hauptgegenſätze der chriſtlichen Selbſtliebe ſind:

I. Die Eigenliebe, die durch ſtarres Halten an dem nackten Selbſt keine Gottes- und Nächſtenliebe aufkommen läßt, oder ſie doch durch ſelbſtſüchtige Beweggründe trübt und verkümmert. Ausführlich iſt von der Eigenliebe gehandelt B. 5. S. 328 u. flgde.

II. Der Selbſthaß. Nur zu oft erfüllt ſich hier die Wahrheit des Sprichwortes: Die Gegenſätze berühren ſich. Denn nur zu oft geſchieht es, daß die ſchrankenlos waltende Selbſtſucht, vorzüglich wenn ſie in Verbindung mit ausſchweifender Wolluſt auftritt, in ihr Gegentheil, in feindlichen Ingrimm gegen ſich ſelbſt überſchlägt. Der entnervte Lüſtling findet zuletzt Ekel an ſich ſelbſt, und entbrennt in wilden Haß gegen ſich ſelbſt. Dieſes iſt natürlich; denn iſt der Rauſch der Leidenſchaft vorüber, ſo muß der Böſewicht ſich ſelbſt als Urheber und Werkzeug der geſchehenen Gräuelthaten und Schändlichkeiten verabſcheuen und zuletzt in finſterer Verzweiflung ſich haſſen. Dieſer ſchauerliche Selbſthaß iſt das Ende der Laufbahn eines laſterhaften Lebens. Wie aber die wahre Selbſtliebe durch Gottesliebe bedingt iſt, ſo der Selbſthaß durch Gotteshaß, durch gänzliche Losſagung von aller Liebe des Guten, und iſt daher in ſeiner äußerſten Spitze ein wahrhaft dämoniſcher Zuſtand.

8) Die Selbſtliebe iſt Pflicht.

Zur Selbſtliebe verpflichtet uns ſowohl die Vernunft, als die Offenbarung.

Die Vernunft gebietet, daß wir jedes Wesen auf eine seiner Natur und unsern Verhältnissen zu ihm zusagende Art behandeln; die Folge davon ist, daß wir auch unsere eigene Natur und Würde anerkennen, und uns selbst dieser gemäß behandeln, also uns lieben. Ohnehin besteht die wahre Selbstliebe nur darin, daß wir das höchste Gut an uns selbst nach dem ganzen Maße unserer Kräfte zu befördern suchen, daß wir uns als moralische Wesen anerkennen und achten, und unserer hohen Bestimmung beharrlich zuarbeiten. Dieses muß aber die Vernunft gebieten, wenn sie sich nicht selbst widersprechen will. Wer sich nicht selbst liebt, der thut sich selbst Unrecht, haßt seine Seele, ist sein Feind; Solches läßt sich aber nimmermehr mit der christlichen Sittenlehre in Einklang bringen. Wir müssen aber noch mehr sagen: Durch die wahre, christliche Selbstliebe gibt der Mensch seine falsche, gottwidrige Selbstheit auf, entsagt seinen selbstischen Neigungen und Bestrebungen; vervollkommnet sich also in wahrer Weise. Eben deßwegen muß er aber auch die Pflicht haben, sich selbst zu lieben.

Auch die Offenbarung gebietet die Selbstliebe; denn wenn Jesus Christus die Nächstenliebe befiehlt, so setzt er die Selbstliebe voraus, ja macht diese zum Maaßstab jener, indem er sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Matth. 22, 39. Ueberhaupts ist die wahre Liebe nur Eine, und wird blos in ihrer Richtung oder Beziehung dreifach. Wer aber das Eine Gebot der Liebe in was immer für einer Richtung hin übertritt, versündiget sich gegen das ganze Gesetz der Liebe. Wer daher sich selbst nicht liebt, der liebt auch Gott nicht, und eben so wenig den Nächsten. — Wenn ferner Jesus befiehlt: Liebet euere Feinde, Matth. 5, 44., — so ist der Christ gewiß um so mehr verpflichtet, seine Freunde zu lieben. Wer ist sich aber näher und mehr Freund, als der Mensch sich selbst? Wen ist man daher mehr zu lieben schuldig, als sich selbst? Daher sagt der heilige Augustin: Gott gab uns kein ausdrückliches Gebot, uns selbst zu lieben, damit wir verstehen lernten, es gebe keine andere rechtmäßige und wahre Selbstliebe, als diejenige Liebe, welche man gegen Gott trägt; denn eben dadurch, daß der Christ Gott liebt, liebt er auch sich selbst. Denn wer immer sich selbst, und nicht Gott liebt, der liebt sich selbst nicht; und wer immer Gott, nicht aber sich selbst liebt, der liebt auch sich selbst.

9) Hoher Werth der Selbſtliebe.

Schon aus dem Begriffe, welchen wir oben von der Selbſtliebe aufſtellten, folgt, wie wichtig ſie ſei, und welchen Werth ſie habe. Durch die chriſtliche Selbſtliebe wird der Menſch ſeiner von Gott verliehenen Würde, ſeiner großen und herrlichen Beſtimmung erſt ſich bewußt. Dadurch wird er mächtig angeſpornt, die herrlichen Güter, die ihm zu erringen ſtehen, ſich anzueignen und in ihrem Beſitze ſich dauernd zu befeſtigen.

Ohne den in der Selbſtliebe wirkenden Trieb der Selbſterhaltung und Selbſtbefriedigung würde der Haupthebel fehlen, der den Menſchen in Bewegung ſetzt, ſich fortſchreitend zu entwickeln und zu vervollkommnen, ſich das zuzuwenden, was ihn veredelt und beſeliget, und mit Allem, was zur wechſelſeitigen Ergänzung und Bethätigung nöthig erſcheint, in nähere Gemeinſchaft zu treten.

Auf dieſe Weiſe dient die Selbſtliebe nicht bloß dazu, den Menſchen zum Streben der Erreichung ſeiner Beſtimmung anzuregen, ſondern auch dazu, den Kreis ſeiner Liebe zu erweitern und der Gottes- und Nächſtenliebe neue Nahrung zu geben. Denn wer ſich ſelbſt nicht liebt, wie ſoll dieſer einen Andern lieben? Wie ſoll er ſich um die fremde Selbſtheit kümmern, wenn ihm die eigene gleichgiltig iſt? Daraus iſt klar, daß mit der Selbſtliebe jedes andere Band perſönlicher Liebe zerreißt, und daß man ohne ſie gar keines zu knüpfen und zu erhalten vermag. Ohne Selbſtliebe iſt auch Alles, was Gott dem Menſchen Gutes erwieſen, Großes und Herrliches geoffenbaret hat, vergebens, ohne Sinn und Bedeutung. Denn wer ſich ſelbſt nicht liebt, und daher unbekümmert iſt um ſein Heil und Glück: was ſollen dem die göttlichen Gnadenſchätze und Heilsgüter bedeuten?

Daraus iſt klar, wie richtig die wahre, chriſtliche Selbſtliebe iſt, und wie ihre Ermanglung die Verletzung aller übrigen Pflichten nach ſich zieht.

10) Welche Pflichten die Selbſtliebe bezüglich der Seelenkräfte auflegt.

Unſere Seele beſitzt gewiſſe Kräfte, die auszubilden Pflicht der Selbſtliebe iſt. Dahin gehört: Der Verſtand, das Gedächtniß, der Wille.

a) Der Verstand ist eine Gabe Gottes, wodurch sich der Mensch von dem unvernünftigen Thiere unterscheidet. Er ist ein Talent, welches uns der himmlische Hausvater gab, um damit zu wuchern. Wer seinen Verstand nicht kultivirt, sündiget gegen Gott; er ist undankbar gegen ihn, indem er das kostbarste Gut vergräbt, durch dessen Pflege er sich und Andern hätte großen Nutzen schaffen können. Unsern Verstand müssen wir aber vor Allem mit der Wissenschaft des Heiles bereichern; denn sie ist das Nothwendigste, und in ihrer Ermanglung hilft uns alles übrige Wissen nichts. Die heilige Schrift nennt Alle, welche diese Wissenschaft hintansetzen, Thoren. Wie lange, ihr Einfältige, liebet ihr die Einfalt; wie lange wollen die Thoren das verlangen, was ihnen schadet, und die Unweisen hassen die Einsicht? Sprichw. 1, 22. Die heilige Schrift sagt ferner, daß unsere Glückseligkeit im Besitze dieser Wissenschaft bestehe, und daß die Aneignung derselben unsere vornehmste Beschäftigung sein soll. Ebendas. 3, 13; 4, 7. Wie viele sündigen gegen diese heilige Pflicht! In unsern Tagen lernt man oft Alles. Man versteht alle Sprachen; man sammelt sich Kenntnisse in allen wissenschaftlichen Zweigen; man studirt die Sitten und Gebräuche aller Völker und weiß die Beschaffenheit aller Länder anzugeben; man weiß alle Pflanzen und Steine zu unterscheiden und kennt ihre Eigenschaften; man kennt die Bahnen, in welchen die Sterne des Himmels kreisen, und versteht es, ihre Umlaufszeiten zu berechnen. Kurz man ist in allen Dingen erfahren, und erweitert täglich den Kreis seines Wissens; aber in der Heilswissenschaft ist man ein Kind; hierin weiß man Nichts, und schämt sich auch nicht seiner Unwissenheit. Damit sei nicht gesagt, als solle man die irdischen Wissenschaften verachten; nein, es ist vielmehr Pflicht, auch hierin das nöthige Maaß des Wissens sich anzueignen, und insbesondere sich die für seine Standesverhältnisse nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Wer da meint, er brauche Nichts zu lernen, weil er einem vornehmen Stande angehört, und dieser werde den Mangel seines Wissens ersetzen, oder wer im Hinblick auf Reichthümer, die von seinen Eltern auf ihn übergehen werden, des Lernens enthoben zu sein glaubt, versündiget sich schwer gegen die Selbstliebe. Darum sagt mit Recht der heilige Geist: Besser ist die Weisheit, als alle Kostbarkeiten, und Alles, was

man wünſchen mag, kann ihr nicht verglichen werden. Sprichw. 8, 11. Und wieder: Erwirb dir Weisheit; denn ſie iſt beſſer als Gold; und verſchaff dir Klugheit; denn ſie iſt nützlicher als Silber. Ebendaſ. 16, 16. Schön bemerkt auch Cicero: Kenntniſſe bilden die Jugend, unterhalten das Alter, zieren den Glücksſtand, geben im Leiden Zuflucht und Troſt, erfreuen zu Haus, hindern uns nicht außerhalb, übernachten, reiſen und arbeiten überall mit uns. Orat. pro Archia. Und als Bias aus ſeinem, von den Feinden verheerten Vaterlande floh, und ihn ſeine Freunde ermahnten, etwas von ſeinen Gütern mitzunehmen, gab er zur Antwort: Ich trage all das Meinige mit mir. — Uebrigens hat auch das Lernen ſein Maaß, und man ſoll dabei, wie ſchon erwähnt, insbeſondere auf ſeine Standesverhältniſſe ſehen. Darum ſagt die heilige Schrift: Denk an das, was dir zu thun obliegt. Die unbekannten Dinge brauchſt du nicht zu wiſſen. Sei nicht vorwitzig in Dingen, die in dein Amt nicht einſchlagen; denn ſchon Viele hat der Uebermuth verführt. Der Verfaſſer der Nachfolge Chriſti aber ſagt: Was nützt uns große Unterſuchung über verborgene und dunkle Sachen, um deren willen, wenn wir ſie auch nicht wiſſen, wir im Gerichte nicht beſchuldiget werden? Groß iſt die Thorheit, nützliche und nothwendige Dinge zu vernachläſſigen, und freiwillig auf vorwitzige und ſchädliche ſich zu verlegen. Auch Seneka ſchreibt: Die Kenntniß iſt unermeßlich; das Leben aber kurz. Welche Thorheit iſt es, in ſo großer Dürftigkeit der Zeit überflüſſige Dinge zu erlernen?

b) Das Gedächtniß iſt die Seelenkraft oder das Vermögen, gehabte Vorſtellungen zu behalten, ſie wieder hervorzubringen und als ſolche zu erkennen. Die Pflege und Kultur des Gedächtniſſes iſt außerordentlich wichtig; denn da es gerade unſere Vorſtellungen ſind, welche uns beſtändig bei dem freien Gebrauche unſerer Kräfte leiten, ſo iſt es für uns äußerſt wichtig, daß wir die einmal erkannten Wahrheiten feſthalten und zu unſerm Gebrauche wieder erneuern können mit dem Bewußtſein, daß es die nämlichen, früher gehabten Vorſtellungen ſind; ohne dieſe Fähigkeit würden alle mühſam aufgeſuchten Wahrheiten für uns gar keinen Gebrauch haben. Mit Recht bemerkt Gellert: Das Gedächtniß vernachläſſigen, heißt dem Verſtande ſeine Nahrung entziehen. Schon Sokrates

behauptete: Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtnisse behalten. Das Gedächtniß wird aber durch die Uebung am besten entwickelt. Daher vernachlässigen diese Seelenkraft Jene zu ihrem größten Seelenheile, die Nichts lernen, über Nichts nachdenken, Nichts ihrer Seele einprägen mögen, sondern die da als Feinde aller geistigen Anstrengung meinen, es werde Alles von selbst in ihren Geist hineinfliegen.

c) Der Wille ist die Fähigkeit des Menschen, sich für oder gegen etwas zu bestimmen; er ist das Vermögen, sich Zwecke zu setzen, und für die Erreichung derselben thätig zu sein. Er ist, so zu sagen, der Oberbefehlshaber und Lenker der geistigen Kräfte; nach seinen Anordnungen bewegt sich und handelt der Geist. Daraus ist ersichtlich, daß Alles auf den Willen ankömmt. Ist dieser widerspenstig, ist er träge, ist er blind, so führt er die Seele in die schauerlichsten Abgründe. Die Selbstliebe legt uns als Pflicht auf, dem Willen nicht bloß mit dem Lichte der wahren Erkenntniß voran zu leuchten, sondern ihn auch geneigt zu machen, daß er für die Wahrheit und das Recht sich entscheide, sollen damit auch noch so viele Schwierigkeiten verbunden sein, und soll sich der sinnliche Mensch auch noch so sehr dagegen sträuben. Wir müssen es dahin bringen, daß des Menschen Wille sich dem Willen Gottes füge und unterordne. Je vollkommner dieses geschieht, desto mehr haben wir die Seelenkraft des Willens ausgebildet, und vollkommen haben wir ihn gemacht, wenn Einer mit Wahrheit sagen kann: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Gal. 2, 20. Dagegen versündigen sich Diejenigen, welche ihren Leidenschaften alle Zügel schießen lassen, und ihren Willen in Nichts zu beherrschen und zu beschränken wissen. Dadurch machen sie ihren Willen zu einem Tyrannen, der sie grausam beherrscht, und zu einem Ungeheuer, in dessen Rachen sie zuletzt ihren Untergang finden. Denn wer seinen Willen nicht zügelt, gleicht einem Reiter, der auf einem wilden Pferde ohne Zaum sitzt, und von demselben zuletzt abgeworfen und zu todt geschleift wird.

11) Von den Pflichten der Selbſtliebe in Bezug auf die Gnadengüter der Seele.

Die Seele hat nicht bloß Güter, die ihr naturgemäß zukommen, wie Verſtand, Willen u. ſ. w., ſondern auch ſolche, die ihr nur aus beſonderer Gnade verliehen ſind, und daher im eigentlichen Sinne des Wortes Gnadengüter heißen. Dahin gehört die Unſchuld und Heiligkeit der Seele, welche den Menſchen zum Kinde Gottes macht. Dieſe Güter, welche er gemäß ſeiner ſündhaften Abſtammung von Adam und Eva entbehrt, erhält der Menſch durch die geiſtige Wiedergeburt im Empfange des heiligen Sakraments der Taufe. Es iſt jetzt ſeine heilige Pflicht, dieſen Schatz zu bewahren. Wir tragen ihn aber, wie der Apoſtel ſagt, in zerbrechlichen Gefäßen; wir wandeln damit auf ſchlüpfrigem Wege, mitten unter Dieben und Räubern, die darnach lüſtern ſind. Es gibt auf dieſem Wege eine Menge Steine des Anſtoßes; nicht bloß äußere Feinde ſtellen uns nach, wir haben in unſerm Innern ſelbſt den gefährlichſten Feind an unſerer Begierlichkeit. Ueberall ſind wir von Gefahren umgeben; auch in der Einſamkeit, ja ſogar im Heiligthume ſind wir nicht frei davon. Da iſt große Vorſicht nöthig, um die Unſchuld unſerer Seele nicht wieder zu verlieren.

Die Selbſtliebe verpflichtet uns nicht bloß, die heiligmachende Gnade zu bewahren, ſondern das uns verliehene Gnadenmaaß auch zu vermehren. In irdiſchen Dingen begnügt ſich der Menſch nicht leicht mit dem, was er bereits erworben hat, ſondern ſein Streben gehet dahin, ſich immer mehr zu bereichern. Daſſelbe ſollen wir bezüglich der Güter der Gnade thun. Gott gibt gewöhnlich anfangs die Gnade im hinreichenden Maaße. Es iſt nun unſere Pflicht, dieſe Gnade nicht bloß anzunehmen, ſondern auch treu damit zu wirken, und ſich dadurch einer neuen, höhern Gnade würdig zu machen. Mit unſerer Würdigkeit pflegt auch Gottes Freigebigkeit zu wachſen. Dadurch geſchieht es, daß wir im Guten immer mehr wachſen, und von Tugend zur Tugend übergehen, bis wir in Chriſtus zum vollkommenen Mannesalter reifen. Wenn wir aber dieſes Ziel erreichen wollen, ſo müſſen wir auch jene Gnadenmittel eifrig gebrauchen, die Gott zu unſerm Heile eingeſetzt hat. Denn wie dein Leib gewiſſe Bedürfniſſe hat, ſo hat ſie auch deine Seele. Du

mußt den Leib ſtärken durch ein gewiſſes Maaß von Ruhe und Schlaf; du mußt ihn erquicken durch Speiſe und Trank. Wer dieſe Bedürfniſſe dem Leibe entzöge, der wäre grauſam gegen ſich ſelbſt. Warum unterlaſſeſt du es aber ſo oft, deine trockene Seele zu erquicken mit dem Waſſer der himmliſchen Lehre? Warum ſpeiſeſt du ſie nicht mit dem Brode des ewigen Lebens? Warum gönneſt du ihr keine Ruhe, indem du dich manchmal in die Einſamkeit zurückzieheſt, und mit Betrachtung der himmliſchen Wahrheiten dich beſchäftigeſt?

Wenn der Leib krank geworden iſt, ſo erheiſcht es die Pflicht, ihm durch Anwendung geeigneter Mittel wieder zur Geſundheit zu verhelfen. Daſſelbe gebietet die Selbſtliebe gegen die Seele. O ſie wird ſo oft krank, ja ſie verfällt ſogar dem Tode. Ihre Krankheiten und ihr Tod ſind ihre Sünden. O wie kann Jemand gegen ſeine nächſte und innigſte Freundin, gegen ſeine Seele, ſo grauſam ſein, daß er ihr in den ſchmerzlichſten Leiden keine Hilfe leiſtet, ſondern ſie elend zu Grunde gehen läßt! O erbarmet euch euerer kranken Seelen! Verhelft ihnen wieder zur Geſundheit durch den würdigen Empfang des heiligen Sakraments der Buße. Reiniget euere Seele von dem häßlichen Ausſatze, indem ihr euch in dieſer Gnadenquelle badet. Dieſes iſt eine heilige Pflicht, die einem Jeden die chriſtliche Selbſtliebe auflegt. Der aber ſage nimmermehr, daß er ſich ſelbſt liebt, welcher gleichgiltig gegen das Heil ſeiner unſterblichen Seele iſt.

12) Von den Pflichten, welche die Selbſtliebe bezüglich des leiblichen Wohles auflegt.

Seele und Leib ſind innigſt mit einander verbunden. Der Leib iſt die Wohnung und das Werkzeug für die Thätigkeit der Seele. Beide, Seele und Leib, wirken zur Erreichung eines gemeinſamen Zieles zuſammen, ſie unterſtützen ſich hierin einander: Der Geiſt durchdringt das Leibliche mit höhern Beziehungen; der Leib vermittelt die geiſtige Bildung durch ſein Verhältniß zur Außenwelt. Der menſchliche Leib ſteht ſowohl dadurch, als insbeſonders im Hinblick darauf, daß er die Beſtimmung hat, einſtens in Verklärung aufzuſtehen und in Vereinigung mit der Seele in den Himmel verſetzt zu werden, weit über dem thieriſchen Leibe

erhaben. Daher ſpricht auch die heilige Schrift auf eine Achtung gebietende Weiſe vom Leibe, ſo der Apoſtel: Wiſſet ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Chriſti ſind? . . Wiſſet ihr nicht, daß euere Glieder ein Tempel des heiligen Geiſtes ſind, der in euch iſt? 1. Corinth. 6, 15. 19. Cf. 2. Corinth. 6, 16. — Daraus geht für den Chriſten die Pflicht hervor:

I. Für die Erhaltung ſeines leiblichen Wohles zu ſorgen.

Die Verbindung der Seele mit dem Leibe ſoll nicht vor der Zeit aufgelöſet, ſondern vielmehr der Leib in einem Zuſtande erhalten werden, der es ihm möglich macht, die von Gott ihm angewieſene Beſtimmung zu erreichen. Die Liebe zum Leben, der Trieb der Selbſterhaltung iſt ja dem Menſchen, wie einem jeden lebenden Weſen von Natur aus eingepflanzt. Und in dieſer Stimme der Natur lehrt uns die heilige Schrift Gottes Stimme zu vernehmen, in der Erhaltung des Lebens und der Geſundheit Gottes Willen zu befolgen. Die Pflege des leiblichen Lebens erklärt auch der Apoſtel als natürliche Pflicht mit den Worten: Niemand haßt ſein eigenes Fleiſch, ſondern nährt und pflegt es. Eph. 6, 29.

Wie ſollten wir zur Erhaltung unſers leiblichen Wohles nicht verpflichtet ſein? Wir ſind ja ſchuldig, unſere Beſtimmung aus allen Kräften zu fördern und unſer letztes Ziel und Ende nach Möglichkeit zu erreichen. Hiezu aber iſt das Leben ein nothwendiges Mittel und die abſolute Bedingniß. Je länger wir leben, deſto mehr haben wir Gelegenheit, Gutes zu wirken; deſto vollkommner können wir unſere Beſtimmung erreichen; denn hier iſt die Zeit der Ausſaat; jenſeits läßt ſich nicht mehr wirken. Predig. 9, 10. Der Chriſt ſoll daher ſein Leben zu erhalten ſuchen, um recht viele Schätze für die Ewigkeit zu ſammeln. Die Erhaltung unſers Lebens ſind wir auch der menſchlichen Geſellſchaft, beſonders unſern Angehörigen und Jenen ſchuldig, die von uns Hilfe und Unterſtützung zu fordern berechtiget ſind. Je länger wir leben, deſto mehr können wir Andern dienen und nützen, deſto mehr Segen verbreiten. Endlich gibt Gott dem Menſch das Leben; er ſetzt ihm ſein Lebensziel; Job. 15, 5; nur er iſt der Herr über Leben und Tod, und nicht der Menſch: Pflicht iſt es daher für den Menſchen, ſein Leben bis auf jenen Zeitpunkt zu erhalten, welchen ihm

Gott gesetzt hat. — Daß es Ausnahmsfälle gibt, und man sein Leben der Gefahr, es zu verlieren, aussetzen darf, ja oft sogar die Pflicht dazu hat, davon ist bereits oben gesprochen worden. Wir erwähnen hier kurz, daß ein solcher Fall eintritt:

a) Wenn es ohne Verletzung einer höhern Pflicht nicht erhalten werden könnte. Wer sich z. B. nicht anders am Leben erhalten kann als durch Verleugnung seines Glaubens, muß eher den Tod wählen, als daß er seinen Glauben verleugnen dürfte.

b) Wenn es das Amt und der Stand fordert. So sind Seelsorger, Aerzte, Soldaten ihres Standes wegen verpflichtet, ihr Leben der Gefahr auszusetzen und zu opfern, wo es der Beruf gebietet.

c) Wenn die Liebes- oder Gerechtigkeitspflicht es erheischt, Andere mit Gefahr seines eigenen Lebens vom augenscheinlichen Tode zu retten.

II. Alles zu gebrauchen, wodurch das leibliche Wohl erhalten wird.

Hier wäre zu reden von

a) den Nahrungsmitteln,

b) der Kleidung,

c) der Wohnung u. s. w.

Da jedoch hievon beim Artikel „Gesundheit" B. 9. S. 150 bis 162 umständlich gehandelt wurde, ist hier nichts mehr zu erinnern nöthig.

III. Alles abzuwenden, wodurch das leibliche Wohl gestört und das Leben verkürzt wird.

Wer sein leibliches Wohl erhalten will, muß sich vor Allem hüten, was

a) eine Krankheit herbeiführen könnte. Bei aller Sorgfalt wird sich indeß dieses Uebel nicht allzeit und für alle Fälle beseitigen lassen. Die Gesundheit wird manchmal gestört werden, es wird sich hie und da eine Krankheit einstellen. Welche Pflichten die christliche Selbstliebe in solchen Fällen auflegt, ist erörtert B. 9. S. 162—181.

Wer sein leibliches Wohl und sein Leben erhalten will, muß sich insbesonders hüten

b) vor dem Selbstmorde;

(hierüber sieh den Artikel „Mord" B. 13. S. 346 u. flgde.)

c) vor der Verſtümmelung des Körpers.

Wie Niemand über den ganzen Körper ein unbedingtes Eigenthumsrecht hat, ſo daß er willkührlich mit ihm verfahren dürfte, ſo verhält es ſich auch mit den einzelnen Theilen oder Gliedern desſelben. Ein jedes Glied am Leibe hat ſeine Beſtimmung und iſt ein Werk des gütigen Schöpfers, der es dem menſchlichen Körper in Weisheit angefügt hat. Durch die Zerſtörung eines weſentlichen Theiles am Leibe, wie z. B. durch Abſchneiden eines Fingers, Zerſtörung eines Auges, leidet der ganze Körper Schaden und iſt zu ſeinen Verrichtungen minder tauglich. Aus dieſem Grunde iſt die Verſtümmelung oder Zerſtörung eines Gliedes am Leibe nie erlaubt, um ſich einer Pflicht zu entziehen oder irgend einen zeitlichen Vortheil zu erlangen. Man darf ſich z. B. nicht die Zähne einſtoßen, um dem Militärdienſte zu entkommen; man darf ſich nicht verſtümmeln, um eine ſchönere Singſtimme zu erhalten u. ſ. w. Nicht einmal zur Beſeitigung der Verſuchungen iſt dieſe Verſtümmelung zuläſſig, weil man die natürlichen Neigungen nicht durch widernatürliche Mittel vernichten, ſondern unter dem Beiſtand der Gnade beherrſchen ſoll. Dagegen iſt das Abnehmen unbrauchbar oder gar ſchädlich gewordener Theile des Leibes nicht nur erlaubt, ſondern ſogar Pflicht, insbeſonders wenn die Umſtände von der Art ſind, daß nur dadurch der übrige Theil des Leibes oder das Leben ſelbſt gerettet werden kann.

d) Vor dem indirekten Selbſtmorde.

Wer ſolche Handlungen unternimmt, wodurch die Kräfte des Körpers merklich geſchwächt werden, und ſomit auch das Leben verkürzt wird, macht ſich, wenn er dabei gleichwohl nicht die Abſicht hat, ſeinen Tod zu beſchleunigen, eines indirekten Selbſtmordes ſchuldig. Der Arten des indirekten Selbſtmordes gibt es ſehr viele. Dahin gehören vorzüglich:

1) Unmäßigkeit, und ihre verſchiedenen Arten, wie Gefräßigkeit, Trunkenheit, Leckerhaftigkeit u. ſ. w. Wie ſehr dadurch der Geſundheit geſchadet wird, iſt erörtert bei dem Artikel „Maaß" u. ſ. w. B. 13. S. 23 u. flgde.; S. 30 und 31; S. 52.

2) Weichlichkeit. Es gibt Menſchen, die ihren Körper nicht ſchonend genug behandeln können; ſie betrachten ihn als ihr höchſtes Gut, fürchten einen jeden, nur im Mindeſten anſtrengenden

Gebrauch als eine Zerstörung desselben; sie möchten sich eine jede Bewegung ersparen, und ihren Leib kaum der äußerlichen Luft preisgeben. Es ist begreiflich, daß aus diesem Verfahren gerade das Gegentheil von dem entsteht, was man wünscht, und daß man durch eine solch übertriebene Schonung den Körper schwächt und das Leben verkürzt. Nur durch eine verhältnißmäßige Bewegung wird der Körper entwickelt und für seine pflichtmäßigen Verrichtungen brauchbar gemacht; nur dadurch wird der Kreislauf des Blutes, die Verdauung und Ausdünstung befördert; zu verzärtelte Körperbehandlung aber bewirkt in Allem das Gegentheil. Dafür liefert die Erfahrung den unwidersprechlichsten Beweis. Denn der Körper des Arbeiters ist kräftig und gesund; der des Weichlings aber ist schwach und unterliegt der geringsten Anstrengung.

3) Zu harte Behandlung des Körpers. Es fehlt nicht an Solchen, welche auch hierin die Selbstliebe verletzen, wiewohl ihre Zahl nur eine geringe sein mag. Es fehlen aber dagegen Diejenigen, welche ihrem Körper die nöthige Nahrung versagen, oder ihm nur verdorbene und ungesunde reichen, ungeachtet sie die Mittel hätten, gesunde und nahrhafte Speisen sich zu bereiten. Man sollte nicht meinen, daß es Leute geben könne, die auf solche Weise gegen sich selbst wüthen, und oft nur aus Kargheit und Filzigkeit sich das Nöthige oder Heilsame versagen. Dieß ist die verächtlichste Art der Selbstmißhandlung. Von selbst versteht es sich, daß die Beobachtung des kirchlichen Fastengebotes hieher nicht zu rechnen ist; denn abgesehen, daß das Fasten im Geiste der Kirche in der Regel dem leiblichen Wohle nicht schädlich ist, sondern es sogar befördert, werden durch dasselbe höhere Güter erreicht, in welcher Beziehung die Worte gelten: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt (also auch Leib und Leben erhält); aber seine Seele verliert?

Es wird der Leib auch dadurch mißhandelt, wenn man sich selbst unverhältnißmäßig mit körperlichen oder geistigen Arbeiten überladet, und sich zur Erneuerung seiner Kräfte weder Ruhe noch Erholung gönnet. Geschieht dieses aus Geiz, so ist es offenbar eine niedrige Art indirekten Selbstmordes; aber selbst wenn eine edlere Absicht zu Grunde liegt, um z. B. seinen Verstand zu bilden, seine Berufspflichten zu erfüllen u. s. w., soll man nur in Ausnahmsfällen und bei besondern Umständen in Anstrengungen

über ſeine Kräfte ſich einlaſſen. Wenn ſchon ein überſpannter Kraftgebrauch zu edeln Zwecken nur unter gewiſſen Einſchränkungen rechtmäßig iſt, ſo kann er zu rein ſinnlichen Abſichten niemals erlaubt ſein. Es kann z. B. nie gebilliget werden, wenn man ſeinen Körper, bloß um ihn ſchlank zu erhalten, in zu enge Kleider einzwängt.

4) Wageſtücke, d. h. wenn man ſein Leben ohne Pflicht und moraliſche Abſicht, bloß aus Gewinnſucht oder Muthwillen wahrſcheinlicher Gefahr ausſetzt; hieher gehören z. B. muthwillige Sprünge, Seiltanzen u. ſ. w. Indeß ſind keine verbotenen Wageſtücke jene Handlungen zu nennen, denen man ſich unterzieht, um z. B. in Feuer- oder Waſſernoth ein Leben zu retten.

5) Heftige Leidenſchaften. Unter jene Leidenſchaften, welche der Geſundheit ſchädlich ſind, gehören vorzüglich Zorn, Gram und Traurigkeit. Die ſtarke Ergießung der Galle bei einem heftigen Zorn, die gewaltſame Erſchütterung der Nerven und die mit dieſer Leidenſchaft verbundene Ueberſpannung zerrütten offenbar den Körper, ſchwächen ihn, erzeugen mannigfaltige Krankheiten und führen bei einem beſonders hohen Grade manchmal auch plötzlichen Tod herbei. Uebertriebener Kummer, tiefe, anhaltende Traurigkeit und der menſchenfeindliche und ſich ſelbſt abhärmende Neid ſchlagen den Muth nieder, hindern die Verdauung, zehren den Körper aus, ſchwächen ſeine Kräfte und verkürzen das Leben. Cf. Frint's Handbuch der Religionswiſſenſchaft B. 5.

6) Unkeuſchheit. Wie ſehr Sünden dieſer Art das leibliche Wohl zerſtören und das Leben verkürzen, iſt näher auseinandergeſetzt B. 11. S. 587 u. flgde.

Die chriſtliche Selbſtliebe legt ferners die Pflicht auf:

IV. Den Leib zu pflegen und zu vervollkommnen.

Es iſt gewiß, daß bei dem Menſchen ſehr viel von der Beſchaffenheit des Körpers abhängt, weil der Geiſt mit ihm in der innigſten Verbindung ſtehet und bei ſeinen Wirkungen der Mithilfe deſſelben bedarf. Ein ſchwächlicher, kraftloſer, kränklicher Körper hemmt nur zu oft die Seele in ihrer Thätigkeit. Daher iſt es Pflicht der Selbſtliebe, für

1) Entwickelung des Körpers und Befeſtigung und Vervollkommnung ſeiner Kräfte zu ſorgen. Um dieſes Ziel zu erreichen,

hat das Alterthum viel auf gymnastische Uebungen gehalten, wodurch der Körper gestärkt, abgehärtet und für seine künftige Brauchbarkeit vorbereitet wurde. Vielleicht ist man im Alterthume oft hierin zu weit gegangen; aber die Verzärtlung unserer Tage, vermöge welcher man den Körper oft nicht schonend und weichlich genug behandeln kann, erzeugt offenbar noch schlimmere Folgen, und macht nicht Wenige völlig unfähig, die Mühseligkeiten des Lebens und die Beschwerden ihres Standes auszuhalten. Sie unterliegen oft denselben vor der Zeit und hinterlassen nicht selten eine noch schwächere Nachkommenschaft, als sie selbst sind.

2) Die nöthige Lenksamkeit, Gewandtheit und Fertigkeit des Leibes sich zu verschaffen. — Durch Lenksamkeit und Gewandtheit seines Leibes macht sich der Mensch zu verschiedenen, nützlichen Arbeiten, Künsten und Geschäften fähiger und geschickter; die mit der Arbeit verbundenen Beschwerden mindern sich; die Gesundheit und Stärke gewinnt; die Stellung des Leibes selbst wird eine anständigere. Ein unbehilflicher, ungelenker, steifer Körper entbehrt diese Vortheile, ist sich dadurch oft selbst zur Last und dem menschlichen Auge mißfällig. — Was die Fertigkeiten des Körpers und seiner Organe betrifft, so sind manche von der Art, daß sie einem jeden Menschen nothwendig sind, und ihre Entbehrung zur Erfüllung der allgemeinen Pflichten untauglich macht, oder doch dieselben erschwert. Dahin gehört die Fertigkeit im Gebrauch der Hände, der Zunge und der übrigen Sinnesorgane. In den Besitz dieser Fertigkeiten soll sich daher auch ein Jeder setzen, und durch frühzeitige und beharrliche Uebung kann sogar manches Gebrechen der Natur gut gemacht werden. Was die besondern Fertigkeiten des Leibes und seiner Glieder betrifft, welche auf Verschiedenheit des Berufes und Geschlechtes beruhen, so soll sich ein Jeder vor Allem diejenigen verschaffen, welche er für seine Lebensverhältnisse am meisten nothwendig hat.

3) Für Wohlanständigkeit, Reinlichkeit und Schönheit des Leibes zu sorgen. — Unter Wohlanständigkeit versteht man die Beobachtung alles Dessen, was der natürliche Anstand oder das gegenseitige Uebereinkommen eingeführt haben; sie bezieht sich nicht bloß auf die Geberden, Mienen und Stellungen des Leibes, sondern auch auf die Bekleidung desselben. Wer wohlanständig erscheinen

will, deſſen Geberden und Mienen ſind freundlich, die Stellung ſeines Leibes iſt gefällig, ſeine Kleidung entſpricht ſeinem Stande und ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen; mit einem Worte: ſein ganzes Aeußere iſt ſo eingerichtet, daß es auf Andere einen angenehmen Eindruck macht. Dieſe Wohlanſtändigkeit iſt allerdings Pflicht. Daher ermahnt die heilige Schrift ſelbſt dazu; denn wir leſen: Eure Wohlanſtändigkeit werde allen Menſchen kund. Phil. 4, 5. — Eure Rede ſei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt. Koloſſ. 4, 6. — Alles geſchehe wohlanſtändig und mit Ordnung. 1. Kor. 14, 40. Daher ſchreibt auch der heilige Ambroſius: Die chriſtliche Wohlanſtändigkeit iſt nicht etwa bloß eine Tugend der weiblichen Perſonen, oder der Kleriker und Mönche, ſondern aller Chriſten.

Die Reinlichkeit beſteht in dem Beſtreben, Alles von dem Körper und von dem, was ſich darauf bezieht, zu entfernen, was Ekel erregt oder gegen die Wohlanſtändigkeit iſt. Sie hat theils den Körper ſelbſt, theils ſeine Bedeckung, dann auch die Wohnung mit allem Zugehörigen, die Nahrung ꝛc. zum Gegenſtande. Die Reinlichkeit hat auf die Geſundheit und das Wohl des Leibes ſelbſt einen viel größern Einfluß, als Manche glauben, und iſt ſchon deßwegen eine Pflicht für uns; dann aber auch darum, weil der Schmutz andern Menſchen, mit welchen wir umgehen, läſtig fällt, ſie von uns entfernt und unſern Wirkungskreis vermindert.

Was die Schönheit betrifft, ſo iſt ſie zwar nicht zu überſchätzen, und haben ſich Solche, welche damit begabt ſind, ſorgfältig vor Stolz und Eitelkeit in Acht zu nehmen, und vorzüglich ſich davor zu hüten, daß ihre Schönheit weder ihnen ſelbſt, noch Andern ein Fallſtrick des Verderbens werde. Daher ſagt die heilige Schrift: Lobe keinen Mann ſeiner Geſtalt wegen und verachte keinen Menſchen ſeines Ausſehens wegen. Sirach 11, 2. — Betrüglich iſt die Anmuth und eitel die Schönheit. Sprichw. 11, 30. Selbſt die Heiden erkannten den zweideutigen Werth der Schönheit. So ſchreibt Plutarch: Betrachte dich im Spiegel, und wenn du ſchön ausſiehſt, ſo thu das, was einem Schönen geziemt; biſt du aber häßlich, ſo erſetze das durch gute Sitten, was deinem Geſichte mangelt. Und Euripides ſagt: Ich will lieber nicht ſchön und gut, als ſchön und böſe ſein. — Indeß iſt auch die körperliche Schönheit immerhin eine dankenswerthe Gabe Gottes. Sie iſt eine Art

von sichtbarer Darstellung der Menschenwürde, das Bild der Gottheit. Sie ist ein Mittel der Annäherung und der Erweiterung des Wirkungskreises, und macht die Tugend selbst oft anziehender und einnehmender. Darnach ist es auch erlaubt, wenn man die Wohlgestalt seines Körpers pflegt und zu erhalten sucht. Wenn hingegen dadurch nur die Eitelkeit genährt, oder zu viel Zeit darauf verwendet wird, und darüber wichtigere Pflichten versäumt werden, so ist diese Pflege nicht mehr zu billigen; insbesonders ist verwerflich der Gebrauch all jener Mittel, wodurch auf Kosten gewisser, äußerer Annehmlichkeiten der Gesundheit geschadet wird.

V. Den Leib zu beglücken und zu beseligen.

Es liegt in dem Menschen ein unvertilgbarer Trieb, der ihn unwillkührlich bestimmt, Schmerz und Uebelbefinden von sich zu entfernen, und nach Wohlbefinden zu streben. Allein es gibt nicht bloß ein sinnliches Wohlbefinden, welches in Entfernung körperlicher Schmerzen und im Genusse angenehmer Empfindungen besteht, sondern auch ein übersinnliches, welches in der Entfernung geistiger Uebel und dem Genusse geistiger Freuden besteht, und zwar entweder solche, die sich nur auf dieses irdische Leben erstrecken, oder solche, die jenseits erst genossen werden. Daraus entsteht die Pflicht:

1) Nach überirdischer Seligkeit zu streben. Dieses ist zwar vorzüglich Sache der Seele, wie schon oben erörtert worden ist; aber der Leib muß auch in seiner Weise mitwirken. Der Leib, der die Bestimmung hat, einstens mit der Seele ewiger Glorie theilhaftig zu werden, muß sich mit derselben heiligen; denn richtig ist, was der Brahmanen-Dichter sagt:

Es fühlt ein reiner Geist, vom reinen Leib umfangen,
Sich frei vom Dienst der Welt, allein in Gott gefangen.

Zur Heiligung des Leibes ermuntert auch der Apostel, wenn er sagt: Gebet euere Glieder dem Dienste der Gerechtigkeit hin zur Heiligung. Röm. 6, 19. Die vom Apostel geforderte Heiligung des Leibes beruht zunächst darin, daß dieser mit seinen Kräften in den Kreis des Heilswerkes, sei es zur thätigen oder leidenden Theilnahme, hereingezogen werde. Wie innig das Fleisch, die sinnlich-leibliche Natur des Menschen mit der Heilsvermittlung selbst ver-

webt ist, spricht insbesonders Tertullian aus. Er sagt in seiner Schrift de resurrect. carn.: „Das Fleisch ist der Angelpunkt des Heiles," und dann fährt er fort: „Das Fleisch wird abgewaschen, damit die Seele von Makeln befreit werde; das Fleisch wird gesalbt, damit die Seele geheiligt werde; das Fleisch wird mit dem Kreuze bezeichnet, damit die Seele geschirmt werde; das Fleisch wird durch die Händeauflegung überschattet, damit auch die Seele durch den Geist erleuchtet werde; das Fleisch genießt den Leib und das Blut Christi, damit auch die Seele von Gott genährt werde." Die Heiligung des Leibes geschieht nicht bloß, daß dieser von aller Befleckung sich rein erhalte, sondern auch in den für ihn nöthigen Genüssen die Sinnlichkeit möglichst zurückdränge und dabei den Geist vorherrschen lasse. Dieses soll insbesonders auch im Genusse von Speis und Trank geschehen. Darauf deutet der Apostel hin durch die Worte: Ihr möget essen oder trinken, oder etwas Anderes thun, so thuet Alles zur Ehre Gottes. 1. Korinth. 10, 31. Ein lebendiger Ausdruck der Durchdrungenheit des Leiblichen vom Geistigen und ein Beweis der Herrschaft des Geistes über das Fleisch ist das Fasten, oder die freiwillige Enthaltung von der Befriedigung des Nahrungstriebes. Je geordneter und gebundener dieser Trieb ist, desto geheiligter ist die Leiblichkeit. Eine andere Enthaltung ist die des ehelichen Genusses, zu welcher sich christliche Eheleute manchmal verstehen. Ein höherer Grad ist die gänzliche Verzichtung auf die Ehe, sowie überhaupts in der Jungfräulichkeit und im Martyrthum der Höhepunkt der leiblichen Heiligung besteht.

2) Alles zu entfernen, oder doch zu mäßigen, was nicht bloß den Geist trübt und niederbeugt, sondern auch das leibliche Wohlbefinden in Mitleidenschaft zieht. Aus diesem Grunde ist es Pflicht, die innern Aufregungen zu beherrschen und sich so viel als möglich Ruhe des Herzens zu verschaffen. Nichts geht ja über den innern Seelenfrieden, der alle Güter der Welt weit übersteigt. Wer diese innere Glückseligkeit sich verschaffen will, muß inniges Vertrauen auf Gott zur Zeit der Leiden haben; er muß seine Wünsche und Begierden mäßigen, deren Ueberspannung die gewöhnliche Quelle der Unzufriedenheit ist; er muß unüberwindliche Geduld in mißlichen Verhältnissen sich aneignen; er muß allen Regungen und Anwandlungen des Zornes beharrlich widerstehen: denn nichts raubt

dem Menschen den innern Frieden mehr, als die Leidenschaft des Zornes. Wenn wirkliche Drangsale hereinbrechen, ist es unsere Pflicht, im Vertrauen auf Gott fest zu stehen, den Muth nicht zu verlieren, sich nicht der Zaghaftigkeit oder gar Verzweiflung zu überlassen, nicht in ein Unmaaß von Klagen auszubrechen, sondern den Schmerz zu mäßigen und in stiller Ergebung zu dulden. All Dieses nimmt zwar zunächst die Seelenkräfte in Anspruch; aber auch der Leib muß dabei mitwirken und die Seele unterstützen.

3) Zur Erfrischung der Geisteskräfte und zur Erquickung des Leibes nach Umständen ein erlaubtes Maaß sinnlicher Freuden zu genießen; denn weder die Vernunft, noch die Offenbarung verdammt den Menschen zu einem trübsinnigen, völlig freudenleeren Leben. Es gibt Fälle, wo Erheiterung des Geistes durch den Genuß unschuldiger Freuden nicht bloß erlaubt ist, sondern sogar geboten erscheint; denn manche der sinnlichen Freuden dienen zur Erhaltung des Lebens und zur Beförderung der Gesundheit, zur Erneuerung der Kräfte, zur Auffrischung des Muthes; sie sind geeignet, die Beschwerden des Lebens zu erleichtern, uns mit der göttlichen Weltregierung zufriedener zu machen, und uns gegen Trübsinn, Niedergeschlagenheit und mürrisches Betragen im Umgange mit Andern sicher zu stellen. Freilich ist bei der Auswahl der sinnlichen Freuden große Vorsicht und im Genusse selbst Maaßhalten eine unerläßliche Pflicht. Um hier schon Gesagtes nicht zu wiederholen, weisen wir auf den Artikel „Freude" zurück, B. 7. S. 1 u. flgde., insbesonders von S. 29 an.

13) Pflicht der Selbstliebe bezüglich der äußern Güter der Erde, namentlich der Ehre und des irdischen Besitzes.

Wie das irdische Eigenthum die Erhaltung des leiblichen Lebens bedingt, so bedingt die persönliche Ehre die bürgerliche Existenz; durch das eine Gut wurzelt der Mensch in der Erde, durch das andere in der Gesellschaft; beide sind daher Gegenstand der Selbstliebe: denn beide sind geeignet, das Leben selbst zu verschönern und bedeutsamer zu machen. Wir handeln daher

I. Von der perſönlichen Ehre.

Unter perſönlicher Ehre verſteht man das günſtige Urtheil Anderer über unſere Perſönlichkeit hinſichtlich unſerer ſittlichen Vorzüge und Verdienſte, unſerer Geſinnung und Handlungsweiſe.

Die Ehre hat großen Werth. Ein Jeder beſtrebt ſich daher auch, Ehre und guten Namen zu erlangen, zu erhalten und zu ſchützen und zu vertheidigen. Gibt es auch einen oder den andern, der dagegen gleichgiltig iſt, ſo iſt dieſes ein entarteter Menſch; aber ſelbſt der Böſewicht gibt ſich oft Mühe, vor der Welt nicht als das erkannt zu werden, was er iſt. Je edler aber Jemand denkt und handelt, deſto mehr gilt ihm auch die Ehre. Ja, es gibt Menſchen, die einen jeden Verluſt ertragen können, aber nur nicht den der Ehre. Ueberdieß gewährt der gute Ruf ein größeres und reineres Vergnügen, als alles Andere in der Welt; denn was hilft uns aller Reichthum und aller Glanz bei dem Bewußtſein, von Andern verachtet zu werden? Endlich iſt der gute-Ruf die nothwendige Bedingung unſerer ſocialen Wirkſamkeit, die um ſo geſegneter und einflußreicher ſein wird, je mehr Achtung wir bei unſern Mitmenſchen genießen.

Darnach legt uns die Selbſtliebe die Pflicht auf:

1) Sich um Ehre zu bewerben. Dieſes iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob man etwa durch Bitten, Schmeicheleien, durch Beſtechung oder auf eine andere, unſaubere Weiſe ſich bei Andern um Ehre bewerben ſoll: dieſes hieße recht wahrhaft von vorneherein aller Ehre ſich unwürdig machen. Um Ehre ſich bewerben heißt vielmehr, Alles thun, was löblich iſt, und Ehre verdient; dagegen Alles unterlaſſen, was Schande und Schmach nach ſich zieht. Man darf nur recht handeln und ſeine Pflichten genau erfüllen, ſo wird die Ehre einem in den Augen der Rechtſchaffenen nicht fehlen, und die Uebrigen haben hierin überhaupts kein Urtheil. Den edeln Thaten pflegt die Ehre wie ein Schatten zu folgen. Als daher Sokrates gefragt wurde, wie man Ehre und guten Ruf erlangen könne, gab er zur Antwort: Wenn du dich beſtrebeſt, der zu ſein, für welchen du gehalten ſein willſt.

2) Sich ſeine Ehre zu erhalten und zu vermehren ſuchen. Um dieſer Pflicht zu genügen, hütet er ſich ſorgfältig vor Allem, was

die Ehre überhaupts beflecken könnte; denn es ist ein Widerspruch in sich selbst, von Andern geehrt sein wollen, aber das thun, womit die Ehre nicht verträglich ist. Es wird aber bei allem Streben, seine Ehre bei Andern sich zu erhalten und zu vermehren, nicht an boshaften Menschen fehlen, die unsere Ehre angreifen, und uns um dieselbe bringen wollen. In solchen Fällen ist:

3) Die Vertheidigung seiner Ehre nicht verboten. Dabei muß man sich aber hüten, sich von jedem Tadel sogleich in Harnisch bringen zu lassen; dieß ist entweder ein Zeichen, daß es um die vermeintliche Ehre nicht sehr sauber und sicher bestellt ist, oder es ist ein Merkmal großer Empfindlichkeit. Sehr oft ist es gerathen, selbst gröbern Beschuldigungen Stillschweigen entgegen zu setzen; denn einerseits widerlegen sich derlei Anschwärzungen gerade dadurch am besten; andererseits lehrt die Erfahrung, daß es meist eine vergebliche Mühe ist, sich in Widerlegungen einzulassen, weil die Parteileidenschaft sich von ihrer vorgefaßten Meinung schwer abbringen läßt. Wenn jedoch die Selbstvertheidigung gebieterische Pflicht ist, so führt sie der Christ nicht nur mit keinen unedlen Waffen, sondern thut es mit so viel Schonung und Mäßigung, als nur immer möglich ist.

Ueberhaupts darf die äußere Ehre nicht Hauptmotiv unserer Handlungsweise sein. Denn die Ehre vor den Menschen, ein so vorzügliches Gut sie auch sein mag, ist dennoch nur untergeordnet. Es muß uns daher an dem Beifall vor Gott viel mehr gelegen sein, als an dem vor den Menschen. Erfährt daher Jemand unverdiente Zurücksetzung und Mißkennung, so tröstet er sich mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht. Wer sich des Beifalles Gottes versichert halten kann, wird das günstige Urtheil der Menschen um so leichter entbehren, je wandelbarer und unsicherer dasselbe gar oft zu sein pflegt. Cf. den Artikel „Ehre" B. 5. S. 141 u. flgde.

Gegen die im Vorstehenden dargestellte Pflicht sündiget man:

1) Durch Mangel an Ehrgefühl. Die Rücksicht auf den guten Ruf, die Furcht vor Schande und Entehrung, die rege Ehrbegierde fördern erfahrungsgemäß die moralische Wirksamkeit in vielen Fällen; der Hinblick auf das Richteramt der öffentlichen Meinung reicht gar oft, wenn die Stimme des innern Richters zu schwach

iſt, noch hin, den Reizungen zur ſchmählichen That ein Gegengewicht entgegen zu ſetzen, und gebietet wenigſtens äußerlich ein legales Handeln. Daher kann es nicht gleichgiltig ſein, ob man auf Ehre hält, und muß insbeſonders der Mangel an Ehrgefühl getadelt werden.

2) Durch falſches Ehrgefühl, übertriebene Ehrſucht, ſo wie auch durch eitle Ehre; Begriffe, die alle mehr oder weniger unter ſich verwandt ſind. Der Ehrſucht geht der Beifall vor den Menſchen über Alles, ſo daß ſie ſich, um dieſen zu ärndten, zu allen Ungerechtigkeiten verleiten läßt; die eitle Ehre legt auf Dinge ein Gewicht und ſetzt in ihren Beſitz einen gewiſſen Vorzug, die doch in der That völlig gleichgiltig ſind; endlich die falſche Ehre hat von der Ehre ſelbſt oft die unrichtigſten Begriffe, und hält für ehrebringend, was doch in der That die Ehre oft nur bemackelt. So glaubt man oft durch ein Duell ſeine angegriffene Ehre retten zu können. — Wir haben von der Ehrſucht u. ſ. w. umſtändlich gehandelt beim Artikel „Ehre." Cf. B. 5. S. 179 und flgd.

II. Von den irdiſchen Gütern.

Darunter werden hier die zur Erhaltung des irdiſchen Daſeins erforderlichen Mittel und Güter verſtanden. Der Chriſt achtet die Erhaltungsmittel des irdiſchen Daſeins ſo wenig gering als dieſes ſelbſt, und zwar um ſo weniger, als ſie auch für viele Andere zur Segensquelle gemacht werden können. Allein da die Speiſe nicht mehr Werth hat, als das Leben, und beides in keiner Weiſe mit dem höchſten Gute auf gleicher Linie ſteht, ſo ordnet der Chriſt die Sorge um irdiſche Beſitzthümer den höhern Zwecken unter, und verliert vor Allem die Eine große Angelegenheit, das Streben nach dem Reiche Gottes, nicht aus den Augen. Daraus folgt von ſelbſt, daß die chriſtliche Selbſtliebe ſowohl bezüglich des Erwerbes, als des Beſitzes und Gebrauches der zeitlichen Güter gewiſſe Pflichten auflegt. Daher

1) Pflichten bezüglich des Erwerbes zeitlicher Güter. — Es iſt für den Chriſten nicht unerlaubt, zeitliche Güter zu erwerben. Deßwegen ermahnt der Apoſtel die Theſſalonicher, daß ſie ein eigenes Geſchäft treiben, und mit ihren eigenen Händen arbeiten ſollen; 1. Theſſal. 4, 11., und ſagt an einer andern Stelle, daß der, wel-

cher nicht arbeiten will, auch nicht essen soll. Es ist also die Erwerbung irdischer Güter gleichwohl erlaubt, ja unter Umständen sogar Pflicht. Indeß ist der Christ im Erwerbe zeitlicher Güter:

a) Gerecht und gewissenhaft. Er erlaubt sich keine unrechtmäßigen Erwerbsarten. Die rechten Mittel zum Erwerbe zeitlicher Güter sind nicht Spiel, Schatzgräberei, Betrug u. s. w., sondern Arbeitsamkeit, Anstrengung der Geistes- und Leibeskräfte, Sparsamkeit u. s. w., insbesonders Gebet um den göttlichen Segen.

b) Genügsam und mäßig. Da der Christ weiß, daß er hienieden nur ein Pilger ist, und über lang oder kurz die Erde verlassen muß, so ist er weit entfernt, sich in einer unbegrenzten Vermehrung von Hab und Gut zu verzehren. Er verlangt nichts Ueberflüssiges, sondern nur das Nöthige. Deßwegen sagt er mit dem Apostel: Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns damit zufrieden sein; denn die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen. 1. Timoth. 6, 8—10.

c) Gottselig. Der Christ behält bei allem irdischen Erwerben seine höhere, himmlische Bestimmung unverrückt im Auge, und läßt daher von den zeitlichen Sorgen und Mühen die Freude am Ewigen und das Verlangen und Trachten darnach nicht aus seinem Herzen verdrängen. Immer bleibt ihm das Göttliche das Erste und Wichtigste, und seine erste Sorge ist es daher, nach dem Reiche Gottes zu trachten.

2) Pflichten bezüglich des Besitzes und des Gebrauches der zeitlichen Güter. — Der Christ ist bestrebt, die erworbenen Güter sich sorgfältig zu bewahren. Durch Sparsamkeit und kluge Wirthschaft soll dasjenige bewahrt werden, was man als Eigenthum besitzt; denn das Ziel aller Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit ist ein gesicherter Besitzstand. Diesen sich zu erhalten, ist nicht minder Pflicht, als sich ihn zu verschaffen. Daraus fließt die Pflicht, das Besitzthum durch erlaubte Mittel zu schützen und zu schirmen, und Sorge zu tragen, daß es nicht leichtsinniger Weise oder im Unverstande zu Grunde gehe. Wenn aber der Christ sein Eigenthum mit treuem Fleiße bewahrt, so geschieht es nicht, um das ihm anvertraute Pfund zu vergraben, sondern es nach Gottes Absicht zu

gebrauchen. Er nimmt davon, was er für sich und die Seinigen nöthig hat; er mag wohl auch einen Theil für Zeiten der Noth zurücklegen; aber er ist auch der Pflicht eingedenk, welche er gegen seinen Mitmenschen hat. Er theilt daher dem Hungernden gerne von seinem Ueberflusse mit, und wendet sein Angesicht nicht ab von dem Nothleidenden. Wie Gott gegen ihn sich gnädig erwiesen hat, und ihm mehr gab, als er für seine Bedürfnisse nöthig hat, so ist er barmherzig gegen seinen Mitmenschen und kömmt bereitwillig seinen Nöthen zu Hilfe.

Den vorstehenden Pflichten sind entgegengesetzt, und wird dadurch die Pflicht der Selbstliebe bezüglich der zeitlichen Güter verletzt:

a) Leichtsinnige Geringachtung oder gänzliche Verachtung der zeitlichen Güter. Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche die zeitlichen Güter als etwas an sich Schlechtes und mit der Sorge für das Himmelreich Unvereinbares ansahen. Die Begharden und Fraticellen, so wie einige andere Sektirer gehören hieher. Finden diese Grundsätze immerhin in unsern Tagen keine Anhänger, so fehlt es doch nicht an Solchen, welche in anderer Weise leichtsinnige Geringachtung gegen die zeitlichen Güter an den Tag legen. Dieses thun die Einen durch Trägheit und Arbeitsscheue, die Andern durch Verschwendung. Wie Viele gibt es, die ihre Tage in Müssiggang hinbringen, und dadurch es versäumen, sich die nöthigen Bedürfnisse für ihren Lebensunterhalt zu erwerben! Wie Viele gibt es auch nicht, die das, was sie besitzen, auf die unverantwortlichste Art verprassen und verschwenden, und dadurch zeigen, daß ihnen Geld und Gut Nichts gilt.

b) Unmäßiges und unordentliches Streben und Trachten nach irdischem Gut, so daß über der irdischen Betriebsamkeit die Sorge für das Ewige vernachlässigt wird, wie es unser moderner Industrialismus thut, der einen ewigen Werk- und Arbeitstag will, und weder Gebet noch Sonntag, sondern nur das betäubende Gerassel der Maschinenräder kennt. Diese Begier nach irdischem Gut, die mit unersättlicher Habsucht Alles zusammenraffen will, und für sich nie genug bekömmt, ist das Grab aller Selbstliebe. Die Erfahrung beweist es, daß der Geizige weder sich, noch Andern etwas gönnet;

ja es ſind die Beiſpiele nicht ſelten, daß Geizhälſe mitten im Schooße ihrer Reichthümer verhungert ſind. Vergl. Syſtem der chriſtlichen Sittenlehre von Fuchs, dann auch den Artikel „Güter, zeitliche," B. 10. S. 317 u. flgde.

Selbſtmord.

Sieh den Artikel „Mord" B. 13. S. 346 u. flge.

Seligkeit.

Sieh den Artikel „Himmel" Bd. 10. S. 592 u. flge.

Soldat.

Sieh den Artikel „Mord" beim Abſatze Krieg B. 13. S. 334 u. flge.

Sonntag.

Sieh den Artikel „Feiertag" B. 6. S. 340 u. flge.

Sorge (zeitliche).

Sieh den Artikel „Güter, zeitliche," B. 10. S. 338—340.

Artikel CXXXVI.

Sparsamkeit,

(Häuslichkeit, und das Gegentheil, nämlich Verschwendung; dann auch Kargheit).

1) Begriff.

Die Sparsamkeit wird häufig auch Häuslichkeit genannt. Die Häuslichkeit führt zur Sparsamkeit; weil aber im gemeinen Leben die Sorge für das Zeitliche häufig die Hauptsache ist, so verbindet es mit beiden Ausdrücken ein und denselben Sinn. Wer sparsam ist, wird in der Volkssprache häuslich genannt.

Wer im Geiste des Christenthums sparsam ist, ist in der That auch häuslich; er bleibt gerne zu Hause und bewacht und besorgt mit Eifer das Seinige; er betet und arbeitet in der Furcht des Herrn, und hält, was er hat, mit Vorsicht zusammen. Wer sparsam ist im Geiste des Christenthums, fragt zwar oft im Hinblick auf die Seinigen: Woher werden wir Brod nehmen, daß diese Alle essen? Aber er vergißt dabei das Wichtigere, das Reich Gottes, nicht. Auch ist seine Sorge für das Zeitliche keine zu ängstliche. Er säet und pflanzet mit Eifer; vertraut aber im Uebrigen auf den Segen von oben. Was ihm der Segen des Herrn beschert, genießt er unter freudigem Dank gegen Gott, und theilt davon auch gerne den Armen mit. Die übrig gebliebenen Stücklein aber sammelt er, daß sie nicht zu Grunde gehen. So reichlich ihn jedoch der Herr segnen möge, so verschleudert er nichts; er spart, und gebraucht nicht mehr, als das Bedürfniß verlangt. So sparsam und genügsam der Christ auch lebt, so läßt er doch

Niemanden, weder die Seinigen, noch die Armen Noth leiden. Der Erste, an welchem er karg wird, ist er selbst. Er zieht sich, wie man zu sagen pflegt, den Bissen vom Munde ab, um nicht Andere darben lassen zu müssen. So steuert er vorsichtig zwischen den beiden Klippen des Geizes und der Verschwendung hindurch. Der Christ spart nicht, um das Ersparte als einen todten Schatz in die Erde zu graben; er spart, um es auf Wucher zu legen, damit es der Herr, der es ihm anvertraut hat, bei seiner Ankunft mit Gewinn wieder zurückfordern könne; er spart nicht, um sein Auge an seinen Schätzen zu weiden, sondern, um sich mit dem Ersparten einen Schatz im Himmel zu sammeln, wo ihn weder Rost noch Motten verzehren, noch Diebe ausgraben und stehlen können. Die Sparsamkeit ist genügsam; ein großer Gewinn aber ist Gottseligkeit und Genügsamkeit; sie hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Während Geiz und Verschwendung nie satt werden, ist die Sparsamkeit zufrieden, wenn sie Nahrung und Kleidung hat, und diese Zufriedenheit bahnt ihr den Weg zu den Wohnungen des ewigen Friedens.

Die Verschwendung ist das Gegentheil von Sparsamkeit. Der Verschwender achtet nichts. Bei ihm hat auch der kostbarste Gegenstand keinen Werth. Er gibt Alles auf die unsinnigste Weise aus, ja, man pflegt zu sagen, er werfe seine Sache zum Fenster hinaus. Gewöhnlich ist mit der Verschwendung auch Genußsucht und Ueppigkeit verbunden; denn um sich Genüsse zu schaffen, wird man ja oft ein Verschwender. Mit dem Laster der Verschwendung pflegt auch übertriebene Prachtliebe verbunden zu sein, und dabei sieht der Verschwender oft weniger auf das wirklich Schöne, als vielmehr auf das Theuere. Daher geschieht es, daß er dieselbe Sache, die er bei einem Gewerbsmann verschmähte, bei einem Andern, wo sie ihm theuerer geboten wird, kauft. Uebrigens ist die Verschwendung häufig mehr ein Laster bei der leichtsinnigen Jugend, während man die Sparsamkeit häufiger bei dem bedachtsamen Alter findet.

2) Stellen der heiligen Schrift.

Solche finden sich unten beim Absatze: „Die heilige Schrift macht uns Sparsamkeit zur Pflicht.“ S. 182.

3) Väterstellen.

Was gebt ihr euch so viele Mühe um den Reichthum, da ihr wißt, daß ihr Nichts behalten könnet? Willst du ihn behalten, so vergrabe ihn nicht, sondern gib ihn den Armen; das ist weise Sparsamkeit. Denn will man den Reichthum behalten, so flieht er: wenn man ihn aber ausstreut (unter die Armen vertheilt), so bleibt er. Der heil. Chrysostomus.

Es ist nicht selten, daß der vorausgehenden Verschwendung der Geiz folgt. Was jene durch Laster durchgebracht, stellt dieser durch Verbrechen wieder her, indem der Kreislauf der Schandthaten zurückkömmt, damit die Verschwendung wieder durchbringe, was der Geiz zusammengehäuft hat. Novatian.

Sonderbare Verblendung! Solche, die den Armen ein kleines Almosen versagen, verschwenden oft ihr Vermögen durch Anschaffung der hinfälligsten und unnützesten Dinge. Lactant. instit. div. 6. 11.

Der Herr will nicht, daß die Reichthümer verschwendet, sondern mit Sparsamkeit gebraucht werden sollen. St. Ambros. Off. 2. 30.

4) Geschichtliches.

Der letzte Abt des aufgelösten Benediktinerstifts Banz, Namens Gallus Demerlin, war für sich selbst karg, um seine nothleidenden Mitmenschen, sie mochten einem religiösen Bekenntnisse angehören, welchem sie wollten, mit Freigebigkeit unterstützen zu können. Eines Tages machte ihm sein Kammerdiener bemerklich, daß er eines neuen Hutes und Rockes bedürfe, weil beide zu sehr abgenützt wären. Aber der Abt fertigte ihn mit den Worten ab: Der alte Hut ist noch gut für mich; denn ich bin auch alt, und statt eines neuen Rockes thut der alte, wenn er gewendet wird, noch lange Zeit Dienste. An demselben Tage schenkte er aber einer dürftigen Familie in der Nachbarschaft dreißig Thaler zum Ankauf eines Stückes Vieh, und einer armen Verwandten dreihundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter.

Papst Pius V. lebte so sparsam, daß sein Mittagsessen durchschnittlich nur auf zwei und zwanzig Kreuzer zu stehen kam; dagegen verwendete er große Summen auf Unterstützung der Armen, die während seines Pontifikats mehrere Millionen betrugen. Aehnliches ist von vielen Heiligen bekannt.

Einer der größten Verschwender war der römische Kaiser Vitellius. Cf. B. 13. S. 9. Auch der Kaiser Heliogabalus gehört hieher. Er bedeckte seine Kleider so verschwenderisch mit Edelsteinen, daß er sie vor Schwere oft nicht zu tragen vermochte. Er aß nur aus goldenem Geschirr, welches nach der Mahlzeit verschenkt wurde. So oft er aus dem Palast ging, ließ er Goldsand streuen, bis an den Ort, wo der Wagen ihn erwartete, um nicht gemeinen Boden zu betreten. Das ganze Reich mußte die seltensten Leckerbissen für seinen Tisch liefern. Gleich allen geschmacklosen Verschwendern suchte er nur das Seltene und Kostbare auf, nicht das Beßte. Vorzüglich vergnügten ihn Schüsseln von Pfauenzungen oder von Nachtigalzungen, von Gehirn der Fasanen und der Papageien. Am Meere aß er nie Fische; mitten im Lande aber, wo es an denselben fehlte, ließ er eine solche Menge von Fischen zusammenbringen, daß er das Landvolk mit der Milch von Hechten oder von theuern Muränen bewirthete.

Der berüchtigte Römer Apicius hatte ein ungeheueres Vermögen; er vergeudete es aber in der Schnelligkeit bis auf den Rest von hunderttausend Goldstücken. Da nahm er aus Verzweiflung Gift, weil er fürchtete, mit diesem, wie ihm däuchte, geringen Vermögen nicht mehr leben zu können. Wie oft hat die Verschwendung nicht zum Selbstmorde geführt!

5) Die heilige Schrift ermuntert uns nachdrücklich zur Sparsamkeit.

In der heiligen Schrift wird uns mehrfältig die Sparsamkeit zur Pflicht gemacht. So, wenn es z. B. heißt: Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Joh. 6, 12. — Hiemit ist uns nichts Anderes geboten, als Nichts zu verschleudern, sondern Alles klug zusammen zu halten, was nach Befriedigung der Bedürfnisse noch übrig bleibt.

Sirach sagt: Gedenke der Noth zur Zeit des Ueberflusses, und an die Nöthen der Dürftigkeit in den Tagen des Reichthumes. Sirach 18, 25. — Eben so: Wer in der Aernte sammelt, ist ein weiser Mann; wer aber im Sommer schläft, ein Sohn des Verderbens. Sprüch. 10, 5. — Und abermals: Wie willst du in deinem Alter etwas finden, was du in deiner Jugend nicht gesam-

melt hast. Sirach 25, 5. — Alle diese Stellen machen uns das Sparen und Sammeln in bessern Zeiten zur Pflicht.

Jesus Christus selbst lehrt uns durch sein Beispiel die Sparsamkeit; denn wie schon oben erwähnt, ließ er, nachdem er wunderbarer Weise mehrere Tausende von Menschen in der Wüste gespeiset hatte, die übrig gebliebenen Stücklein sammeln und damit zwölf Körbe füllen. Joh. 6. — Ueberhaupts ist Gott in seiner Schöpfung bei aller Freigebigkeit und bei allem Reichthume seiner Allmacht doch auch eben so sparsam. Er läßt Nichts zu Grunde gehen in der Natur, sondern sammelt gleichsam Alles, auch das Geringste, um es wieder zu verwenden. Den Blüthenstaub, der von den Winden in alle Gegenden zerstreut wird, führt er an jene Stelle hin, die seiner bedarf, um nach ihrer Art fruchtbar zu werden; das Samenkorn, welches aus der Hülse springt, läßt er zur Erde fallen, und ruft ein Vögelein herbei, um sich von demselben zu nähren. Das Laub, welches von den Bäumen fällt; die Asche, welche vom Holze übrig bleibt; den Schlamm, welchen der Platzregen herbeiführt, verwendet er zur Düngung der Felder, um aus der Verwesung Fruchtbarkeit, aus dem Tode Leben hervorzurufen; kein Wurm, kein Grashalm geht verloren; Alles in der Welt, auch das Kleinste, weiß Gott in seinem großen Haushalte weislich zu benützen. Seine Sparsamkeit ist nicht minder groß, als seine Freigebigkeit: Gott spart eigentlich, um zu geben, und während er gibt, gebietet er, zu sparen.

6) Sparsamkeit macht uns zur Pflicht die Rücksicht sowohl auf uns selbst und die Unserigen, als auch auf Andere, insbesonders Nothleidende.

Zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse und jener seiner Angehörigen bedarf man der zeitlichen Güter. So wenig der wahre Christ sein Herz daran hängt, eben so wenig mißachtet er dieselben. Die zeitlichen Güter sind ihm ein erwünschter Besitz, von welchen er im frommen Dank gegen Gott so viel gebraucht, als er für sich und die Seinigen nöthig hat. Kann er etwas erübrigen, so spart er es für zukünftige Zeiten auf; denn er weiß nicht, welche Verhältnisse eintreten. Er ist vielleicht in seinen Unternehmungen nicht immer so glücklich, wie jetzt; seine Arbeiten haben vielleicht nicht

immer denselben gesegneten Fortgang; es tritt vielleicht Geschäftsstockung ein; es kommen Mißjahre, wo die Felder wenig oder gar keine Frucht geben; er selbst oder eines seiner Angehörigen erkrankt, wodurch unvorhergesehene Ausgaben entstehen; es treten vielleicht noch andere Unglücksfälle ein. Wie gut ist es für solche Zeiten einen Nothpfenning zurückgelegt zu haben.

Man soll aber auch sparsam sein aus Rücksicht auf Andere, insbesonders Nothleidende. Groß ist die Noth unter den Menschen, und gar Manche gerathen ohne ihre Schuld an den Bettelstab. Wie süß ist es, zur Linderung derselben etwas beitragen zu können. Wer sparsam ist, wird sich dieses Vergnügen machen können, auch wenn er nicht reich ist. Denn da er alle unnöthigen Ausgaben meidet, hat er immer etwas in seiner Vorrathskammer. Dieses um so mehr, da er bei jeder Gelegenheit an die Armen denkt, und zu Gunsten derselben sich freiwillig besteuert, d. h. von jeder Einnahme wenigstens eine Kleinigkeit zurücklegt, um damit seiner Zeit einem Nothleidenden eine Thräne zu trocknen. Und gerade an solchen Gaben, die sich die Armuth abkargt, um noch Aermere unterstützen zu können, hängt oft im reichsten Maße der Segen des Himmels.

Darum sei ein Jeder sparsam; und in je ärmlicheren Verhältnissen er lebt, desto mehr spare er. Sei ein Jeder sparsam, und lege er für Zeiten des Bedürfnisses einen Nothpfenning zurück, um selbst mit den Seinigen nicht darben zu müssen; sei er sparsam, um im Falle der Noth auch Andern mit milden Gaben beispringen zu können.

7) Was vorzüglich der Gegenstand der Sparsamkeit sein soll.

Gegenstand der Sparsamkeit soll vorzüglich sein:

a) Das Geld,

b) die Zeit,

c) unsere Kräfte.

a) Das Geld hat unter den zeitlichen Dingen einen großen Werth; man kann in der Regel um dasselbe Alles haben, um seinen Bedürfnissen zu steuern. Es ist daher billig, daß für den Christen das Geld ein Gegenstand seiner Sparsamkeit sei. Aber

die Sparſamkeit des Chriſten unterſcheidet ſich hier weſentlich von der Sparſamkeit der Kinder der Welt. Der Chriſt ſpart ſein Geld, um ſich und die Seinigen zu nähren, und von dem Uebriggebliebenen auch dem Armen mittheilen zu können. Das Kind der Welt aber ſpart, um an dem Anblick ſeiner Schätze ſein Herz zu weiden, oder es im Rauche aufgehen zu laſſen und Körper und Geiſt in dieſem Rauche zu erſticken. Die Chriſten ſparen ihr Geld, um ihre Seele zu retten; den Kindern der Welt aber gereicht ihre Sparſamkeit zum Untergange derſelben. Wer aber ſein Geld ſparen will, der gibt keines aus, wenn es nicht nöthig iſt. Im gemeinen Volke pflegt man zu ſagen: Man ſoll einen Kreuzer zweimal anſehen, ehe man ihn einmal ausgibt. Es iſt dieſes kein Geiz; denn der Geiz will auch Nichts ausgeben, wo es nothwendig iſt: ſondern weiſe Ueberlegung und Erwägung, ob eine Ausgabe in der That als Bedürfniß erſcheint. Wer übrigens ſein Geld ſparen will, der iſt vor Allem bemüht, Ordnung in ſein Hausweſen zu bringen. Er berechnet, was er beſitzt, was er mit Wahrſcheinlichkeit einnimmt, und über wie viel er verfügen kann. Darnach richtet er auch ſeine Ausgabe ein; denn wer mehr ausgibt, als er einnimmt, wird ſich bald zu Grunde gerichtet haben. Mindern ſich die Einnahmen, ſo muß auch in den Ausgaben geſpart werden, und ein Jedes, ſowohl Mann als Frau, ſowohl Kinder als Geſinde u. ſ. w. muß ſich etwas gefallen laſſen. Da gilt das Sprüchwort: Man muß den Mantel kehren, wie der Wind geht. Dieß vergeſſen gar Viele. An einen größern Aufwand gewöhnt, wollen ſie dieſen auch noch fortſetzen, wenn die Einnahme durch irgend welche Verhältniſſe ſchmäler geworden iſt, und wenn ſie auch in einem Punkte auf Einſchränkung denken, ſo geſchieht es gewöhnlich da, wo ſie am verkehrteſten angebracht iſt, was die Noth gewöhnlich noch größer macht: man beſchränkt ſeine Almoſen, ja ſtellt dieſelben zuletzt ganz ein; denn man ſagt: Es reicht ohnehin für mich und die Meinigen nicht mehr; ich kann alſo Nichts mehr geben. Es würde ſchon reichen, wenn du Sparſamkeit im chriſtlichen Sinne übteſt, und in manch andern Dingen dein Geld ſchonen möchteſt. Aber weil du meinſt, ein jeder Kreuzer mache dich arm, welchen du einem Nothleidenden ſchenkſt, ſo geſchieht in der That, was du beſorgſt, du geräthſt zuletzt in Armuth, und noch eher, als

du es meinſt. Wer ſparen und ſein Geld ſchonen will, muß vor Allem ſich ſelbſt einſchränken; er muß ſeine Ausgaben auf Vergnügungen und andere Dinge beſchränken, die nicht als Bedürfniß, ſondern nur als äußere Zuthat zur Verſchönerung des Lebens erſcheinen; er muß ſich an einen einfachen Tiſch gewöhnen, ſeinen Trunk auf das nöthigſte Maß zurückführen; in der Kleidung, Hauseinrichtung und in allen ſonſtigen Dingen nur dem Bedürfniſſe abhelfen. Dadurch ſpart man ſein Geld, und wird faſt immer, wenn nicht beſondere Störungen oder Unglücksfälle eintreten, bei gehöriger Kaſſe ſein.

b) Die Zeit iſt noch ein viel koſtbareres Gut, als das Geld; denn haſt du auch letzteres verloren, ſo lange dir Zeit gegeben iſt, kannſt du Alles, und vielleicht noch mehr, als das Verlorene, wieder erlangen. Aber die Zeit iſt unwiderbringlich; Gott ſelbſt ſtellt ſie dir nicht mehr zurück. Die verſchwendete, verlorne Zeit iſt dir daher der ſchrecklichſte Verluſt, und darum iſt mit Recht die Zeit ein Gegenſtand, womit man vorzüglich ſparſam umgehen ſoll. Seine Zeit ſparen, heißt aber nichts Anderes, als ſie wohl benützen. Wer ſeine Zeit ſpart, iſt niemals müßig, er ſucht ſich immer angemeſſen zu beſchäftigen; denn der Müßiggänger iſt ein Verſchwender des edelſten Gutes, der Zeit. Wer ſeine Zeit ſpart, verrichtet Alles zur rechten Zeit. Er verſchiebt Nichts auf die ungewiſſe Zukunft, von welcher er nicht weiß, ob ſie noch ihm gehört. Was zu thun iſt, thut er noch heute, nicht morgen; denn wenn er morgen auch noch lebt, ſo wird es wieder etwas Anders zu thun geben. Wer ſeine Zeit ſpart, verwendet nicht viel von derſelben auf Vergnügungen, eitle Schwätzereien, unnöthige Beſuche und ähnliche, zeitraubende Vorkommniſſe. Wer ſeine Zeit ſpart, der iſt insbeſonders eifrig in Wirkung ſeines Seelenheiles; denn hiezu iſt uns die Zeit vor Allem gegeben, und zu dieſem Zwecke ſind wir auf die Welt hiehergeſetzt. Nur für die Welt arbeiten, aber Nichts für ſein Seelenheil thun, heißt ſeine Zeit recht wahrhaft verſchwenden, weil verlieren. Es ſollen allerdings die irdiſchen Geſchäfte geſchehen, aber das Seelenheil darf darüber keinen Schaden leiden. Gerade der iſt mit ſeiner Zeit am ſparſamſten umgegangen, und hat ſie am beßten benützt, welcher ſeine Seele für das ewige Leben gerettet hat.

c) Seine Kräfte. Der Christ spart nicht bloß seine Zeit, sondern auch seine Kraft. Wer seine Kräfte brach liegen läßt, gleicht dem unnützen Knechte, der das erhaltene Talent vergrub. Ein Solcher wird einstens in die äußerste Finsterniß verstossen werden, wo Heulen und Zähneknirschen ist. Matth. 25, 30. Wer die Kraft seines Lebens vergeudet und durch schwelgerisches Leben verschwendet, so daß er oft schon in der Jugend zum Greise wird und vor der Zeit in's Grab hinabsinkt, gleicht dem Selbstmörder, der sich selbst das Todesurtheil spricht und mit eigener Hand sich in die Hölle hinabstürzt. Aber auch derjenige ladet sich schwere Schuld auf, welcher mit seiner Kraft vermessenes Spiel treibt. Der Christ benützt seine Kraft, aber er spart sie auch während des Gebrauches; denn er hält in Allem, auch in der Arbeit Ziel und Maß. Der heilige Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, führte bekanntlich eine sehr strenge Lebensweise; aber dennoch gönnte er sich manche Stunde der Erholung. Denn wenn seine Kraft erschöpft war, pflegte er mit einem zahmen Rebhuhn zu spielen. Dieses sah einstens ein Fremder, der so eben mit Bogen und Pfeilen von der Jagd kam, und wunderte sich über das kindische Spiel, welches, wie er meinte, sich für einen mit so wichtigen Dingen beschäftigten Greis nicht zieme. Johannes lächelte freundlich über die erhaltene Rüge, und ersuchte den Tadler, er möchte seinen Bogen spannen. Dieser that es; ließ aber den Bogen nach einigen Worten wieder nach. Nun fragte ihn der Heilige, warum er den Bogen nicht immer gespannt lasse. Dieses darf ich nicht, erwiederte jener; denn ließe ich den Bogen immer gespannt, so verlöre er seine Schnellkraft. Eben so, sprach hierauf Johannes, bedarf der Mensch zuweilen der Abspannung, d. h. einer Erholung der Kräfte seines Leibes und seiner Seele. Also spart der Christ seine Kraft, auch während er sie anwendet, und er erfrischt und verjüngt sie durch die erforderliche Ruhe und Erholung. Wer indeß seine Kräfte mit Erfolg sparen will, der muß sie mit Weisheit gebrauchen und sie mit Klugheit einzutheilen verstehen. Werfen wir einmal einen Blick in das Gewerbeleben. Wo ein Gewerbe ins Große getrieben wird, kömmt es in der Regel schnell empor und zur Blüthe. Worin liegt die Ursache hievon? Hauptsächlich in der weisen Benützung und Eintheilung der Kraft. Ein jeder Arbeiter hat seine

besondere Verrichtung, er wird nie mit einer andern beauftragt oder gar überbürdet. Dadurch erlangt er eine Fertigkeit in seinem Fache, und erspart zugleich Zeit und Kraft, weil er nicht alle Augenblicke genöthigt ist, seine Arbeit hinwegzulegen und eine andere zur Hand zu nehmen. Dasselbe findet in allen Verhältnissen statt, wo weise Eintheilung und kluge Benützung der Kräfte stattfindet, da wird ein Unternehmen gelingen und ein Geschäft Fortschritte machen. Wer aber diese weise Sparsamkeit seiner Kräfte nicht zu üben versteht, bei dem wird es zurückgehen. Darum gehe ein Jeder auch mit seiner Kraft, einer der edelsten Gaben, welche er vom gütigen Schöpfer erhalten hat, häuslich und sparsam um. Cf. Maßl's christliche Tugendschule B. 5.

8) Die Sparsamkeit ist sehr verschieden vom Geize.

Es wird Mancher des Geizes beschuldiget, der nur sparsam ist; aber es sucht sich auf der andern Seite auch Mancher durch Sparsamkeit zu entschuldigen, der geizig ist. Es kömmt bei der Sparsamkeit Alles auf die Absicht und den Zweck an. Wer spart, um zu besitzen und sich seines Besitzes zu erfreuen, ist nicht sparsam im Geiste des Christenthums, und vom Geiz nicht frei zu sprechen. Wer aber spart, um in harten Zeiten für sich und Andere einen Nothpfenning zu haben, ist wahrhaft sparsam. Der Sparsame ist immer auch genügsam; der Geizige aber ist unersättlich. Die Sparsamkeit betrachtet die Güter dieser Erde nur als Mittel, die Habsucht hingegen sieht sie an als Zweck. Die Sparsamkeit achtet den Besitz an und für sich für Nichts, sie spricht: Ich will säen und ärnten und in die Scheuern sammeln, damit ich mich und die Meinigen ernähren kann, und mich nicht in die Nothwendigkeit versetzt sehe, mein Brod vor den Thüren meiner Mitmenschen zu betteln, oder den Hungernden, der vor meine Thüre kömmt, ohne Labung abweisen zu müssen; ich will mir nicht auf Erden, ich will mir im Himmel Schätze sammeln, ich will mir Freunde machen mit den zeitlichen Gütern, daß sie mich, wenn es mit mir auf Erden zu Ende geht, in die ewigen Wohnungen aufnehmen. So die ächt christliche Sparsamkeit. Die Habsucht hingegen spricht bei sich selbst: Ich will meine Scheuer abbrechen, und sie größer bauen, um darin mehr unterzubringen; ich will sammeln, um zu haben, und am Besitze mich zu erfreuen;

daher werde ich weder selbst davon genießen, noch auch Anderen davon mittheilen; denn Sache des Geizes ist es, weder sich noch Anderen etwas zu gönnen. Wer sieht nicht aus diesem, wie sehr verschieden von einander die Sparsamkeit und die Habsucht sind!

9) Häuslichkeit und Sparsamkeit ist insbesonders für Hausväter und Hausmütter nothwendig, und was sie thun sollen, um dieses Ziel zu erreichen.

Die Sparsamkeit ist Allen zu empfehlen, und es ist gut, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt wird; insbesonders aber Hausvätern und Hausmüttern ist diese Tugend nothwendig. Die heilige Schrift schildert eine sorgsame Hausmutter, die sich ihren häuslichen Geschäften mit Fleiß widmet und zur Herbeischaffung von Leinen und Wolle und anderer Bedürfnisse sorgt. Auf gleiche Weise ermahnt der Apostel Paulus die Ehefrauen zur Häuslichkeit. Tit. 2, 5. Und für wahr, diese Ermahnung ist nicht ohne Grund; denn wie kann es da eine glückliche Ehe geben, und der Frieden zwischen Eheleuten gehalten werden, wo das Hauswesen vernachläßiget wird. Mag das Vermögen, welches sich die Eheleute zubringen, auch noch so groß sein, so wird es, wenn der häusliche Sinn fehlt, doch bald erschöpft sein, und man kennt nur zu viele Beispiele von Eheleuten, die sehr reich geheirathet haben, und doch in der Armuth gestorben sind. Um so mehr sind jene Eheleute, die ohnehin nur ein mittelmäßiges Auskommen haben, zur Häuslichkeit und Sparsamkeit verpflichtet. Versäumt ihr euere Geschäfte, haltet ihr zwischen Ausgaben und Einnahmen kein Maß, verschwendet ihr euere Zeit oder macht ihr unmäßigen Aufwand, so werdet ihr bald die traurigen Folgen hievon empfinden; Verlegenheiten, Mangel und Noth wird sich bei euch einstellen. Dieses wird euch viele bittere, kummervolle Stunden verursachen, und euch den Frieden rauben. Denn bei solchen Umständen ist man immer zum Unwillen gereizt; das Gefühl des Mangels macht böse Laune; man macht sich gegeseitig Vorwürfe, und Eines will dem Andern die Schuld aufladen. Daraus entsteht ewiger Zank und Streit, und es erfüllt sich das Sprichwort: Die Noth zankt gerne. Habt ihr Kinder, so seid ihr noch übler daran; denn wie wird es mit dem Unterhalt, der Erziehung und der Versorgung dieser Kinder aus-

sehen? Was wird also aus ihnen werden, und welchem Schicksale gehen sie entgegen? Diese Kinder, welche durch die Schuld ihrer Eltern nicht bloß arm, sondern auch unerzogen und ununterrichtet geblieben sind, werden einstens noch euch fluchen, wenn ihr schon im Grabe modert. —

Seht also, christliche Eheleute, welch eine heilige Pflicht es für euch ist, häuslich zu sein; denn das allgemeine Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, das Schicksal euerer Familie, euere eigene Zufriedenheit hängt davon ab. Um aber dieser wichtigen Pflicht genügen zu können, bedarf es:

a) Der nöthigen Einsicht und Klugheit. Wie man bei jedem Geschäfte, das man mit Erfolg betreiben will, die nöthigen Kenntnisse haben muß, so bedarf es auch der gehörigen Einsicht, um seinem Hauswesen wohl vorstehen zu können. Der Mann muß in seinem Geschäfte erfahren sein, die Vortheile seines Handwerks kennen und dieselben zu benützen verstehen, damit er so viel erwirbt, als zur Bestreitung der Bedürfnisse seiner Familie nöthig ist, und überdieß noch ein oder der andere Kreuzer für Fälle der Noth zurückgelegt werden kann. Aber auch die Hausfrau muß in den Geschäften, die ihr zustehen, wohl erfahren sein. Eine geschickte Hausfrau weiß gar viel durch kluge Eintheilung und weise Sparsamkeit zum Wohlstande der Familie beizutragen.

b) Des anhaltenden Fleißes. Denn es gibt viele Eheleute, denen es an Kenntniß gar nicht mangelt; sie wüßten wohl, wie eine Haushaltung zu führen ist; aber sie sind zu träge dazu. Eine jede Arbeit und Anstrengung wird ihnen gleich zur Last. Sie versäumen daher ihre Geschäfte, und gehen den Zerstreuungen nach; sie verschwenden die Zeit, welche den Berufsarbeiten gewidmet werden soll, in der Schenk, am Spieltisch und bei andern Vergnügungen. Ist es ein Wunder, wenn es in einem solchen Haushalten immer mehr rückwärts geht, und eine solche Familie zuletzt an den Bettelstab geräth?

c) Einer gewissen Einschränkung. In Familien muß man sich um des Wohles derselben willen Manches versagen können; man muß insbesonders seine Leidenschaften bezähmen, und ihnen das verweigern, was mit dem Wohle der Haushaltung nicht bestehen kann. Wenn z. B. der Ehemann dem Trunke, dem Spiele oder

ſonſt einer Leidenſchaft ergeben iſt, oder wenn die Gattin übertriebenen Putz und unmäßige Vergnügungsſucht liebt, ſo wird ein ſolches Hausweſen in Bälde zu Grunde gehen. Ein bekanntes Sprüchwort ſagt: Man muß ſich nach der Decke ſtrecken. Dieſes Sprüchwort muß man gar oft in Anwendung bringen, wenn man ehrlich durch die Welt kommen will. Wer die Seinigen liebt, dem fällt eine ſolche Einſchränkung auch nicht ſchwer; er thut es gerne, und freut ſich, wenn er zum Beßten der Seinigen ſich manchmal etwas verſagen kann; nur wer gleichgiltig iſt gegen das Wohl der Seinigen, wer nicht für dieſe, ſondern nur für ſich lebt, weiß ſich nicht zu beſchränken, ſondern verſchafft ſich, was ſeine Leidenſchaft verlangt, ſtürzt aber eben dadurch ſich ſelbſt und die Seinigen in's Verderben.

10) Wie die Sparſamkeit zur Wohlthätigkeit ſich verhält.

Die chriſtliche Sparſamkeit ſchließt die Wohlthätigkeit nicht aus, ſondern ſie ſchließt ſie vielmehr weſentlich ein; denn ſie ſpart nicht, um zu haben und zu genießen, ſondern um im Falle der Noth Andern geben und mittheilen zu können. Der Sparſame findet ein ſeliges Vergnügen darin, wenn er Jemanden helfen kann. Er denkt daher bei ſeiner Sparſamkeit immer an Andere, und befleißt ſich deßwegen der Häuslichkeit, ja beſchränkt ſich ſelbſt in manchen Dingen, um die Pflicht des Wohlthuns üben zu können. Wo er ſich ein Vergnügen erlaubt, da legt er gewiß auch immer etwas zurück, um eine Thräne trocknen und einen Seufzer ſtillen zu können. Und nur dann hat das Vergnügen für ihn einen wahren Werth, wenn er es mit Wohlthun verbinden kann, ja das Wohlthun ſelbſt iſt ihm ſchon das ſüßeſte Vergnügen. Die chriſtliche Sparſamkeit verlangt für ſich überhaupts nicht mehr, als ſie zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe nöthig hat; was ſie mehr erübrigt, verwendet ſie auf die Erziehung unmündiger Kinder, auf die Erquickung gebrechlicher Eltern, auf die Labung der Kranken, auf die Unterſtützung der Armen, mit einem Worte auf Linderung fremder Noth.

11) Von der Häuslichkeit insbesonders.

Wie bereits oben erwähnt, werden im gemeinen Leben Häuslichkeit und Sparsamkeit oft für gleichbedeutend genommen; doch sind in der Wirklichkeit beide, wenn auch miteinander verwandt, nichts desto weniger wohl von einander unterschieden. Häuslich ist zunächst, wie es im Worte selbst liegt, wer die Stille des Hauses liebt, sich von dem Getümmel der Welt und dem Markt des irdischen Treibens in den Frieden seiner vier Wände zurückzieht. Die Tugend der Häuslichkeit fällt in diesem Sinne mit der Tugend der Zurückgezogenheit zusammen. Der Freund der Zurückgezogenheit, der seine Freude im Still-Leben findet, und die tiefe Wahrheit des römischen Spruches kennt: Bene vixit, qui bene latuit, — erspart sich nicht nur manchen Verdruß und Aerger, sondern auch manche Ausgabe. Der Freund des Weltlebens, dem das Gewühl der Gesellschaft Bedürfniß geworden ist, der um jeden Preis Alles mitmachen zu müssen glaubt, kann keinen Heller erübrigen für die Armen, ja es reichen die Mittel ohnehin nicht für seine vermeintlichen Bedürfnisse. Die Folge ist, daß er selbst immer ärmer wird. Der Freund des Weltlebens ist überhaupts verschwenderisch, und doch auch zugleich hartherzig, wenn es sich darum handelt, fremde Noth zu lindern; der Freund der Häuslichkeit aber ist sparsam und mildthätig gegen Nothleidende. Und Sparsamkeit ist diejenige Seite, von welcher die Sprache des Volkes die Tugend der Häuslichkeit vorzugsweise in's Auge faßt. Daher ist häuslich, oder genauer gesagt haushälterisch, in der Volkssprache derjenige, welcher seine Mittel zusammenhält und sein Hauswesen in gutem Zustande erhält. Schon daraus erhellet, daß die Häuslichkeit die Mutter vieler Tugenden ist. Um Einiges hievon besonders hervorzuheben, sagen wir: *)

1) Die Häuslichkeit ist eine Schutzmauer gegen die Angriffe des bösen Feindes und ein Schild gegen die

---

*) Wir scheinen uns zwar hier von dem Thema, in so ferne Häuslichkeit mit Sparsamkeit von gleicher Bedeutung ist, zu entfernen, bleiben aber in der That doch bei demselben, da die Häuslichkeit in dieser Auffassung die Grundlage der Sparsamkeit ist.

Verſuchungen. — Draußen geht der brüllende Löwe herum, der da ſucht, welchen er verſchlingen kann. Der Markt der Welt, die Tanzſäle, Schauſpielhäuſer, Wirthsſtuben ſind die Tummelplätze des böſen Feindes; innerhalb der vier Wände deiner Kammer aber biſt du geſichert vor ihm. In dieſes Heiligthum dringt er ſeltener ein. Wo die Tugend der Häuslichkeit zu Hauſe iſt, da ſorgt der Vater des Hauſes vor Allem dafür, daß dem Teufel der Weg zum Herzen eines jeden einzelnen Gliedes abgeſchnitten werde. Er erzieht ſeine Kinder im Tempel, wie Samuel erzogen wurde, d. h. in der Furcht des Herrn, und hält ſie vor jeder Berührung mit der Welt ferne. Von der Wiege an im Hauſe gehalten und von der Welt abgeſperrt, ſchweifen die Kinder des Hauſes auch mit ihren Gedanken nicht über die Grenzen des häuslichen Lebens hinaus, und miſchen ſich nicht in Dinge, von denen ſie nicht berührt werden; ſie ſehen nichts, ſie hören nichts, woran ſie Aergerniß nehmen könnten; ſie kehren ihre Blicke mehr nach Innen, nicht nach Außen; ſie leben förmlich verborgen in Chriſtus. Da findet der böſe Feind wenig Gelegenheit, einen Angriff auf ihre Seele zu machen. Jeſus Chriſtus ſelbſt iſt uns ein Beiſpiel, wie hoch die Häuslichkeit zu achten ſei. Dreißig Jahre lang lebte er ſtille und zurückgezogen im Hauſe ſeiner Eltern, und nur einmal in dieſem langen Zeitraume verläßt er die Schwelle desſelben und tritt in das öffentliche Leben hinaus, aber die Tugend der Häuslichkeit geht mit ihm. Er reiſet mit ſeinen Eltern auf das Oſterfeſt nach Jeruſalem, um Gott in ſeinem Heiligthum anzubeten. Ueber dieſem Gedanken, Gott, ſeinen himmliſchen Vater, anzubeten, vergaß er alle Herrlichkeiten der Stadt Jeruſalem, ja ſelbſt ſeine Eltern, und brachte drei Tage im Tempel zu. Von dieſer Zeit an verfloß das Leben des göttlichen Erlöſers bis in ſein dreißigſtes Jahr wieder in ſtiller Abgeſchiedenheit zwiſchen den Mauern ſeines elterlichen Hauſes, ſo daß die heilige Geſchichte dieſen langen Zeitraum des Lebens Jeſu ſtillſchweigend übergeht. Durch dieſe lange, ununterbrochene Häuslichkeit mit allen Waffen gegen die Angriffe des böſen Feindes ausgerüſtet, trat endlich der Erlöſer hinaus auf den Kampfplatz der Welt, und kaum war er auf demſelben erſchienen, und hatte die ſichern Mauern ſeines väterlichen Hauſes verlaſſen, ſo trat, ſelbſt in der Wüſte, der Verſucher

zu ihm. Lernen wir aus diesem Allen, daß wir vor den Anfechtungen der Hölle nirgends sicherer sind, als innerhalb der stillen Mauern unsers Hauses. Darum, mein Christ, willst du vor dem Versucher bewahrt bleiben, so halte dich verborgen, gehe in deine Kammer, und schließ die Thüre hinter dir zu. Wenn du aber auch ausgehest, so vergiß nicht, dein Haus mit dir zu nehmen, d. h. deinen häuslichen Sinn, deine Liebe zur Abgeschlossenheit, und schicke deine Seele von Zeit zu Zeit nach Hause in den stillen Kreis deiner Familie und vergegenwärtige dir das stille Leben in diesem Kreise, daß du dich zu Nichts verleiten lassest, was du nach der Rückkehr in dein häusliches Leben bereuen müßtest.

2) Die Häuslichkeit wirkt in reichem Maße Frieden und Freude. — Nirgends befindet man sich besser, als im Schooße seiner Familie. Von dieser Wahrheit haben sich gewiß schon Viele überzeugt; denn wo finden wir mehr Zufriedenheit, draußen auf dem Markte des Verkehrs, im Gewühl der Gesellschaft, im Wirbel der Sinnlichkeit, im Taumel der Zerstreuungen, oder drinnen in den vier Wänden unsers Hauses, im stillen Kreise der Unserigen, in ruhiger Sammlung unsers Gemüthes? Wir haben vielleicht schon manche Stunde vergnügt außer dem Hause zugebracht, und laben uns noch an der Erinnerung an dieselbe. Aber seien wir aufrichtig, auf eine vergnügte Stunde außerhalb des häuslichen Kreises kommen zehn mißvergnügte, und in den meisten Fällen sagen wir, nach Hause zurückgekehrt: O wäre ich doch lieber zu Hause geblieben, ich hätte mir diese oder jene Unannehmlichkeit erspart, diesen oder jenen Verdruß nicht gehabt. Gewiß, ausgegangen zu sein, hat uns schon oftmals gereut, zu Hause geblieben zu sein aber fast nie. Wenn wir uns auch einen Genuß außer dem Hause versprechen, so erwartet uns im Hause selbst doch noch ein weit vortrefflicherer. Die Welt ist mit all ihren Schätzen zu arm, um uns zu ersetzen, was uns das Haus bietet; das Haus aber, wenn wir einmal seine verborgenen Tiefen kennen gelernt, öffnet uns eine unerschöpfliche Quelle von süßen Genüßen. Die Welt ist prahlerisch, lügenhaft und trüglich; sie verspricht Alles, und hält Nichts; sie bietet dir Gold an, während du es aber nimmst, verwandelt es sich in Koth und Gift. Wie ganz anders das stille und bescheidene Haus. Es lügt nicht, es betrügt nicht;

es verspricht wenig, hält aber viel, und macht seine Liebhaber glücklich. Versuch es einmal, lebe dich ganz aus der Welt hinaus und in das Haus hinein; schlag dir die Welt aus dem Sinne, und lebe bloß dir und den Deinigen: wie glücklich wirst du dich machen. In deinem Hause bist du sicher vor den Blicken des Lauerers, vor dem Gifte des Verleumders; in deinem Hause kannst du ungestört dein Heil wirken und deinem Gott dienen. Darum versuch es einmal, gib dich in die Gefangenschaft deines Hauses, und du wirst Ruhe finden für deine Seele und einen Frieden haben, welchen die Welt nicht geben kann, den Frieden Gottes, der allen Begriff übersteigt.

3) Die Häuslichkeit ist eine reiche Quelle des Segens für Zeit und Ewigkeit. — Wenn ein Starker seinen Hof bewacht, lesen wir in der heiligen Schrift, so ist Alles sicher, was er hat. Dieses heißt, auf das Leben des Christen angewendet, nichts Anderes, als: Wenn man in Gott seinen Hof bewacht, so ist Alles sicher, was man hat; ja, man bleibt nicht nur im sichern Besitze dessen, was man hat, sondern die Habe wächst mit jedem Tage. Der Heiland selbst sagt: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch Alles beigelegt werden. Matth. 6, 33. Und sehet im Kreise euerer Bekannten umher, so werdet ihr euch von dieser Wahrheit allenthalben überzeugen. Die Gottseligkeit, lesen wir, ist zu Allem nütze, sie hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. 1. Timoth. 4, 8. Dazu aber führt namentlich die Häuslichkeit. So heißt es auch von Job: Er war gerecht und fürchtete Gott, ... und er war groß (reich) unter allen Morgenländern. Job 1, 3. Glücklich im Schooße seiner Familie führte Job ein stilles, häusliches Leben in der Furcht Gottes. Darum segnete ihn der Herr mit allen Gütern der Erde. Und so ist es noch heutigen Tages. Wer heimisch ist in seiner Hütte und in Einfalt des Herzens dem Herrn dient, bei dem ist Gott, und seine zeitliche Habe mehrt sich. Wie könnte es auch anders sein. Messet die Frage nur nach dem Maßstabe der Vernunft. Wer ferne von den Zerstreuungen der Welt, ferne von dem Getümmel der Leidenschaften in Gott sich sammelt und unter dem Schutze seiner vier Wände lebt, und so immer in seinem Hause und bei den Angelegenheiten seines Hauses ist, sieht auch immer

und überall wie es in seinem Hause steht; sieht, wo etwas fehlt, und befindet sich stets in der Stimmung und Lage, überall, wo etwas fehlt, sogleich Abhilfe zu leisten. Wie sollte ihm dieses nicht goldene Früchte bringen? Selbst ist der Mann, sagt das Sprüchwort, und dieses bewährt sich auch an ihm. Er thut Alles selbst, und was er nicht selbst thun kann, läßt er unter seiner Aufsicht von Andern thun. Das Gesinde, welches sich beaufsichtet weiß, ist nicht mehr müßig; die Kinder, welche den Vater in der Nähe haben, erlauben sich keinen Muthwillen; Alles ist im Hause geordnet und geht seinen regelmäßigen Gang. Die Folge ist, daß hier auch mit Erfolg gearbeitet wird, und das zeitliche Gut sich mehrt.

Ist die Tugend der Häuslichkeit schon eine Quelle des Segens für die Zeit, so noch mehr für die Ewigkeit. Denn von Solchen läßt sich sagen, daß ihr Leben in Christus verborgen ist; sie werden daher auch, wenn Christus einmal erscheinen wird, mit ihm in der Herrlichkeit erscheinen. Coloss. 3, 3. 4. Gott ist heimlich in ihrer Hütte, und der Allmächtige ist bei ihnen. Durch den Wall, welchen der Herr unsichtbarer Weise um ihr Haus herum aufrichtet, vor den Angriffen des Teufels und der Welt gesichert, erfahren sie stets das Walten und Wirken des heiligen Geistes. Dadurch nehmen sie alle Tage zu in der Erkenntniß und Gottesfurcht, bis sie in Christus zum vollkommenen Manne reifen. Davon legt uns das Leben der Heiligen, die sich oft ganz aus der Welt zurückzogen, unwidersprechliches Zeugniß ab. O wie viel Herrliches und Großes im Reiche Gottes hat die Liebe zur stillen Häuslichkeit und Zurückgezogenheit schon geschaffen! Darum, willst du deine Seele retten, willst du den Versucher ferne halten, oder wenn er sich nähert, ihn sicher überwinden; so ziehe dich von dem Markte des Lebens zurück und liebe es, in der häuslichen Verborgenheit deine Tage hinzubringen. Cf. Maßl's christliche Tugendschule B. 5. — Vergl. auch oben den Artikel „Einsamkeit" B. 5. S. 407 u. flgde.

12) Von der Kargheit und ihrem Verhältniß zur Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist sehr verschieden von der Kargheit. Die letztere ist zwar noch nicht der Geiz; aber sie streift oft sehr nahe

daran hin, und führt ſicherlich zum Geize, wenn man ihr nicht widerſteht und ſie auf die chriſtliche Sparſamkeit zurückführt.

In dem Auge des Chriſten haben die Güter dieſer Erde nur in ſo ferne einen Werth, als man ſie gebraucht. Daher erſtreckt ſich ſeine Sorge für dieſelben auch nur auf das Maß des Bedürfniſſes. Wenn er hat, was er gebraucht, ſo iſt er zufrieden, eingedenk der Mahnung des Apoſtels: Wenn wir Speiſe und Trank und Kleidung haben, ſo laßt uns damit zufrieden ſein.

Aber freilich: Was iſt wohl Nothdurft, was Ueberfluß? Das iſt die ſtreitige Frage, und der Vorwand, womit auch der Geizhals ſich noch zu rechtfertigen ſucht. Da heißt es: Ich weiß nicht, welche Zeiten kommen, und was mir und den Meinigen Alles bevorſteht; man kann nicht vorſichtig genug ſein; beim Geld iſt gut ſein u. ſ. w. — Es iſt allerdings wahr, daß man ſo genau nicht beſtimmen kann, was Nothdurft und Ueberfluß ſei; denn der Eine bedarf mehr, der Andere weniger, je nach der Größe der Familie oder nach Beſchaffenheit der äußeren Verhältniſſe. Man kann alſo hier keine allgemeine Regel feſtſetzen, und noch weniger eine gewiſſe Summe beſtimmen, die der Chriſt ſich erwerben und für die Zukunft aufbewahren darf. Allein da ein Jeder ſelbſt ſeine Bedürfniſſe am beßten kennt, ſo kann er, wenn er anders gewiſſenhaft iſt, auch ſelbſt am ſicherſten die rechte Grenze beſtimmen, um das Maß zwiſchen Sparſamkeit und Geiz einzuhalten. Wer ſo viel ſich zu erwerben trachtet, als er für ſich und die Seinigen nöthig hat, und ſo viel zurückzulegen bemüht iſt, als er in einem möglichen Nothfalle oder zur Erziehung und Verſorgung ſeiner Kinder brauchen dürfte, iſt chriſtlich ſparſam. Wenn aber dieſem Bedürfniß bereits hinlänglich genügt iſt, und doch noch immer in einem übergroßen Maße das Streben nach irdiſchen Gütern vorhanden iſt, ſo iſt die Sparſamkeit bereits in Geiz und Habſucht ausgeartet. Wenn ferner trotz der vorhandenen Mittel dem augenſcheinlichen Bedürfniſſe nicht in hinreichendem Maße genügt wird, und man, um einer Ausgabe, und iſt dieſe auch noch ſo gering, zu entgehen, ſich wehrt und ſträubt, ſo iſt dieſes im mindeſten Grade unentſchuldbare Kargheit. So gibt es Familien, wo, ungeachtet die Mittel hinreichend vorhanden ſind, es oft bis zum völligen Kriege kömmt, und der Hausvater zuletzt völlig überliſtet werden muß, bis er ſich herbei-

läßt, in die Küche das nöthige Geräth oder für ein Kind dieses oder jenes Bedürfniß anzuschaffen. Wieder gibt es Häuser, wo die abscheuliche Gewohnheit besteht, einem Jeden, der mit einer solchen Familie etwas zu thun hat, oder wie immer mit ihr in geschäftlichen Verkehr kömmt, etwas abzuzwacken. Da wird mit den Handwerksleuten um eines Kreuzers willen oft eine Stunde lang herumgestritten und zuletzt kömmt es zum Abstrich; die Dienstboten müssen aus verschiedenen Ursachen einen Theil ihres Lohnes, und ist er noch so gering, zurücklassen, meistens als Gegenrechnung für zerbrochene Geschirre oder sonst vorgeblich angerichteten Schaden. Ja, sie glauben schon Gott weiß welchen Gewinn zu machen, wenn sie ihnen nur an der Kost ein oder das andere abbrechen oder ein und das andere Stück Brod entziehen können. Dieses ist keine Sparsamkeit, sondern Filzigkeit und Kargheit, die verächtlich macht.

13) Schändlichkeit der Verschwendung.

Die Verschwendung ist ein abscheuliches Laster. Sobald der Verschwender Geld hat, gleicht er einem Hunde, der von der Kette gelassen ist; er findet weder Ruhe noch Rast, bis er Alles verschleudert hat. Das Geld brennt in seinen Händen wie Feuer; er wirft es von sich, wie man glühendes Eisen hinwegwirft, und nachdem er es hinweggeworfen hat, brennt es auf seiner Seele, wie geschmolzenes Blei. Dem Verschwender ist kein Vermögen zu groß: er bringt Alles durch, oder wie das Volk zu sagen pflegt: Er jagt Alles durch. Er streut immer mit vollen Händen aus, und wenn er nichts Eigenes mehr hat, greift er nach Fremden. Er beraubt Wittwen und Waisen, um seinem Hange zur Verschwendung sich hingeben zu können. Er stürzt sich und die Seinigen, nachdem er in Hülle und Fülle gelebt, und alle Tage herrliche Mahlzeiten gehalten, in das tiefste Elend, und nimmt häufig zuletzt zum Selbstmorde seine Zuflucht; selten erwacht er aus seinem Taumel und bekehrt sich. Wenn ihn auch die Noth manchmal auf einen Augenblick zu sich bringt, sobald er wieder ein Silberstück zwischen seinen Fingern hat, beginnt das alte Leben, und er spricht zu seiner Seele: Iß, trink und laß es dir wohl sein. Luk. 12, 19.; aber während er ißt und trinkt, wird sein Herr kommen an einem Tage, wo er es nicht erwartet, und zu einer Stunde, da er es

nicht meint, und ihn dahin rufen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird.

14) Ist die Verschwendung für alle Stände ein schändliches Laster, so ist doch ihre Schändlichkeit noch um so größer, wenn sie sich im Familienstande vorfindet.

Ein jeder Mensch ist schuldig, mit seinem zeitlichen Vermögen so hauszuhalten, daß er sich ordentlich fortbringt, und nicht in die Lage kömmt, Andern lästig zu fallen. Wer diese Pflicht vernachlässiget und durch allzu großen Aufwand sein Vermögen vergeudet, sündiget nicht bloß gegen Gott, sondern handelt auch ungerecht gegen die bürgerliche Gesellschaft, welcher er seiner Zeit zur Last fällt.

Wenn aber das Laster der Verschwendung für jeden Menschen schändlich ist, so am meisten für Eheleute, die sich zu einer gemeinschaftlichen Haushaltung auf ihre Lebenszeit verbunden haben, und nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Angehörigen zu sorgen die Pflicht haben. Die Verschwendung muß für sie ein um so größerer Frevel sein, weil sie dadurch nicht bloß sich selbst, sondern auch ihren Familien großen Schaden zufügen, und dadurch auch an Andern sich schwer versündigen. Denn setzen wir den Fall, daß von zwei Eheleuten nur der eine Theil dem Laster der Verschwendung ergeben sei, so liegt auf der Hand, daß sich dieser Theil gegen den andern einer großen Ungerechtigkeit schuldig macht. Denn christliche Eheleute sind schuldig, die Lasten der Haushaltung gemeinschaftlich zu tragen und sich nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte redlich in dieselben zu theilen; ein Jedes ist verpflichtet, dem Andern beizustehen, und das Wohl desselben sich angelegen sein zu lassen, wie sein eigenes. Daher darf auch keines mit dem gemeinschaftlichen Vermögen nach Willkür umgehen, als ob es ihm allein gehörte; keines darf durch Verschwendung etwas davon entziehen. Oder soll es nicht ungerecht sein, wenn z. B. du, Hausvater, willkürlich für dich allein braucheſt und verschwendeſt, was deiner Gattin eben so gut, als dir gehört? Die gute Hausmutter erfüllt ihre Pflicht so eifrig; sie ist früh und spät an ihrer Arbeit; und du, Gatte, der du mit dem guten Beispiele vorangehen sollst, versäumst deine Geschäfte und bringst die Zeit im Müssiggange hin. Deine Gattin bleibt fast immer zu Hause, und

ist an das Joch der Geschäfte gespannt, sie scheut keine Mühe und keine Anstrengung, die Haushaltung zu verbessern; du aber sitzest inzwischen in der Schenke bei deinen Saufbrüdern, oder am Spieltische, oder liegst gar in den Armen der Wollust und verschwendest in einer Stunde mehr, als jene in vielen Tagen erwerben kann. Die Gattin härmt sich ab; du aber bist gleichgiltig, ja machst dich vielleicht sogar lustig darüber. Ist das nicht große Ungerechtigkeit? — Aber eben so verhält es sich im umgekehrten Fall, nämlich, wenn du, Hausfrau, das gemeinschaftliche Vermögen durch allzu großen Aufwand verschwendest; wenn du den sauern Schweiß deines Gatten durch Naschereien verzehrst oder durch übertriebene Kleiderpracht durchbringst; wenn du durch was immer für eitle und unnütze Ausgaben dem Hauswesen Schaden zufügst; wenn du dem Gatten, statt durch Zärtlichkeit die Mühen ihm zu versüßen, vielmehr durch unbändige Geldforderungen das Leben verbitterst. Glaube es, Gattin, durch eine solche Handlungsweise begehst du schweres Unrecht.

Nicht minder groß ist die Ungerechtigkeit, wenn beide Eheleute der Verschwendung sich schuldig machen. Unter denen, deren Rechte ihr verletzt, nehmen euere Kinder die erste Stelle ein. Diese haben vor Allen Anspruch auf euere zeitlichen Güter. Ich will nicht sagen, daß es euere Pflicht ist, für dieselben große Schätze anzusammeln; denn das Geld allein macht nicht glücklich. Aber ihnen eine gute Erziehung zu geben und sie in irgend einem Fache unterrichten zu lassen, wodurch sie einstens ihr Fortkommen finden: das ist euere unerläßliche Pflicht. Aber auch hiezu gehören Mittel, und verschwenderische Eheleute berauben sich derselben, um dieser Pflicht zu genügen. Es ist aber auch höchst wünschenswerth, daß die Eltern nach ihrem Stande einiges Vermögen den Kindern hinterlassen. Dadurch erleichtern sie denselben ihr Fortkommen, insbesonders in unsern Zeiten, wo zu Allem Geld nöthig ist, und mehr als sonst das Sprüchwort sich bewahrheitet: Geld regiert die Welt. Wie wollt ihr aber den Kindern zur Zeit ihrer Versorgung etwas übergeben, wenn ihr verschwenderisch lebet und dadurch euch mittellos gemacht habt? Umgekehrt erschwert ihr nicht selten die Ansässigmachung euerer Kinder nicht bloß dadurch, daß ihr ihnen zur leichtern Erreichung ihres Zieles Nichts geben könnet,

ſondern auch noch durch den ſchlechten Ruf, in welchem ihr ſteht. Denn weil ihr als Verſchwender bekannt ſeid, ſchenkt man auch euern Kindern wenig Vertrauen, und mag ſich Niemand von gutem Rufe mit denſelben verbinden. Und wenn man auch euerm Sohne das beßte Zeugniß gibt, ſo wird auch dadurch ſeine Lage wenig verbeſſert; denn es heißt: Der Junge wäre wohl recht, aber der Alte iſt zu fürchten. Sehet die traurigen Folgen euerer Verſchwendung an eueren Kindern! Iſt es ein Wunder, wenn dieſe auf ihre Eltern erbost werden, und ſie dieſelben, ſtatt zu lieben, haſſen, und zuletzt noch ihrem Andenken fluchen?

Artikel CXXXVII.

Spiel.

1) Vorerinnerung.

Wohl haben wir schon oben beim Artikel „Freude" B. 7. S. 56—63 von der Spielwuth gesprochen; wir glauben aber diesen wichtigen Gegenstand noch eigens in ausführlicher Erörterung uns vorführen, und daher in einem gesonderten Artikel davon handeln zu sollen.

2) Ob der Spieler wirklich ein schönes Leben hat?

Scheint es vielleicht ein schönes Leben zu sein, so ganz nach seinem Gefallen zu thun und der Gattin zum Aerger, welche weint und klagt; dem Seelsorger zum Trotz, welcher warnt und zurechtweist; der Kirche zur Betrübniß, welche seufzet und betet, — ganze Nächte und Tage hindurch beim Spiele zu sitzen, und die Karten oder Würfel unaufhörlich in Händen zu halten? — Gerade das Gegentheil. Aber selbst, wenn es der Fall sein würde und dieses Leben angenehm wäre: wie lange dauert es denn? Die Cikade fliegt zur Sommerszeit von Ast zu Ast, und läßt nicht bloß bei Tag, sondern auch bei Nacht voll Fröhlichkeit ihre Stimme hören, während unterdessen die Ameise arbeitet und sich Lebensunterhalt sammelt. Scheint euch nicht das Loos der Cikade ein glückliches zu sein? Aber der Sommer währt nur kurze Zeit. Die Sonne wendet sich, die Tage werden kürzer, die Witterung wird kälter. Während nun die Ameise ihre Vorrathskammer voll von Lebens-

mitteln hat und für den Winter versorgt ist, fällt die Cikade, vom Hunger aufgerieben und von Frost erstarrt, todt von dem Baume gleich den verdorrten Blättern. Tretet ihr in das Haus eines leidenschaftlichen Spielers, so seht ihr vielleicht ein armes Weib, das der Kummer tief niederbeugt, und das Tag und Nacht thätig sein muß, um den Ihrigen die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, während der gottvergessene Mann mit den Karten in der Hand im Wirthshause von Tisch zu Tisch eilet, und um so lauter lacht, je reichlicher seine Gattin weint. Aber der Sommer der Lust dauert nur kurze Frist. Beide werden aus dieser Zeitlichkeit hinweggenommen. Die gewissenhafte Gattin, die hienieden weinte und trauerte, wird jenseits reichlich getröstet; sie gehet ein in die Freude ihres Herrn. Der ruchlose Gatte aber, der seine Zeit vertändelte, erhält die Strafe seines sündhaften Lebens. O würde ihm jetzt nur Eine Stunde von den unzählbaren, welche er am Spieltische vergeudete, zurückgegeben; wie dankbar würde er sein; wie gewissenhaft würde er sie zu seinem Heile benützen! Aber umsonst; die Sonne der Gnade ist für ihn untergegangen, und wird ihm niemals mehr erglänzen.

Um indeß die verdiente Strafe zu leiden für die verlorne Zeit, welche die Spieler so leichtsinnig vergeuden, brauchen sie nicht bis zum künftigen Leben zu warten; nur zu oft fangen sie bereits hienieden das Loos zu fühlen an, in welches sie durch ihre sündhafte Gewohnheit gerathen. Die Spieler gerathen gewöhnlich in Armuth, und je theuerer Einer spielt, desto schneller wird er mit seiner Habe fertig. Nun ist die freiwillige Armuth eine herrliche Tugend, welche für jenseits die tröstlichsten Verheißungen hat, aber nicht so die gezwungene, in welche der Spieler geräth. Sie ist für ihn eine grausame Qual, welche macht, daß der Elende alle Tage voll Wuth das elende Loos verflucht, welches ihm zu Theil geworden ist. Und doch wollen eben die Spieler, statt ihren verwerflichen Hang zu bewältigen, sich häufig lieber einer jeden, auch der schmerzlichsten Noth preisgeben, die von ihnen doch zugleich so sehr gehaßt und verabscheut wird. Sie verkaufen daher allmälig alle ihre Besitzthümer, und oft um einen Spottpreis, um nur Geld zum Spielen zu erlangen. Ja, sie unterwerfen sich oft, ungeachtet sie Feinde aller Abtödtung sind, den größten Entbehrungen, um nur

Geld zum Spielen zu haben. Mancher leidet lieber Hunger, als daß er einen Kreuzer von seinem Spielgelde hinwegnehme, um sich Brod zu kaufen. Ich kann euch noch etwas Aergeres erzählen. Ein Spieler, der bereits Alles im Spiele verloren hatte, besaß sehr schöne Zähne, die wie Elfenbein glänzten. Er setzte nun alle seine Zähne als Spielpreis ein, und da er einen nach dem andern verlor, so ließ er sich dieselben, am Ende eines jeden Spieles den verlornen Zahn, auch herausreißen, und verlor so alle seine Zähne. Ihr sagt, das ist nicht wahr, so handelt Niemand. Nun, ich nenne euch meinen Gewährsmann; diese Geschichte erzählt der heilige Bernardin. Habt ihr aber schon einmal gehört, daß die Heiligen lügen?

Ist es also nicht wahr, daß das Leben des Spielers schon hienieden unglücklich ist? Hat er nicht schon auf dieser Welt eine Art Hölle? Getraut sich daher noch einer zu behaupten, daß der Spieler ein schönes Leben hat? — Die Spieler werden von Zorn, Neid, Verzweiflung, von Wuth und Schrecken gepeiniget; nach Außen aber finden sie Niemanden, der Mitleid mit ihnen hätte, sie werden vielmehr um ihrer sinnlichen Leidenschaft willen von Andern verachtet, und zuletzt werden sie gegen sich selbst mit Haß und Ingrimm erfüllt, und verfluchen ihr elendes Dasein. Und dieses sollte ein schönes Leben sein? Ich zweifle sehr, ob Jemand unter euch nach den Schönheiten dieses Lebens ein Verlangen hat.

3) Der Spieler verliert immer.

Jeder leidenschaftliche Spieler spielt in der Absicht, um zu gewinnen; es findet aber gerade das Gegentheil statt, und man darf in Wahrheit sagen, daß ein jeder Spieler verliert, insbesonders gilt dieß von dem leidenschaftlichen Spieler. Es kann bei einem solchen gar nicht anders kommen; denn von seiner Leidenschaft getrieben, geht er ohne alle Besonnenheit zu Werke, und beobachtet oft kaum mehr die Regeln des Spieles, einem Verzweifelten ähnlich, der, wenn er sich mit seinem Gegner schlägt, nicht mehr auf sich selbst Acht hat, sondern in blinder Wuth, seinen Gegner zu Boden zu werfen, sich nicht mehr um die eigene Person kümmert. Die gleiche Unbesonnenheit finden wir bei einem jeden Spieler, der bei seinen Verlusten in Wuth geräth; und darum

ist es kein Wunder, wenn diese immer größer werden in Folge der verzweifelten Wagnisse, wodurch er diese wieder zu ersetzen wähnt. Man sagt, das Glück läßt sich nicht zwingen. Dieses erfährt nur zu oft der Spieler. Je mehr er sich einen Gewinn erzwingen will, desto weniger erlangt er einen solchen, umgekehrt wird sein Verlust immer größer. Wie viel die Spieler verlieren, beweisen unter Andern die Aufschlüsse, welche der jüngste bayrische Landtag über das Lotto-Spiel gab. Nach den vorgelegten Rechnungen hat nämlich das Lotto im Jahre $18^{53}/_{54}$ einen Reinertrag von 2,166,601 fl., und im Jahre $18^{54}/_{55}$ einen solchen von 2,670,045 fl.; also bloß in zwei Jahren zusammen einen Reinertrag von 4,836,646 fl. abgeworfen. Diese Summe floß aus dem Säckel der Spieler, die alle gewinnen wollten. Hiezu kommt noch, daß dieselben Spieler von ihren Einlagen das zahlreiche Lotto-Personal bezahlen mußten. Die Provisionen der Lottokollekteure allein, also ausschließlich des übrigen Personals, haben im Jahre $18^{53}/_{54}$ die Summe von 448,085 fl. und im Jahre $18^{54}/_{55}$ die Summe von 404,989 fl. betragen. Daraus läßt sich der ungeheuere Verlust bemessen, welchen die Lotto-Spieler nur in den genannten beiden Jahren machten. Würden die Rechnungen unserer sogenannten Spielhöhlen vorgelegt, so wäre das Resultat vielleicht ein noch schauerlicheres.

Wenn aber selbst irgend Einer durch das Spiel, wie man zu sagen pflegt, sein Glück macht, so scheint er, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Fall eine Seltenheit ist, niemals für sich selbst, sondern nur für Andere zu gewinnen. Nur zu oft erfüllt sich bei einem Solchen das Sprüchwort: Wie gewonnen, so zerronnen. Denn wer so unverhofft zu einer ihm nicht gewöhnlichen Geldsumme gelangt, meint, das Geld könne ihm nun nicht mehr ausgehen, wenn er auch einen noch so großen Aufwand macht. Er überläßt sich der Schwelgerei, fröhnt allen Lüsten, gibt das Arbeiten völlig auf, spielt noch unsinniger, um, wie er meint, noch reicher zu werden. Die Folge von dem Allen ist, daß der, welcher durch das Spiel reich geworden ist, bald wieder so arm, wie zuvor ist.

Die Spieler verlieren aber noch mehr, als das Geld, sie verlieren zuletzt ihre Seele. Der leidenschaftliche Spieler befindet sich ja in augenscheinlicher Gefahr, ewig verloren zu gehen. Er

verschwendet seine Zeit, vergeudet sein Geld, und wird durch das Spiel, wie an seinem Orte auseinander gesetzt ist, in eine Menge von andern Sünden verwickelt. Wie groß ist daher für ihn nicht die Gefahr, seine Seele zu verlieren? Und was gibt es noch für einen größern Verlust, als dieser ist?

4) Der Spieler verliert die kostbare Zeit.

Es gibt für den Menschen nichts Kostbareres, als die Zeit ist. Wo wirst du mir den finden, sagt Seneka, der den Preis festsetzt für die Zeit, und der ihren Werth abzuschätzen vermöchte? Damit will der Weltweise sagen, die Zeit habe einen so großen Werth, daß Niemand im Stande ist, die Größe desselben zu bestimmen. Daher werden wir auch in der heiligen Schrift zum guten Gebrauche der Zeit ermuntert. Durch den Mund des Ekklesiastikus sagt der heilige Geist: Mein Sohn, bewahre die Zeit. Ekkli. 4, 23. Wie braucht aber der Spieler seine Zeit? Nur dazu wendet er sie an, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Fast eine jede Stunde, die er nicht im Spiele hinbringt, ist ihm zu lange. Der Tag reicht ihm nicht aus; auch den größern Theil der Nacht bringt er damit hin. Mit dem Spiele beschäftiget schläft er ein, vom Spiele träumt er während des Schlafes, und beim Erwachen ist sein erster Gedanke beim Spiele; er sucht daher auch, sobald als es geschehen kann, seine Spielgesellschaft wieder auf. Kaum an Feiertagen nimmt er sich so viel Zeit, nur der heiligen Messe beizuwohnen, viel weniger eine Predigt anzuhören, oder sonst eine Andacht mitzumachen. Verirrt er sich aber je einmal in eine Kirche, so mischt sich auch in sein Gebet das Spiel. Könnt ihr es glauben, und haltet ihr den Menschen eines solchen Frevels für fähig? Ich lernte einmal eine Landkirche kennen, wo einige verruchte Menschen während der sonntäglichen Predigten in einem Winkel der Kirche ein Kartenspiel trieben. Es läßt sich kaum glauben, wie sehr der leidenschaftliche Spieler immer wieder nach dem Spiele verlangt, und wie er hierin sich nie gesättiget fühlt. Gewinnt er, so will er immer spielen, weil er eben im Glücke ist; verliert er, so will er fortspielen, um seinen Verlust wieder hereinzubringen. Es wird auch von den Spielern selbst offen zugegeben, daß das Abbrechen des Spieles über ihre Macht hinausgeht. Daher bestimmen sich die Bes-

sern bei Beginn des Spieles selbst die Grenze, wann sie aufhören wollen, weil sie gar gut wissen, daß in der Leidenschaft oft eine Grenze nicht gefunden wird. So mordet der Spieler recht wahrhaft die kostbare Zeit, die ihm zu viel bessern Dingen gegeben ist, als zum Spielen; er verliert seine Zeit, den kostbarsten Schatz, welchen es hienieden gibt.

5) Durch das Spiel verlieren Viele das Himmelreich.

Der türkische Sultan Soliman stand einstens mit einem furchtbaren Heere im Herzen von Ungarn, und hatte bereits den grössern Theil des Landes erobert. Die Ungarn aber, statt die Waffen zu ergreifen und gegen den Feind der Christenheit zu ziehen, brachten der größern Mehrzahl nach ihre Zeit mit Vergnügungen hin. Sie spielten und tanzten und waren so voll von muthwilliger Freude, daß Soliman selbst voll Verwunderung den Ausspruch that, er habe noch nie gesehen, daß man ein Reich fröhlicher verloren habe, als es bei den Ungarn der Fall sei.

Dieses Schauspiel wiederholt sich bei den Christen gar oft. Der böse Feind steht gerüstet da; er ist schon im Besitze von einem großen Theile unsers Lebens, und ist unabläßig bemüht, auch den Rest desselben noch zu gewinnen. Was thun aber dabei die Christen? Statt zum Gebete ihre Zuflucht zu nehmen, statt in Bußwerken sich zu üben, statt durch häufigen Gebrauch der heiligen Sakramente ihre Kräfte zu vermehren, und so Alles zu thun, um den Versuchungen des Feindes ihrer Seele mit desto besserm Erfolge widerstehen zu können; — bringen sie ihre Zeit mit Unterhaltungen, mit Tand und Spiel hin. In der That: Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, daß ein irdisches Reich je fröhlicher verloren wurde, als von vielen Christen das Himmelreich verloren wird. Man kann in Wahrheit sagen: Viele Christen verlieren den Himmel im Spiele. Denn wie Viele gibt es nicht, die aus ihrem ganzen Leben oft nur ein einziges, langes Spiel machen, indem sie fast alle Tage ihres irdischen Daseins dieser Leidenschaft opfern, und so zu sagen spielend aus diesem Leben gehen. Es sind daher auch keineswegs die Vorfälle unerhört, daß Manche mitten im Spiele vom Tode überrascht werden. So war unlängst in öffentlichen Blättern zu lesen, daß ein Spieler in einer Gesellschaft sein

Kartenblatt mit den Worten ausspielte: Der letzte Trumpf! Er sprach's, und war eine Leiche, wobei er die übrigen Kartenblätter sowohl in der einen, als den ausgespielten Trumpf in der andern Hand krampfhaft festhielt. So erfüllt sich bei Manchen recht wahrhaft das Sprüchwort: Man stirbt, wie man lebt. Manche machen aus ihrem ganzen Leben oft nur ein langes Spiel, und nun geschieht es, daß sie auch spielend sterben.

6) Welch großes Unrecht der Spieler an seiner Familie begeht.

Es gibt für eine Familie kein größeres Unheil, als wenn es einen Spieler zum Haupte hat. Tretet in ein solches Haus ein, und ihr werdet euch überzeugen, daß es den Familiengliedern fast an Allem fehlet. Die Gattin entbehrt der bessern Kleider, die der Gatte oft um einen Spottpreis verkauft, um Geld zum Spielen zu erhalten; die Kinder wachsen auf ohne Erziehung, ja oft leidet die Familie selbst an den nöthigen Nahrungsmitteln Mangel. Welch eine Grausamkeit von Seite des Spielers, der lieber seine Angehörigen darben läßt, als daß er seine Leidenschaft beherrschen lernte! Cassiodor schreibt: Es gilt als Verrath, dem Heere zu entziehen, wovon es leben und womit es sich bewaffnen soll. Müssen nicht noch vielmehr jene Glieder Verräther an ihren Familien genannt werden, welche Alles verschleudern und verschwenden, so daß zuletzt die Ihrigen den fühlbarsten Mangel zu leiden haben? — Wie wird es sodann mit der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit einer solchen Familie beschaffen sein? Es ist hart, bemerkt Aristoteles, ehrbar zu handeln, wenn es selbst an dem Allernothwendigsten zum Leben gebricht. Zu welchen Thaten werden sich die herangewachsenen Töchter einer solch verkommenen Familie hergeben? Es ist wahr, daß die sinnliche Begierlichkeit schon an und für sich so zügellos dem Bösen zustrebt, daß es überflüssig scheint, auch die Noth noch darüber anzuklagen; aber dessen ungeachtet trägt sie nur zu oft das Ihrige hiezu bei. Und natürlich; denn wenn man mit einer ausgehungerten Stadt zu unterhandeln hat, so ist dieses ein sehr großer Vortheil. Aber wenn auch in einer solchen Familie die Ehrbarkeit noch bewahrt bliebe: wie sieht es mit dem Gehorsam aus? Ein Heer, dem es an Lebensmitteln fehlt, lehnt

ſich bald gegen die kriegeriſche Zucht auf; es merkt nicht mehr auf ſeine Vorgeſetzten; die Disciplin löst ſich; es will nicht mehr nach dem Geſetze, ſondern nach eigenem Gefallen leben. Dasſelbe findet ſich in einer ſolchen Familie. Iſt ſie von Hunger ſchwer gequält, ſo achtet ſie nicht mehr auf das väterliche Geheiß, kümmert ſich nicht um die Befehle der Mutter, zeigt keine Ehrfurcht gegen die Vorgeſetzten, und lebt ganz nach eigener Laune. Die Folge iſt, daß fortwährender Unfriede in einem ſolchen Hauſe herrſcht, und des Zankens und Streitens kein Ende iſt. Dazu rechnet das böſe Beiſpiel, welches leidenſchaftliche Spieler ihren eigenen Söhnen geben, indem ſie dieſelben frühzeitig dieſes Laſter lehren. Ich wundere mich nicht, ſagt Petrus von Blois, wenn ein junger Menſch laſterhaft iſt, deſſen Kindheit der Vater den Würfeln geweiht hat. Ja, nur zu oft leben die Laſter eines Spielers in den Söhnen fort.

So zeigt es ſich denn allenthalben, daß der leidenſchaftliche Spieler das Wohl ſeiner Familie untergräbt, dieſe oft in die äußerſte Noth und das größte Elend verſetzt, und ihren materiellen und moraliſchen Ruin herbeiführt.

7) Der Spieler nimmt oft zur Lüge und zum Betrug ſeine Zuflucht, und erlaubt ſich noch andere Ungerechtigkeiten.

Das Spielen iſt eine Jagd nach Geld. Wie man daher bei der Jagd, wenn man gute Beute machen will, Schlauheit, Liſt und Gewalt in Anwendung bringt, ſo findet dasſelbe beim Spiel ſtatt. Der leidenſchaftliche Spieler iſt voll Falſchheit, Argliſt und Betrügerei. Ariſtoteles nimmt keinen Anſtand, den Spieler mit Dieben in Geſellſchaft zu ſetzen, und zu ſagen: Der Spieler und der Dieb gehören zur Art des niedrigſten Erwerbes. Den Spielern iſt kein Mittel zu ſchlecht, um einen Gewinn zu erhaſchen. Lügen und Betrügen iſt ihnen recht wahrhaft zur Gewohnheit geworden. Sie ſtellen ſich oft, als verſtänden ſie das Spielen nicht, um einen einfältigen Menſchen in ihr Garn zu locken; ſie merken ſich die Karten durch verſchiedene Zeichen; ſie wiſſen die Karten geſchickt zu ihrem Beßten zuſammenzumiſchen; ſie geben ihrem Freunde gewiſſe Zeichen, aus welchen dieſer ihre Karten erkennt, und bedienen ſich anderer, geheimer Kunſtgriffe, um die Mitſpielenden zu

übervortheilen. Reichen aber Liſt und Trug nicht aus, um Gewinn zu machen, ſo kömmt es zu Beleidigungen und Rohheiten gegen die Mitſpieler; man geräth in Hader und Zank; man ſchmäht und ſchimpft ſich gegenſeitig, und zuletzt kömmt es ſelbſt zu Schlägereien und Verwundungen. Kann ſich aber das Unwetter im Spielzimmer ſelbſt nicht austoben, ſo entladet es ſich ſpäter zu Hauſe über die Frau, die Kinder und das Geſinde, welche alle oft auf die roheſte Weiſe mißhandelt werden.

8) Das Spiel bringt nicht ſelten die gräulichſten Gotteslästerungen mit ſich.

Es gibt kein Verbrechen, wodurch die Erde mehr der Hölle ähnlich wird, als die Gotteslästerung. Gerade dieſes Laſter iſt aber bei den Spielern eines der gewöhnlichſten. Nicht nur, daß ſie heilige Worte, die nur mit Scheu und Ehrfurcht der Mund ausſprechen ſoll, im Zorne auf das unehrerbietigſte nennen, geſchieht es gar häufig, daß ſie im Verluſte auch die gräulichſten Fluch- und Läſterworte ausſtoſſen. Da gibt es kaum ein Wort, ſo abſcheulich und läſterlich, deſſen ſie ſich nicht bedienten. Ja, ſie erſinnen ſich eigene Ausdrücke, womit ſie Gott läſtern und die Menſchen ärgern. So weit geht ihre Wuth oft, daß ſie den Worten noch Thaten hinzufügen, und an Bildern und Gemälden, welche den Gekreuzigten oder die Heiligen darſtellen, ſich vergreifen und dieſelben verſtümmeln oder völlig zerſtören. Die Wuth dieſer Elenden trifft zwar zunächſt den Stein oder das Holz; aber mit ihrer Geſinnung treffen ſie Gott und ſeine Heiligen. Haltet meine Worte für keine Uebertreibung; ſie ſind nicht aus der Luft gegriffen, ſondern beruhen auf Wirklichkeit. Der berühmte Kanzelredner Segneri erzählt in ſeiner Predigt über das Laſter des Spieles: Zu Rom verehrt man in der Kirche der „Mutter Gottes zum Frieden" ein Bildniß der ſeligſten Jungfrau, welches durch mehrere Steinwürfe, die es von einem wüthenden Spieler erhalten, getroffen wurde. Zu Mainz aber ging ein Spieler, nachdem er all ſein Vermögen verloren, voll Verzweiflung in eine Kirche, riß das Bild des Gekreuzigten vom Altare, und ſchlug es unter gräulichen Flüchen in Trümmer. — Sehet, zu welchen Gräueln und Gotteslästerungen der Spieler in ſeiner Wuth fortgeriſſen wird!

9) Das Spiel macht Viele zu Selbstmördern.

Nicht wenige sind die Unglücklichen, welche der Leidenschaft des Spieles als Opfer fallen. Wie oft lesen wir in öffentlichen Blättern: Dieser oder Jener hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Es war ein Vornehmer aus Rußland, aus England oder einem andern Lande. Was hat ihn zum Selbstmörder gemacht? Ach, in jenem Bade, an jenen grünen Tischen hat er sein Vermögen verloren, und in der Verzweiflung hierüber hat er sich das Leben geraubt. Diese Fälle sind nicht selten; fast in jedem Sommer kommen sie in jenen Bädern vor, die durch ihre grünen Tische eine solch traurige Berühmtheit erhalten haben. Aber auch an andern Orten verleitet oft das Spiel zum Selbstmorde. Ich möchte jene Opfer nicht zählen, welchen das Lotto Ursache zum Selbstmorde geworden ist. Wenn aber wirklich der Spieler nicht dahin sich verirrt, daß er an sich selbst Hand anlegt, so ist schon die Gemüthsbeschaffenheit, in welche er sich durch das Spiel versetzt, ein nagender Wurm an seiner Gesundheit; die beständige Aufgeregtheit, in welcher sich der leidenschaftliche Spieler befindet; die Angst und Sorge für den Ausgang seines Spieles; der Verdruß und der Zorn, wenn das Spiel unglücklich verlief; die steigende Wuth, wenn die Verluste sich erneuern, und trotz aller Anstrengung ihm das Glück den Rücken wendet: diese Leidenschaften sind wie ein geheimes Gift, die allmälig die Wurzel der Gesundheit abfressen, einen krankhaften Zustand herbeiführen und zuletzt dem Tode überliefern. Cf. B. 7. S. 58 u. s. w.

Stand, Standeswahl.

Sieh den Artikel „Beruf" B. 2. S. 403 u. flgde.

Standhaftigkeit.

Sieh den Artikel „Beharrlichkeit" B. 2. S. 168 u. flgde.

Artikel CXXXVIII.

Starkmuth.

(Muth, Tapferkeit.)

1) Worin die Tugend der Starkmuth, des Muthes oder der Tapferkeit besteht.

Die Starkmuth ist jene Tugend, kraft welcher wir die Mühseligkeiten des Lebens standhaft auf uns nehmen und mit ausdauerndem Muthe und beharrlicher Geduld ertragen. Die christliche Starkmuth handelt dabei nicht blindlings; sie ist sich dessen bewußt, was sie thut; denn sie handelt mit Ueberlegung. Man kann sie daher eine wohlüberlegte Aufsichnahme der Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens nennen. Eben deßwegen ist sie von Verwegenheit und Furcht gleichweit entfernt. Schon Aristoteles nennt die Starkmuth die Mitte zwischen Furcht und Verwegenheit. Und der heilige Augustin sagt: Die Starkmuth ist der königliche Weg, von welchem derjenige zur Rechten abweicht, der verwegen ist, und zur Linken derjenige, welcher furchtsam und voll Schrecken ist. Aber es ist dieses Alles noch nicht die christliche Tugend der Starkmuth, sondern bloß eine natürliche Eigenschaft, wie man sie auch bei den Ungläubigen findet. Großes zu thun und Beschwerliches zu tragen, war den alten Römern eine gewöhnliche Eigenschaft. Wer erinnert sich nicht an die Beispiele des Mucius Skävola, des Regulus u. s. w. Was unternehmen und wagen nicht auch unsere heutigen Freiheitsschwindler? Welchen Anstrengungen unterziehen sie sich nicht, welchen Gefahren setzen sie sich nicht aus zum Umsturz der bestehenden Ordnung! Aber ihre

Stärke, wenn sie von ihren Anhängern auch als noch so große Helden und ihr Tod als Martyrthum für die Freiheit gepriesen werden, ist dennoch keine Tugend, sondern vielmehr Tollkühnheit und Verwegenheit. Für ihre Wagnisse fehlt der sittlich gute Gegenstand; denn daß die Starkmuth eine Tugend sei, müssen die Beschwerden und Mühseligkeiten, die man auf sich nimmt, ein sittliches Gut zum Gegenstande haben, und muß die Starkmuth selbst in der Gnade sich bewegen und von derselben gestützt werden. Daher sagt der heilige Augustin: Wir haben empfangen die geistliche Stärke, durch welche die Gebrechlichkeit unserer Natur befestiget wird; doch ist uns diese Stärke mitgetheilt worden, daß sie uns in Anwendung der Vorsicht, nicht in der Verwegenheit schütze. Darnach ist die christliche Starkmuth jene Tugend, vermöge welcher wir, gestärkt durch die Gnade des heiligen Geistes, ungeachtet aller Hindernisse, Beschwernisse und Widerwärtigkeiten nach dem trachten, was wahrhaft gut und Gott wohlgefällig ist, und uns das Himmelreich erlangen läßt. Die Starkmuth gibt dem Christen eine gewisse Stärke, daß er zwar unerschrocken, aber nicht vermessen große Dinge um des Reiches Gottes willen zu unternehmen und sie mit Beharrlichkeit auszuführen sucht, obschon die Welt, das Fleisch und der Satan aus allen Kräften sich widersetzen. Die christliche Starkmuth ist in der einen Richtung die Tugend, um der Ehre Gottes willen und zu seinem eigenen und des Nächsten Seelenheil Beschwerliches zu unternehmen; in der andern Richtung aber erträgt sie um derselben Absicht willen alle Widerwärtigkeiten und Leiden mit ausdauernder Geduld und Standhaftigkeit.

Endlich sei noch bemerkt, daß das Wort Starkmuth hier in dem ausgedehnten Sinne zu nehmen sei, daß, wo von ihr die Rede ist, immer auch der Begriff Muth und Tapferkeit in christlicher Bedeutung eingeschlossen ist, es daher als überflüssig erscheint, von Muth und Tapferkeit noch besonders zu handeln.

2) Stellen der heiligen Schrift.

Sei stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist. 2. Timoth. 2, 1.

Seid stark im Herrn, und in der Macht seiner Kraft. Eph. 6, 10.

Stärket euch, und lasset euere Hände nicht sinken. Chron. 15, 7.

Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, laufen, und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt. Is. 40, 31.

Laß stark sein dein Herz, und hoffe auf den Herrn. Ps. 26, 14.

Mach dich auf, mach dich auf, und zeige Stärke. Ps. 52, 1.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Der wahrhaft Starkmüthige wagt weder etwas unbesonnener Weise, noch fürchtet er sich ohne Grund. Der heil. Augustin.

Wir haben empfangen die geistliche Stärke, durch welche die Gebrechlichkeit unserer Natur befestiget wird, doch so ist uns diese Stärke mitgetheilt worden, daß sie uns in Anwendung der Vorsicht, nicht in Verwegenheit schütze. Derselbe.

Alles, was Herkules überwunden hat, ist hinfällig und sterblich gewesen. Aber seine Leidenschaft besiegen, seinen Zorn bändigen, — das kann nur ein wahrer Held, und dieses hat jener (Herkules) weder gethan, noch thun können. . . . Der ist nicht für tapferer zu halten, der einen Löwen erlegt, als der seinen wüthenden Zorn, dieses in ihm eingeschlossene Ungeheuer, überwindet; nicht jener, der gefräßige Raubvögel vertilgt, als vielmehr der, welcher den unersättlichen Begierden Einhalt thut; nicht jener, der eine kriegerische Amazone, als vielmehr der, welcher die Wollust, diese Bekämpferin der Scham und des guten Namens, besiegt; nicht jener, der einen Stall reiniget, als vielmehr der, welcher die Laster aus seinem Herzen entfernt, die einen größern Schaden anrichten, weil sie einheimische und eigene Uebel sind. Daraus folgt, daß man nur den für einen Helden halten kann, der (durch die Starkmuth) enthaltsam, mäßig und gerecht ist. Laktant. Inst. divin. 1. 9.

Die Starkmuth ist eine große Tugend; denn sie hat den Schmuck der übrigen Tugenden zu schützen. Sie kämpft unversöhnlich gegen alle Laster und unterzieht sich unverdrossen allen Mühen. Der heil. Ambros. Offic. 1. 39.

4) Geschichtliches.

Die heilige Schrift enthält manche Beispiele der Starkmuth; als solche verdienen genannt zu werden: Der ägyptische Joseph, der

Greis Eleazar, die Machabäischen Brüder und insbesondere die Mutter derselben. Die heilige Schrift selbst sagt von ihr: Ueberaus ist die Mutter der Bewunderung und des Andenkens der Guten würdig, die ihre sieben Söhne umkommen sah an Einem Tage, und es starkmüthig ertrug um der Hoffnung willen, die sie auf Gott setzte. Einen jeden derselben ermunterte sie in der vaterländischen Sprache kraftvoll und voll der Weisheit, und fügte zu der weiblichen Gesinnung männlichen Muth. Insbesonders sprach sie, nachdem sechs ihrer Söhne vor ihren eigenen Augen auf das Grausamste hingerichtet waren, zu dem jüngsten derselben folgende männlichen Worte: Mein Sohn, erbarme dich meiner, die ich dich neun Monate unter dem Herzen getragen, drei Jahre gesäugt und genährt und bis zu diesem Alter erzogen habe. Ich bitte, Kind, aufzuschauen, und Himmel und Erde und Alles, was in ihnen ist, zu betrachten, und zu erkennen, daß Gott dieses und das menschliche Geschlecht aus Nichts gemacht. Darum fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern sei würdig deiner Brüder, und nimm, ihrer Leiden theilhaftig, den Tod an, damit ich dich in der Erbarmung, die wir erwarten, mit deinen Brüdern wieder finde. — Die mütterliche Ermahnung erreichte ihren Zweck; auch der jüngste Sohn ertrug starkmüthig den qualvollen Martertod. — Das ist bewunderungswürdige Starkmuth? Machab. Kap. 7.

Bekannt ist die Geschichte der vierzig Marthyrer. Schon waren neun und dreißig der Marter erlegen. Der heilige Meliton aber, der jüngste aus den vierzig Marthyrern, athmete noch. Da lief seine Mutter hinzu und ermahnte ihn nachdrücklich, nur eine kurze Zeit auszuharren. Da man indeß die Leiber der Uebrigen auf einen Wagen legte, um sie zum Scheiterhaufen zu fahren und dort zu verbrennen, ihren Sohn aber liegen ließ, weil er noch athmete, in der Hoffnung, ihn noch zum Abfall zu bewegen, nahm ihn die heilige Mutter auf ihre Schultern und folgte dem Wagen. Der Sohn war indeß in den Armen der Mutter verschieden; die Mutter aber warf den Leichnam in die Flammen, in welchen die übrigen heiligen Leiber verbrannten, damit er mit denen, mit welchen er gelitten, auch einginge zum Leben.

Der heilige Franz von Assis hatte in Folge einer Operation die größten Schmerzen zu leiden. Da erhob er sich von seinem

Lager und betete: Ich danke dir, o Herr, für die Schmerzen, die ich leide. Könnte ich nur noch tausendmal mehr leiden! Ich werde es mit Freuden annehmen, wenn du diesen elenden Körper ohne Schonung züchtigest, und mit deiner Gnade geduldig ausharren, wenn du mich auch zu Staub zermalmest.

Als man dem heiligen Ambrosius, Bischof von Mailand, mit Gewalt eine Kirche für die Arianer abnehmen wollte, gab er es auf keine Weise zu, sondern erwiderte auf die ihm gemachten Drohungen: Wollet ihr mich ergreifen? Ich werde mich euch übergeben. Wollet ihr mich in Banden legen, mich tödten? Ihr stillet dadurch nur mein Verlangen. Der kaiserliche Oberkämmerer Kalligonus sprach zu Ambrosius, um ihn einzuschüchtern: Darfst du den Kaiser verachten? Ich werde dir den Kopf abschlagen lassen. Ich wünsche, erwiderte Ambrosius, Gott möge dir erlauben, es zu thun, so werde ich erdulden, was schon viele Bischöfe erduldet haben, und du wirst thun, was Eunuchen schon oft gethan haben. — So blieb Ambrosius standhaft und lieferte die Kirche nicht aus. Sieh oben den Artikel „Beharrlichkeit" B. 2. S. 172—176.

5) Bilder und Gleichnisse.

Sieh den Artikel „Beharrlichkeit" B. 2. S. 176.

6) Womit sich die Tugend der christlichen Starkmuth beschäftiget.

Wie wir bereits angeführt haben, gehört es zur christlichen Starkmuth: Beschwerliches zu unternehmen und zu erdulden; damit ist gesagt, womit sich die christliche Starkmuth befaßt. Sie beschäftiget sich mit der Erringung der Tugend um jeden Preis, mit der Erlangung des Himmelreiches, wofür sie alle ihre Kräfte einsetzt, und wornach sie mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten ringt. Sie unternimmt also Beschwerliches im Streit gegen das Laster und im Ringen nach der Tugend; sie ist heldenmüthig im Kampfe gegen die Sünde; unermüdet und unverdrossen in der Arbeit für die Tugend. Die Starkmuth scheut keine Mühe und keine Anstrengung, wenn es sich um die Tugend handelt; denn der Gerechte ist unerschrocken wie ein Löwe. Sprüchw. 28, 1. Mit Paulus spricht sie: Ich kann Alles in dem, der mich stärkt Phil. 4, 13.,

und mit David sagt sie: Mit meinem Gott will ich über die Mauer springen. 2. König. 22, 30. Die Starkmuth läßt uns nicht stille stehen, sie schreitet immer fort, und führt uns von Tugend zu Tugend. Es lassen sich daher auf sie die Worte der Schrift anwenden: Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt. Is. 40, 31. Die Starkmuth verhilft uns zum größten und glänzendsten Siege, nämlich zur Selbstüberwindung. Man kann Andere besiegen, kann Städte erobern und große Heere in die Flucht schlagen; aber dennoch ein Knecht seiner Leidenschaften sein. Diesen viel größeren Sieg, die Ueberwindung seiner selbst, erkämpft man nur an der Hand der christlichen Starkmuth.

Die christliche Starkmuth unternimmt aber nicht bloß Beschwerliches, sondern sie duldet auch Beschwerliches; denn sie trägt die freiwilligen Leiden der Buße, und ist beharrlich darin; sie trägt die zufälligen Leiden der Natur, und ist heiter dabei; sie erträgt die aufgebürdeten Leiden der Verfolgung, und ist erfreut darüber. Wer gab den Büßern und Büßerinnen die Zuchtruthe der Buße in die Hand, die sie während ihres Lebens nicht mehr hinweglegten? Wer zog ihnen die rauhen Bußsäcke an, in welchen sie starben? Wer hieß selbst die Gerechten so strenge gegen ihren Leib verfahren, als wäre er der größte Verbrecher? Dieß that die christliche Starkmuth; denn sie erträgt das freiwillige Leiden der Buße, und ist beharrlich darin. Was macht uns in Leiden und Trübsal geduldig, daß wir nicht verzagen, wenn Unglück über Unglück auf uns hereinbricht? Was ruft uns zu: Harre des Herrn und handle männlich, laß stark sein dein Herz und hoffe auf den Herrn? Ps. 26, 14. Das thut wiederum die Starkmuth; denn sie trägt die Leiden der Natur, und ist heiter dabei. Und brechen Verfolgungen aus: was läßt den treuen Christen die Schmach der Ehre, die Beraubung der zeitlichen Güter dem Ueberflusse an denselben, Streiche und Marter und den qualvollsten Tod einem weichlichen Leben vorziehen? Abermals die Starkmuth. Dessen sind alle heiligen Martyrer Zeugen. Von den Aposteln heißt es, als sie mit Ruthen gestrichen wurden: Sie gingen mit Freuden von dem hohen Rathe hinweg, weil sie würdig geachtet worden für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Von den ersten Christen schreibt

der heilige Paulus: Ihr habt den Raub euerer Güter mit Freuden ertragen. Hebr. 10, 34. Dieß Alles wirkt die christliche Starkmuth; denn sie trägt die Leiden der Verfolgung, und freuet sich darüber. Cf. christliche Tugendschule v. Maßl. B. 2.

7) Eigenschaften oder Beschaffenheit der Starkmuth.

Der christlichen Starkmuth steht

a) Ueberlegung zur Seite. Mit Recht bemerkt Clemens von Alexandrien: Niemand kann starkmüthig sein, der ohne Ueberlegung handelt. Die christliche Starkmuth handelt mit Ueberlegung; sie ruft die Gefahren und Versuchungen nicht selbst hervor; sie stürzt sich nicht unsinniger Weise in Kämpfe. Es ist keine Starkmuth, sondern Verwegenheit, zu sagen: Ich weiß mich schon zu benehmen; auf mich macht dieses oder jenes keinen Eindruck; ich fürchte diese Versuchung nicht u. s. w. Schon der Heide Seneka sagt: Ich will keinen Kampf hervorrufen; wenn sich aber einer erhebt, so will ich dessen Beschwerde ertragen. Denn nicht die Beschwerde und das Harte ist wünschenswerth, sondern die Tugend, mit deren Erringung das Beschwerliche verbunden ist. — Auch die Kirchenväter wollen die Starkmuth mit Klugheit und Ueberlegung gepaart wissen. Daher sagt der heilige Ambrosius: In Allem soll man das Mögliche suchen, um nicht auf sich zu nehmen, was man nicht ausmachen kann. Daher will selbst der Herr, daß wir zur Zeit der Verfolgung von Stadt zu Stadt fliehen, damit man sich nicht durch Verlangen nach dem Ruhme eines Martyrers vermessen der Gefahr aussetze, welche das zu schwache Fleisch und die eingetretene Zaghaftigkeit nachher nicht ertragen. — Darum hüte sich ein Jeder, im Vertrauen auf seine Stärke sich unnöthiger Weise großen Kämpfen auszusetzen; Solche läßt der Herr in der Regel fallen, auf daß sie aller Welt zum Gespötte werden.

Die christliche Starkmuth muß

b) im Bunde sein mit allen übrigen Tugenden. Die Starkmuth ist zwar an und für sich schon eine Tugend; sie ist aber zugleich der Haltpunkt und die Stütze aller übrigen Tugenden. Diese müssen ihr also auch zur Seite stehen. Darum sagt schon Laktantius: Der ist wahrhaft starkmüthig, welcher zugleich mäßig, bescheiden und gerecht ist. Als daher Jemand gefragt wurde,

ob es ohne Starkmuth eine Gerechtigkeit gebe, antwortete er: In dieſer verſuchungsvollen Welt, wo jede Tugend nur mit Mühe errungen und mit Vorſicht bewahrt werden kann, nimmermehr. Die Starkmuth hätte keinen Wirkungskreis, wenn ihr nicht die übrigen Tugenden zur Seite ſtünden. Daher muß der Starkmüthige auch die übrigen Tugenden, wie Demuth, Geduld, Mäſſigkeit, Enthaltſamkeit u. ſ. w. in ſich vereinigen. Fehlt ihm Eine Tugend, ſo iſt er nicht mehr wahrhaft ſtarkmüthig, weil ſchwach in jener Tugend, die ihm mangelt.

Es iſt eine weitere Eigenſchaft der Starkmuth, daß ſie

c) alle Laſter bekämpft. Die Starkmuth, ſagt der heilige Ambroſius, verfolgt alle Laſter ohne Ausnahme bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel hinein. Der wahrhaft ſtarkmüthige Chriſt richtet alſo ſeinen Kampf gegen ein jedes Laſter, ſo daß keines bei ihm Eingang findet; er ringt unaufhörlich, daß die Sünde bei ihm nicht mehr herrſche; er bezwingt die Hoffart durch die Demuth, den Geiz durch Freigebigkeit, die Unkeuſchheit durch Abtödtung und Kreuzigung des Fleiſches, die Unmäßigkeit durch ſparſamen Genuß von Speis und Trank, den Zorn durch Beherrſchung ſeiner Gemüthsbewegungen, die Trägheit durch den Eifer im Guten. Die chriſtliche Starkmuth wendet ſich überall hin, wo es etwas abzutödten und zu überwinden gibt. Sie ſucht vor Allem die Quellen der Sünden zu verſtopfen, indem ſie die Begierlichkeit bezähmt, das Herz beherrſcht und den Willen in den Banden des Gehorſams erhält. Die Starkmuth zeigt ſich daher beſonders:

d) in der Ueberwindung ſeiner ſelbſt. Das heiße ich Starkmuth, ſagt der heilige Ambroſius, wenn ſich Jemand ſelbſt bezwingt, den Zorn beherrſcht und durch keine Wollüſte ſich verweichlichen läßt. Oder was iſt größer und erhabener, als ſeinen eigenen Geiſt in der Ordnung erhalten, ſein Fleiſch züchtigen und es bändigen, daß es ſich unter die Herrſchaft des Geiſtes beuge und der Leitung der Vernunft folge? Wer ſich ſelbſt bezwingt, heißt es daher in der heiligen Schrift, iſt beſſer als ein Städtebezwinger. Sprüchw. 16, 32.

Eine fernere Eigenſchaft der chriſtlichen Starkmüthigkeit iſt

e) Furchtloſigkeit vor jeder Gefahr. Die Starkmuth ſagt in ſolchen Fällen mit dem Apoſtel: Wer wird uns ſcheiden

von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst, oder Hunger, oder Blöße, oder Gefahr, oder Verfolgung, oder das Schwert? Nichts wird uns von der Liebe Christi zu scheiden im Stande sein. Röm. 8, 35. Ein glänzendes Beispiel dieser furchtlosen Starkmüthigkeit gab Benignus von Fremiot, der Vater der heiligen Johanna Franziska Fremiot von Chantal, als ihn die Hugenoten zwingen wollten, an seinem Könige Heinrich IV. untreu zu werden, und ihnen die Festung Semur zu übergeben. Sie hatten seinen einzigen Sohn gefangen genommen und drohten, diesen zu tödten, wenn er ihr Verlangen nicht erfülle. Der starkmüthige Held aber antwortete: Benignus Fremiot kann wohl kinderlos, nie aber treulos werden. So handelt die Starkmuth; sie läßt sich durch keine Drohungen einschüchtern, durch keine Qualen überwinden.

Endlich ist es eine Eigenschaft der christlichen Starkmuth

f) willig und gelassen zu dulden. Der Starkmüthige verliert bei Unglücksfällen die Ruhe und Ergebung nicht, sondern trägt Alles mit ausdauernder Geduld. Ein Beispiel ist hievon Job. Als dieser eines Tages ruhig in seinem Hause saß, kam ein Bote und sprach: Die Sabäer sind eingefallen, und haben deine Ochsen und Esel hinweggenommen, und deine Knechte erschlagen; ich allein bin noch entronnen. Während dieser noch redete, kam ein zweiter Bote und sprach: Ein Blitz vom Himmel hat deine Schafe getroffen und deine Knaben und hat sie verzehrt; ich allein bin entkommen. Und es eilte ein dritter Bote herbei und sprach: Die Chaldäer haben deine Kameele überfallen und sie geraubt, und die Knaben mit dem Schwerte getödtet; ich allein bin entkommen. Und schon trat der vierte Bote heran und sprach: Als deine Söhne und Töchter im Hause ihres erstgebornen Bruders gespeist hatten, kam ein heftiger Wind aus der Wüste, erschütterte das Haus, es stürzte ein und erschlug alle deine Kinder. Auf all diese Trauerbotschaften sprach Job: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; wie es dem Herrn gefallen hat, also ist es geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeit. Job 1, 13—21. Das ist wahre Sarkmuth, die in allen Leiden ausharrt mit voller Geduld und Ergebung, und durch keinen Unglücksfall zum Murren und Klagen gegen Gott oder die Menschen gebracht wird. Cf. Maßl's Tugendschule B. 2.

8) Nothwendigkeit der Tugend der Starkmuth.

Die Starkmuth ist einem jeden Christen, der seine Pflicht erfüllen will, unumgänglich nothwendig; denn ohne sie läßt sich kaum ein Schritt auf der christlichen Laufbahn vorwärts thun. Eine jede Tugend kann ja nur mit Mühe und Anstrengung errungen werden. Was hilft uns also dazu, wenn nicht die Starkmuth? Auch muß man sich der Tugend mit Beharrlichkeit widmen. Was verleiht aber Ausdauer und Muth bis an's Ende, wenn nicht die Starkmuth? Was ist erst in Ansehung so vieler Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens zu sagen? Um nur Einiges zu berühren: Wie viel Mühe und Sorgen verursacht das Hauswesen? Oft gibt es drückende Noth und Verlegenheiten aller Art. Wie Viele leben in Armuth, und wissen nicht, wo sie Brod hernehmen für sich und die Ihrigen! Wie bitter ist nicht häufig das Schicksal der dienenden Klasse, insbesonders, wenn das Alter naht! Soll ich noch der Krankheiten gedenken, mit welchen viele Menschen heimgesucht werden? Ach, es ist nur zu wahr, was Job sagt: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit, und wird mit vielem Elende erfüllt. Job 14, 1. Was vermag in solchen Fällen aufrecht zu halten, wenn man die Tugend der Starkmuth nicht besitzt? Die Starkmuth ist dir da unentbehrlich, wenn du unter der Last der Mühsale nicht zusammenbrechen und erliegen willst. Darum ermahnt auch der heilige Geist nachdrücklich zur Starkmuth. So, wenn es heißt: Handelt männlich und seid stark. 1. Corinth. 16, 13. — Brüder, seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft. Eph. 6, 10. Mach dich auf, und zeige deine Stärke. Is. 52, 1. Gerade in unsern Tagen ist die christliche Starkmuth vor Allem nothwendig; denn in unserer Zeit erscheinen die Hölle und ihre Diener öffentlich auf dem Kampfplatze wider die Tugend und die Wahrheit, wider Gesetz und sittliche Ordnung, ja wider das Christenthum selbst. Da thut es Noth, starkmüthig zu sein, um nicht zu unterliegen und sein Heil nicht zu verlieren. Ja gewiß, tugendhaft zu sein zu einer Zeit, wie wir sie jetzt haben; zu einer Zeit, wo die Tugend unbekannt, verachtet und verfolgt ist; wo so viele wider die Tugend streiten und sie aus der Welt entfernen wollen: in einer solchen Zeit tugendhaft zu sein und zu bleiben, dazu be-

darf es einer heldenmüthigen Starkmuth. Und doch ist diese Tugend so selten unter uns; denn wir sind so schwach, so verzagt bei der geringsten Anstrengung, welche die Tugend verlangt. Wollen wir uns doch ermannen und wollen wir hören auf die Worte des Apostels, wenn er uns zuruft: Brüder, stärket euch im Herrn und in der Macht seiner Kraft, und ziehet an die Waffenrüstung Gottes. Eph. 6, 10.

9) Beweggründe zur Starkmuth.

Wir haben mächtige Beweggründe zur Starkmuth. Vor Allem ladet uns das Wort und das eigene Beispiel des Herrn dazu ein. Wer zur Fahne Jesu sich bekennet, hat einen schweren Kampf alle Tage seines Lebens; denn das Himmelreich, sagt der Herr selbst, leidet Gewalt. Auf diese Mühseligkeiten macht der Herr seine Anhänger mit den Worten aufmerksam: Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Der Heiland selbst ist uns mit der beharrlichsten Ausdauer auf diesem Wege vorausgegangen. Wir müssen ihm nachfolgen, wenn wir Antheil an ihm haben wollen. Wer nicht heldenmüthig kämpft gegen alle Feinde seines Heiles, verdient kein Schüler Jesu genannt zu werden. Nicht minder sind die Apostel, die Martyrer und übrigen Heiligen glänzende Vorbilder der Starkmuth. Was haben sie nicht Alles geduldet und ertragen; welchen Anstrengungen unterzogen sie sich nicht; welchen Gefahren setzten sie sich nicht aus; welche Verfolgungen erlitten sie nicht? Und welchen Heldenmuth und welche Seelengröße und Stärke bewiesen sie nicht in all diesen Leiden? Diese Vorbilder müssen auch uns zur Starkmuth begeistern und entflammen. Freilich ist der Mensch aus sich selbst schwach; allein er ist in Ausübung der Tugend der Starkmuth nicht auf sich allein angewiesen; er darf auf die Hilfe von Oben hoffen. Und dieses muß ihm ein neuer Beweggrund sein, starkmüthig in allen Schwierigkeiten auszuharren; denn der Mensch kann Alles in dem, der ihn stärkt. Dieß war auch die Hoffnung des Psalmisten. Darum ruft er aus: Gott ist meine Zuflucht, ich werde nicht mehr wanken. Ps. 61, 3. Und wieder: Du bist meine Hoffnung, ein fester Thurm vor dem Feinde. Ps. 60, 4. Wie oft hat sich nicht diese göttliche Hilfe schon augen-

scheinlich bewiesen! Denket an die drei Jünglinge im Feuerofen. Sie widerstunden mit Starkmuth der Zumuthung des Königs Nabuchodonosor, seine Bildsäule anzubeten, und die Folge war, daß sie Gott mitten im Glutofen unversehrt erhielt. Da erfüllen sich die Worte der Schrift: Wenn du durch Wasser gehest, will ich bei dir sein, und die Ströme werden dich nicht decken; wenn du im Feuer wandelst, wirst du nicht verbrennen, und die Flamme wird dich nicht sengen; denn ich bin der Herr, dein Gott. Is. 43, 2. So kömmt der Herr seinen tapfern Streitern zu Hilfe; denn die Augen des Herrn sind auf die ganze Erde gerichtet, und geben Stärke denen, die mit vollkommenen Herzen an ihn glauben. 2. König. 22, 40.

Es muß uns nicht wenig in der Starkmuth befestigen, wenn wir auf die kurze Zeit des Kampfes schauen. Was ist denn das längste Leben eines Menschen? Nichts anders, als nur ein kurzer Traum. Die Zeit der Verfolgung, bemerkt mit Recht der heilige Augustin, ist ohne Dauer. Mögen die, welche mich drängen, fährt der heilige Kirchenlehrer fort, mein Fleisch aufzehren; wenn sie meinen Leib getödtet haben, werde ich Geist sein, welchem sie nichts anhaben können. Wir wissen Alle, daß die irdische Drangsal schnell vorüber ist, und wäre es uns auch beschieden, alle Tage unsers Lebens mit schwerem Leiden heimgesucht zu werden. Wer wird daher diese vorübergehenden Kämpfe nicht gerne auf sich nehmen, und mit Muth und Beharrlichkeit bestehen? Das ist ja der beßte Trost und die größte Aufmunterung, sich sagen zu können: Es dauert nicht lange.

Und welche Ruhe, und welchen Frieden findet der in seiner Seele, welcher sich muthig und unerschrocken den Mühseligkeiten unterzieht, welche die Tugend mit sich bringt. Denn fragt so viele Martyrer und Bekenner; fragt so viele Einsiedler, welche die Welt verließen, um ein abgetödtetes Leben zu führen; fragt so viele Büßer, welche sich ein halbes Menschenalter in den strengsten Selbstverleugnungen übten; fragt so viele Leidende und mit schweren Krankheiten Heimgesuchte, welche starkmüthig in Geduld ausharrten; fragt sie Alle um die Stimmung ihres Herzens, und sie werden euch mit dem Apostel antworten, daß mitten in der Trübsal ein Uebermaß von Freuden ihr Herz erfülle. Davon legt unter

Andern die gottselige Armelle Zeugniß ab, die bei ihren Verfolgungen, die sie zu erleiden hatte, mit heiterer Miene ausrief: Die Liebe, welche Gott in meinem Herzen ausgegossen hat, ist wie ein verzehrendes Feuer, das alle Schwierigkeiten und Hindernisse hinwegschafft; sie gibt mir so viel Stärke und Muth, und so großen Trost, daß ich nie die geringste Betrübniß habe.

Was soll ich noch von dem großen Lohne sagen, welcher der beharrlichen Starkmuth zu Theil wird! Der Soldat kämpft in der Hoffnung auf den Siegespreis mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. Aber seine Palme ist eine vergängliche. Wer hingegen für Gott und seine Ehre streitet, und in diesem Kampfe starkmüthig bis an das Ende ausharrt, empfängt eine unverwelkliche Krone. Wer vermag die Größe dieses Lohnes zu ermessen? Ich halte dafür, sagt der heilige Apostel Paulus, daß alle Leiden dieser Zeit in keinen Vergleich kommen mit der künftigen Herrlichkeit. Röm. 8. Sollte diese herrliche Aussicht uns nicht zu dem heldenmüthigsten Kampfe entflammen, uns nicht unerschütterliche Standhaftigkeit und Starkmuth einflößen? Darum sei ein Jeder stark, und seine Hände sollen nicht ermüden; denn sein Werk wird herrlich belohnt werden.

10) Wodurch die Starkmuth genährt und befestiget wird.

Das Erste, was uns zur Erlangung der Starkmuth dient, ist ein inniges Verlangen nach dieser Tugend; denn wer wird irgend eine Kunst oder eine Wissenschaft erlernen, wenn er kein Verlangen darnach trägt? Es ist noch nie ein Heiliger gewesen, sagt der heilige Alphons von Liguori, der irgend eine Tugend erlangt hätte, ohne daß er eine große Begierde darnach getragen hat. Hierauf bezüglich sagt auch der heilige Augustin: Das ganze Leben des Christen sei eine unaufhörliche Begierde nach Vollkommenheit. Und der heilige Laurentius Justinianus schreibt: Einen bedeutenden Theil des Sieges macht das Verlangen des Sieges aus; denn das Verlangen vermehrt die Kräfte, erhebt das Herz, schwächt die Widersacher, mildert die Mühe, erheitert den Geist, verschafft Gnade und macht bei Gott beliebt. Daraus ist klar, wie viel schon auf das Verlangen nach der Tugend der Starkmuth ankömmt. Daran muß sich das gläubige Gebet anreihen; denn

der Menſch kann aus ſich ſelbſt Nichts. Er kann im Guten nicht einmal anfangen, viel weniger in demſelben heldenmüthig ausharren. Der Herr, ſagt der heilige Auguſtin, ſei deine Hoffnung, er ſei deine Stärke, er deine Feſtigkeit. Gott, ſagt der heilige Prosper, iſt darum unſere Stärke, weil er uns gegen alle Fehltritte mit unüberwindlichem Schutze beſchirmt, ſo daß uns die Widerwärtigkeiten nicht zu Boden werfen. Was machte die heiligen Marthyrer ſo feſt und beharrlich, was ließ ſie die Marterwerkzeuge unerſchrocken betrachten, die man vor ihren Augen ausbreitete, ſie zu zerfleiſchen; was erhielt ſie aufrecht in allen Qualen? Sie blickten zum Himmel auf, ſie flehten den Herrn um Beiſtand an. Dieß verlieh ihnen Kraft und Starkmuth; denn die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft; ſie laufen, und werden nicht müde; ſie gehen, und werden nicht matt. Zu dieſem Allen muß ſich die Furcht Gottes geſellen, damit dem Vertrauen auch die Demuth und das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit zur Seite ſtehe. In der Furcht des Herrn, leſen wir in der heiligen Schrift, iſt zuverſichtliche Starkmuth Sprüchw. 14, 26., d. h. wer den Herrn fürchtet, kann vertrauen, daß er ſtarkmüthig ſein werde. Der heilige Gregor, der Große, gibt den Grund hievon an, indem er ſagt: Darum iſt in der Furcht des Herrn zuverſichtliche Starkmuth, weil unſer Geiſt um ſo mächtiger ſich über das hinausſetzt, womit uns die Welt zu ſchrecken ſucht, je mehr er ſich dem Schöpfer aller zeitlichen Dinge durch die Furcht unterwirft. Fürchte alſo Gott, und du wirſt, weil du dann außer Gott Nichts fürchteſt, ſtarkmüthig ausharren in allen Leiden und Trübſalen. Saget der Kaiſerin, ſprach der heilige Chryſoſtomus, dem ein Kämmerling die furchtbarſten Drohungen hinterbrachte, wenn er ſich in ihre Beſchlüſſe nicht füge, ſaget der Kaiſerin: Chryſoſtomus fürchtet Nichts, als Gott und die Sünde. Die Furcht Gottes war auch für den ägyptiſchen Joſeph, für die keuſche Suſanna u. ſ. w. der Grund ihrer Starkmuth. Ach, warum gelangen ſo wenige Menſchen zur Tugend der Starkmuth? Weil ſie keine Gottesfurcht, ſondern nur Menſchenfurcht haben. — Ein noch mächtigeres Mittel zur Erlangung der Starkmuth iſt die Liebe zu Gott. Die Liebe, ſagt der heilige Geiſt, iſt ſtark wie der Tod. Hohel. 8, 6. Wie dem Tode Nichts widerſteht, ſo gibt es auch für die Liebe kein

Hinderniß, das sie nicht überwindet. Liebet daher Gott, und es wird für euch in Ausübung des Guten, in Ueberwindung des Bösen, in Ertragung der Leiden und Trübsale keine Schwierigkeit mehr geben. Um die Liebe, sagt Thomas von Kempen, ist es ein großes Gut; denn sie macht alles Lästige leicht und alles Bittere schmackhaft; sie trägt eine jede Bürde mit Freuden; sie treibt an, Großes zu wirken; sie scheut keine Mühe und achtet keine Arbeit; sie kennt keine Unmöglichkeit; sie ist zu Allem tüchtig, und vollbringt Vieles, wo der, welcher nicht liebt, ermattet und liegen bleibt.

Um sich für die Starkmuth zu begeistern, ist es gut, sich immer auf Leiden und Trübsale gefaßt zu machen. Schon ein Sprüchwort sagt: Tela praevisa minus feriunt, d. h. vorhergesehene Pfeile treffen weniger. Um starkmüthig zu sein, müssen wir daher unser Gemüth immer in einer solchen Verfassung haben, daß uns Nichts unvorbereitet antrifft. Ein weiser Feldherr berechnet seine Pläne nicht bloß für den Sieg, welchen er zu erringen hofft, sondern auch für die Niederlage, die er erleiden kann. Es ist Sache eines starkmüthigen Mannes, sagt der heilige Ambrosius, es sich nicht zu verhehlen, wenn eine Gefahr droht, sondern vorhersehen soll er sie, und ihr mit Ueberlegung entgegengehen. Man muß sich aber auch vorbereiten, und sich im Voraus durch häufige Uebungen zur Ertragung des Harten geschickt machen, was insbesonders durch Abtödtung und Selbstverleugnung geschieht. Ja, wer es zur Starkmuth bringen will, muß sich selbst überwinden lernen; denn die Starkmuth hat große Dinge zu dulden; wer diese Tugend sich aneignen will, muß im Voraus sich darauf vorbereiten. Nicht wenig wird er sich stärken und Muth einflößen durch den würdigen Empfang des heiligen Altarssakraments. Diese Speise macht die Seele stark, demüthig und ausdauernd auf dem weiten Wege der irdischen Pilgerschaft. Ein schönes Bild hievon finden wir im Leben des Propheten Elias. Er floh in die Wüste, und schlief daselbst unter einem Wachholderbaum ein. Und sieh, ein Engel des Herrn rührte ihn an und sprach: Steh auf, und iß. Da sah er sich um, und erblickte zu seinem Haupte einen Kuchen und ein Geschirr mit Wasser. Er aß und trank, und schlief wieder ein. Der Engel des Herrn rührte ihn zum zweiten Male an und sprach: Steh auf, und iß; denn du hast einen weiten Weg zu machen. Und er stand

auf, aß und trank, und ging durch die Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berge Gottes Horeb. 3. König. 19, 1—8. Sieh, hier ist die Speise vorgebildet, durch deren Kraft wir durch die Wüste dieses Lebens wandern sollen. Zweimal hieß der Engel den Propheten essen und trinken, weil wir den Empfang dieses Gnadenmittels öfters in unserm Leben wiederholen müssen. O esset würdig das Brod der Starken, und es wird euch nie an Kraft und Muth, an Ausdauer und Beharrlichkeit fehlen.

Um sich in der Starkmuth zu befestigen, ist es gut, ermunternder Beispiele und des Lohnes eingedenk zu sein, welchen man sich dadurch verdient. Mit Recht sagt Cicero: Es trägt nicht wenig dazu bei, den Schmerz still und gelassen zu tragen, wenn man betrachtet, wie ehrenvoll Solches ist; denn wir haben von Natur aus ein heftiges Verlangen nach Ehre; durch dieses Verlangen wird man angetrieben, sich in die Gefahren der Schlachten zu stürzen. Die tapfern Männer fühlen kaum die Wunden, die sie empfangen. Allein was ist alle zeitliche Ehre gegen jene Ehre, welche du vor dem ganzen Himmel auf ewig durch die Starkmuth dir erwirbst? Dieses sind Kämpfe, in welchen die Engel mit dir streiten; dieses sind Wunden, welche im andern Leben zu Edelsteinen werden, von welchen jene Krone erglänzt, die der Herr jenen verleiht, welche starkmüthig bis an das Ende ausharren. Denn, wer überwindet, sagt er selbst, dem will ich die Krone geben. Stelle dir daher öfters diese Ehre vor, und du wirst die Tugend der Starkmuth dir erringen. Nicht minder wird ein mächtiger Hebel zur Erlangung der Starkmuth das lebendige Andenken an so viele Heilige Gottes sein. Was diese gekonnt haben, wirst auch du mit der Gnade Gottes vermögen. Ihr Muth muß daher auch dich anfeuern; ihre Ausdauer muß auch dich beharrlich machen; ihr tapferes Streiten muß auch dich im Kampfe stärken. Darum blicke hin auf deine Vorgänger, und du wirst ihnen in der Starkmuth nachfolgen. Cf. Maßl's Tugendschule B. 2.

Vergl. auch oben den Artikel „Beharrlichkeit" B. 2. S. 169 u. flge.

Stehlen. Sieh den Artikel „Dieb" B. 4. S. 153 u. flge.

Stolz. Sieh den Artikel „Hoffart" B. 11. S. 65 u. flge.

Artikel CXXXIX.

Sünde,

(Laster, Lasterhaftigkeit; Todsünde, läßliche Sünde, Sünden gegen den heiligen Geist; himmelschreiende Sünden, fremde Sünden).

1) Begriff.

Die Sünde ist eine freiwillige Abweichung vom Sittengesetze, und da das Sittengesetz als göttliches Gesetz zu betrachten ist, so kann die Sünde als eine freiwillige Abweichung vom göttlichen Gesetze bezeichnet werden. Daher sagt der heilige Ambrosius: Die Sünde ist eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes und ein Ungehorsam gegen die himmlischen Gebote und Aufträge. — Die heilige Schrift selbst sagt: Ein Jeder, der die Sünde thut, wirkt Ungerechtigkeit, und die Sünde ist die Ungerechtigkeit. 1. Joh. 3, 4. — Der heilige Paulus aber sagt: Wo kein Gesetz ist, da ist auch keine Uebertretung. Röm. 4, 15. — Nach dem heiligen Augustin ist die Sünde eine Abwendung von dem unveränderlichen Gute und eine ungebührende Hinwendung zum veränderlichen Gute. Die Sünde ist darnach ein Abfall von Gott und ein Hinfall zur Kreatur. Confess. lib. III. 8. Die Sünde ist eben deßwegen eine Entfremdung von Gott, ja eine Feindschaft gegen Gott. — Der heilige Alphons von Liguori nennt die Sünde eine freiwillige Abweichung von der göttlichen Regel. Unter dieser Regel versteht er aber nicht bloß das göttliche, sondern auch das natürliche und menschliche Gebot. Die Abweichung selbst aber kann sowohl durch eine That, als auch durch eine Unterlassung geschehen, wobei übrigens der Wille in irgend einer Weise auf das Böse gerichtet sein muß.

Die Sünde besteht wesentlich in einem durch Sinnlichkeit gegen die bessere Erkenntniß geleiteten, bösen Willen. Sowie die gute, mit dem Gesetze übereinstimmende Gesinnung das Wesen der Tugend ausmacht, so ist die böse, vom Gesetze abweichende Gesinnung das Wesentliche bei der Sünde. Die Sünde hat ihren Sitz im Willen. Der tugendhafte Mensch bestrebt sich, die vom Sittengesetze aufgelegten Zwecke zu den seinigen zu machen, und die gesetzlichen Mittel dazu anzuwenden. Der sündhafte Mensch thut gerade das Gegentheil; dieser will die vom Gesetze aufgestellten Zwecke oder vorgeschriebenen Mittel dazu oder beides zugleich nicht annehmen, weil sie sinnlich unangenehm sind, oder er unterstellt verbotene Zwecke und Mittel, weil sie sinnlich angenehm sind. Sowie also das Wesen der Tugend in der guten Gesinnung besteht, so besteht das Wesen der Sünde in einer bösen, vom Gesetze abweichenden Gesinnung. Daher sagt auch der Heiland: Aus dem Herzen kommen Todschläge, Ehebrüche, Hurereien, falsche Zeugnisse, Gotteslästerungen. Matth. 15, 19.

2) Schriftstellen.

1. Die Sünde ist eine freiwillige Uebertretung des Gesetzes.

Du rühmest dich des Gesetzes; entehrst aber Gott durch Uebertretung des Gesetzes. Röm. 2, 23. — Die Sünde wurde nicht zugerechnet, da das Gesetz noch nicht da war. Röm. 5, 13.

2) Die Fertigkeit im Sündigen ist Lasterhaftigkeit.

Es spricht der Ungerechte (Lasterhafte) bei sich selbst, daß er sündigen wolle . . . Die Worte seines Mundes sind voll Bosheit und Trug; er will nicht klug werden, um Gutes zu thun. Ungerechtigkeit sinnet er auf seinem Lager: er hält sich auf bei allen bösen Wegen und hasset nicht die Bosheit. Ps. 35, 2. 4. u. 5. — Die Seele des Gottlosen verlangt nach dem Bösen. Sprüchw. 21, 10. — Ein offenes Grab ist ihr Rachen, mit ihren Zungen handeln sie trüglich. Natterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit; schnell sind ihre Füsse zum Blutvergießen. Röm. 3, 13—15.

3) Ein jeder Mensch ist mehr oder weniger Sünder.

Es ist kein Mensch, der nicht sündiget. 2, König. 8, 46. —

Der Menſch kann nicht ganz vollkommen ſein, weil der Menſchenſohn . . . ſich gefallet in eitler Bosheit. Sirach 17, 29. — Siebenmal fällt der Gerechte und ſteht wieder auf; aber die Gottloſen verſinken im Böſen. Sprüchw. 24, 16.

4) Man ſündiget nicht bloß durch Handlungen, ſondern auch durch Worte, ſelbſt durch Gedanken.

Wer ſich im Reden nicht verſtößt, iſt ein vollkommener Mann. Jak. 3, 2. — Ich ſage euch, daß die Menſchen über ein jedes unnützes Wort, welches ſie reden, am Tage des Gerichtes Rechenſchaft geben müſſen; denn aus deinen Worten wirſt du gerechtfertiget werden, und aus deinen Worten wirſt du verdammt werden. Matth. 12, 36. 37. — Verkehrte Gedanken trennen von Gott. Weish. 1, 3. — Ein Gräuel ſind dem Herrn böſe Gedanken. Sprüchw. 15, 26. — Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt worden iſt: Du ſollſt nicht ehebrechen. Ich aber ſage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr anſieht, ſchon die Ehe mit ihr in ſeinem Herzen gebrochen hat. Matth. 5, 27. 28.

5) Man macht ſich auch durch Theilnahme an böſen Handlungen Anderer der Sünde ſchuldig.

Wer mit dem Diebe Theil hat, haſſet ſein Leben. Sprüchw. 29, 24. — Mache dich nicht fremder Sünden theilhaftig. 1. Timoth. 5, 22.

6) Es beſteht unter den Sünden ein Unterſchied, und namentlich gibt es Todſünden und läßliche Sünden.

Größer iſt die Miſſethat der Tochter meines Volkes geworden, als die Sünde von Sodom. Klagel. 4, 6. — Wahrlich, ich ſage euch, es wird dem Lande der Sodomiter und Gomorrhiter erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes, als jener Stadt. Matth. 10, 15. — Jeſus ſprach zu Pilatus: Der, welcher mich dir überlieferte, hat eine größere Sünde (als du). Joh. 19, 11. — Warum ſiehſt du den Spitter in dem Auge deines Bruders, den Balken in deinem Auge aber wirſt du nicht gewahr? Matth. 7, 3. — Ich ſage euch (ſpricht Jeſus), daß ein Jeder, der über ſeinen Bruder zürnt, des Gerichtes ſchuldig ſein wird. Wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Raka! wird des Rathes ſchuldig ſein. Und wer ſagt: Du Narr! wird des hölliſchen Feuers ſchuldig ſein. Matth. 5, 22. —

Wer da weiß, daß sein Bruder sündiget, aber nicht zum Tode, der bitte, und es wird dem, der nicht zum Tode sündiget, das Leben gegeben werden. Es gibt eine Sünde zum Tode, und nicht für diese, sage ich, daß Jemand bitten soll. 1. Joh. 5, 16.

7) Besonders schwere Sünden bezeichnet die heilige Schrift als himmelschreiende Sünden, und als Sünden gegen den heiligen Geist.

Der Herr sprach zu Kain: Was hast du gethan? Deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. 1. Mos. 4, 10. — Der Herr sprach: Das Geschrei von Sodoma und Gomorrha hat sich gemehrt, und ihre Sünde ist sehr schwer geworden. Darum will ich hinabgehen und sehen, ob sie das Geschrei, so zu mir kam, im Werke vollbracht. 1. Mos. 18, 20. 21. — Sieh, der Lohn der Arbeiter, die euere Felder eingeärntet haben, welcher von euch vorenthalten worden, schreiet, und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen. Jak. 5, 4.

Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen nachgelassen; aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird nicht nachgelassen werden. Und wer ein Wort wider den Menschensohn redet, dem wird vergeben werden; wer aber wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser, noch in der künftigen Welt vergeben werden. Matth. 12, 32. 33. Cf. Mark. 3, 28. Luk. 12, 10. — Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren, ihr widerstrebet allzeit dem heiligen Geiste, wie euere Väter, so auch ihr. Apostelgesch. 7, 51.

8) Nicht bloß schwere, sondern auch kleine Sünden soll man meiden.

Wer das Wenige nicht achtet, geht nach und nach zu Grunde. Sirach 19, 1. — Wer im Geringsten treu ist, der ist auch treu im Größern; und wer im Kleinen ungerecht ist, der ist auch ungerecht im Größern. Luk. 16, 10. — Vermeidet jeden stillen Schein des Bösen. 1. Thessal. 5, 22.

9) Wie sehr Gott die Sünde haßt.

Als Gott sah, daß der Menschen Bosheit groß sei auf Erden . . ., reute es ihn, daß er den Menschen gemacht, und es that ihm innerlich im Herzen leid. 1. Mos. 6, 5. 6. — Ein Gräuel vor dem Herrn ist ein verkehrtes Herz. Sprüchw. 11, 20. — Der Höchste

haſſet die Sünder, und rächt ſich an den Gottloſen. Sirach 12, 7. — Betrübet (durch die Sünde) nicht den heiligen Geiſt Gottes. Eph. 4, 30.

10) Der Sünder handelt undankbar gegen Gott.

Vergiltſt du dieſes dem Herrn, thöricht und unverſtändig Volk? Iſt er nicht dein Vater, der dich erworben, der dich gemacht und erſchaffen? 5. Moſ. 32, 6. — Höret, ihr Himmel, und nimm es zu Ohren, Erde! Söhne habe ich aufgezogen und emporgebracht, aber ſie haben mich verachtet. Es kennt der Ochs ſeinen Eigenthümer und der Eſel die Krippe ſeines Herrn; Iſrael aber kennet mich nicht, und mein Volk verſteht es nicht. Iſ. 1, 2. 3. — Er iſt verwundet um unſerer Miſſethaten willen, zerſchlagen um unſerer Sünden willen; unſers Friedens willen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch ſeine Wunden werden wir geheilt. Iſ. 53, 5.

11) Der Sünder handelt thöricht.

Wie lange, ihr Einfältigen (Sünder), liebet ihr die Einfalt. Wie lange wollen die Thoren das verlangen, was ihnen ſchadet? Sprüchw. 1, 22. — Der Weg der Gottloſen iſt finſter; ſie wiſſen nicht, wo ſie fallen. Sprüchw. 4, 19. — Gewandtheit in der Bosheit iſt nicht Weisheit, und ſündhafte Anſchläge ſind keine Klugheit. Sirach 19, 19.

12) Die Sünde macht den Menſchen zum Sklaven, ja zum Knechte des Teufels.

Ein Jeder, welcher die Sünde thut, iſt ein Knecht der Sünde. Joh. 8, 34. — Ihr (Sünder) habt den Teufel zum Vater, und wollet nach den Gelüſten euers Vaters thun. Joh. 8, 44.

13) Der Sünder iſt von marternden Vorwürfen des Gewiſſens geplagt, wodurch er allen Frieden verliert.

Die Gottloſen haben keinen Frieden, ſpricht der Herr. Iſ. 48, 22. — Es fliehet der Gottloſe, wenn ihn auch Niemand verfolgt. Sprüchw. 28, 1. — Kein Frieden iſt in meinen Gebeinen vor dem Angeſichte meiner Sünden. Pſ. 37, 4. — Wenn du Böſes thuſt, wird ſogleich die Sünde vor der Thüre ſein. 1. Moſ. 4, 7.

14) Der Sünder muß fürchten, daß Gott ſein Gebet nicht erhöre.

Wird Gott ſein (des Sünders) Schreien hören, wenn Angſt

über ihn kömmt, oder kann er ſich erluſtigen in dem Allmächtigen, und Gott anrufen allezeit? Hiob 27, 10. — Hätte ich Unrecht geſehen in meinem Herzen, nicht hätte mich erhöret der Herr. Pſ. 65, 18. — Wer ſein Ohr abwendet, daß er das Geſetz nicht höret, deſſen Gebet wird ein Gräuel ſein. Sprüchw. 28, 9. — Wir wiſſen, daß Gott die Sünder nicht höret. Joh. 9, 31.

15) Der Sünder wird ſchon oft in dieſem Leben beſtraft.

Gott kennt ihre (der Sünder) Werke, und darum führt er die Nacht herein, — und ſie werden zermalmet. Als Gottloſe ſchlug er ſie an einem Orte, da man's ſah. Hiob 34, 25. 26. — Viele Geißeln kommen über den Sünder. Pſ. 31, 10. — Die Sünder trifft die Plage ſiebenfach. Dazu kommen noch Tod, Blutvergießen, Streit, Schwert, Unterdrückung, Hunger, Verderben und Plagen; Alles dieſes iſt für die Gottloſen beſtimmt, und ihretwegen iſt die Sündfluth gekommen. Sirach 40, 8—11. — Wenn ſchon der Gerechte auf Erden leidet, um wie viel mehr der Gottloſe und Sünder. Sprüchw. 11, 31. — Wegen der Menge deiner Miſſethaten wird aufgedeckt deine Scham, werden bedeckt deine Fußſohlen. Jerem. 13, 22. — Die ſich weit von dir machen, kommen um; du vertilgſt Alle, die von dir abfallen. Pſ. 72, 27.

16) Jenſeits harrt für den ungebeſſerten Sünder unvermeidliche Strafe.

Wenn der Gerechte kaum ſelig wird, wie wird der Gottloſe und Sünder ſich zeigen können? 1. Petr. 4, 18. — Die Ungerechten werden auf den Tag des Gerichtes zur Strafe aufbewahrt. 2. Petr. 2, 9. — Den Verzagten, den Ungläubigen, den Greuelhaften, den Mördern, den Hurern, den Zauberern, den Götzendienern und allen Lügnern wird ihr Antheil werden im Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt. Apok. 21, 8. — Die Böſen werden in den Feuerofen geworfen, wo Heulen und Zähneknirſchen ſein wird. Matth. 13, 50.

3) Ausſprüche der heiligen Väter.

1) Die Sünde iſt das größte Uebel.

Dünket gleich den Meiſten die Hölle das Fürchterlichſte zu ſein, ſo werde ich doch unabläſſig und laut rufen: Die Sünde iſt

schrecklicher und schaudervoller, als die Hölle. St Chrysost. hom. 37. in Matth. — Erkenne, o Mensch, wie schwer die Wunden sind, für welche unser Herr und Heiland verwundet werden mußte. St. Bernard. serm. 3. in natali Dom. — Man soll Nichts für ein Uebel halten, als die Sünde. Cassian.

2) Die Sünde ist eine um so größere Beleidigung gegen Gott, je erhabener er, und je geringer der Sünder ist.

Ihr wisset, daß nach dem Stande der Personen die Sünden unterschieden und beurtheilt werden. Wer einen Privatmann geschmäht, hat gesündiget; aber doch nicht so, als wer einen Fürsten beleidiget, und hier ist die Beleidigung größer, je größer der Fürst selbst ist. Wer aber einen König beleidiget, sündiget weit mehr. Die Schmach ist an und für sich dieselbe; sie wird aber größer nach dem Stande der beleidigten Person. Wenn nun aber jener, der den König geschmäht hat, wegen der Würde der Person einer schwereren Strafe unterworfen wird; wie viel Talente wird der schulden, welcher Gott geschmäht hat? Wenn wir also auch dieselben Sünden gegen Gott begehen, wie gegen die Menschen, so findet hier doch keine Gleichheit statt, sondern wie groß die Kluft ist zwischen Gott und dem Menschen, so groß ist der Unterschied zwischen diesen und jenen Sünden. St. Chrysost. hom. 1. ad Philem. — Die schreckliche Majestät wagt ein so wehrloses Stäubchen zu beleidigen, welches durch einen leichten Wind verjagt wird. St. Bernard. Serm. 16. in Cantica.

3) Gott haßt die Sünde.

Es kann nicht gedacht werden, mit welchem Hasse Gott die Sünde verfolgt. Clemens v. Alex. Cohort. ad gentes.

4) Die Sünde ist der größte Undank gegen Gott.

Für dich ist der Sohn Gottes gestorben, und du findest am Sündigen wieder Gefallen? Origen. Hom. 2. in Levitic. — Entsetzlich; nachdem die Feindschaft zwischen Gott und den Menschen das Blut des Heilandes ausgesöhnt hat, wenden wir uns wieder den Feindschaften zu, und thun das, was Gott haßt, den uns nur die Vergießung des heiligen Blutes wieder gewogen machen konnte. Derselbe. — Was kann ruchloser sein, als das gegen den Herrn einer solchen Liebe, gegen Gott, auf eine gottlose Weise zu be-

gehen, was, ſo viel an dir liegt, du in Ewigkeit nicht mehr gut machen kannſt! Richard von St. Viktor.

5) Die Sünde iſt die Urſache aller Uebel und Drangſale.

Von der Sünde kömmt ein jedes Uebel. St. Auguſt. Serm. 240. de temp. — Wenn du die Sünde nicht fürchteſt, ſo fürchte, wohin ſie führt. Derſelbe. — Die Sünde hat gleich einem Tyrannen unſer Geſchlecht mit unzähligen Feſſeln gebunden. Der heilige Chryſoſtomus. — Die Sünde iſt die Urſache aller Uebel; denn aus der Sünde entſtehet Traurigkeit, von ihr kommen Krankheiten; ſie veranlaßt Streit und Kriege und viel anderes Schlimmes. Derſelbe. — Um unſerer Sünden willen ſind die Feinde tapfer, und erleiden die römiſchen Heere Niederlagen. St. Hieron. — Was bei dem Leibe die Krankheit, am Eiſen der Roſt, bei der Wolle die Motte, beim Holz der Wurm iſt, das iſt an der Seele die Sünde. Sie macht die Seele knechtiſch und raubt ihr die Freiheit; ja ſie macht ſie thieriſch. Einen macht die Sünde zum Wolf, einen Andern zum Hunde, einen Dritten zur Schlange, Andere zu andern Thieren. Der heilige Chryſoſtomus im Briefe an die Olympias. — Das iſt die Art und die Natur der Sünde: Ehe ſie begangen wird, macht ſie den Menſchen trunken; wenn ſie aber vollbracht iſt, ſo verſchwindet die Wolluſt. Der Ankläger ſteht allein noch da; das Gewiſſen wird des Sünders Henker, und martert und beſtraft ihn ohne alles Erbarmen. Derſ. ebendaſ.

6) Die Sünde iſt der Tod der Seele.

Die Sünde iſt Finſterniß, iſt Tod, iſt Nacht; in ihr ſehen wir Nichts, was uns noth thut; thun Nichts, was uns obliegt. Gleichwie die Todten ekelhaft ausſehen und übel riechen, ſo iſt auch das Herz der Sünder voll Unrath. Die Augen geſchloſſen, den Mund zuſammengepreßt, ſtarr und regungslos liegen ſie in dem Laſterbette. Ja, ſie ſind noch elender, als Leichname; denn dieſe ſind doch für die Sünde, wie für die Tugend todt, während ſie, erſtorben für die Tugend, für die Sünde leben. Verſetzt man einem Todten einen Schlag, ſo empfindet er ihn nicht; ſo werden auch der Seele des Sünders täglich tauſend Wunden beigebracht, und er fühlt ſie nicht, er bleibt empfindungslos. Man würde nicht unpaſſend dieſe Menſchen mit Raſenden, mit Trunkenen und Ver-

rückten vergleichen; denn dieſes Alles ſchließt die Sünde in ſich ein und noch weit Schlimmeres. Der heil. Chryſoſt. Hom. 9. in I. ep. ad Thessal. — Wenn wir ſündigen, ſo fliehen wir Gott, wie entlaufene Sklaven; wir gerathen in ein fremdes Land. Derſ. epist. ad Philipp. Hom. 11. — Wenn dir der Tod einen theuern Freund entreißt, ſo trauerſt du um ihn; gleichgiltig iſt es dir aber, deine Seele in Sünden hinſterben zu ſehen. Cyprian de laps. — Wer eine Sünde begeht, iſt ein Mörder. Fragſt du mich, wen er tödtet, ſo antworte ich dir, daß er nicht einen Fremden, nicht einen Freund, ſondern ſich ſelbſt tödtet. Tertullian de idolol. c. 1. — Die Sünde iſt der Tod der unſterblichen Seele. St. Baſil.

7) Die Sünde zieht ewige Strafen in der Hölle nach ſich.

Der, welcher jetzt verachtet wird, iſt eben derſelbe, welcher dich einſtens richten wird. Dieſen behalte ſtets in den Gedanken, als auch den feurigen Strom; denn es heißt: Ein feuriger Strom floß vor ſeinem Angeſichte einher. Wer demſelben einmal übergeben worden, darf kein Ende ſeiner Strafe erwarten. Die thörichten Wollüſte dieſes Lebens ſind von Schatten und Träumen nicht verſchieden; ehe die Sünden noch vollendet ſind, verlieren ſie die Annehmlichkeiten; die Strafen für dieſelben aber haben kein Ende. Das Ergötzen dauert kurze Zeit; die Marter aber währt ewig. Der heilige Chryſoſtomus. — Du biſt für deine Sünden hienieden nicht beſtraft worden. Eben deßwegen mußt du glauben, daß es eine Hölle und zukünftige Strafe gibt; denn wenn es dort keine Strafe gäbe, ſo würdeſt du hier nicht unbeſtraft bleiben. Wenn du alſo einen verdorbenen, wollüſtigen Menſchen findeſt, welcher ſagt: Das ſind Mährchen; es gibt keine zukünftigen Strafen, keine Hölle; Gott hat damit nur gedroht, um den Menſchen Schrecken einzujagen; ſo antworte: Du, der du das Zukünftige nicht glaubſt, weil du es nicht ſiehſt, kannſt du leugnen, was wirklich geſchehen, und in Erfüllung gegangen iſt? Erinnere dich an Sodoma und Gomorrha. Dieſe Gegend iſt keiner andern Urſache wegen ſo geſtraft worden, als weil die Einwohner unnatürliche Vermiſchung eingeführt und die Geſetze der Natur umgeſtürzt haben. Wie iſt es möglich, daß derſelbe Gott jene Sünder ohne Gnade ſtrafen, dich aber, der du nach ihnen ſündigeſt und größere Strafen verdieneſt, weil du nun

die Gnade empfangen haſt, mit ſeiner Rache verſchonen ſollte? Ebenderſelbe.

8) Nicht bloß durch Thaten, ſondern auch in Gedanken ſündiget man.

Wehe uns, ſo oft wir verlangen, begehen wir einen Ehebruch. St. Hieron. epist 4. ad Rusticum. — Was nützt ein unverſehrtes Fleiſch, wenn der Geiſt verdorben iſt? St. Auguſtin. Enarrat. in Ps. 99. — Ihr beſtrafet begangene Laſter; bei uns iſt das Denken daran ſchon Sünde. Minut. Felix. — Nicht Begierden empfinden, ſondern ihnen beiſtimmen, iſt Sünde. St. Anſelm.

9) Auch die kleinen Sünden muß man meiden.

Darf ich wohl etwas Befremdendes ſagen? Ich behaupte, daß die großen Sünden nicht ſo viel Sorgfalt erfordern, als die kleinen. Jene ſchrecken durch ihre Natur ſchon ab, und werden deßwegen nicht ſo leicht begangen; dieſe aber ſchläfern uns dadurch, daß ſie klein ſind, ein und laſſen uns nicht ernſthaft auf ihre Verbeſſerung denken. St. Chryſoſt. Hom. 87. in Matth. — Betrachte nicht die läßlichen Sünden, weil ſie klein ſind, ſondern ſei in Furcht, weil es mehrere ſind; denn häufig tödten viele, ſehr kleine Thiere. Sind nicht die Sandkörner ſehr klein? Wenn aber viel Sand in ein Schiff gebracht wird, ſo drückt er daſſelbe hinunter, daß es zu Grunde geht. Wie klein ſind die Regentropfen! Füllen ſie aber nicht Flüſſe an und ſtürzen Häuſer um? Zu fürchten iſt alſo die Menge, wenn nicht die Größe. Der heil. Auguſtin. — Obgleich wir glauben, weil wir es auch leſen, daß unter den Sünden ein großer Unterſchied obwalte, ſagen wir dennoch, daß es hinlänglich zur Vorſicht nütze, wenn man ſich vor den kleinſten Sünden hütet. Um ſo leichter enthält man ſich vor jedem Vergehen, je mehr man es fürchtet, und der ſchreitet nicht ſchnell zu größern Sünden, wer auch vor den kleinern ſich fürchtet. Und wahrlich, ich weiß nicht, ob wir irgend eine Sünde leicht nennen können, welche zur Verachtung Gottes begangen wird. St. Paulin. — Eine Seele, die Gott ergeben iſt, iſt für das Kleine wie für das Große befliſſen; denn ſie weiß, daß ſie für ein unnützes Wort Rechenſchaft geben muß. St. Hieron. epist. ad Heliodorum. — Werden wir durch die Gewohnheit mit den geringen Sünden gemein, ſo fürchten wir uns nachher nicht mehr, in große Sünden zu fallen. St. Gregor

lib. 20. moral. c. 14. — Mit den kleinen Sünden fangen sie an; dann fallen sie in große. St. Bernard serm. 1. in convers. St. Pauli.

10) Auch durch fremde Sünden kann man schuldig werden.

Der Apostel erklärt (Röm. 1, 29.), daß nicht bloß die des Todes schuldig seien und gestraft werden, welche Böses thun, sondern auch die, welche gleiche Gesinnungen mit denen, die Solches thun, hegen; welche, da sie mit Bösen und Sündern und Unbußfertigen in unerlaubter Verbindung stehen, durch die Berührung der Verbrecher befleckt, und weil sie sich in der Schuld mit ihnen verbinden, so auch in der Strafe nicht von ihnen abgesondert werden. Cyprian ep. 68. ad cler. et pleb. in Hispan. — Wer einem Sünder beistimmt, wird nicht von fremden, sondern von seinen eigenen Sünden belastet. Die Zustimmung zur Sünde eines Andern wird deine eigene Sünde. Der heil. Augustin Enarrat. in Ps. 129. — Die ganze Stadt hat dieß gethan, weil die ganze Stadt ihre Zustimmung gegeben. Derselbe de civitat. Dei.

4) Geschichtliches.

Die Sünde setzt den Menschen in Furcht und Verwirrung. Dieses erfüllte sich schon an dem ersten Menschenpaar. Denn sie versteckten sich, als sie nach der Sünde die Stimme Gottes hörten, aus Furcht. „Ich fürchtete mich, und verbarg mich." 1. Mos. 3, 10.

Die Sünde raubt die Ruhe des Herzens. So wissen wir es von Kain, der nach der Ermordung seines Bruders unstät umher irrte und nirgends Frieden fand. Wie groß war nicht auch die Unruhe des israelitischen Königs Saul, den David oft vergebens mit seiner Leier aufzuheitern suchte.

Gott straft die Sünde gar oft schon auf dieser Welt noch auf andere, sehr empfindliche Weise. Die heilige Schrift enthält hiefür eine Menge von Beispielen. Denn um der Sünde der Menschen willen ließ Gott die Sündfluth hereinbrechen; um der Sünden willen hat Gott die Städte Sodoma und Gomorrha mit Feuer und Schwefel zerstört. — Zu David sprach Gott durch den Propheten Nathan: Urias, den Hethiter hast du erschlagen mit dem Schwerte, und sein Weib dir zum Weibe genommen. Darum

ſoll auch das Schwert nicht weichen von deinem Hauſe, weil du mich verachtet haſt. 2. König. 12, 9. 10. — Weil Salomon nicht in den Satzungen des Herrn wandelte, ward ihm angekündiget, daß das Königreich nach ihm getheilt und ein Theil desſelben einem Andern gegeben werden wird. 3. König. 11, 11. — Achaz that nicht, was dem Herrn gefiel, ſondern trat in die Fußſtapfen der Könige von Iſrael und machte gegoſſene Bilder der Balim. Dafür übergab ihn Jehova der Gewalt des Königs von Syrien, der ihn ſchlug, Viele zu Gefangenen machte und ihn nach Damaskus führte. 2. Chron. 28. — Manaſſes verführte das Volk zum Böſen, ohne auf die ihm von Gott gegebenen Warnungen zu merken. Darum ließ Jehova die Feldherren des Königs von Aſſyrien kommen, welche den Manaſſes gefangen nahmen und nach Babylon ſchleppten. — Tobias ſowohl als Judith ſehen in den Heimſuchungen, welche über ihr Volk gekommen waren, eine Züchtigung Gottes für ihre Sünden. Tob. 13, 5.; Jud. 7, 17. — Der König Herodes verfiel zur Strafe für ſeine Sünden in die abſcheulichſte Krankheit, ſo daß bei lebendigem Leib ihn die Würmer verzehrten. Apoſtelgeſch. 12, 23. Dasſelbe begegnete bekanntlich dem Könige Antiochus. — Ananias und Saphira handelten lügneriſch und betrüglich, und zur Strafe hiefür fielen beide todt um bei den Füßen des Apoſtels, welchen ſie belogen hatten. Apoſtelgeſch. 5, 1—12.

Die Heiligen fürchteten Nichts ſo ſehr als die Sünde, und ſelbſt die kleinſten flohen ſie mit aller Vorſicht und verabſcheuten ſie auf das gründlichſte. — Als die Kaiſerin Eudoxia dem heiligen Chryſoſtomus nach dem Leben ſtrebte, ſprach Einer aus ihrer Umgebung zur Fürſtin: Deine Bemühungen ſind wohl umſonſt; denn Chryſoſtomus fürchtet Nichts als die Sünde. — Der heilige Edmund, Biſchof von Kanterbury, pflegte zu ſagen, er wolle lieber in einen brennenden Scheiterhaufen ſpringen, als in eine Todſünde einwilligen. — Die heilige Paula beweinte ihre läßlichen Sünden ſo bitterlich, daß man hätte meinen ſollen, ſie ſei die größte Sünderin. — Der heilige Philippus Neri hatte einmal mit ſeiner Schweſter einen unbedeutenden Wortwechſel. Dieſer Fehler preßte ihm ſo oft Thränen aus, als er ſich desſelben erinnerte. — Der heilige Stanislaus Koſtka fiel in Ohnmacht, wenn er nur ein unzüchtiges Wort hörte. — (Mehrere Beiſpiele, wie ſehr die Hei-

ligen auch die kleinsten Sünden bereuten, kommen unten vor, wo von den geringen Sünden die Rede ist.)

Selbst die bessern Heiden sind mit Abscheu gegen die Verletzung des Rechtes, also der Sünde, erfüllt. So bekam der Rechtsgelehrte Papianus vom Kaiser Karakalla den Befehl, er solle die Ermordung seines Bruders Getha öffentlich rechtfertigen. Allein Papianus weigerte sich dessen so standhaft, daß er sich lieber hinrichten ließ, als daß er eine so ungerechte Vertheidigung übernommen hätte. — Plutarch erzählt: Als der König Demetrius einen Knaben, mit Namen Damokles, der sich so eben in das Bad begab, gewaltthätig zu einer Schändlichkeit verleiten wollte, so sprang dieser, weil er einen anderen Ausweg nicht hatte, in einen mit siedendem Wasser gefüllten Kessel hinein, und wollte lieber qualvoll sterben, als sich mit der ihm zugemutheten Schande beflecken.

5) Bilder und Gleichnisse.

Wie der Leib gesund sein muß, wenn er sein Tagewerk erfüllen soll; so muß die Seele frei von Sünden, d. h. das Herz muß rein sein, wenn sie ihre Bestimmung erreichen soll.

Wie es nicht genügt, wenn sieben Räuber in deinem Hause im Hinterhalt versteckt liegen, nur ein oder den andern aus demselben zu verjagen; so reicht es auch nicht hin, daß du, wenn mehrere Sünden deine Seele beflecken, von der ein oder andern dich frei machest, sondern du mußt alle von dir entfernen.

Wie der Skorpion anfangs seine Beute schmeichelhaft beleckt, dann aber einen tödtlichen Stich versetzt; so lockt auch die Sünde den Menschen anfangs freundlich an, hierauf aber tödtet sie das ihr verfallene Opfer.

Wie der Köder den Fisch täuscht, daß er begierig darnach schnappt, und hiedurch seinen Untergang findet; so täuscht die Sünde den Sünder, weil er, indem er eitles Vergnügen daran findet, der ewigen Trauer entgegengeht.

Wie der Rauch die Bienen verscheucht; so vertreibt die Sünde den Schutzengel von uns.

Wie unbedeutende Wunden am Leibe, wenn sie nicht geheilt werden, in Fäulniß übergehen und zuletzt dem Gliede des Leibes, an welchem sie sind, schädlich werden können; so führen auch kleine

Sünden, wenn man sie nicht achtet und verbessert, zu bedenklichen Uebeln der Seele.

So wie demjenigen, der Reinlichkeit liebt, auch ein geringer Schmutz lästig ist; so sind auch geringe Sünden vor Gott ein Gräuel.

Wie der Diamant, wenn er neben dem Magnet liegt, diesen hindert, das Eisen anzuziehen, obwohl er ihn seiner natürlichen Anziehungskraft nicht beraubt, sondern nur die Wirksamkeit desselben hemmt; so raubt uns zwar die läßliche Sünde die Gnade Gottes nicht, allein sie hemmt und schwächt doch ihre volle Wirksamkeit.

6) Sprüche und Lebenssätze.

Der heilige Chrysostomus (in hom. 74. in Matth.) vergleicht den Sünder mit einem Menschen, der einen Leichnam durch die Straßen der Stadt herumträgt.

Der heilige Thomas von Aquin sagte, er könne das Eine in der Welt nicht begreifen, wie der Mensch in der Todsünde einen fröhlichen Augenblick haben könne.

Der heilige Isidor pflegte zu sagen: Wer eine einzige schwere Sünde begangen hat, findet in seinem ganzen Leben nicht Thränen genug, dieselbe zu beweinen.

Cicero schreibt: Im Unglücke ist es für den Weisen Trost genug, wenn er zu sich sagt: Ich weiß, daß es nur ein wahres Uebel gibt, nämlich die Verletzung des Rechtes.

Aristoteles sagt: Es ist besser zu sterben, als gegen das Gut der Tugend zu handeln.

Publius Mimus schreibt: Ein redlicher Mann läßt sich lieber tödten, als daß er seine Pflicht verletzet.

Seneka bemerkt: Die Sünde hat in sich selbst den verwundenden Stachel.

Iliacos intra muros peccatur et extra, d. h.:
Durch Sünde wird an jedem Ort
Gott beleidigt fort und fort.

Humanum est peccare; at in peccato perseverare diabolicum, d. h.:

Sündigen ist menschlich; aber ein Sünder bleiben, ist teuflisch.

Peccatum blande ingreditur, sed in fine mordet ut coluber, d. h.:

Die Sünde schleicht zwar lieblich ein,
Zuletzt jedoch bringt sie Höllen-Pein.

Peccati fructus sunt duri post crimina luctus, d. h.:
Der Sünde folgt die Reue auf dem Fuße nach.

Nemo laeditur, nisi a se ipso, d. h.:
Ein Jeder bringt sich selbst zu Fall.

Nullum malum nisi peccatum, d. h.:
Es gibt in der Welt nur Ein Uebel, und dieses ist die Sünde.

7) Eintheilung der Sünden.

Die Sünden werden verschieden eingetheilt, und zwar:

I. Nach der Beschaffenheit des Gesetzes in

a) Begehungs- und

b) Unterlassungs-Sünden.

Jene werden begangen, wenn ein verbietendes Gesetz; diese, wenn ein gebietendes übertreten wird.

II. In Hinsicht der Begehungsweise gibt es Sünden,

a) die bloß im Herzen geschehen, wie die Gedankensünden;

b) die mit dem Munde geschehen, also durch Worte;

c) die durch Handlungen vollbracht werden, also wirkliche Thaten.

Hieher gehört auch die Eintheilung:

α) in fleischliche Sünden, die durch den Genuß sinnlicher Güter geschehen, wie durch Trinken, Essen, Wollust ꝛc.;

β) in geistige, die durch Belustigung des Geistes begangen werden, und sich auf nicht in die äußern Sinne fallende Güter beziehen, wie auf Ehre u. s. w.

III. In Hinsicht auf den Ursprung:

a) in die eigenen Sünden, die man selbst begehet, und diese können wieder sein

α) aktuell, welche man der That nach so eben begeht;

β) habituell, die bereits als Thaten vorüber sind, wovon aber der Habitus noch im Herzen fortdauert.

b) In fremde, welche zwar Andere begehen, wovon aber wir die Ursache sind.

c) In die Erbsünde, welche wir von unsern Stammeltern ererben.

IV. In Hinsicht auf die, welche dadurch verletzt werden:

a) In Sünden gegen Gott,

b) gegen den Nächsten,

c) gegen sich selbst.

V. Nach dem verschiedenen Grade der Erkenntniß und Freiheit in

a) Bosheitssünden, die mit voller Erkenntniß und Freiheit begangen werden;

b) Schwachheitssünden, die wegen allzu heftiger Versuchung, Heftigkeit des Affektes u. s. w. geschehen.

c) Sünden der Nachlässigkeit und der Unwissenheit, die aus sträflichem Irrthume, aus Unachtsamkeit, Uebereilung ꝛc. begangen werden.

VI. Aus der Schwere der Verbindlichkeit und der Pflichtverletzung in

a) schwere Sünden, die man auch Todsünden nennt, weil sie den Tod der Seele nach sich ziehen;

b) geringe oder läßliche Sünden, welche zwar der Gnade und der Freundschaft mit Gott nicht berauben, aber doch diese Güter mindern.

8) Wie sich die Sünde vollbringt.

Bei der Sünde lassen sich verschiedene Momente unterscheiden, wie sie aus einem unansehnlichen Keim entspringt, und sich endlich vollbringt. Man kann dabei unterscheiden:

1) Einen unerlaubten Gedanken an irgend etwas, aber noch ohne Wohlgefallen daran. Hier klopft der Versucher gleichsam erst an der Thüre des Herzens. Hievon sagt der heilige Jakobus: Ein Jeder wird versucht, indem er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird; dann, wenn die Lust empfangen hat, gebärt sie die Sünde. Jak. 1, 15.

2) Wohlgefallen am unerlaubten Dinge finden. Hier verweilt man mit Ergötzen bei einem sündhaften Objekte. Wenn man den Sinn nicht schnell davon abwendet, und dagegen kämpft, so wird bald

3) die Einwilligung hinzukommen, womit sich die Sünde wenigstens in Gedanken vollbringt. Daher bemerkt der heilige Gregor: Die Versuchung streut den Samen zur Sünde aus; das Ergötzen ist eine Nahrung dafür; durch die Einwilligung vollbringt sich die Sünde.

4) Die äußere That; diese wird der innern Einwilligung folgen, wenn es Gelegenheit zur That gibt, und sonstige Umstände sie möglich machen.

5) Die Gewohnheit in der Sünde, wozu es durch öfters wiederholte Handlungen kömmt, und wovon wir B. 9. S. 283 und flgde. handelten.

9) Von dem Ursprung des Bösen.

Viel hat von jeher die Menschen die Frage beschäftiget: Woher denn eigentlich das Böse oder die Sünde komme.

Es hat Solche gegeben, welche die Sünde von einem ewigen, bösen Grundprincip ableiten zu müssen glaubten. Dieß sind die Anhänger des dualistischen Princips, welche dem guten Gott von Ewigkeit her einen bösen entgegensetzen. Nach dieser Ansicht hätte Gott die Welt nicht aus Nichts, sondern aus einer ewigen Materie geschaffen, die eben in das Bereich des bösen Gottes gehörte. Indem die Seelen, ein Werk des guten Gottes, mit der bösen Materie in Berührung gekommen, seien sie selbst befleckt worden. Diese Ansicht macht aber eigentlich Gott selbst zum Urheber des Bösen; denn richtig bemerkt schon Tertullian: Entweder konnte Gott die Materie verbessern und das Böse von ihr entfernen, und wollte nicht, oder er wollte, konnte aber nicht. Im letztern Falle wäre er unmächtig, also nicht Gott; im erstern aber hätte er offenbar selbst das Böse gewollt, und wäre also Urheber desselben.

Eine andere Ansicht leitet das Böse aus der natürlichen Unvollkommenheit des Menschen ab. Man sagt: Absolut gut ist nur Gott; der Mensch aber, ein endliches, und daher beschränktes Wesen schließt von selbst auch das Unvollkommene in sich, womit das Böse gegeben sei. Allein die dem Menschen als endlichem Wesen zukommende Beschränktheit ist noch nicht das Böse selbst, sondern nur die Bedingung, dasselbe möglich zu machen. Wenn man also die Endlichkeit oder Beschränktheit des Menschen schon als das

Böſe ſelbſt faßt, ſo heißt dieſes nichts Anders, als das Böſe ſeinem Weſen nach leugnen.

All dieſe und ähnliche Anſichten, wie ſie insbeſonders eine von Gott abgefallene Philoſophie der Neuzeit aufſtellt, ſind irrig. Nur im Lichte der Offenbarung erkennen wir, was das Böſe ſei, ſowie dieſelbe auch über ſeinen Urſprung uns Gewißheit verſchafft. Die Offenbarung lehrt uns, daß die Sünde durch den freiwilligen Ungehorſam der erſten Menſchen in dieſe Welt eingetreten iſt, und daß ſo oft, als der Einzelne ſündiget, abermals ein Akt des freiwilligen Ungehorſams gegen Gott vorliegt.

10) Unterſchied zwiſchen Sünde, Verbrechen, Laſter und Laſterhaftigkeit.

Was Sünde iſt, haben wir bereits erklärt: eine jede freiwillige Abweichung vom Sittengeſetze iſt eine Sünde (peccatum). Das Wort Sünde enthält im allgemeinen ſowohl den Begriff der ſchweren (mortalia), als auch geringen (venalia) Sünden. Hingegen das Verbrechen (crimen) bezeichnet ein ſchweres Vergehen. Sünden gibt es wohl auch im Leben der Frommen, ſo lange ſie in dieſem gebrechlichen Fleiſche wandeln; aber Verbrechen finden ſich bei denſelben nicht.

Der Unterſchied zwiſchen Sünde und Laſter iſt dieſer: Wenn der Menſch unter zufälligen Umſtänden eine böſe Geſinnung annimmt, ohne daß er ſie zu einer wirklichen Handlungsweiſe, d. h. Maxime macht; wenn alſo der Menſch in einer ungünſtigen Stimmung von ſinnlichen Reizen verführt, die gute Geſinnung aufgibt und vom Sittengeſetze abweicht, ohne daß er entſchloſſen iſt, unter dieſen und ähnlichen Umſtänden immer zu handeln, ſo begeht er eine Sünde. Wenn aber Einer die böſe Geſinnung als wirkliche Maxime, d. h. Handlungsweiſe, aufnimmt, und ſich entſchließt, in dieſen und ähnlichen Zuſtänden nach dieſer böſen Geſinnung zu handeln, ſo iſt ein Laſter vorhanden. Das Laſter (vitium) iſt alſo eine Fertigkeit im Sündigen, und zwar verſteht man unter Laſter die Fertigkeit in einer gewiſſen Sünde, z. B. in der Trunkenheit oder Wolluſt ꝛc. Das Laſter nennt der heilige Chryſoſtomus einen harten Tyrann, welcher die Seele der Freiheit beraubt. Cicero ſetzt das Laſter der Tugend gegenüber, indem er ſagt: Virtuti vitium contrarium. De fin. III. 12.

Noch mehr als Laster ist die Lasterhaftigkeit; denn man versteht unter letzterer den herrschenden, bösen Willen, jede Sünde zu begehen, wozu es Gelegenheit gibt, und die Versuchung reizt. Richtig sagt schon Cicero: Vitiositas est omnium vitiorum. Tusc. IV. 15.

Sowohl das Laster als die Lasterhaftigkeit haben wieder ihre Grade. So ist das Laster um so größer, je größer und zahlreicher die Sünden sind, wozu es verführt, je häufiger die Gegenstände der bösen Begierden sind, und auf je mehrere Gegenstände sich die böse Begierlichkeit erstreckt. Die Lasterhaftigkeit ist in ihrer Ausdehnung desto größer, je mehr es Gattungen der Sünden sind, auf die es sich erstreckt; in ihrer Stärke ist sie desto größer, je größer die Kraft und Wirksamkeit der bösen Neigungen, und je geringer die Wirksamkeit der praktischen Vernunft ist.

Der höchste Grad der Lasterhaftigkeit, wohin man endlich durch mehrere Stufen kömmt, heißt Ruchlosigkeit, und besteht in einer völligen Vernachlässigung und Verachtung des sittlichen Triebes, im Mangel aller Furcht Gottes, im verdorbenen Willen, der nicht auf die Heilswahrheiten achtet, ihre Erkenntniß vielmehr flieht und allmälig Blindheit des Geistes erzeugt; in der Verzichtleistung auf alle Hoffnung und Bemühung der Besserung, worauf eine gänzliche Sorglosigkeit um sein Heil und endlich Verzweiflung zu folgen pflegt; endlich in einer hartnäckigen, vorsätzlichen Verhärtung gegen das Gute und Verstockung im Bösen. Cf. Riegler's Moral. B. 1.

11) Es besteht ein wirklicher Unterschied zwischen schweren (Tod-) und läßlichen Sünden.

Es hat allerdings Solche gegeben, welche den Unterschied zwischen schweren und geringen Sünden in Abrede stellten. Dahin gehören unter den Heiden die Stoiker, unter den Sektirern aber Jovinian, Pelagius, Wiclef, Luther, Kalvin u. s. w. Allein dieser Unterschied ist begründet:

I. In der Natur der Sache.

Nimmermehr kann in Abrede gestellt werden, daß die böse Gesinnung verschiedener Grade fähig ist, wodurch sie mehr oder weniger bösartig wird. Dieses zugegeben, kann auch nicht mehr geleugnet werden, daß es einen Unterschied zwischen großen und geringen Sünden gebe. Dieser Unterschied wird theils durch den

Gegenstand, theils durch die Art der Handlung herbeigeführt. Wenn z. B. Jemand seinem Nächsten einen geringen Theil seines Vermögens stiehlt, so ist dieses gewiß nicht so sehr gefehlt, als wenn er ihm sein ganzes Vermögen raubt, und dadurch selbst seine Existenz gefährdet. Das Letztere verräth doch gewiß einen bösartigeren Willen, als das Erstere. Eben so ist der Unterschied auffallend zwischen einer vorsätzlichen, mit Ueberlegung und Bewußtsein des Gesetzes begangenen Sünde, und einer aus bloßer Uebereilung oder Vergessenheit verübten Abweichung vom Gesetze. Bei der Uebereilungssünde kann die Achtung gegen das Gesetz noch bestehen, welche nur augenblicklich dem Bewußtsein entschwunden ist; aber durch eine vorsätzliche Sünde wird die Achtung für dasselbe wirklich vernichtet. — Selbst die nüchternen Heiden erkennen, daß bezüglich der Bösartigkeit der Sünden und ihrer verschiedenen Strafbarkeit ein Unterschied bestehe. Daher sagt Horaz 1. B. 3. Sat., nach der Voß'schen Uebersetzung:

Nicht wird Vernunft darthun, daß gleich viel sündige völlig,
Wer sich gekräuselten Kohl abbrach im Garten des Nachbars,
Und wer nächtlich der Götter Altargut raubte. Noch ist
Regelung, welche der Schuld gleichmäßige Strafen erkennet:
Daß du, wer Peitsche verdient, nicht schlagst mit entsetzlicher Geißel.

II. Die heilige Schrift zeugt dafür.

Schon im alten Bunde werden die Sünden der Größe nach unterschieden; denn es wird behauptet, daß kein Mensch auf Erden so gerecht sei, und so beharrlich Gutes wirke, daß er niemals sündige, so z. B. Predig. 7, 21.; Sprüchw. 20, 9. u. s. w. Daraus folgt, daß es Sünden gibt, welche die gute Gesinnung nicht ganz vernichten. Bekannt ist, daß im alten Bunde auch die Versöhnungsopfer nach Verschiedenheit der Sünden sehr verschieden waren, was doch auch einen Unterschied zwischen den Sünden selbst voraussetzt. Noch deutlicher tritt dieser Unterschied im neuen Bunde hervor; denn hier ist offenbar die Rede von Schwachheits-Sünden, wenn es z. B. heißt: „Sagen wir: Wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns." 1. Joh. 1, 8. Hingegen wenn der Apostel sagt: „Täuschet euch nicht, weder Hurer, noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Weich-

linge, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Geizige, noch Säufer, noch Lästerer, noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen" (1. Corinth. 6, 9. 10.); — so hat er offenbar schwere Sünden im Auge. — Christus, der Herr, spricht selbst an mehreren Stellen deutlich aus, daß es zwischen den Sünden einen Unterschied gebe, so z. B. wenn er sagt: „Wer ein Wort wider des Menschen-Sohn redet, dem wird vergeben werden; wer aber wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser, noch in der künftigen Welt vergeben werden." Matth. 12, 32. Oder: „Der, welcher mich dir überlieferte, hat eine größere Sünde." Joh. 19, 11. Wenn Judas, welcher den Herrn überlieferte, eine größere Sünde hat, als Pilatus, der ihn verurtheilte, so ist es ja klar, daß ein Unterschied zwischen den verschiedenen Sünden bestehe. Dasselbe folgt aus den Worten Jesu: Warum siehst du den Splitter in dem Auge deines Bruders; den Balken in deinem Auge aber wirst du nicht gewahr? Matth. 7, 3. Cf. Matth. 5, 22. Was ist endlich anders ausgesprochen, als daß es einen Unterschied zwischen den Sünden gibt, wenn der heilige Johannes sagt: Wer da weiß, daß sein Bruder sündige, aber nicht zum Tode, der bitte, und es wird dem, der nicht zum Tode sündiget, das Leben gegeben werden. Es gibt eine Sünde zum Tode, und nicht für diese sage ich, daß Jemand bitten soll. 1. Joh. 5, 16.

III. Die Kirche spricht klar diesen Unterschied aus.

Daß die heiligen Väter den Unterschied zwischen schweren und geringen Sünden festhalten, dafür wurden oben S. 237 mehrere Aussprüche der heiligen Väter angeführt, und ist in dieser Beziehung hier nichts mehr beizufügen. Aber auch allgemeine Concilien sprechen sich dafür aus, und namentlich sagt der Kirchenrath von Trient: Obgleich in diesem sterblichen Leben Heilige und Gerechte täglich in leichte Sünden, die man läßliche nennt, fallen; so hören sie deßwegen nicht auf, Gerechte zu sein. Sess. 6, c. 11. Und wieder lehrt die heilige Synode, daß man die Todsünden nothwendiger Weise beichten müsse, während sie von den läßlichen Sünden bloß sagt, daß man sie beichten könne. Sess. 14. c. 7. — Daß die katholische Kirche immer und überall lehrt, daß es schwere und läßliche Sünden gibt, ist nicht minder bekannt.

12) Was ist eine Todsünde, und was eine läßliche Sünde.

Es ist nicht immer leicht, die Grenze zwischen schwerer und läßlicher Sünde genau zu bestimmen. Der heilige Augustin sagt hierüber im ein und zwanzigsten Buche von der Stadt Gottes: Es ist äußerst schwer zu finden und sehr gefährlich zu bestimmen, welches jene Sünden sind, die verhindern, in's Reich Gottes zu gelangen, welches schwere und welches leichte Sünden sind. Dieses ist nicht durch menschliches, sondern durch göttliches Urtheil zu untersuchen. In ähnlicher Weise erklärt sich der heilige Thomas von Aquin.

Indeß läßt sich im Allgemeinen doch so viel sagen: Eine Todsünde ist diejenige, welche wegen ihrer Schwere der Gnade und der Freundschaft mit Gott beraubt und die ewige Strafe nach sich zieht. Sie heißt Todsünde, weil sie des geistigen Lebens, nämlich der habituellen Gnade beraubt, und den Tod der Seele nach sich zieht. — Eine läßliche Sünde hingegen ist diejenige, welche ihrer Geringheit wegen die Gnade und die Freundschaft mit Gott nicht aufhebt, obwohl sie die Liebe mindert und eine zeitliche Strafe verdient. Sie heißt eine läßliche Sünde, weil sie die Seele des geistigen Lebens nicht beraubt, und man ihretwegen leicht Verzeihung erlangen kann.

Die Todsünde ist doppelter Art; es gibt nämlich:

a) Todsünden, die Solches an und für sich (ex genere) sind.

b) Todsünden, die es durch die Umstände (per accidens) werden.

Außerdem läßt sich sagen: Als schwere oder Todsünden müssen bezeichnet werden:

1) Jene Sünden, von welchen es in der heiligen Schrift heißt, daß sie vor Gott ein Gräuel sind, daß sie vom Himmelreich ausschließen, der Freundschaft mit Gott berauben, des ewigen Todes schuldig machen;

2) jene Sünden, welche von den heiligen Vätern und den Concilien für schwere Sünden erklärt und mit scharfen Kirchenbußen belegt werden;

3) jene Sünden, welche die Liebe zu Gott, zu sich selbst oder gegen Andere schwer verletzen;

4) jene Sünden, welche uns in Erreichung unſers letzten Zieles gar ſehr hindern: — alle derlei Sünden müſſen, wie geſagt, als ſchwere oder Todſünden bezeichnet werden.

13) Von dem Unterſchied der Sünden überhaupts.

Die Sünden ſind ihrer Größe nach ſehr verſchieden. Daher ſtellen die Moraliſten zur Beurtheilung derſelben verſchiedene Regeln auf. Es iſt nämlich eine Sünde

I. objektiv um ſo größer:

a) Je wichtiger der Gegenſtand der Sünde iſt. So iſt z. B. der Mord eine größere Sünde, als bloße Verwundung.

b) Je mehr Geſetze oder Pflichten durch dieſelbe Handlung zugleich verletzt werden. So iſt es eine Sünde, wenn Jemand das von der Kirche auferlegte Faſten bricht; dieſe Sünde erhält aber eine neue Bösartigkeit, wenn man zu dem Faſten durch ein beſonderes Gelübde verbunden war.

c) Je zahlreicher und ſtärker die Gründe ſind, welche zur Erfüllung der Pflicht ermuntern, und je mannigfaltigere Verhältniſſe ſich auf die Pflicht beziehen, wie es z. B. bei Standespflichten der Fall iſt.

d) Je ſchädlicher die Folgen ſind, welche durch eine Sünde erzeugt werden, die bald an ſich groß und wichtig ſind, bald durch die Menge der Perſonen, die ſie treffen, bedeutend ſind, wie z. B. Staatsverrath.

II. Subjektiv iſt eine Sünde um ſo größer:

a) Je deutlicher man ſich des Geſetzes, ſeiner Gründe und der Disharmonie der Handlung mit dem Geſetze bewußt iſt. Darauf bezüglich ſagt Chriſtus ſelbſt: Der Knecht, welcher den Willen ſeines Herrn gekannt, und ſich nicht bereit gehalten und nicht gethan hat, was er wollte, wird viele Streiche bekommen; der ihn aber nicht gekannt, und gethan hat, was Schläge verdient, wird weniger bekommen. Luk. 12, 47 u. 48.

b) Je beſtimmter man die böſen Folgen ſeiner Handlung vorherſieht oder vorherſehen kann.

c) Je größer die Geringſchätzung iſt, welche man bei ſeiner Handlung gegen das Geſetz an den Tag legt.

d) Je mehr Gründe man hat, eine Sünde zu unterlaſſen,

und je geringer die Verſuchung und die Reize zur Sünde waren. Vergl. B. 10. S. 379 u. flgde.

14) Was bedingt die Sünde, oder wovon hängt ſie ab?

Wie nicht jede mit dem Buchſtaben des Geſetzes übereinſtimmende Handlung auch ſittlich gut iſt, ſo ſind auch nicht alle vom Geſetze abweichenden Handlungen deßhalb ſchon unmoraliſch. Es kömmt hiebei Alles auf die der Handlung zu Grunde liegende Geſinnung an. Wer in guter Abſicht handelt, der ſündiget nicht, wenn er auch aus Unwiſſenheit oder Irrthum ein Geſetz übertritt; ſeine Handlung iſt zwar illegal, aber nicht unmoraliſch. Freilich, wer an ſeiner Unwiſſenheit ſelbſt Schuld iſt, für den iſt ſie keine Entſchuldigung, ſondern ſeine illegale Handlung wird zugleich auch unmoraliſch.

Daraus ergibt ſich, daß eine Sünde nur unter gewiſſen Bedingungen vorhanden iſt, nämlich es gehört dazu:

1) Der Gebrauch der Vernunft. Eine jede unmoraliſche Handlung ſetzt den Gebrauch der Vernunft voraus, weil ſie eine von der Freiheit bewirkte Abweichung vom Sittengeſetze iſt, und es da keine Freiheit gibt, wo keine Vernunft iſt. Daher kann es bei unmündigen Kindern, bei Wahnſinnigen und Blöden wohl illegale Handlungen geben, aber nicht unmoraliſche. Wer aber ſelbſt ſich des Vernunftgebrauches beraubte, dem kann die in ſolchem Zuſtande vollbrachte Handlung wenigſtens noch verhältnißmäſſig zugerechnet werden, nach dem Grundſatze, daß der, welcher die Urſache will, auch die aus ihr hervorgehenden Wirkungen will.

2) Vorhandenſein der Freiheit. Denn nur freie Handlungen ſind moraliſch gut oder böſe. Auch lehren alle Väter mit dem heiligen Auguſtin, daß die Sünde vom Willen abhänge (peccatum voluntate committi). Wird alſo von dem Willen des Menſchen eine vom Geſetze abweichende Handlung erzwungen, ſo iſt ſie wohl illegal, aber nicht unmoraliſch. Doch iſt ein ſolcher Zwang nicht vorhanden, ſo lange man widerſtehen kann, iſt gleichwohl der Widerſtand mit großen Opfern oder Schmerzen verbunden. Noch weniger hat er Statt, wenn der vorgebliche Zwang bloß auf den eigenen Neigungen beruht.

Dabei iſt noch zu bemerken, daß wenigſtens die Todſünde eine

vollkommene Beistimmung des Willens oder eine vollkommene Einwilligung erfordere. Es kann sich aber der Wille, wenn sich ihm ein böses Objekt darbietet, auf eine dreifache Art verhalten:

a) Er kann positiv einwilligen;

b) er kann sich negativ verhalten, und weder einwilligen, noch widerstreben;

c) er kann positiv widerstreben.

Hierauf bezüglich sagen die Moralisten und insbesonders der heilige Liguori, daß, wenn eine Gefahr zur Einwilligung nicht vorhanden sei, es keine Todsünde, sondern nur eine läßliche Sünde sei, wenn man den unerlaubten Regungen nicht positiv widersteht. Wenn sich jedoch eine Ergötzung an unkeuschen Dingen einstellt, ist man unter einer Todsünde verbunden, positiv zu widerstehen, weil derlei Versuchungen, wenn ihnen nicht direkt widerstanden wird, gewöhnlich die Einwilligung nach sich ziehen. Hiezu geben die Moralisten verschiedene Mittel an, wie das Andenken an das Leiden des Herrn oder an andere, ernste Wahrheiten der Religion; Zuflucht zum Gebet, Erweckung der Liebe; insbesonders im Akt der Versuchung Hinwendung des Gemüthes auf andere Dinge; oft genügt es, vorzüglich wenn die Versuchungen leichterer Art sind, wenn man dieselben mit Verachtung zurückweiset.

3) Der Handelnde muß das Gesetz kennen, oder es muß ihm wenigstens möglich sein, sich das Gesetz zur Kenntniß zu bringen. Wenn daher Jemand ein Gesetz verletzet, welches er in seiner Lage ohne seine Verschuldung sich nicht zur Kenntniß bringen konnte, so ist seine Handlung wiederum zwar illegal, aber nicht unmoralisch. Eine ganz und gar unfreiwillige Unwissenheit ist keine Sünde, sagt der heilige Thomas von Aquin. Indeß ist die Unwissenheit nicht bloß freiwillig, wenn man absichtlich etwas nicht wissen will, um desto ungehinderter zu sündigen, sondern auch

a) wegen Nachlässigkeit, wenn Jemand die mit dem Erlernen der Sittengesetze verbundene Mühe scheut, oder wegen vieler anderer Geschäfte sich keine Zeit nimmt, die Heilswahrheiten kennen zu lernen.

b) Wegen Leidenschaft, welcher Jemand mit Ueberlegung folgt; denn es ist gewiß, daß die Leidenschaft blendet, so daß der Geist

das Rechte nicht mehr erkennt. Wer aber mit Ueberlegung einer Leidenschaft sich hingibt, ist selbst Schuld, wenn dadurch sein Erkenntnißvermögen getrübt wird.

c) Wegen eines bösen Habitus oder einer schlimmen Gemüthsbeschaffenheit, in welche man durch eine böse Gewohnheit geräth; denn auch hier sind die nachfolgenden Werke wenigstens in ihrer ersten Ursache frei.

d) Wegen Mangel an Vorsicht, wenn man es nämlich bei seiner Handlung an der nöthigen Ueberlegung fehlen läßt.

15) Wodurch wird ein Akt, der an und für sich eine läßliche Sünde oder eine gleichgiltige Handlung ist, eine Todsünde?

Nach dem heiligen Alphons von Liguori kann dieses auf fünffache Weise geschehen, und zwar:

1) Wegen des beigefügten Zweckes. So begeht derjenige eine schwere Sünde, welcher nur in einer geringfügigen Sache lügt, um dadurch seine Absicht einer fleischlichen Verbindung zu erreichen.

2) Wegen der Heftigkeit der Neigung. Es ist z. B. Jemand so sehr für eine geringe Sünde eingenommen, daß er davon nicht abstehen würde, wenn sie auch eine Todsünde wäre.

3) Wegen Verachtung des Gesetzes oder des Gesetzgebers, d. h. wenn man eine an sich geringe Sünde begeht, um seine Verachtung gegen das Gesetz oder den Gesetzgeber auszudrücken; denn dieses ist Stolz und Verachtung der Autorität.

4) Wegen eines schweren daraus folgenden Aergernisses oder Schadens. Eine solche Handlung widerstreitet in hohem Grade der christlichen Liebe. Deßwegen wird hier auch eine an sich gleichgiltige Handlung zur schweren Sünde.

5) Wegen sehr naher Gefahr, eine Todsünde zu begehen, d. h. wenn man sich bei der Begehung einer geringen Sünde der Gefahr aussetzt, in eine Todsünde zu fallen.

16) Wie wird ein Akt, der an und für sich eine Todsünde ist, durch die Umstände eine läßliche Sünde?

Eine an und für sich schwere Sünde kann durch die Umstände eine geringe werden. Dieses geschieht:

1) Wenn die Erkenntniß nicht vollkommen war. Merkmale einer mangelhaften Erkenntniß sind:

a) Wenn man nur oberflächlich und gleichsam halbschlafend den Akt für eine Sünde hielt.

b) Wenn man bei besserer Ueberlegung sich denkt: Hätte ich das so gewußt, so würde ich es nicht gethan haben.

c) Wenn man in der Heftigkeit der Leidenschaft, oder so verwirrt und zerstreut handelte, daß man nicht wußte, was man that.

2) Wenn man nicht vollkommen einwilligte. Merkmale hievon sind:

a) Wenn man die Sünde, ungeachtet sie leicht hätte geschehen können, doch äußerlich nicht vollbrachte.

b) Wenn man an der Einwilligung zweifelt. Dieses gilt insbesonders für Solche, die sonst redlich zu handeln pflegen.

c) Wenn man so gesinnt ist, daß man lieber sterben, als freiwillig eine Todsünde begehen wollte.

d) Wenn man furchtsam und zurückhaltend an die Sünde ging.

e) Wenn man halb schlafend, oder sonst seiner nicht ganz mächtig war.

3) Wenn der Gegenstand, um welchen es sich handelt, ganz unbedeutend ist. Dabei ist zu bemerken:

a) Es gibt keine leichte Materie in Dingen, wo die Unbedeutendheit der Sache die Art der Beleidigung nicht entschuldiget, wie z. B. beim Eide. Auch derjenige, welcher einer Kleinigkeit wegen falsch schwört, sündiget dennoch schwer.

b) Man muß auf die Umstände sehen, wodurch oft eine an sich geringe Sache schwer wird.

c) Wenn bei wiederholten Uebertretungen mehrere geringe Materien entweder an sich oder nach ihren Wirkungen verbunden werden, so wird die Materie schwer, weil alle Materien moralisch für Eine gehalten werden. Wer z. B. mehrere kleine Diebstähle begeht, und hiefür keine Restitution leistet, sündiget schwer.

17) Von dem Unterschiede der Sünden in Hinsicht auf die Zahl.

Die Zahl übt auf die Sünde selbst einen großen Einfluß aus; denn je öfter man eine Sünde begeht, desto größer wird die Sünde

selbst. Indeß bestehen bezüglich der numerischen Verschiedenheit der Sünden unter den Theologen in manchen Punkten abweichende Ansichten. Die numerische Verschiedenheit der Sünden hängt nämlich ab:

I. Von der Mehrheit der moralisch unterbrochenen Akte oder Handlungen, und hierin stimmen Alle überein. Indeß entsteht die Frage: Wann wird der Akt des Willens moralisch unterbrochen? Zum bessern Verständnisse muß man hier die innern Akte von den äußern unterscheiden. Was nun

1) die innern Akte betrifft, so sind wiederum die Sünden des Herzens von den Sünden des Mundes oder Werkes zu trennen, und man muß sagen

a) die Sünden des Herzens, d. h. solche, die ausschließlich innerlich begangen werden, wie Haß, schändliche Begierden ꝛc. wiederholen sich so oft, als Akte des ihnen beistimmenden Willens vorhanden sind.

b) Was die innern Sünden betrifft, welche durch den Mund oder die äußere Handlung erst ihre Vollendung erhalten, wie Lästerungen, Diebstähle ꝛc., so werden diese Akte moralisch unterbrochen so oft, als man den Willen zurückzieht, oder als man freiwillig davon absteht.

Dabei ist zu bemerken, daß bei Akten, die nur eine Folge des ursprünglichen, bösen Willens sind und zur äußern Vollbringung der Sünde gehören, wenn auch längere Zeit bis zur Verübung der That selbst verstreicht, nur Eine Sünde vorhanden ist. So begeht z. B. derjenige, welcher sich vornimmt, einen Menschen zu tödten, und zur Ausführung der That sich die Waffen verschafft, dann sich in Hinterhalt legt und auf sein Opfer lauert, auch wenn darüber mehrere Tage vergehen, und der Mörder wiederholt in die That williget, nur Eine Sünde. Ferner begeht auch der Dieb, welcher sich vornimmt, das gestohlene Gut nicht zurückzugeben, auch wenn er ein ganzes Jahr oder noch länger in diesem Willen verharrt, nur Eine Sünde. Wenn jedoch der Dieb, welcher zuvor unfähig war, zu restituiren, in den Stand gesetzt würde, in welchem er Restitution leisten könnte, jetzt wiederholt sich vornehmen würde, nicht zu restituiren, so würde er nach der Ansicht der Moralisten eine neue Sünde begehen.

2) Die äußern sündhaften Handlungen werden moralisch unterbrochen, wenn sie sich nicht auf einen vollendeten Hauptakt beziehen, so z. B. wenn Jemand von einem großen Haufen wiederholt etwas hinwegstiehlt, ohne die Absicht zu haben, den ganzen Haufen zu stehlen, oder Jemand wiederholt fleischliche Berührungen sich erlaubt, ohne die Absicht zu haben, das fleischliche Werk selbst zu vollbringen. Denn in solchen Fällen hat jeder Akt seine eigene Bosheit. Indeß einigen sich oft auch die äußern Akte, so daß sie nur Eine Sünde ausmachen, und dieses ist der Fall:

a) Wenn sie von ein und demselben Angriffe herrühren, z. B. wer mit Einem Griff mehrere Personen unehrerbietig berührt.

b) Wenn sie Vorbereitungen zu ein und derselben Sünde sind, z. B. Jemand kauft sich Waffen, um einen Menschen zu tödten, sucht ihn sodann auf u. s. w.

II. Von der Verschiedenheit der Objekte, worauf sich der Akt bezieht.

Hierin bestehen zwar unter den Moralisten verschiedene Ansichten; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß mehrere specifisch verschiedene Objekte auch mehrere der Art nach verschiedene Sünden in sich schließen. Wenn z. B. ein Ehemann mit einem fremden Eheweibe sich versündiget, so begeht er eine doppelte Ungerechtigkeit: die eine, indem er das Recht seiner eigenen Gemahlin verletzt; die andere, indem durch seine Mitwirkung die fremde Gemahlin das Recht ihres Gatten verletzt. Daraus erhellt, daß mit einem einzigen Akte allerdings mehrere, der Zahl nach verschiedene Sünden bestehen können.

Daraus folgt, daß der Zahl nach verschiedene Sünden begeht:

1) Wer auf einmal Mehrere verleumdet, oder wer mit Einem Hieb Mehrere tödtet.

2) Wer in Einem Akte mehreren Frauen sich unkeusch nähern zu können wünscht.

3) Wer Mehreren etwas stiehlt.

4) Wer Mehreren zugleich ein Aergerniß gibt.

5) Wer auf einmal mehreren Personen zugleich schaden will.

Cf. Des heil. Liguori Moral. B. 2. lib. 2.

18) Ueber die Unterlassungs-Sünden.

Viele finden ihren Trost hierin, wenn sie sich keiner besonders schweren Begehungssünde bewußt sind; die Unterlassungssünden beunruhigen sie nicht. Daß sie in ihren Standesverhältnissen vieler Nachlässigkeiten sich schuldig machen; daß sie die von Gott ihnen verliehenen Talente nicht anwenden; daß sie viele Gelegenheiten, Gutes zu thun, unbenützt vorübergehen lassen: dieses und viel Anderes kümmert sie nicht. Allein nicht bloß durch Begehung des Bösen sündiget man, sondern auch durch Unterlassung des Guten, welches zu thun man verpflichtet ist.

Wie sehr auch die Unterlassungssünden bestraft werden, zeigt uns die heilige Schrift in mehreren Beispielen. So wurde jener Knecht, welcher das ihm anvertraute Talent nicht anwendete, schon deßwegen verurtheilt und in die äußerste Finsterniß verstossen. Matth. 25, 24—30. Wir lesen ferner, daß die bloße Unterlassung der Werke der Barmherzigkeit die ewige Verdammniß nach sich zieht. Matth. 25, 41—46. Auch schreibt der heilige Jakobus: Wer weiß Gutes zu thun, und es nicht thut, dem ist es zur Sünde. Jak. 4, 17.

Es ist also ein schlechter Trost, sich keiner Begehungssünden bewußt zu sein; auch die Unterlassungssünden stürzen in's Verderben. Und mit Recht; denn wer unterläßt, was er thun soll, ist eben so treulos, als der, welcher thut, was ihm verboten ist.

19) Von den Gedankensünden.

Hievon wurde ausführlich gehandelt bei dem Artikel „Gedanken" B. 8. S. 1. u. flgde.

20) Von der bösen Begierde und der sogenannten Delectatio morosa.

Wir haben hierüber bereits B. 8. S. 14 Einiges bemerkt, kommen aber hier noch einmal darauf zurück.

Die böse Begierde, vermöge welcher man eine Sünde vollbringen will, ist entweder eine schwere oder geringe Sünde, je nachdem die äußere Handlung, nach welcher man Verlangen hat, eine schwere oder geringe Sünde ist. Der Grund hievon ist, weil die

innere Handlung ihren Werth oder Unwerth von der äußern That entlehnt. Die Begierde mit Einwilligung unter einer Bedingniß, welche der Handlung allen bösen Charakter nimmt, ist keine Sünde, wenigstens keine Todsünde; z. B. es denkt sich Jemand: Ich würde stehlen, wenn es mir von Gott gestattet würde. Wenn aber die Bedingniß das Böse nicht hinwegnimmt, so ist eine Sünde vorhanden, z. B. wenn sich Jemand denkt, gäbe es keine Hölle, so würde ich unkeusch sein. Daraus folgt:

a) In allen Fällen, wo das Verbot auf einem positiven Recht beruht, ist die Begierde unter der Bedingniß: Ich würde es thun, wenn es nicht verboten wäre, erlaubt. So z. B. darf man sich denken: Ich würde am Freitage Fleisch essen, wenn es die Kirche nicht verboten hätte.

b) Dasselbe gilt bezüglich jener Verbote, die zwar auf einem Naturrechte beruhen, wovon aber in gewissen Fällen eine Abweichung zulässig ist, wenn anders die Bedingniß dahin geht, z. B.: Ich würde den Dieb aufhängen, wenn ich Richter wäre. Es werden jedoch derlei Gedanken von den Moralisten mit Recht als gefährlich, ja selbst als teuflische Versuchungen bezeichnet.

Von den bösen Begierden unterscheidet sich die Freude an der Sünde; denn während die Begierde auf die Zukunft geht und mit etwas zu begehendem Bösen sich befaßt, entsteht die Freude über eine bereits vollbrachte Sünde, und bezieht sich also auf die Vergangenheit. Das wohlgefällige Stehenbleiben bei bösen Gedanken aber in der Art, daß es als delectatio morosa bezeichnet werden muß, geht auf die Gegenwart, und besteht darin, daß sich Jemand durch seine Phantasie eine Sünde vergegenwärtiget, und daran mit Einwilligung sich erfreuet, als würde er die Sünde wirklich begehen, jedoch ohne Begierde, die That selbst zu vollbringen. So oft hiebei die Ergötzung auf das böse Werk selbst gerichtet ist, so zwar, daß das böse Werk das Objekt des Ergötzens ist, begeht man eine schwere oder läßliche Sünde, je nachdem das Werk selbst ein oder das andere ist. Wenn jedoch nicht das böse Werk selbst, sondern an und für sich der Gedanke über das böse Werk Objekt des Ergötzens ist, so kann möglicher Weise alle Sünde ausgeschlossen sein, wenn nämlich eine gerechte Ursache vorhanden ist, sich damit zu beschäftigen, z. B. wenn es des Unterrichtes wegen geschieht; oder es ist nur

eine geringe Sünde, wenn es nämlich aus bloßer Neugierde geschieht; freilich kann auch wieder eine schwere Sünde daraus werden, und dieses dann, wenn die nächste Gefahr der Einwilligung vorhanden ist. Ferner ist keine Sünde vorhanden, wenn das Ergötzen nicht über das böse Werk selbst, sondern über die Art und Weise seiner Vollbringung geschieht. So ergötzen uns oft Betrügereien, Diebstähle u. s. w. nicht an und für sich, sondern die schlaue Art der Vollbringung ꝛc.

Daraus folgt:

c) Man darf sich ergötzen an dem guten Erfolg, welchen ein böses Werk hat; denn die Freude beruht hier nicht auf dem bösen Werke selbst. Immerhin aber können derlei Freuden leicht gefährlich werden.

d) An dem Schaden des Nächsten an und für sich, wenn auch Gutes daraus erfolgte, soll man sich im Allgemeinen nicht freuen; erlaubt ist es jedoch, sich an dem Schaden des Nächsten zu freuen, wenn daraus für ihn selbst oder für einen Unschuldigen ein größeres Gut erfolgte. So darf man sich z. B. über die Krankheit eines Andern freuen aus dem Grunde, daß es ihm dadurch unmöglich geworden ist, noch ferner Aergerniß zu geben.

e) Es ist immer erlaubt, sich über ein zeitliches Uebel, das einer Privatperson begegnet ist, zu freuen im Hinblick auf das Gute, welches in zeitlicher Hinsicht der ganzen Gemeinde zugegangen ist. Daher darf man sich auch freuen über die Strafe, welche zum abschreckenden Beispiele über den Missethäter verhängt worden ist.

f) Wenn Jemand ohne Nothwendigkeit eine Handlung vornimmt, von welcher er weiß, daß daraus ein Wohlgefallen des Fleisches zu entstehen pflegt, z. B. wenn er Schändliches liest oder hört bloß aus Neugierde, jedoch ohne direkte Absicht und ohne Gefahr des Einwilligens, so sündigt er läßlich; hat er aber eine gerechte Ursache, Solches zu thun, so sündiget er gar nicht, in so ferne keine Einwilligung entsteht.

g) Stellt sich ein fleischliches Ergötzen überhaupts ein, so ist der Christ verpflichtet, ihm positiv zu widerstehen, und es genügt nicht, sich bloß negativ zu verhalten, weil der Wille fast immer der Gefahr der Einwilligung ausgesetzt ist, und die Annahme des Gegentheils zu viel Selbstvertrauen verräth. Cf. des heil. Liguori Moral B. 2. lib. 2.

21. Wie leicht der Weg zur Sünde ist.

Manche geben sich allerdings viele Mühe, ihre Leidenschaften zu befriedigen, und lassen sich mehr Anstrengung kosten, strafbar zu werden, als es sie gekostet hätte, unschuldig zu leben. Aber im gewöhnlichen Leben ist zur Sünde ein ganz leichter Weg, ja es gibt zu ihr so viele Wege, daß man bei einem jeden Schritte fürchten muß, in neue Sünden zu fallen. Nicht bloß eine verbotene Handlung, sondern auch eine pflichtwidrige Unterlassung, nicht bloß eine unanständige Rede, sondern selbst ein unbewachter Gedanke kann zur Sünde werden. Ueberdieß ist die Natur zur Sünde geneigt. Auf der einen Seite also ist ein schwacher Mensch, und auf der andern sind die Gelegenheiten zur Sünde fast unendlich. Wie leicht ist demnach eine Sünde geschehen! Der Gerechte, sagt die Schrift, fällt des Tages siebenmal; wie oft werden wir fallen, die von der Gerechtigkeit so weit entfernt sind!

Wie leicht, ist eine Sünde geschehen! Denn dazu braucht es nicht vieler Zeit. Augenblicklich geschieht der Fehltritt; jetzt stehe, jetzt falle ich, und was inzwischen liegt, ist oft nur eine Minute. Viele Tage sind zu kurz für meine Buße, aber für das Vergehen ist ein unbewachter Augenblick hinreichend. Ja, ganze Jahre braucht man oft, das wieder zu ersetzen, was einem eine unnennbare Kürze der Zeit geraubt hat. Das Werk von zwanzig nnd noch längern Jahren zerfällt in einem Augenblicke, und wenn ich am Ende mein Gebäude auf einmal einstürzen sehe, so habe ich noch weniger, als ich im Anfange hatte.

Um zu sündigen, bedarf es keines bestimmten Alters. Mit dem ersten Gebrauch der Vernunft beginnt oft schon der Mißbrauch derselben, und bis zum späten Alter, bis zum letzten Hauch des Lebens ist der arme Sterbliche sündig. Der Schnee der Haare löscht den Zunder der Sünde nicht aus, und wenn die Natur einen Fehler unmöglich zu machen scheint, so treibt sie auf der andern Seite zu neuen Fehlern an. Wir wachsen unvermerkt mit zunehmenden Jahren; aber unsere Sünden vermehren sich noch weit unvermerkter, und es bedarf sogar einer großen Aufmerksamkeit, wenn wir unsern Fortgang im Guten oder Bösen entdecken wollen.

Um zu sündigen bedarf es keines bestimmten Ortes. Der

Umgang mit Menſchen hat zwar viele Gefahren, die Geſellſchaft hat ihre Verſuchungen; aber die Sünde dringt zuletzt bis in das einſame Heiligthum und verwüſtet zuweilen an unzugänglich ſcheinenden Orten, wohin ſonſt die Unſchuld ihre Zuflucht zu nehmen pflegt. Die Einöden ſind nicht frei von ihr; ſie hat auch in die Wüſteneien ihren Zugang gefunden, und auf den Gipfeln des Libanon hat ſie die Cedern erſchüttert. Sie wagt ſich bis an den Altar, und wenn du, o Herr, die Stadt nicht bewacheſt, ſo wird es ihr leicht werden, jede Schranke zu überſteigen. Ueberall, wo man Gott dienen kann, kann man ihn auch beleidigen; denn wo man immer iſt, lauert der Verſucher auf unſere Seele.

O wie leicht iſt der Weg zur Sünde! Wie ſchnell fällt man! Welche Vorſicht iſt daher nicht nöthig, um ſich aufrecht zu halten! Cf. Tanner's Weg des Verderbens.

22) Von dem leichtfertigen Sündigen und den traurigen Folgen davon.

Es gibt nicht wenige Menſchen, die täglich mit der größten Leichtfertigkeit Sünden auf Sünden häufen, und dabei nicht im Mindeſten beunruhigt werden, ja ſie ermuntern ſich ſogar durch die verſchiedenſten Scheingründe zu neuen Vergehungen. Der Eine ſagt: Es iſt ſo weit nicht gefehlt; Andere thun es ja auch, und darunter weiſe und verſtändige Männer. Nur die Pfaffen ſind ſo ſtrenge, weil ſie aus der Welt gerne ein Trauer- und Klagehaus machen möchten. Aber Gott hat ja dieſe Dinge erſchaffen; warum ſollte ich ſie alſo nicht genießen? Für die Menſchen ſind ſie da, ihnen ſind ſie gegeben, und ich ſollte ſie verſchmähen? Der gütige Gott hat ſelbſt den Trieb und das Verlangen darnach in mich gelegt, was ſoll es daher Schlimmes ſein, wenn ich dieſes Verlangen ſtille? — Ein Anderer ſagt: Ich bin noch jung, muß mich alſo des Lebens erfreuen; es kommt ſchon eine Zeit, wo mir ohnehin die Luſt zu all dieſen Dingen vergeht. Wann dieſe Tage gekommen ſind, d. h. wann ich alt geworden bin, dann werde ich Gott dienen und Alles wieder gut machen. Ein Dritter tröſtet ſich mit der Barmherzigkeit Gottes. Gott iſt unendlich barmherzig, heißt es; ich vermag nicht ſo viel zu ſündigen, als er zu verzeihen bereit iſt. Deßwegen hat Jeſus Chriſtus auch das Heilmittel der

Buße eingesetzt. Ich brauche also nur zu beichten, und werde jedes Mal wieder von meinen Sünden befreit.

Mit diesen und ähnlichen Scheingründen beruhiget sich der leichtfertige Sünder. Aber wie traurig sind die Folgen hievon! Wachsthum im Bösen, die Gewohnheit zu sündigen, und endlich Verhärtung in der Sünde zieht ein solch leichtfertiges Sündigen unvermeidlich nach sich. Wie könnte es auch anders sein! Der Gedanke an Gottes Gerechtigkeit ist ein kräftiges Mittel gegen die Sünde. Der leichtfertige Sünder aber weiß nichts von der Gerechtigkeit; er redet nur immer von einem Gott, der unendlich barmherzig ist, und fast nichts Anderes zu thun hat, als nur immer zu verzeihen. In dieser Selbsttäuschung häuft er Sünde auf Sünde. So wächst er im Bösen; und weil man nichts leichter gewöhnt, als die Sünde, so wird er bald ein Gewohnheitssünder sein. Der Gewohnheitssünder sieht aber die Sünde nicht mehr in ihrer wahren, häßlichen Gestalt. Er gleicht einem Menschen, der lange Zeit in einem Spital lebt, in welchem Kranke mit häßlichen Wunden aller Art sich befinden. Anfangs bebte er bei ihrem Anblicke vor Ekel und Abscheu zurück, später gewöhnte er sich daran, und endlich konnte er die häßlichsten Wunden mit Gleichgiltigkeit ansehen. So hält auch der Gewohnheitssünder seine Fehler, die er fast täglich begeht, mehr und mehr für geringer, bis sie ihm zuletzt sogar als erlaubt erscheinen. Dieses Alles führt aber zuletzt zur Verhärtung. Gott verläßt zwar einen solchen Menschen nicht sogleich; er sucht ihn vielmehr auf verschiedene Weise zu retten. Er ermahnt ihn durch die Stimme des Gewissens, durch gute Freunde, insbesonders durch die Seelsorger; er warnt ihn durch die traurigen Folgen der Andern in ähnlichen Fällen, indem er bald diesen, bald jenen plötzlich aus dem Leben abruft und vor seinen Richterstuhl hinstellt; er straft ihn durch Widerwärtigkeiten, um ihm die Augen zu öffnen; ja selbst während er vom Strudel der Sünde fortgerissen und dem Verderben entgegengeführt wird, bietet ihm Gott noch die rettende Hand. Wenn aber Alles fruchtlos ist, wenn er in seiner Verblendung verharrt, dann geschieht endlich das Schreckliche, Gott entzieht ihm seine Gnade. Es hören die innern Einsprechungen auf, die Gelegenheiten zur Besserung werden seltener, Gott entfernt sich immer weiter von einem Sol-

chen. Die Folge von dem Allen iſt, daß es in dem Geiſte eines Solchen immer finſterer, und in ſeinem Herzen immer kälter wird; er entfernt ſich immer weiter von der Tugend und ſinkt immer tiefer in den Schlamm der Sünde hinein, bis er endlich in den Zuſtand völliger Verſtocktheit verſinkt. Sieh, in dieſe ſchauerliche Tiefe, in dieſen ſchrecklichen Abgrund, aus welchem es faſt keine Rettung mehr gibt, ſtürzt das leichtfertige Sündigen!

23) Wie traurig und gefährlich das Verharren in der Sünde iſt.

Hievon eigens zu handeln, iſt kaum mehr nöthig, ſondern wir weiſen auf den Artikel „Buße“ zurück B. 3. S. 223—267.

24) Einige Bilder, in welchen die heilige Schrift von der Sünde ſpricht.

Da die Sünde das größte Uebel iſt, und alles Unheil dem bringt, der ſie begeht, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die heilige Schrift bald in den verächtlichſten, bald in den ſchreckeneinjagendſten Bildern und Gleichniſſen von der Sünde ſpricht.

Der Sünder wird in der heiligen Schrift

a) mit der Spreu und den Stoppeln verglichen. Wozu dient die Spreu? Wie werthlos ſind die Stoppeln? Wie leicht nimmt der Wind beide dahin? Dieß iſt ein Bild von der Werthloſigkeit des Sünders. Deßwegen heißt es von dem Sünder in der göttlichen Schrift: Er iſt wie Staub, welchen der Wind von der Erde hinwegwehet. Und wiederum: Sie, die Sünder, werden ſein wie Spreu vor dem Winde her, und wie Aſche, welche der Sturmwind zerſtreut. Job 21, 18. Oder wie der Prophet Iſaias von den Sündern ſagt: Wie die Feuerflamme Stoppeln frißt und der Flamme Hitze ſie verzehrt, ſo wird ihre Wurzel zu Aſche werden, und ihr Sproſſe wie Staub auffliegen; denn ſie verlachten das Geſetz des Herrn der Heerſchaaren, und läſtern das Wort des Heiligen Iſraels. Iſ. 1, 24.

Die Sünder werden in der göttlichen Schrift

b) einem unnützen Baume verglichen. Wozu nimmt ein unnützer Baum den Boden ein? Wer ſchätzt ihn? Wer ärgert ſich nicht vielmehr an ihm? So iſt auch der Böſe vor Gott und

den rechtschaffenen Menschen ohne Werth und Ehre, und es erfüllt sich die Drohung des Herrn an ihm, wenn er sagt: Schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen. Matth. 3, 10.

Der Sünder wird

c) einer Rebe verglichen, die keine Trauben trägt, sondern nur sauere Beeren bringt. Was thut man mit dieser Rebe? Wer sieht sie ohne Bedauerniß an? Dieß ist wiederum die Verachtung, welche auf dem Sünder liegt. Wie geschrieben steht: Seine starken Reben waren saftlos und dürre; Feuer brach aus den Reben und Zweigen und fraß seine Früchte.

Der Sünder wird

d) einem Gefäße verglichen, welches zu Nichts zu gebrauchen ist. So ganz Nichts werth im Hause Gottes ist der Böse.

Die Sünde wird

e) einer Pflanze verglichen, welche nicht der Vater gepflanzt, sondern die aus dem Saamen des Unkrautes aufgewachsen ist; mit Unwillen sieht sie der Hausvater und mit Verdruß reißt er sie aus dem Boden aus. Dieß ist der Böse, er ist aufgewachsen aus dem Saamen der verdorbenen Grundsätze, wird von Gott mit unwilligen Augen gesehen und zuletzt ausgerissen und zu Grunde gerichtet; denn, sagt Jesus Christus, jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird mit der Wurzel ausgerottet. Matth. 15, 13. Ueberhaupts ist das Unkraut im Acker neben der guten Frucht das richtigste Bild vom Sünder in diesem Leben. Wie das Unkraut nicht vom Vater, sondern vom Feinde ist, so ist auch der Böse nicht aus Gott, sondern vom Teufel; wie das Unkraut keinen rechtlichen Bestand hat, sondern nur geduldet ist, so hat auch der Sünder kein wahres Sein und Leben, sondern er macht sich nur als Gegensatz mit Gott bemerkbar; wie das Unkraut, trotz seiner Werthlosigkeit, dennoch vom Safte des Erdreiches zehrt, so ißt auch der Nichtswerthe, wenn er es gleichwohl nicht verdient, dennoch das Gnadenbrod Gottes.

Der Sünder wird dargestellt unter dem Bilde

f) eines Gefangenen; und er iſt in der That ſeiner Freiheit beraubt, er iſt ein Sklave ſeiner Leidenſchaften, iſt ein Gefangener des Teufels, ein Gebundener der Hölle. Darum wird von Jeſus Chriſtus geſagt, daß er gekommen iſt, den Gefangenen Erlöſung zu bringen. Luk. 4, 19. Deßwegen ſagt der göttliche Heiland zu den Juden: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, Jeder, der die Sünde thut, iſt ein Knecht der Sünde. Joh. 8, 34. Darum nennt der heilige Petrus die Sünder ſeiner Zeit Sklaven des Verderbens 2. Petr. 2, 19.; und der heilige Paulus ſagt von den Laſterhaften, daß ſie in den Fallſtricken des Teufels liegen, der ſie gefangen hält, daß ſie ſeinen Willen thun müſſen. 2. Tim. 2, 26.

Der Sünder wird in der göttlichen Schrift dargeſtellt unter dem Bilde

g) eines Blinden, eines Menſchen, der Augen hat und nicht ſieht, und der Ohren hat und nicht hört; ja ein Blinder, ein Verblendeter und Geblendeter, ein in ewiger Finſterniß, ein in beſtändiger Nacht und Dunkelheit Wandelnder iſt der Sünder. Daher wird im Evangelium der Wandel des Sünders ein Werk der Finſterniß genannt Röm. 13, 12., und daher heißt es von Jeſus Chriſtus, er ſei in die Welt gekommen, die Blinden ſehend zu machen. Joh. 9, 39.

Der Sünder wird dargeſtellt in der göttlichen Schrift

h) als ein Menſch, der irregegangen, und dennoch glaubt, noch auf dem rechten Wege zu ſein. Er iſt alſo ein armſelig Betrogener und ein doppelt Elender, weil er nicht einmal wegen der Binde, die ſein Augenlicht umhüllt, ſeinen unglücklichen Zuſtand erkennt. Und, meine Theuern, nur zu ſehr iſt es dem Sünder eigen, ſich nicht als ſolchen zu erkennen. Es gibt Leute unter uns, welche die gräulichſten Thaten ausüben, welche den abſcheulichſten Lüſten fröhnen; welche das ärgerlichſte Leben führen, welche die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten begehen, welche alle Pflichten verletzen und kein Recht mehr achten; und ſolche Menſchen, eine wahre Ausgeburt der Hölle und längſt reif für die ewige Verdammniß, ſolche Menſchen glauben dennoch und ſagen es auch, daß ſie wenige Sünden begehen und kaum hie und da ein wenig ſtraucheln, in Dingen, die nicht der Rede werth ſeien. Ja, es iſt dem Sünder eigen, ſich ſelten als einen Schuldigen, als

einen der Gnade Gottes Unwürdigen, als einen der ewigen Verdammniß Verfallenen zu erkennen. Immer hält sich der Sünder für gerecht, und die Verdammten in der Hölle selbst haben noch diesen Wahn, und können es kaum glauben, daß sie die Hölle verdient haben sollten. Das Evangelium selbst gibt uns diese Versicherung; denn wenn ihnen der Weltenrichter das fürchterliche Wort sagen wird: Weichet von mir, ihr Verdammten, in's ewige Feuer; denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeiset, ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt, ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet, krank und gefangen war ich, und ihr seid nicht zu mir gekommen, und habt mich nicht getröstet; wenn der Weltenrichter den Verworfenen also ihre Sünden und Schandthaten vorhält, werden diese sogleich sich erheben und zu entschuldigen suchen; sie werden sagen: Aber, Herr, wo und wann haben wir dich denn in solch elendem Zustande gesehen, und sind dir nicht zu Hilfe gekommen? Sehet, der Sünder will immer im Rechte sein, er ist so ganz verblendet, daß er nie seine Schandthaten und Sünden sehen will.

Der Sünder wird in der heiligen Schrift unter dem Bilde

i) eines Thieres dargestellt, das auf den Tag seiner Schlachtung gefüttert und gemästet wird. Der Sünder füttert und mästet sich mit Wollüsten und Unmässigkeit, als wäre Fressen und Saufen die Bestimmung seines Lebens; er bereitet sich als ein Schlachtopfer der Gerechtigkeit Gottes auf den Tag des Gerichtes vor, wie geschrieben steht von den Gottlosen: Ihr habt auf Erden gelebt, und in Wollüsten habt ihr euere Herzen geweidet auf den Tag der Schlachtung. Jak. 5, 5.

k) Eine Schlangenbrut ist das vereinte Geschlecht der Sünder, gefährlich einem Jeden, der an ihnen vorübergeht; von ihnen kommt alles Verderben, alles Unheil, aller Unglaube, alles Elend in der Welt.

Und die Sünde selbst wird dargestellt

l) als eine Scheidewand zwischen Gott und den Menschen; als eine böse und bittere Wurzel; als ein Becher mit Angst, Qual und Bitterkeit gefüllt; als eine Quelle, aus welcher man Elend und Tod in sich hineintrinkt; als ein Gestank, der die ganze Welt mit

Peſt und Krankheit erfüllt; als eine Laſt und Bürde, welche Seufzer auspreßt, fürchterlich drückt, auf dem Wege aufhält und verdroßen macht. Ja, die ſchwerſte Bürde des Menſchen iſt ſein inneres Elend, aus Sünde und Laſter entſtanden; er wird ſich ſelbſt unerträglich, ſeine Tage ſind voll Bitterkeit und Betrübniß; er kömmt auf dem Wege zum Himmel nicht vorwärts.

m) Unter dem Bilde von Feſſeln und Ketten und ſchweren Banden wird in der heiligen Schrift die Sünde dargeſtellt, und mittelſt dieſer Bande und Ketten zieht der Feind des Menſchengeſchlechtes ſeine Gefangenen in die Tiefe ſeines Reiches der Finſterniſſe und des Elendes hinab.

n) Einem Wurme wird die Sünde verglichen, welcher an der Wurzel der Zufriedenheit, der Seelenruhe, der Ehre, des Glückes, des Lebens und der Seligkeit nagt.

o) Als ein Feuer wird ſie dargeſtellt, in welchem die eben genannten Güter, als: Glück und Ruhe und Zufriedenheit und Seligkeit im Rauche aufgehen.

p) Einer krebsartigen Krankheit gleicht die Sünde; denn wie dieſes Uebel immer weiter um ſich frißt und auch das geſunde Fleiſch angreift und abzehrt, ſo zieht auch das Böſe immer größere Kreiſe, indem es auch die noch unſchuldigen Seelen zu verderben und in ihr Garn zu ziehen ſucht. — Und wem iſt

q) die Sünde noch ähnlich? Stelle dir vor, der Teufel ſei Vater und habe Kinder; da iſt der Gottloſe ein Kind des Teufels. Das Kind hat den Geiſt ſeiner Geſinnungen von ſeinem Vater. Der Gottloſe als ſolcher iſt alſo das Ebenbild des Teufels. Deßwegen ſagt der göttliche Heiland: Ihr habt den Teufel zu euerem Vater, und nach eueres Vaters Lüſten wollet ihr thun. Joh. 8, 44. Und der heilige Johannes ſchreibt: Wer die Sünde thut, der iſt vom Teufel; denn der Teufel ſündiget vom Anfange an. 1. ep. 3, 8. Und ſtelle dir wiederum vor, der Teufel ſei, wenn auch ein böſer, dennoch ein großer Herr, und habe viele Diener. Nun aus der Zahl dieſer iſt der Sünder; er ſteht in des Teufels Dienſten, er muß ſeine Abſichten befördern, muß ſein ſchwarzes Reich ausbreiten und die Menſchen verführen, Unglauben ausſäen und die Tugend zu vertilgen ſuchen. Darum nennt der heilige Paulus die

Sünder einmal 2. Cor. 12, 7. Gesandte des Teufels und ein anderes Mal böse Arbeiter, welche die Werke Gottes zerstören möchten. Phil. 2, 3. Stelle dir weiters vor, der Teufel habe seine Schulen, wo seine Gesinnungen und Werke gelehrt werden, und nun sieh, da sind die Gottlosen Lehrer in den Schulen des Teufels. Darum heißen die Bösen die Synagoge des Satans. Apok. 2, 9.

r) Und was sind die Hoffnungen der Boshaften? Spinnengewebe sind sie. Wie eitel und wie bald zerrissen sind aber nicht die Spinnengewebe? Ein Traum ist das Glück der Bösen; öffnet man die Augen, so ist es verschwunden und läßt die Schaale eines leeren Wunsches zurück, und wie Wasser und Eis zerrinnt, so vergehen die Hoffnungen und Freuden der Bösen. — Und erst was ist

s) der Gottlose im Tode? Ein am Tage der Ernte umgehauenes Unkraut ist er; der Augenblick ist gekommen, wo der unredliche Knecht sein anvertrautes Talent verliert; wo dem betrügerischen Haushälter die Haushaltung abgenommen, und der unfleißige Arbeiter aus dem Weinberge abgerufen wird. Was der Tag der Schlachtung dem gemästeten Thiere ist, das ist der Tod dem Gottlosen; er ist der Tag der Hinrichtung des Missethäters; der Tag der Ausrottung und der Verbrennung des unfruchtbaren Baumes; der Gast ohne hochzeitliches Kleid ist der Sünder im Tode, der in die äußerste Finsterniß geworfen wird, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird; wie ein weggeworfener Fußschemmel, ja wie Gassenkoth ist er an jenem Tage.

25) Die Sünde ist der strafbarste Ungehorsam gegen Gott.

Das größte Uebel, welches es auf Erden geben kann, ist die Sünde. Sie ist eine freiwillige Uebertretung eines göttlichen Gebotes, also eine Mißachtung seines heiligsten Willens und ein Ungehorsam gegen seine weisesten Gebote. Der Sünder wagt es, seinem Herrn und Gott den Gehorsam und die Unterwürfigkeit aufzukündigen. Gott sagt gleichsam zu dem Menschen: Siehe, ich, der Herr Himmels und der Erde, lasse mich vermöge meiner gnädigen Erbarmung und vermöge der Liebe, welche ich zu dir, meinem Geschöpfe, trage, herab, um dich zu mir hinaufzuziehen. Auf vielfältige und mannigfache Weise offenbarte ich dir mein heiliges

Gesetz, und sandte dir zuletzt noch meinen Eingebornen, auf daß er dich Alles lehre und dir Alles sage, was nothwendig ist, um zum Heile gelangen zu können. Und weil ich deine Schwäche kenne und deine Ohnmacht weiß, so stehen dir überall meine Engel schützend zur Seite. Nur ein sanftes Joch habe ich dir aufgelegt, und selbst an diesem sollst du nicht allein ziehen, sondern ich selbst helfe dir; denn meine Gnade kommt dir zuvor, meine Gnade begleitet dich, meine Gnade folgt dir nach. Wandle also in meinen Geboten und vollbringe meinen Willen, so wirst du dir durch einen kurzen Gehorsam den Himmel und seine ewigen Freuden zum Lohne erwerben.

In dieser sanft einladenden Sprache redet Gott gleichsam zu jedem Menschen; er befiehlt kaum, er ladet nur ein, er will nicht zwingen, sondern überläßt es dem freien Willen. Aber der Sünder schließt sein Ohr gegen diese Stimme, er mag nichts hören vom Gehorsame; nicht Gottes Wille, sondern sein eigener, sündhafter und verkehrter Wille ist ihm das höchste Gesetz; nicht, was Gott, sondern was er will, das thut er; zu gehorchen ist ihm zu schwer. Und doch, wenn es sich darum handelt, sich den Menschen gefällig zu erzeigen, da ist kein Opfer zu groß, welches man nicht zu bringen sich entschlöße; keine Leidenschaft ist da zu heftig, welche man nicht zurückzuhalten weiß; da hat man Muth und Kraft, da zeigt man Eifer und Gehorsam. Aber wenn es sich darum handelt, Gott zu willfahren, da hält uns die Trägheit zurück, da empört sich das Gefühl, da wird der Gehorsam eine unerträgliche Last. Gerechter Himmel! die Sonnen rollen in den von Gott ihnen beschriebenen Bahnen; die Sterne erscheinen auf seinen Ruf; Welten entstehen auf seinen Wink, und vergehen wieder auf seinen Hauch, nur der, welcher zu diesem Allen ist, wie das elendeste Sandkorn am Meere, und der nichtigste Tropfen am Eimer, er versagt Gott, seinem Herrn und Schöpfer, den Gehorsam. Er wagt es, mit dem verworfenen Pharao zum Himmel empor zu schreien: Wer ist denn Gott, daß ich ihm dienen müßte? Bin ich denn nicht der Herr meiner selbst? Und hat mir der da oben auch zu befehlen? Ich will nicht dienen. Ich frage nichts nach seinem Himmel, nichts nach seinen Heiligen und nichts nach den Schrecken der Hölle; nichts nach ihm selbst; ich achte nicht seine Befehle, ich

trotze seinem Zorne, ich verachte seinen Haß, ich frage nichts nach seiner Liebe, ich brauche nicht seinen Lohn, ich fürchte nicht seine Strafe. In solchem Tone spricht der Sünder mit seinem Gotte. Er hat die Befehle Gottes gehört, und er verachtet sie; er hat sein Gesetz erkannt, und übertritt es, — er gehorcht nicht, und kennt keine Unterwürfigkeit.

26) Die Sünde ist die frechste Empörung gegen Gott.

Die Sünde ist nicht bloß Ungehorsam, sie ist auch Aufruhr und Empörung. Die Sünde ist Aufruhr und Empörung, und nicht etwa gegen einen Mächtigen dieser Erde, nicht etwa gegen einen Würdenträger dieser Welt, nicht gegen einen Fürsten und König. Ja, wäre sie es, und schon müßte ihre Schuld mit dem Tode gestraft werden; nun ist sie aber ein Aufruhr gegen den höchsten Herrn Himmels und der Erde, gegen den König aller Könige, gegen Gott, den Unendlichen, dessen Willen Himmel und Erde sich fügen müssen, vor dem die Lichtgeister nichts sind, vor dessen Thron die seligen Schaaren in tiefster Anbetung auf dem Boden liegen. Gegen den Unbegreiflichen, Allmächtigen, Unerreichbaren, gegen den dreieinen Gott ist die Sünde eine Empörung.

Die Sünde ist eine Empörung gegen Gott, und zwar vom Staube, vom Erdenwurme, von dem, der Alles, was er hat, von seinem Herrn und Gott hat. Die Sünde ist eine Empörung gegen Gott von dem erbärmlichsten Geschöpfe, und zwar zu Gunsten der Hölle und des Satans. Mit diesen Mächten tritt der Sünder in den Bund, ihnen leiht er seine Waffen, und mit ihnen vereint, bekämpft er den Himmel und seine Heiligen. An dem Sünder wird jene Fabel wahr, daß einstens Riesen Berge übereinander gethürmt haben, um so den Himmel zu erstürmen; er erneuert in seiner Art jenen Kampf, welchen einstens Lucifer mit seinem Anhange vor seinem Sturz in die Hölle mit den Heiligen Gottes geführt hatte; er stellt es darauf an, den Thron Gottes umzustossen, und seine Werke sind lauter zum Himmel aufgeschossene Pfeile, womit er das Herz seines Gottes verwunden will.

Die Sünde ist eine Empörung gegen Gott von dem elendesten Geschöpfe zu Gunsten der Hölle und des Satans, und zwar nur deßwegen, um eine augenblickliche Lust zu genießen, um einer Lei-

denschaft zu fröhnen, um einer Ausschweifung sich Preis zu geben, um die Ruhe seines Herzens für bittere Gewissensbisse auszutauschen, um seine Gesundheit hinzugeben, um einen frühzeitigen Tod sich zu erjagen, und um jenseits den Himmel sich zu verschließen und die Hölle sich zu verdienen. Dieß sind die Güter, um welcher willen man sich gegen Gott und seinen heiligen Willen auflehnt, um welcher willen man ihm Gehorsam und Unterthanenpflicht aufkündet, um welcher willen man ein Empörer und Rebell gegen Gott und den ganzen Himmel wird!

Durch die Sünde empört man sich gegen Gott, den höchsten Monarchen. Schreckliche Wahrheit! Wir können ohne Entsetzen nicht an jene Unterthanen denken, die wider ihre Fürsten aufstehen; an Völker, die sich wider ihre Obrigkeiten empören, oder an Kinder, die sich wider ihre Eltern erheben. Es ist uns ein Gräuel, in der heiligen Schrift zu lesen, daß der König David vor seinem aufrührerischen Sohn Absolon fliehen mußte; wir lesen mit Schaudern, daß der verruchte Simei den Gesalbten des Herrn, denselben König David, zu lästern sich unterfing. Aber der Sünder thut mehr, als jener gottlose Absolon, oder jener verruchte Simei. Durch die Sünde empören sich nicht bloß Kinder gegen ihren besten Vater, durch die Sünde schmähen nicht bloß Unterthanen ihren Herrn und König, sondern es stehen durch die Sünde armselige Menschen gegen ihren Herrn und Gott, gegen ihren Schöpfer und Erlöser auf. — Auf Erden suchen wir die Ordnung und Unterthanenpflicht zu beobachten: warum vergessen wir aber diese Pflicht gegen Gott? Wenn es billig und gerecht ist, den Obrigkeiten auf Erden zu gehorchen, weil sie Gottes Stelle vertreten, ist es nicht noch eine viel heiligere Pflicht, Gott zu gehorchen? Hat Gott vielleicht weniger Recht, unsern Gehorsam zu fordern, oder eine geringere Gewalt über uns?

Und diejenigen, welche sich wider Gott empören und auflehnen, sind oft Große und Vornehme der Welt, die auf ihre Vorzüge und Hoheit so stolz, auf ihre Gerechtsamen und ihr Ansehen so eifersüchtig sind, die oft bis zur Härte streng werden in Forderung jener Höflichkeiten, jener Achtungen und jener Ehrenbezeigungen, die ihre Geburt oder ihr Glück fordert; die niemals vergessen und niemals darauf vergessen lassen, was man ihnen schuldig

ist. Diese Menschen, welche selbst wie Gottheiten wollen behandelt werden, welche so sehr den Gehorsam und die Unterwürfigkeit verlangen, — sie geben selbst das Beispiel des Ungehorsames, der Auflehnung und der Empörung. Aber, Thoren, wißt ihr denn nicht, und habt ihr es noch nicht erfahren, daß ihr so ganz verblendet und von Sinnen gekommen, daß ihr euch selbst das Ansehen nehmt, und eueren Untergebenen die Schwerter schleift und die Waffen in die Hand gebet, womit sie euch tödten, wenn ihr gegen Gott Rebellen werdet und ihm den Gehorsam aufkündet? — Die, welche gegen Gott sich empören, sind oft empfindliche, leicht reizbare Gemüther, die über Alles aufgebracht werden, und sich fast durch Nichts besänftigen lassen. Es braucht oft nicht mehr als eine unbescheidene Scherzrede wider sie, oder ein Wort, welches nicht genau abgewogen worden, und nun welche Stürme, welche Ungewitter werden hervorgerufen! Dieß allein ist oft hinreichend, unsterblichen Haß zu erregen, der sich über ganze Generationen hindurch erstreckt. Was für ein beleidigender Anblick ist es für Gott, wenn er sehen muß, daß diese Leute, die nicht mehr als eine Hand voll Erde sind, da, wo es ihre Ehre betrifft, für den mindesten Spott so empfindlich sind, in Bezug auf ihn, auf Gott aber, sich einen Scherz daraus machen, ihn zu verachten! Die, welche sich gegen Gott empören, sind oft Leute, welche von Geburt aus in die letzte Klasse von Menschen gesetzt sind, welche von den Großen und Vornehmen allezeit mit Furcht und Zittern erscheinen, und deren ganzes Leben nichts Anderes ist, als gehorsamen, sich demüthigen, unter das Joch sich beugen, den fremden Willen vollziehen; und dennoch, diese Menschen, die stets unter den Füßen Anderer herumkriechen, unterstehen sich, wider Gott sich zu erheben, und sich gegen seinen heiligen Willen zu sträuben, gleichsam als wollten sie sich für ihre Verachtung, die man ihnen erweiset, schadlos halten durch die Verachtung, welche sie gegen Gott an den Tag legen. Kann man sich etwas vorstellen, was Gott, wenn ich so sagen darf, noch mehr herabsetzt und noch mehr demüthiget, als dieses, wenn er sehen muß, daß die Menschen auf ihre eigene Größe so eifersüchtig sind, aus der Größe Gottes aber Nichts machen; daß die Menschen auf ihre Rechte mit äußerster Strenge halten, aber mit Gottes Gesetzen nur scherzen und spielen; daß sie gegen ihres Gleichen willig kriechen,

und nur gegen Gott unbeugſam und ſtarrſinnig ſind. Dieß, daß Gott allein es iſt, der nicht geachtet, ja der verachtet wird, dem man nicht gehorſamt, ſondern gegen den man ſich auflehnt und empört; dieß ſcheint mir bei der Sünde jener Umſtand zu ſein, welcher das Herz Gottes auf das Tiefſte verwundet. Umſonſt ſagt man hier: Die Leidenſchaft iſt zu ſtark, und des Menſchen Willen iſt zu ſchwach. Gott, dem Nichts verborgen iſt, weiß es, er ſieht es, daß eben dieſe Leidenſchaft, ſo heftig ſie immer iſt, ſchweigen würde, wenn es die Welt forderte. Ja, bei aller Heftigkeit der Verſuchung und der Leidenſchaft, wenn der Sünder verſichert wäre, daß dieſe ſeine heimliche Schändlichkeit eben ſo den Augen der Welt bekannt und bloß geſtellt würde, wie ſie den Augen Gottes gegenwärtig iſt; wenn er verſichert wäre, daß ſeine heimliche Schändlichkeit ihn vor den Augen der Welt eben ſo entehren und eben ſo zu Grunde richten würde, wie ſie ihn vor Gott entehrt und zu Grunde richtet, wahrhaftig, er würde ſich überwinden und würde ſich Einhalt thun. Wenn das Auge der Welt eben ſo durchdringend wäre, wie das Auge Gottes; wenn die Welt eben ſo deutlich ſähe, wie Gott ſieht alle Niederträchtigkeiten, alle Treuloſigkeiten, alle heimlichen Kunſtgriffe, alle Liſte und alle Betrügereien, welche der ehrgeizige Sünder ergreift, — würde er ſeinen Ehrgeiz nicht mäſſigen? Wenn der Sünder verſichert wäre, daß er dieſen oder jenen ſchlechten Streich, oder durch dieſe oder jene Ungerechtigkeit eben ſo ſein zeitliches Glück wie ſeine ewige Seligkeit verliere; daß er dadurch eben ſo ſeiner Ehre oder ſeiner Geſundheit ſchade, wie ſeiner Unſchuld; oder daß er dadurch eben ſo die Liebe und die Herzen aller ſeiner Gönner verliere, wie er die Liebe und das Herz ſeines Gottes verlieret: wäre es alſo, gewiß, man würde ſehen das große, das unglaubliche, das unmöglich ſcheinende Wunder, man würde ſehen, wie das ganze Feuer der Leidenſchaft erkaltet; ſehen, ſage ich, würde man, daß die Welt mehr über uns vermag, als Gottes Kraft, indem ſie leicht jene Opfer erhält, welche Gott nicht erhalten kann. Der Sünder folgt alſo dem Triebe ſeiner Leidenſchaften nur darum, weil er dadurch nichts Anderes, als Gott allein beleidiget, und nichts Anderes, als Gott allein verliert. Er ſündiget, weil er durch die Sünde nur Gott beſchimpft, nur Gott mißfällt, nur Gott erzürnt.

Und o, wem ſchaudert es nicht bei der Verwegenheit, mit welcher der Menſch gegen ſeinen Gott ſich erhebt? Gott hält den Menſchen und trägt ihn ſo zu ſagen in ſeinen Armen; Gott könnte ihn jeden Augenblick vernichten und verderben; es koſtete ihn nur einen Hauch, und der Elende wäre nicht mehr! Den Menſchen kümmert dieß nicht, er hat die Kühnheit, ſich gegen ſeinen Gott und Schöpfer zu empören. Würde wohl ein Menſch, den ein Anderer über einen jähen Abgrund hält, die Vermeſſenheit haben, den zu beleidigen, in deſſen Händen ſich ſein Leben befindet? Nun ſieh, Sünder, du biſt dieſer Verwegene. Gott hält dich am zarten Faden des Lebens über einen feurigen Abgrund, jeden Augenblick kann er dich hinabſtürzen, — wie groß iſt alſo nicht die Raſerei und Tollkühnheit, es zu wagen, ihn zu beleidigen! Ach, wenn du ſündigen willſt, ſuche wenigſtens einen Ort, wo Gott dich nicht ſehen und nicht beſtrafen kann.

Durch die Sünde tritt der Menſch ſo ſehr Gott feindſelig gegenüber, daß er auf Vereitelung und zu Nichtemachung aller Abſichten und Pläne Gottes hinarbeitet. Der Sünder ſetzt gleichſam der Allmacht Gottes Grenzen. Denn Gott will uns ſelig haben; aber die Sünde verdammt uns. Gott ſchuf den Menſchen zu ſeiner Ehre; aber die Sünde raubt ſie ihm. Gott möchte durch ſeine Liebe und Gnade in unſern Herzen regieren; aber die Sünde macht, daß der Satan durch die Liebe zu den Dingen der Welt in uns herrſcht. Alle Werke der Offenbarung Gottes haben zum Zwecke, die Sünde zu vernichten. Schickt Gott ſeinen Sohn auf die Erde, ſo geſchieht es, um das Reich der Sünde zu zerſtören; gibt er uns Gnaden, ſo geſchieht es, um uns gegen die Sünde zu waffnen; ſetzt er Sakramente ein, ſo geſchieht es, um uns von der Sünde zu reinigen oder davor zu bewahren; beſtellt er Prieſter und Seelenhirten, ſo geſchieht es, um uns die Sünde meiden zu lehren; krönet er uns im Himmel, ſo geſchieht es, weil wir die Sünde überwunden; ſtraft er uns in der Hölle, ſo geſchieht es, weil wir die Sünde nicht gemieden haben. Die Sünde vereitelt alſo alle Abſichten Gottes; ſie vernichtet, ſo viel ſie es vermag, die Verdienſte und das Blut des Erlöſers, und macht die heiligen Sakramente, die Gnaden, den Unterricht, das göttliche Wort, die Verheißungen und Drohungen Gottes unwirkſam. Läßt ſich

noch eine ſchrecklichere Auflehnung gegen Gott denken, als die Sünde iſt?

27) Die Sünde iſt der ſchwärzeſte Undank gegen Gott.

Eine oberflächliche Erwägung zeigt uns, welch ein ſchwarzer Undank die Sünde wider Gott iſt. Du haſt von Gott ſo viel Gutes erhalten; du haſt von ihm das Leben empfangen; er hat dir Seele, Verſtand, Freiheit, Leib, Sinne, Güter und Anſehen, und was mehr als dieſes Alles iſt, er hat dir ſeinen eingebornen Sohn gegeben, auf daß er dich von den Banden der Sünde erlöſe. Und aller dieſer Wohlthaten Gottes bedieneſt du dich gerade wider ihn, indem du deinen Verſtand und deine Sinne nur dazu anwendeſt, deinen Gott zu beleidigen. O ſchaue doch auf die Liebe und Güte deines Gottes! Ehe du noch warſt, ſorgte Gott ſchon für dich, damit du bei deiner Geburt gleich das Nöthige fändeſt. Noch warſt du nicht empfangen, und ſchon dachte Gott deiner; noch warſt du im Mutterleibe verſchloſſen, und ſchon wachte über dir ſein Auge. Er wußte, daß ihm durch dich ein Feind geboren werde, und doch ließ er dich zur Welt kommen; er ſah es voraus, daß er ſich an dir eine Schlange erziehe, welche ihr Gift gegen ihn ausſpeit, und dennoch ließ er dich heranwachſen. Es war ihm wohl bekannt, daß du mit deinen Gliedern, welche ſeinem Dienſte geweiht ſein ſollen, nur um die Gunſt des Teufels buhlen werdeſt, und dennoch verlieh er ſie dir. Stund es nicht in ſeiner Macht, dir jene Glieder, womit du deinen Schöpfer ſo oft beleidigeſt, ganz zu verſagen, oder nur verſtümmelt zu geben? Hätte er dir den Mund des Stummen gegeben, hätte er dir blinde Augen eingeſetzt, hätte er deine Ohren verſchloſſen, hätte er deine Füſſe gelähmt, deine Hände gekrümmt und deinen Leib verunſtaltet, — du würdeſt weniger ſündigen können. Nun, nachdem er dir dieſes Alles gegeben, hat er es dir etwa deßwegen gegeben, daß du damit ihn beſchimpfſt und beleidigſt? Warum bedienſt du dich denn, Elender, ſeiner Gaben als eben ſo vieler Waffen, wider ihn zu ſtreiten? Verdient denn Gott eine ſolche Behandlung? Er hat dir nie Böſes gethan, — und hätte er dir ſolches gethan, — könnteſt du, um dich an ihm gleichſam zu rächen, noch mehr thun, als du wirklich thuſt? Du behandelſt ja deinen Gott, der dich ſo zärtlich liebt, weit

ärger, als du deine Feinde behandeln würdest. Einen Gott beleidigen, der dich nie beleidiget, heißt das nicht unmenschlich sein? Einen Gott beleidigen, der dir nur Gutes erweiset, heißt das nicht ein Ungeheuer sein? Aber gar einen Gott beleidigen, der dir nur Gutes thut, und sich seiner Wohlthaten bedienen, um ihn zu beleidigen, heißt das nicht ein Unrecht begehen, welches alle Begriffe weit übersteigt? Sieh, Gott ist so gnädig gegen dich, und du bist so undankbar gegen ihn; Gott schuf dich zum Gefäße seiner Ehre, und du entehrst ihn; er überhäufte dich mit einem solchen Maß von Liebe, und du überschüttest ihn mit einer solchen Menge von Sünden. Ohne seine Gnade wärest du nie geworden, oder hörtest jeden Augenblick zu sein auf, wenn er seine barmherzige Hand von dir abzöge, und zum Danke dafür, sündigest du. Gott beschloß dein ewiges Glück im Himmel, und du trittst ihn dafür mit Füssen auf Erden; er will seine Herrschaft einstens mit dir theilen, und du hetzest die Hölle wider ihn und sein Reich auf. O wie grausam ist es, einen solchen Vater zu beleidigen. Und auch jetzt, nachdem du durch deine wiederholten Sünden längst es verdient hättest, in der Hölle zu brennen, und bei den Verdammten wehe zu klagen, auch jetzt ist seine Nachsicht noch nicht ermüdet. Er ladet dich noch mit so liebevoller Stimme zur Buße ein, verspricht Alles zu vergessen, wenn du wieder zu ihm zurückkehrst, ja er wälzt dir oft absichtlich einen Stein in den Weg, um deinen Lauf zur Hölle zu hemmen. Du aber stossest fort und fort seine gnädige Hand von dir. Was ist im Stande, der Größe dieses Undankes gleich zu kommen?

Welch ein großer Undank ist die Sünde ferner gegen Jesus Christus? Dein Heiland stirbt für die Sünde, und du thust sie neuerdings. Du bist grausamer als die Juden. Diese kreuzigten ihn nur einmal, du aber täglich zu wiederholten Malen. Du bist gottloser, als Judas: dieser lieferte seinen Herrn und Meister für dreißig Silberlinge den Juden aus; du aber verkaufst ihn um den Genuß einer elenden Leidenschaft an die Hölle und an den Teufel. Du weißt, was du thust, jene aber wußten es nicht. Daher konnte der Heiland am Kreuze für sie beten: Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Du weißt es, daß du Gott beleidigest; jene aber meinten, ihm durch ihr gottloses Wesen zu dienen.

Dein Betragen iſt weit verabſcheuungswürdiger, als das der Juden: dieſe haben dem Herrn und Heilande den Barabbas vorgezogen; du aber ziehſt ihn deiner Sinnlichkeit, deiner Ehrſucht, deiner Lüſternheit vor: denn eines ſchändlichen Vergnügens, eines elenden Gewinnes, einer Rachgierde wegen biſt du bereit, deinen Heiland aus deinem Herzen zu jagen. Du ſiehſt die Schmerzen deines göttlichen Erlöſers, und vervielfältigeſt ſie ihm noch; du ſiehſt ſein Blut fließen, und ſchlägſt ihm noch tiefere Wunden. Du mißkennſt die Verdienſte ſeines Leidens; du leugneſt die Kraft ſeiner heiligen Sakramente. Dein Heiland hat dich von der Hölle losgekauft, und du verpfändeſt deine Seele neuerdings an ſie; er hat deinen Schuldbrief ausgelöſcht, und du ſchreibſt dir in ſeinem eigenen Blute einen neuen; er hat für dich die Hölle verſchloſſen, und du öffneſt ſie dir neuerdings. Du ſcheinſt es zeigen zu wollen, daß du mehr vermagſt, als dein Heiland zu leiſten im Stande iſt; du ſcheinſt die unendlichen Verdienſte ſeines bittern Leidens zu Schanden machen zu wollen, und thuſt Alles und wendeſt Alles an, um nur nicht der Früchte ſeiner Erlöſung theilhaftig zu werden. Namenloſer Undank!

Und wer iſt es denn, der alſo handelt? O wären es Heiden, wären es Ungläubige, wären es Solche, die da nicht wüßten, was ſie thun. Nun aber ſind es die, welche auf den Namen ihres Erlöſers getauft ſind, welche ſchon ſo oft mit ſeinem heiligen Leibe geſpeiſet, und mit ſeinem koſtbaren Blute getränket worden, die ſind es, welche täglich beten: Dein Wille geſchehe wie im Himmel, ſo auch auf Erden; die ſind es, welche ſchon ſo oft Buße heuchelten und Beſſerung verſprachen. Nicht die Auswärtigen, ſondern die eigenen Kinder des Hauſes ſind es, welche gegen ihren guten Vater aufſtehen, ihm den Gehorſam aufkünden, Rebellen gegen ſeine heiligſten Anordnungen werden, und ihn in ſeinem eingebornen, innigſt geliebten Sohne fort und fort kreuzigen, läſtern und verſpotten und verhöhnen. Und das iſt es, was dem Herzen Gottes die tiefſten Wunden ſchlägt, das iſt es, was ihn ausrufen macht: O hätten es die Feinde gethan, und wären es nicht die Freunde, die Erlöſeten, die theuer Erkauften, wären nicht ſie es, welche mein Herz verwunden!

28) Wie sehr Gott die Sünde haßt und bestraft.

Die Sünde ist der einzige Gegenstand des göttlichen Hasses. Gott haßt selbst die Hölle nicht, weil er nichts haßt von dem, was er gemacht; die Hölle aber ist sein Werk, es ist der Ort seiner Rache und seiner Strafe; doch die Sünde ist des Teufels Werk. Gott muß die Sünde nothwendig hassen, und er muß sie in dem Grade hassen, in welchem er sich selbst liebt. Gott ist das höchste Gut, und als solches der Sünde, dem höchsten Uebel, ganz und gar entgegengesetzt; er ist die höchste Heiligkeit, und als solche der absoluteste Widerspruch gegen die Sünde, der Feindin und der Zerstörerin aller Heiligkeit. Es ist daher eben so unmöglich, daß Gott die Sünde nicht hasse, als es unmöglich ist, daß er sich selbst nicht liebe. Der Haß, den Gott gegen die Sünde trägt, ist ein wesentlicher, ewiger, unumschränkter und unendlicher Haß. Und wie sehr Gott die Sünde haßt, hat er uns auf vielfältige Weise kund gethan. Denn betrachte den Sturz der gefallenen Engel, betrachte das Elend des ganzen menschlichen Geschlechtes nach einer einzigen, im Paradiese vollbrachten Sünde; betrachte den leidenden Heiland am Kreuze, betrachte die endlosen Qualen der Hölle, und du hast ein Bild von dem unendlichen Hasse Gottes gegen die Sünde. Gott schuf, ehe er noch diese Welt gestaltete, viele Schaaren seliger Geister, ausgerüstet mit großer Macht und Herrlichkeit, und bestimmt, ewig bei Gott zu sein, sich seiner Größe zu erfreuen und im Genusse seines Besitzes einer namenlosen Seligkeit theilhaftig zu werden. Aber einige dieser seligen Geister bestanden nicht die Probe ihres Gehorsams, sie erhoben sich wider Gott, sie fielen ab und sündigten. Und nun, was geschah? Sie verloren ihre Stellen als erste Würdenträger am Throne Gottes, sie wurden aus dem Himmel gestürzt, und in ein ewiges Feuermeer hinabgestossen, ohne die geringste Hoffnung, je einmal wieder Gnade zu finden, ohne alle Aussicht auf Erbarmen, ohne allen Trost einer Befreiung. Sieh hier den Haß Gottes gegen die Sünde! Die, welche am Throne Gottes als so herrliche Lichtgeister glänzten, und heller, als die Sonne leuchteten, sie sitzen jetzt in der Hölle als so abscheuliche Gestalten. Eine einzige Sünde machte so viele Engel des Himmels zu Teufeln der Hölle. Und der Allerbarmer schont

ihrer nicht. Die, welche ſeine Liebe ſo herrlich geſchaffen hatte, zerſtörte und vernichtete ſeine Gerechtigkeit wieder, und Gott erlaubte ihnen nicht einmal, in ihr Nichts wiederum zurückzukehren, ſondern bleiben ſollten ſie und leiden. Und ewig zürnt ihnen die unendliche Liebe. Ihr Feuer nimmt nie ab, ihr Schmerz hört nie auf, ihre Qual hat kein Ende. Jahrtauſende ſitzen ſie ſchon im Glutofen, und es iſt, als würden ſie eben jetzt erſt aus dem Himmel geſtürzt; Jahrtauſende werden wiederum hinabfließen und ihnen keine Linderung bringen. Es wird einmal keine Sonne mehr leuchten, und keine Sterne werden mehr glänzen, es wird keine Erde mehr geben, und keine Zeit wird mehr ſein, und ſie brennen noch, und hören nicht auf zu brennen. Der Allerbarmer hat für ſie kein Erbarmen; der Sohn Gottes, welcher über das entartete Jeruſalem weinte, zollt ihnen keine Thräne. Ewig leiden ſie, und um einer einzigen Sünde willen leiden ſie ſo lange und ſo Großes. Und dieß ſind jene, welche einſtens als Fürſten und Thronen, als Mächte und Gewalten, als Seraphim und Cherubim in der Herrlichkeit Gottes ſaßen. Begreifeſt du es nun, wie verhaßt die Sünde in den Augen Gottes mache? Gott, deſſen Gerechtigkeit nicht ſchärfer ſtrafen kann, und deſſen Barmherzigkeit allezeit geringer ſtraft, als man es verdient; Gott, deſſen Weisheit nicht übereilt und unbedachtſam handelt; Gott, deſſen Heiligkeit Nichts im Feuer der Leidenſchaft thut, Gott hat dieſe himmliſchen Geiſter, welche von ihrem letzten Ziele durch die Sünde abgewichen, ſo ſchrecklich geſtraft; Gott hat diejenigen, welche die edelſten Geiſter und Fürſten des Himmels, welche Wunderwerke der göttlichen Allmacht, mit allen Gaben der Natur und der Gnade geziert, und der Menge nach unzählbar waren, ſo ſchrecklich gezüchtiget; Gott hat dieſe ausgezeichneten, himmliſchen Geiſter wegen einer einzigen, und zwar wegen der erſten, vielleicht nur einen Augenblick dauernden Sünde ſo ſehr beſtraft; und ſo ſchrecklich wurden ſie gezüchtiget, ohne daß ein Beiſpiel einer ähnlichen Strafe, ohne daß eine Ermahnung oder eine Drohung vorhergegangen wäre. Sie haben noch nicht geſehen, wie die Welt durch die Sündfluth erſäuft, wie Sodoma und Gomorrha vom Feuer verbrennt, wie Chriſtus, der Herr, am Kreuze getödtet worden; und dennoch wurden alle mitſammen in die Hölle verſtoſſen, und zwar auf der Stelle, ohne Ver-

zug, in demſelben Augenblicke noch, wo ſie geſündiget hatten, wurden ſie, ohne daß ihnen eine Zeit zur Buße wäre gegönnt worden, in die Verdammniß verſtoſſen. O wie groß muß doch der Haß Gottes gegen die Sünde ſein!

Hören wir auch von dem Haße, welchen Gott gegen die Sünde bei Züchtigung der Menſchen an den Tag gelegt. Gott ſchuf das erſte Menſchenpaar in Unſchuld und Reinigkeit, er ſchuf ſie in Gerechtigkeit und Heiligkeit, und ſetzte ſie in den Garten der Wonne und Freude, wo ſie ſo lange zu verbleiben gehabt hätten, bis ſie, für eine höhere Seligkeit reif, Gott mit Leib und Seele im Triumphe in den Himmel eingeführt hätte. In dieſem glücklichen Zuſtande wußten ſie nichts von Mühſeligkeit und Drangſal, da kannten ſie noch keinen Kummer und kein Leiden, da beunruhigte ſie noch kein Gewiſſensvorwurf, und keine unlautere Begierde ſtieg noch in ihrer Seele auf, da wußten ſie noch nicht, was Angſt und Furcht, was Reue und Sünde, was Strafe oder Tod ſei. Da lebten ſie ein wahres Engelleben, und hatten nichts Anderes zu thun, als das ſelige Geſchäft, Gott zu lieben und glücklich zu ſein. Aber das göttliche Gebot wird übertreten, von der Frucht des verbotenen Baumes ißt man, die Sünde geſchieht. Und jetzt, wo iſt die menſchliche Seligkeit, wo iſt der Liebling Gottes, wo das Paradies, wo das glückliche Menſchenpaar? Die Unſchuld war verloren, die Gerechtigkeit dahin, der Gnadenſtand hatte aufgehört, und der der Sünde war eingetreten; Unruhe und Gewiſſensangſt ſitzen in der einſt ſo frohen Bruſt; Furcht und Verlegenheit blickt aus dem einſt ſo heitern Auge; der Gedanke an Gott, noch ſo eben die reinſte Freude, war jetzt Pein und Qual; an die Stelle der Freiheit war die Knechtſchaft des Teufels getreten; die dem Leibe und der Seele nach Unſterblichen ſahen ſich dem Tode und der Verweſung überliefert; die für den Himmel Geſchaffenen waren der Hölle verfallen; das Paradies, das ihnen ſo eben noch ein Himmel geweſen, ward ihnen jetzt eine Hölle, und bald wurden ſie ganz aus demſelben vertrieben. Und nicht bloß am erſten Menſchenpaar ſtraft Gott dieſe Eine Sünde ſo empfindlich, ſondern die Folgen davon hatten ſich auf die ganze Nachwelt ausgedehnt, ja die ganze Natur erſeufzte unter dem Fluche dieſer Sünde, und in allen Theilen wurden die Wehen davon empfunden. Dieſe einzige Sünde

war hinreichend gewesen, dem ganzen Menschengeschlechte den Himmel zu verschließen, und alle jene unzählbaren Millionen, welche je die Erde getragen hat und noch tragen wird, in den ewigen Feuerpfuhl hinabzustossen, und Keiner, auch nicht Einer wäre diesem allgemeinen Verderben und diesem entsetzlichen Jammer entgangen. Und diese Eine Sünde hätten alle Bußthränen der Welt, und wären sie auch bis zu einem Meere angeschwollen, nicht mehr hinwegwaschen, und alle Bußwerke hätten sie nicht mehr austilgen können. Solchen Abscheu und solchen Haß hat Gott gegen die Sünde, und so schrecklich straft er die, welche damit beladen sind. Auch bei andern Gelegenheiten hat Gott vielfältig seinen Haß und seinen Abscheu gegen sie an den Tag gelegt. Denn um der Sünde willen that Gott die Schleußen des Himmels auf und öffnete die Abgründe der Erde, um alles Fleisch im Wasser umkommen zu lassen. Der Sünde wegen hat Gott jene allgemeine Sündfluth hereinbrechen lassen, wie sie uns in den heiligen Büchern erzählt wird, in welcher das ganze Menschengeschlecht bis auf sieben Personen den Tod fand; die Sünde hat die Städte Sodoma und Gomorrha niedergebrannt und sie in ein Salzmeer verwandelt. Die Sünde ist es, welche das auserwählte Volk, die jüdische Nation, oft so empfindlich gezüchtiget und endlich ganz verworfen gemacht hat; die Sünde ist es, die auch noch heut zu Tage die Völker fürchterlich geißelt, wenn man auch oft blind genug ist, die Ursachen für solche Uebel in anderen Dingen zu suchen.

Doch ich habe jenes Ereigniß noch nicht genannt, welches vor allen übrigen den Haß Gottes gegen die Sünde kund thut. Blicke auf zum Kreuze und frage, wer an demselben hängt, und frage abermals, wer ihn dahingeheftet, und du wirst deinen Gott und Heiland sagen hören: Deine Sünden sind es, welche mich hieher genagelt haben. Also so schrecklich ist die Sünde, daß Gott seinen eingebornen Sohn dahingeben wollte, daß er ihn so Vieles leiden, unter so großen Qualen sterben ließ, um wiederum verzeihen zu können; so groß ist die Schuld der Sünde, daß sie nur mit dem ausgegossenen Blute des Gottmenschen Jesu Christi gesühnt werden konnte; so schrecklich ist die Sünde, daß ihretwillen der himmlische Vater das dreimalige Gebet seines um Befreiung von dem Leidenskelche flehenden, innigst geliebten Sohnes nicht erhörte, und

nur einen Engel sendete, der ihn zu neuem Leiden stärkte, aber keinen Engel, der ihm den Leidenskelch abnahm; so schauerlich ist die Sünde, daß sie der mit der Gottheit innigst vereinten Menschheit Jesu Christi allen Trost entzog und ihn am Kreuze ausrufen machte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen; so unermeßlich ist die Sünde, daß sie den Gottmenschen Jesus Christus so Vieles leiden machte, daß sie ihn unbarmherzig von Richter zu Richter schleppte, daß sie ihn verachtete und verspie, verhöhnte und verspottete, daß sie ihn geißelte und krönte, daß sie ihn den Missethätern beizählte, daß sie ihn zum Tode verdammte, daß sie ihn an's Kreuz nagelte, und an demselben todt machte. Welch eine Aenderung ist nicht mit dem Sohne Gottes vor sich gegangen, sobald er die Sünden der Welt auf sich geladen? Sein himmlischer Vater erkennt ihn gleichsam nicht mehr als seinen Sohn, an welchem er sein Wohlgefallen hat, sondern er betrachtet ihn als einen Sünder, der Geißelhiebe und Kreuzigung verdient; er sieht ihn als ein Opfer seines Zornes an, auf dem der Fluch der Welt liegt; er sieht ihn nicht mehr als einen Menschen an, sondern für einen Wurm, der nichts mehr verdient, als den Menschen unter die Füße geworfen, und von ihnen zertreten zu werden. O göttliche Gerechtigkeit, wie unerbittlich ist dein Haß gegen die Sünde! Dieser, der gekreuziget wird, ist unschuldig, er ist noch dazu dein eingeborner Sohn, der mit dir gleicher Gott ist, und mit dir auf eben demselben Throne der Herrlichkeit sitzt, und dennoch mit all dieser Glorie und Pracht verdammst du ihn zum Kreuze, weil er unsere Sünden auf sich genommen, und an seinem Leibe sie trägt. O wie groß muß nicht der Haß Gottes gegen die Sünde sein! Gott liebt seinen Eingebornen über Alles, er verlangt und befiehlt, daß alle Engel ihn anbeten, daß die Könige der Erde vor ihm ihre Kniee beugen, daß man ihm Opfer entrichte und Weihrauch anzünde; aber dennoch sobald sich ihm dieser sein geliebtester Sohn unter der Gestalt und dem Bilde eines Sünders darstellt, so läßt er über ihn alle Wuth seines Zornes losbrechen. Wie entsetzlich ist demnach nicht der Haß Gottes gegen die Sünde!

Aber vernehmt einen neuen Beweis von diesem unendlichen Hasse Gottes gegen die Sünde. Ungeachtet der Sohn Gottes für die Sünder gestorben ist, sind dennoch diejenigen nicht erlöset, welche

nicht in ſich gehen und Werke der Buße üben. Der Sohn Gottes blutet, und dennoch beſteht die Hölle; der himmliſche Vater ſchlachtet ſeinen geliebteſten Sohn, um die Sünder begnadigen zu können, und dennoch verdammt er ſie wiederum, wenn ſie nicht Buße thun; trotz des unendlichen Erlöſungspreiſes ſind ſie dennoch verloren, wenn ſie nicht zu ſündigen aufhören und zur Beſinnung zurückkehren.

Sind dieſes nicht augenſcheinliche Beweiſe davon, wie ſehr Gott die Sünde haßt, und mit welch ſchrecklichen Strafen er den Sünder belegt?

29) Von den großen Uebeln, welche die Sünde auf Erden anrichtet.

Man hört oft unter den Menſchen über die mannigfaltigen Uebel klagen, welche ſich in der Welt befinden, und nichts iſt dabei gewöhnlicher, als daß man die Schuld auf Gott zu ſchieben pflegt. Aber o der abſcheulichen Gotteslästerung, der verruchten Bosheit! Nicht Gott iſt die Quelle der Uebel, über welche du Klage führſt, ſondern du ſelbſt trägſt die Schuld davon. Sie kommen von deiner verkehrten und laſterhaften Gemüthsart her, von deinen Sünden und Thorheiten, die du begeheſt, von deinen Unordnungen und Ausſchweifungen, denen du dich überläßeſt, von den Mißbräuchen, die du von den verliehenen Gaben und Gütern macheſt. Ja, meine Theuern, die Sünde iſt, wie der heilige Geiſt es ſagt, der Leute Verderben; die Sünde iſt die Quelle aller Uebel und alles Elendes auf Erden.

Gott hat den erſten Menſchen in Heiligkeit und Gerechtigkeit geſchaffen und ihm das Paradies — den Ort der Freude zum Wohnort angewieſen. Da führte er das glücklichſte, ungetrübteſte und zufriedenſte Leben, und allen ſeinen Nachkommen wäre dasſelbe Erbe aufbewahrt worden. Aber der erſte Menſch ſchon ſündigte, und nun war er elend und armſelig, nun war er aus dem Zuſtande ſeiner Glückſeligkeit in die äußerſte Erbärmlichkeit herabgeſunken. Von der Sünde an datirt ſich alſo das menſchliche Elend. O meine Theuern, was für Strafen und ſchauerliche Dinge hat die Sünde in die Welt gebracht! Denket euch einmal auf einen Haufen zuſammengetragen alle Peſt und Hungersnoth; alle Feuersbrünſte, alle Schiffbrüche und alle Schrecken des Krie-

ges; denket euch den Schutt ſo vieler Städte, Länder und Reiche; denket euch alle Ueberſchwemmungen der größten Flüſſe und des Meeres; denket euch alle Krankheiten, Qualen und Schmerzen; denket euch alle Verfolgungen, alle Hinrichtungen, alle Mordanſchläge; denket euch alles Elend und alle Drangſale, die gleich einer Sündfluth vom Anfange an die Welt überſchwemmt haben, ſie noch überſchwemmt halten und überſchwemmmen werden bis in die Tage des Antichriſten; denket euch dazu alle Todtenköpfe und alle Gebeine jener millionenmal Millionen Menſchen, die ſchon geſtorben ſind und noch ſterben werden: — denket euch alle dieſe Schauerlichkeiten und Gräßlichkeiten, und wiſſet es, daß ſie alle in Folge der Sünde in die Welt eingetreten ſind. Wäre nie eine Sünde geſchehen, ſo wären dieſe ſchauerlichen Dinge alle der Welt fremd geblieben, und man wüßte nichts von ihnen auf Erden: es gäbe unter uns weder Armuth noch Dürftigkeit, weder Leiden noch Schmerzen, weder Krankheit noch Tod, weder Thränen noch Betrübniſſe: wäre nie die Sünde in die Welt eingetreten, wir würden noch im Paradieſe ſitzen, und unſere Tage in Freude und Wonne hinbringen. Das Jammerthal hat erſt mit der Sünde begonnen; das Land der Zähren hat nicht Gott geſchaffen, ſondern der Menſch hat es ſich durch ſeine Uebertretungen und durch ſeinen Ungehorſam ſelbſt gebildet. Die Sünde iſt alſo jenes vielköpfige Ungeheuer, welches aus ſiebenfachen, weitgeöffneten Schlünden von jeher namenloſes Elend in die Welt hereingeſpieen hat, und noch heutigen Tages hereinſpeiet. In uns ſelbſt, in der Sünde müſſen wir die zahlloſen Urſachen unſerer Leiden ſuchen. Denn die Plagen des Sünders, ſagt die göttliche Schrift, iſt eine große Zahl. Wenn wir oft mit unglücklichen Zeitereigniſſen, mit Krieg, mit Verfolgung, mit Seuchen, mit unfruchtbaren Jahren oder andern Uebeln heimgeſucht werden, ſo geſchieht es nur zu oft, weil die Verbrechen der Menſchen, weil Raub, weil Mord, weil Unzucht und Gottloſigkeit die Erde überſchwemmen. Uebertrittſt du mein Geſetz, ſprach Gott zu ſeinem Volke, ſo werde ich dich alſo gleich mit Armuth heimſuchen, und wenn du mir dann noch nicht Gehorſam leiſteſt, ſo werde ich deine Uebel ſiebenfach vermehren, von Eiſen ſoll für dich der Himmel ſein und die Erde von Erz. Lev. 26. Ja, die Sünde iſt es, die uns auf Erden ſchon in ſo namenloſes Elend

stürzt und so viel Unheil über unsern Häuptern zusammenzieht. Die meisten Krankheiten und Schmerzen, ein sieches, vor der Zeit dahinwelkendes Leben, ein verletztes und strafendes Gewissen, ein unruhiges und unzufriedenes Herz, Reue und Scham in Ansehung des Vergangenen, Ueberdruß und Ekel an dem Gegenwärtigen, Kummer und Furcht wegen des Zukünftigen, — dieß sind lauter Sprößlinge und Zweige vom großen, weit ausgedehnten Baume der Sünde. Würden wir aufhören, der Sünde und dem Laster zu dienen; würden wir unsere unordentlichen Leidenschaften bezwingen und uns selbst beherrschen lernen; würden wir uns einer einfachen und mässigen Lebensart ergeben; würden wir nicht essen und trinken, um unsern Gaumen zu kitzeln, sondern unsern Hunger und Durst zu stillen; würden wir unsern Berufsgeschäften mit einem stillen, von ängstlichen und unnützen Sorgen freiem Geiste obliegen, — gewiß, die meisten Schmerzen blieben uns unbekannt, und hunderte der Unfälle und Widerwärtigkeiten würden uns verschonen. Würden wir zu jeder Zeit und an allen Orten das thun, was recht und gut ist, und die Aussprüche unseres Gewissens als Befehle Gottes verehren, so würden wir von tausenderlei Vorwürfen verschont sein, welche ein strafendes Gewissen zu machen pflegt; würden wir unsere Begierden einschränken, würden wir sie nur auf ewige, bleibende und wahrhafte Güter richten, und würden wir unsere Ehre und Glückseligkeit nicht in dem Urtheile suchen, welches Andere von uns und unserm Wohlstande fällen, sondern in dem Urtheile, das die Wahrheit, das Gott selbst von uns fällt, — gewiß, es würde dann Ruhe und Zufriedenheit in unsern Herzen wohnen, und dieselbe auch dann uns nicht verlassen, wenn sich auch unsere äußern Umstände noch so sehr ändern; würden wir tugendhaft leben, würden wir unsere Zeit und unsere Kräfte nach dem Willen Gottes anwenden, würden wir keinen Tag vergehen lassen, ohne an demselben Nützliches und Gutes gethan zu haben: so würden wir mit Vergnügen auf die Vergangenheit sehen dürfen, und uns der jüngeren Jahre nicht zu schämen haben. Würden wir die kindischen Zerstreuungen und Zeitvertreibe und die wilden Lustbarkeiten der Menschen dieser Welt fliehen, so würde uns die Gegenwart nie Ueberdruß oder Ekel verursachen; würden wir endlich durch ein frommes und heiliges Leben uns des Wohlgefallens

Gottes, der einſtens unſer Richter ſein wird, verſichern; würden wir Schätze ſammeln, die nicht veraltern, ſondern uns in der Ewigkeit nachfolgen; würden wir das Talent, das uns Gott gegeben hat, getreulich anwenden, ſo würde uns auch die Zukunft nicht ſchrecklich ſein, wir würden nicht vor ihren Strafen zu zittern haben, ſondern dürften uns auf ihre Belohnungen freuen. Kurz, würden wir die Sünde meiden und gegen das Laſter kämpfen, es gäbe für uns weder auf Erden noch in der Ewigkeit ein Uebel. Allein die Sünde zieht ein zahlreiches Gefolge von Schmerzen und Krankheiten nach ſich; die Sünde hat Gewiſſensbiſſe, Sorgen, Unruhe, Scham, Reue, Ekel, Kummer und Furcht und Trübſale aller Art zu ihren Begleitern. Oder ſagt es ſelbſt, iſt es nicht die Unmäſſigkeit im Eſſen und Trinken; iſt es nicht die Genußſucht, die Ausſchweifung und die Wolluſt; iſt es nicht die Heftigkeit unordentlicher Leidenſchaften, iſt es nicht die Wuth des Zornes und der Entrüſtung, nicht das verzehrende Feuer der Rache und des Haſſes, nicht der nagende Gram des Neides und der Eiferſucht, ſind es nicht dieſe Dinge, die unſern Körper zerrütten, die ſeine Kräfte erſchöpfen, die ein tödtliches Gift in demſelben ausbreiten, die ihn vor der Zeit unter einer ſchweren Laſt von Schwachheiten und Schmerzen zur Erde niederdrücken und in das Grab ſtürzen? Iſt es nicht das Bewußtſein unſerer Sünden und Verbrechen, das Bewußtſein der vorſätzlich verſäumten Pflicht, oder des mit Wiſſen und Willen an unſerem Nächſten begangenen Unrechts, das Bewußtſein, ſage ich, thöricht und niederträchtig gehandelt, oder auf andere Weiſe Gott und unſern Nebenmenſchen beleidigt zu haben, iſt es nicht dieſes Bewußtſein, das unſer Gewiſſen mit dem Stachel waffnet, womit es uns peiniget, das uns die quälenden Vorwürfe zuzieht, die uns allenthalben verfolgen? Sind es nicht unſere ausſchweifenden und unerſättlichen Begierden nach Reichthum, nach Ehre, nach Macht und Wolluſt, die Widerſpruch und Streit in unſerm Herzen erregen, die dem, was wir wirklich haben, ſeinen Werth nehmen, die uns am frohen Genuſſe desſelben hindern, und uns den Weg zur Zufriedenheit und Gemüthsruhe verſchließen? Und was macht uns den Rückblick auf das Vergangene oft ſo beſchämend und reuevoll? Iſt es nicht das Andenken an die Thorheiten, wodurch wir uns erniedriget; an die unwiderbringliche Zeit,

die wir verloren; an die Kräfte und Fähigkeiten, die wir mißbraucht, an die Vortheile, die wir verscherzt; an den Schaden, den wir uns selbst und Andern zugefügt haben? Was macht uns das Gegenwärtige verdrießlich und ekelhaft? Ist es nicht unsere thörichte Hartnäckigkeit, mit der wir die Glückseligkeit da suchen, wo sie schlechterdings nicht zu finden ist? Ist es nicht das ermüdende und vergebliche Bestreben nach täuschenden Schattenbildern, die wir niemals erreichen? Sind es nicht die sklavischen Ketten, womit wir uns von der Gewohnheit, von der Mode, von der Furcht vor dem Lächerlichen und ähnlichen Dingen fesseln lassen? Was macht uns die Zukunft schrecklich? Ist es nicht die gegründete Besorgniß, im Tode Alles zu verlieren, und im Gerichte nicht zu bestehen? Ist es nicht die Vorstellung der schweren Strafen, die ein unordentliches und mit unserer Bestimmung streitendes Leben in jener Welt nach sich zieht? Ist es nicht der fürchterliche Gedanke, an Gott, gegen den wir uns empört, einen strengen Richter zu haben, und von seinem Himmelreiche ausgeschlossen zu werden? Sehet da all die Trübsale und all das Elend, was die Sünde in der Zeitlichkeit schon über uns bringt.

Die Sünde rächt sich schon auf dieser Welt auf fürchterliche Weise an dem, der sie vollbringt. Schon auf Erden zerstört sie Leib und Seele des Menschen. Den Leib zerstört sie, wie wir schon davon redeten, durch die Krankheiten und Unordnungen, wozu sie den Weg bahnet. Jede Leidenschaft ist tödtliches Gift für die Gesundheit. Dadurch werden widernatürliche und schädliche Bewegungen an den festen und flüssigen Theilen des Körpers verursacht, der Gang der gewöhnlichen Verrichtungen wird unterbrochen, die Lebenskräfte werden erschlafft oder überspannt, der heitere Muth und die Zufriedenheit werden zerstört, was Alles nachtheilig und gefährlich für das körperliche Wohl ist. Und betrachtet nur selbst einen Menschen, der ganz seinen Leidenschaften ergeben ist; betrachtet den, welcher in den Armen der Wollust schwelgt, oder den, welcher der Schwelgerei ergeben ist, oder den, welcher in seinen Genüssen überhaupts weder Maß noch Ziel kennt, — betrachtet seine eingefallenen Wangen, seine tief liegenden Augen, seine entfärbten Lippen, seinen unstäten, irrenden Blick, seinen schleppenden Gang, sein Siechthum in allen Gliedern, und ihr

habt ein Bild von den Zerstörungen, welche die Sünde an ihren Opfern anrichtet. Und könnte ich euch erst noch in jene Siech- und Schandhäuser führen, wo diese Elenden haufenweise aufgeschichtet daliegen, könnte ich euch ihre abgefaulten Glieder und ihre eiternden Geschwüre zeigen, und würdet ihr sehen ihre abscheulichen Gestalten, und hören ihr Geächze und ihr Gestöhn; — wahrhaftig ihr würdet meinen, schon in einer Hölle euch zu befinden.

Eben so zerstörend wirkt die Sünde auf den äußeren Wohlstand ein; denn wie oft erschüttert sie ihn bis auf die innersten Grundfesten; wie Viele kommen, wenn sie auch mitten im Golde geboren worden, oft in kürzester Zeit bis an den Bettelstab herunter? Und wer kann den verderblichen Einfluß der Sünde in das häusliche Leben verkennen? Sie ist oft die Ursache der Unordnung, der Härte, des Kaltsinnes und der Zanksucht zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrschaften und Gesinde; sie löset die heiligsten Bande der Freundschaft auf, sie verletzt die wichtigsten und ernstesten Pflichten, sie verbittert die unschuldigsten Freuden, sie legt jedem guten Vorhaben Hindernisse in den Weg, sie säet überall Haß, Neid, Zwietracht und Feindschaft. Und was die Sünde in Hinsicht des häuslichen Lebens ist, das ist sie auch in Hinsicht des bürgerlichen. Hier und dort ist sie Zerstörerin des Friedens und der Wohlfahrt, und wirket überall Schaden und Verderben. Wer weiß es nicht, daß die Sünde die weisesten Staatsverfassungen unkräftig macht, daß sie die blühendsten Reiche umkehrt, und die beherztesten Völker entnervt? Durchblättert nur die Geschichte aller Völker, und ihr werdet es allenthalben finden, daß dann ein Volk am Rande seines Unterganges gestanden, und dann ein Reich an dem Vorabende seiner Zerstörung angekommen war, wenn die Sünde und das Laster bei ihm eine ungewöhnliche Höhe erreicht hatte. — O welch ein schreckliches Uebel ist es um die Sünde! Selbst die Zeit, die Alles hinwegnimmt, hebt die Folgen der Sünde nicht auf; selbst das Grab, das den Verbrecher gegen den weltlichen Richter schützt, schützt den Sünder gegen seine Strafen nicht. Die schauerlichen Folgen der Sünde erstrecken sich selbst über dieses Leben hinaus, und reichen bis in die Ewigkeit hinüber.

So ergibt ſich, daß die Sünde das größte Uebel auf Erden iſt. Armuth und Dürftigkeit iſt ein Uebel, aber die Sünde iſt ein noch viel größeres; denn jene beraubt uns nur flüchtiger Güter, die wir nicht über das Grab mit hinübernehmen: dieſe aber beraubt uns jener Güter, die uns noch nach dieſem Leben bleiben und in der Ewigkeit unſere Hoffnung ſind. Die Verachtung iſt ein Uebel; aber die Sünde iſt noch ein größeres Uebel: jene entzieht uns nur den Beifall der Menſchen, die ſterblich ſind, dieſe aber entzieht uns den Beifall Gottes, deſſen Urtheil ewig gilt. Schmerz und Krankheit iſt ein Uebel; aber die Sünde iſt ein noch größeres Uebel: jene zerſtört und beläſtigt nur unſern Leib, der aus Staub gebildet iſt, und bald wieder zu Staub werden muß; dieſe aber entkräftet, zerrüttet und zerſtört zugleich auch unſern Geiſt, der unſterblich iſt und unauflöslich. Der Tod iſt ein Uebel, aber die Sünde iſt ein noch größeres Uebel: jener macht zwar allen Freuden und Vergnügungen, aber dann auch allen Leiden und Beſchwerden dieſes Lebens ein Ende; dieſe aber verſchließt uns die ewigen Freuden des Himmels und bringt uns Leiden, deren Ende ſich nicht erwarten läßt in alle Ewigkeit. Ja, meine Theuern, lieber Armuth, Verachtung und Krankheit als daß wir mit Verletzung unſerer Pflichten uns Ehre und Anſehen erwerben, und dabei geſund ſind; lieber unter den Laſten und Beſchwerden der Krankheit ſeufzen und lieber das Joch der Leiden tragen, als dasſelbe durch ungerechte Mittel und durch Sünden von uns zu werfen; lieber eines frühen Todes ſterben, als ein langes, mit böſen Thaten befleckes und von Sünden entſtelltes Leben zu genießen; lieber alle Leiden, alle Uebel und alle Drangſale ertragen, die es je gegeben hat oder noch geben wird, als nur noch in eine einzige Sünde zu fallen; denn die Sünde iſt das größte, das ſchrecklichſte, das ſchauerlichſte Uebel. Gäbe es keine Sünde mehr in der Welt, welch ein Friede, welch eine Freude, welch ein Glück, welch eine Seligkeit würde in ihr einheimiſch werden; gäbe es keine Sünde mehr auf der Welt, für wie viel unzählige Leiden wäre die Quelle verſtopft; gäbe es keine Sünde mehr auf Erden, wie viel Elend und Jammer wäre hinweggenommen, wie viele Thränen wären getrocknet, wie viele Seufzer wären geſtillt, wie viele Wunden wären geheilt; gäbe es keine Sünde mehr auf Erden, wir ſähen uns dann wiederum in das

verlorne Paradies zurückgesetzt; gäbe es keine Sünde mehr auf Erden, wir würden dann hienieden schon anfangen, den Himmel in seinem Vorgeschmacke zu kosten. Sollen wir demnach nicht mit einstimmigem Munde dieses Eine, dieses große und schreckliche Uebel, sollen wir nicht mit einstimmigem Munde die Sünde verfluchen und ihr Haß schwören alle Tage unsers Lebens? So vereinigen wir uns zur gemeinschaftlichen Bekämpfung dieses Uebels, folgen wir ihm in alle Schlupfwinkel unsers Herzens, wohin sich der Teufel in den ihm gefährlichen Stunden nur zu oft und zu gerne flüchtet; reißen wir mit Gewalt alle bösen Neigungen aus unseren Herzen heraus, und treten wir mit diesem gefürchteten Feinde in keine Friedensverhältnisse, bis zum Tage, wo es dem Herrn gefallen wird, uns vom Schlachtfelde abzurufen, unsere Häupter mit dem Siegeskranze zu umwinden und uns in die ewigen Wohnungen des Friedens im Himmel einzuführen.

30) Wie die Sünde das Erkenntnißvermögen der Seele und die sittliche Freiheit schwächt.

Das Erste, was die Philister thaten, als Samson in ihre Hände gefallen, war, daß sie ihm die Augen ausrissen; und das Erste, was die Sünde thut, wenn Einer in ihre Gefangenschaft geräth, ist, ihn zu blenden, wenigstens in göttlichen und geistlichen Dingen. Daher sagt Jesus Christus: Fleisch und Blut können nicht fassen das, was Gottes ist. Die Sünde schwächt das Licht des Verstandes; denn ein Mensch, welcher die Sünde thut, und sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt, dessen Augen sind wie mit einem dunklen Schleier umzogen; daher alle seine falschen Urtheile und seine verkehrten Grundsätze. Er hält in seiner Verblendung den Irrthum für Wahrheit, und die Wahrheit für Irrthum; er sieht das Böse für gut und das Gute für böse an; er hält ein flüchtiges und schnell vorüberrauschendes Vergnügen für eine wahre und bleibende Freude; er hält einen kleinen, unrechtlich erworbenen Vortheil für ewig dauernde Güter. So häuft der Sünder Irrthum auf Irrthum, und verschließt sich zuletzt noch gänzlich der Wahrheit und irrt in seiner Verkehrtheit immer weiter vom Wege des Rechtes ab. Aus welch betrüglichem Gesichtspunkte betrachten der Geizige und der Wollüstige die Güter der Erde!

Dieser macht die sinnliche Wollust zum Maßstab, wornach er die Dinge bestimmt, jener achtet nichts mehr, als was ihn bereichert und sein Vermögen vergrößert. Wie falsch urtheilt der Neidische und Eifersüchtige von Allem, was den Zustand und die Schicksale derer betrifft, welche der Gegenstand seines Neides oder seiner Eifersucht sind! Wie übertrieben sind nicht die Vorstellungen, welche sich der Zornige und Rachesüchtige von dem macht, was sich auf die Absichten und Folgen der ihm zugefügten Beleidigungen bezieht! Was für irrige Begriffe macht sich der Mensch, welcher Sünden und Lastern ergeben ist, von Gott, von seinen Mitmenschen, von ihrer Bestimmung, von Tugend und Laster, von Religion, Vollkommenheit und Glückseligkeit, von dem Werthe des Gegenwärtigen und des Zukünftigen! Gott ist ihm oft nichts weiter, als ein gleichgiltiges Wesen, das sich um den Menschen nicht viel bekümmert; der Mensch ist ihm ein Geschöpf, das von dem Thiere des Feldes nicht viel unterschieden ist; die Tugend ist in seinen Augen eine allzu strenge Forderung, eine unmögliche Sache, eine Feindin und Störerin aller Freuden; das Laster erblickt er unter der Larve der Freiheit und in der Gestalt unvermeidlicher Schwachheiten; Religion ist ihm menschliche Erfindung und ein Mittel, das begangene Unrecht durch äußerliche Gebräuche zu vergüten; Vollkommenheit und Glückseligkeit bestehen nach seinen Ansichten im ununterbrochenen Fortgange seiner Geschäfte, in der Größe seines äußern Wohlstandes und in der Befriedigung seiner Leidenschaften. Das Gegenwärtige ist ihm Alles, er wünscht sich kein anderes Leben, so lange es ihm hier wohlergeht; auf die Zukunft schaut er dabei höchst selten, und die Sorge für sie setzt er so weit hinaus, als nur möglich. So denkt, so urtheilt, so verhält sich der Sünder. Wie sehr müssen dadurch nicht seine Geisteskräfte zerstört werden, und welche Verwirrung muß in seiner Seele herrschen? Der Sünder sieht mit offenen Augen die Wahrheit nicht; gleichwie die Einwohner Sodomas, welche das Haus des Loth umgaben, ohne dessen Thüre finden zu können, oder wie jene Soldaten, welche den Propheten Elisäus aufsuchten, und mit ihm redeten, ohne ihn zu kennen. Den Gottlosen leuchtet das Licht der Gerechtigkeit nicht, oder doch nicht so, daß sie es sehen, und wenn sie es sehen, so wenden sie sich selbst von ihm ab. Weiche von uns, sprechen sie, wir wollen deine

Wege nicht erkennen und nicht folgen. Das führt sie allmählig zu gänzlicher Verblendung, daß sie den Glauben für Schwachheit, den Unglauben aber für Verstand und Wissenschaft ansehen. Und wahrhaftig, es ist nothwendig anzunehmen, daß der, welcher ohne Reue und Schmerz, ohne Buße und Besserung die Sünde thut, es ist nothwendig, von ihm anzunehmen, daß er völlig geblendet sei und allen Verstand verloren habe. Denn bei klarer Einsicht in die schauerlichen Folgen der Sünde wäre es ihm oft unmöglich, ein solches Maß von Bosheit anzuhäufen, wie es von Manchen geschieht. Die heilige Katharina von Genua sah durch Gottes Gnade nur unvollkommener Weise und wie durch einen Blitz die Abscheulichkeit einer Sünde, und dennoch erkaltete ihr das Blut in den Adern, und sie fiel in eine starke Ohnmacht. Nach deren Ablauf sagte sie: Ich möchte auf dieser Welt nur Ein Ding begehren, nämlich den Menschen zeigen zu können, was mir von den Sünden bekannt ist, nicht die Hölle, nicht die Hitze ihres Feuers, nicht die Dauer ihrer Peinen, nichts von allem diesen scheint mir der Bosheit und Abscheulichkeit einer Todsünde gleich zu kommen. Und die heilige Magdalena von Pazzis sagte beim Ende ihres Lebens: Ich gehe aus dieser Welt, ohne daß ich je einmal habe begreifen können, wie ein Geschöpf seinen Gott beleidigen und eine Todsünde begehen kann. Der also, welcher ohne Reue und Buße gleichgiltig sündigen kann, muß wahrhaftig über seine Augen den dichtesten Schleier haben, der ihm die schreckbare Abscheulichkeit der Sünde verbirgt. Darum betet auch der göttliche Heiland: Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Die Juden hätten niemals den König der Herrlichkeit gekreuziget, wenn sie nicht wären geblendet gewesen über das große Uebel, welches sie begingen; und wir hätten niemals jene Sünden des Hasses, der Verleumdung, des Betruges und der Unlauterkeit begehen können, welche uns jetzt das Gewissen vorwirft, wenn wir zuvor die Bosheit gesehen hätten, welche sie in sich enthalten. Die Sünde verdunkelt also das Erkenntnißvermögen und führt zur Verblendung des Verstandes.

Eben so führt die Sünde auch zum Verluste der Freiheit. Nur im Halten an das Evangelium gewinnen wir Freiheit; denn nur die Wahrheit macht frei. Wer aber die Sünde thut, der ist

ein Knecht und ein Sklave des Satans und der Hölle. Und je mehr wir ſündigen, deſto mehr bekommen unſere Kräfte durch den Mißbrauch eine verkehrte Richtung, deſto ſtärker wird der Hang zum Böſen. Und wenn man es nach der Hand auch einſieht, daß man feindſelig gegen ſich ſelbſt gehandelt hat, wenn man auch die Feſſel fühlt, die man trägt, wenn man auch nach Freiheit wieder ſeufzet; es fehlt die Kraft dazu, ſeine Sklavenketten zu zerbrechen, und ſo ſieht man ſich zuletzt gezwungen, das zu thun, was man ſelbſt für böſe und unrecht hält, und das zu unterlaſſen, was man ſelbſt für gut erklärt und zu thun wünſcht. Welch ein trauriger Zuſtand! Und in dieſen traurigen Zuſtand ſtürzt ſich der Geizige, der Wollüſtige, der Neidiſche, der Eiferſüchtige, der Zornige, der Rachſüchtige, kurz, jede Sünde ſtürzt in dieſe traurige Lage, wenn man ſie öfter begeht, und wenn ſie dadurch zur Gewohnheit geworden iſt.

31) Welchen Verluſt man durch die Sünde an der Seele insbeſonders erleidet.

Wir haben ſchon im Vorhergehenden angeführt, daß die Sünde ſowohl das Erkenntnißvermögen als die ſittliche Freiheit der Seele ſchwächt. Sie wirkt aber noch viel zerſtörender auf die Seele ein; denn durch ſie verliert die Seele:

Allen Schmuck und alle Zierde;

das höchſte Gut, nämlich Gott;

die heiligmachende Gnade;

die Fähigkeit zur Ausübung guter Werke;

ſelbſt das Verdienſt der bisher vollbrachten Tugenden;

endlich verfällt ſie durch die Sünde in den Zuſtand der Verſtocktheit.

Setzen wir dieſes näher auseinander.

Den ganzen Reichthum, welchen die Seele durch die heilige Taufe oder prieſterliche Losſprechung erhält, ſtellt der heilige Geiſt in der göttlichen Schrift unter dem Bilde einer herrlichen, geſchmückten Königin dar, wie geſchrieben ſteht: Die Königin ſtehet zu deiner Rechten im goldenen Kleide, im bunten Gewande. Pſ. 44, 10. Die Seele eines Gerechten ſteht nämlich gleichſam wie eine Königin vor Gottes Angeſicht; ſie trägt, um bildlich zu reden, an ihren Schultern einen koſtbaren Mantel, deſſen Gold die in

ihr wohnende Liebe Gottes, und deſſen vielfarbige Stickerei die eingegoſſenen, theils ſittlichen, theils göttlichen Tugenden bedeuten. Ihr inneres Gewand iſt ein Gewebe von Licht und Sonnenſtrahlen, welches die heiligmachende Gnade bedeutet. Den Mond hat ſie wie einen Schemel zu ihren Füßen, und auf ihrem Haupte trägt ſie eine Krone von Sternen wegen des Rechtes, welches ſie zum Himmel hat, und welches uns zu erkennen gibt, daß ſie eines himmliſchen Urſprunges ſei. Das iſt die Zierde und der Schmuck einer gerechten Seele, ſo wie es uns der heilige Geiſt ſchildert, eine Schönheit und ein Reichthum, welchen die Hölle mit neidiſchen Augen, und die Engel mit Bewunderung betrachten. Kaum aber tritt die Todſünde in die Seele ein, ſo ſtreckt dieſe Räuberin gegen alle Koſtbarkeiten der Seele ihre diebiſchen Hände aus; ſie reißt ihr hinweg den Mantel der göttlichen Liebe, das glänzende Kleid der heiligmachenden Gnade, die Krone des Himmels, auf welche ſie Recht und Anſprüche hat, und die ganze Zierde der eingegoſſenen Tugenden; ſie plündert die Seele aus, und macht ſie arm und dürftig, und von allen ihren Koſtbarkeiten bleibt ihr nichts mehr übrig, ſo daß ſich die Worte der Schrift erfüllen: Von der Tochter Sion iſt der Schmuck und die Zierde verſchwunden. Die Seele verliert alſo durch die Sünde alle ihre Vorzüge und Auszeichnungen, und wird ſo ſehr entſtellt und entehrt, daß ſie, wie der heilige Auguſtin ſagt, vor Gott weit abſcheulicher und ihm weit unerträglicher iſt, als der ärgſte Modergeruch der Gräber es jemals dem zarteſten Geſchöpfe ſein kann. Jetzt willſt du dieſes nicht begreifen, einſtens wirſt du es aber wohl einſehen; allein dann iſt es zu ſpät. Iſt nämlich die Seele vom Leibe getrennt, und hat ſie das Unglück, im Stande der Sünde zu ſein, ſo wird ſie über den Anblick ihrer Häßlichkeit und ihrer Mißgeſtalt ſo ſehr erſchrecken, daß ſie ſich ſelbſt lieber in die Hölle hinabſtürzen möchte, als in den Himmel eingehen und in dieſem Zuſtande vor der Herrlichkeit Gottes erſcheinen. Die Todſünde nimmt der Seele allen Adel und alle Schönheit. Daher ſteht geſchrieben: Der Menſch, da er in Ehren war, hat es nicht verſtanden, und iſt dem unvernünftigen Thiere ähnlich geworden. Aber was oft noch mehr zu beklagen iſt, als dieſe Ausplünderung ſelbſt, iſt der Umſtand, daß man bei einem ſolchen Verluſte gleichgiltig ſein

kann. Als Antiochus in den Tempel zu Jerusalem eingebrochen war, und die Altäre, die Opfertische und die Schatzkästen ausplünderte, und alles Gold und Silber, allen Schmuck der priesterlichen Kleider und Alles, was heilig und kostbar war, mit sich fortgeführt hatte, — da, erzählt die heilige Schrift 1. Maccab. 1, 33., brach das ganze Judenland in Weinen und Wehklagen aus, der Adel und das Volk trauerte, die Priester zerrissen ihre Kleider, die Frauen legten allen ihren Putz ab und alles Judenvolk war untröstlich. Wenn aber in unserer Seele, welche ein lebendiger Tempel Gottes, das Haus der heiligmachenden Gnade und die auserwählte Wohnung des heiligen Geistes ist, wenn in diesen Tempel die Todsünde eingebrochen, sie allda viel grausamer als Antiochus zu Jerusalem gewirkt, wenn sie von da Alles, was Gutes, Schönes und Heiliges gewesen, herausgerissen, so betrübt uns das so wenig, daß wir dabei ganz theilnahmslos bleiben und guter Dinge sein können. Ach, wenn wir einen so mörderischen Verlust mit trockenen Augen sehen können, zu was für einem Gebrauch hat uns denn Gott die Thränen in das Auge gelegt?

Durch die Sünde erleidet eine Seele einen unersetzlichen Verlust; denn sie verliert das höchste Gut, sie verliert ihren Herrn und Gott. So lange die Seele im Stande der Gnade ist, hat sie Gott zu ihrem Vater, der sie liebt wie seine Tochter, und in ihr wie in einem Tempel wohnt. Nachdem aber die Sünde bei ihr Eingang gefunden, hat sich Gott aus der Seele fortgemacht, er hat aufgehört, in ihr zu wohnen. Aber seinen Gott verloren haben, welch ein Verlust! Verliere ich alle Schätze der Welt, besitze ich aber noch meinen Gott, so ist für mich nichts verloren; besitze ich aber alle Reiche der Erde und verliere ich meinen Gott, so ist für mich Alles verloren; denn die Glückseligkeit der Heiligen im Himmel ist, mit Gott vereinigt zu sein und ihn zu besitzen, und das Unglück der Verdammten in der Hölle ist, von Gott getrennt zu sein und ihn verloren zu haben. Als einstens dem Götzenpriester Michas Diebe seine Götzenbilder raubten, forderte er sie mit jämmerlichem Geschrei zurück, und als man ihn über die Ursache seines Jammers fragte, antwortete er und sprach: Ach, man hat mir meine Götter geraubt, und ihr fraget noch, warum ich weine? Wenn ein Götzendiener den Verlust seiner Götzenbilder so bitter-

lich beweint, wie kann ein Christ beim Verluste Gottes unempfindlich bleiben? Man sieht Leute, welche sich über die unbedeutendsten, widrigen Vorfälle betrüben, und in Familien ist man oft Zeuge der heftigsten Auftritte wegen des allergeringfügigsten Verlustes, während man fröhlich und ruhig lebt, nachdem man Gott durch die Sünde verloren hat. O Sünde, wie seltsam verkehrst du den Verstand und das Herz des Menschen! Ist es möglich, daß der Mensch einer solchen Verblendung fähig ist? Wie, ruft der heilige Augustin aus, über den Anblick eines todten Körpers weinest du, weil die Seele vom Leibe getrennt ist, und über deine Seele, die von Gott getrennt ist, weinest du nicht? Meine Theuern, wir wissen, daß Esau für ein Linsenmus das Recht seiner Erstgeburt verkauft hat, und wir tadeln seinen Leichtsinn und seine Verschwendung; aber was muß man denn von uns sagen, wenn wir für elende Leidenschaften viel kostbarere Vorrechte dahingeben, — wenn wir für elende Leidenschaften Gott, unsern Vater, und das Erbe des Himmels verkaufen? Der König David hatte das Unglück, in eine Sünde zu fallen, und dadurch seinen Gott zu verlieren, und was glich seinem Jammer; wie groß war seine Reue; Thränen waren sein Trank, Bitterkeit war sein Brod und der Schmerz seine Lagerstätte. Ueberallher glaubte er die herzzerschneidende Frage zu hören: David, wo ist dein Gott? Wenn der Sünder die unsichtbaren Ohren seiner Seele öffnen wollte, so würde auch er es hören, wie ihm alle Geschöpfe und alle Elemente die Frage zurufen: Sünder, wo ist dein Gott, der bisher in deinem Herzen gewohnt, der dir so viele heilige Gesinnungen eingeflößt, der dich in deiner Betrübniß getröstet, der dich in deiner Schwachheit gestärkt, und dich zu allem Guten ermuntert hat, — Sünder, wo ist dein Gott? Wie elend ist der Mensch in diesem Zustande, und doppelt elend, wenn er es nicht fühlt. Höre, mein Volk, sagt der Herr zu Israel, dieses ist's, was die Bosheit deines Herzens verräth, daß du, nachdem du mich verlassen hast, auch noch jedes Verlangen der Rückkehr und jedes Gefühl der Furcht in dir erstickst. Jerem. 2.

Eben deßwegen, weil der Sünder seinen Gott verloren hat, hat er auch die heiligmachende Gnade verloren. Indem aber der Mensch der heiligmachenden Gnade beraubt wird, verliert er wie-

derum eine weit koſtbarere Gabe, als alle Schätze der Erde ſind. Mit ihr iſt der ärmſte Menſch glücklich, und ihrer beraubt, iſt auch der reichſte elend. Denn kennet ihr den hohen Werth der heiligmachenden Gnade? Sie iſt eine Wirkung des heiligen Geiſtes, wodurch wir zum Guten angetrieben und vom Böſen abgehalten werden; ſie iſt ein Licht, das die Finſterniß unſers Verſtandes erleuchtet; ſie iſt ein Feuer, welches die Eisdecke unſers Herzens ſchmilzt und es mit der Glut der göttlichen Liebe erwärmt. Die uns inwohnende Gnade des heiligen Geiſtes iſt eine Theilnahme an der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes durch Jeſus Chriſtus; ſie iſt es, die durch Jeſum Chriſtum uns mit Gott vereiniget, durch ſie lebt unſere Seele in Gott das Leben Jeſu. Ich bin der Weinſtock, ſagt der göttliche Heiland, und ihr ſeid die Reben. Die heiligmachende Gnade iſt unſerer Seele dasjenige, was den Reben des Weinſtockes der Saft iſt, den ihnen der Stamm mittheilt. Nehmet dieſen Saft hinweg, ſo lebt die Rebe nicht mehr, und nehmet die heiligmachende Gnade aus unſern Herzen, ſo iſt die Seele vor Gott todt. Vermöge der heiligmachenden Gnade ſind wir lebendige Glieder Jeſu Chriſti, durch ſie machen wir nur Eines mit ihm aus, gleichwie die Reben nur Eines mit dem Weinſtocke. Allein eine einzige Todſünde ſetzt uns aus dieſem ſeligen Verbande und raubt uns die heiligmachende Gnade. Und, o des ſchrecklichen Zuſtandes! Gleichwie wir vorher unter der Gnade das Leben Jeſu Chriſti lebten, welcher der Urheber und die Quelle der Gerechtigkeit iſt, alſo leben wir jetzt, nach ihrem Verluſte, das Leben des Teufels, welcher der Urheber und die Quelle der Sünde iſt. Wie wir zuvor durch die Gnade Eines mit Jeſu Chriſto ausmachten, ſo machen wir jetzt durch die Sünde Eines mit dem Teufel aus; wie wir zuvor im Stande der Gnade ſo zu ſagen ein anderer Jeſus Chriſtus waren, ſo ſind wir jetzt gleichſam zu einer Art von Teufel durch die Sünde geworden. Und um den letzten Unterſchied zwiſchen Gnade und Sünde anzugeben: Die Speiſe einer Seele, welche in der Gnade lebt, iſt, den Willen Gottes zu vollbringen; die Speiſe einer Seele aber, die in der Sünde lebt, iſt, den Willen des Teufels zu thun. Beſetzt alſo euere Tafeln mit den wohlſchmeckendſten und ausgeſuchteſten Speiſen, euere Seele aber ſitzt am Tiſche des Teufels, und fängt an, ewigen Hunger

zu leiden; ergötzet euern Gaumen an den köstlichsten Getränken; euere Seele aber trinkt die trüben Wasser der Ungerechtigkeit, weil sie von dem getrennt ist, der die Quelle des lebendigen Wassers ist.

Weil der Sünder die heiligmachende Gnade verloren hat, so ist er auch nicht mehr im Stande, eine Tugend und ein gutes Werk auszuüben oder überhaupt noch etwas Verdienstliches für das ewige Leben zu thun; denn die Sünde versetzt die Seele in einen solchen Zustand, daß sie gar keine Frucht, nicht einmal einen Sprossen eines guten Werkes auszeitigen kann, wie geschrieben steht: Ihre Kraft ist ausgetrocknet, und sie vermag keine Frucht zu bringen. Mag eine solche Seele auch noch nach der Sünde, weil sie es einmal so in der Gewohnheit hat, dem Gottesdienst abwarten, mag sie ihre Andachten fortsetzen, mag sie ihre Almosen fortgeben und die größten, guten Werke ausüben, — sie hat dennoch nichts Verdienstliches für das ewige Leben gethan; die tugendhaftesten und heiligsten Handlungen, wenn sie im Stande der Todsünde verrichtet werden, gelten für die Ewigkeit Nichts, und sind in Ansehung des Himmels von keinem Werthe; denn sie sind Früchte von einem bösen Baume, dessen Wurzel vergiftet ist. Und gleichwie die unreifen Früchte, welche an einem abgehauenen Aste hängen, verwelken und verderben, also sind auch die guten Werke derjenigen, welche die Sünde von Jesus Christus trennt, wenigstens so lange unnütz, als die Sünde in ihren Herzen ist, weil diese Früchte nur in der Vereinigung mit Jesus Christus bis an's Ende zu ihrer Reife gelangen. Strecke also gleichwohl der Sünder seine Hand gegen den Himmel, und bringe er viele Stunden des Tages im Gebete zu, so wird dennoch Gott kein Wohlgefallen daran haben; übe der Sünder gleichwohl alle Bußwerke der strengsten Einsiedler, und verrichte er alle Werke der Gottseligkeit, so sind es dennoch fruchtlose Bemühungen für den Himmel, weil ihnen das Leben der Gnade abgeht. Gott sagt selbst von den Werken der Sünder: Euer Rauchwerk ist mir ein Gräuel, und meine Seele hasset euere Festtage. Sünder, lerne hier wiederum dein Elend einsehen: Alles, was du unter dem Namen einer Tugend ausübest, alles Beten, alles Fasten, alle Beichten und alle Kommunionen, alle Werke der Liebe, womit du dem Nächsten zu Hilfe kommst, alle Handlungen der Religion, die du verrichtest,

kurz, alle Tugenden, die du im Sündenſtande durchlebeſt, ſind für die Ewigkeit unfruchtbar; du trägſt mit all deinen Werken Spreu in den Wind, du ſchöpfeſt mit bodenloſen Eimern Waſſer, du ſäeſt mühſam aus, und wirſt doch jenſeits des Grabes Nichts einernten; weil der Same, welcher mit unreinen und befleckten Händen ausgeſtreut wird, keine Früchte für die Ewigkeit trägt. Sieh hier den Widerſpruch, in welchen der Sünder mit ſich ſelbſt geräth. Er mag manche Tugend ausüben, und hat doch kein Verdienſt; er mühet ſich ab, und thut doch Nichts; er ſäet aus, und erntet dennoch Nichts ein. Es ergehet ihm wie dem Könige Jechonias. Dieſer Fürſt hatte eine Menge von Söhnen und Töchtern; aber weil es dem Herrn gefiel, keines von ihnen auf den Thron gelangen zu laſſen, ſo ſagte Gott zum Propheten Jeremias: Gehe hin und halte dem Könige Jechonias die Schande ſeiner Kinderloſigkeit vor. Jerem. 22, 30. So erſcheineſt auch du, chriſtliche Seele, die du im Zuſtande der Sünde Gutes ausüben willſt. Du zeigſt viele geiſtliche Geburten, die du an's Licht gebracht; du zeigſt mir Barmherzigkeiten, die du erwieſen haſt: du zeigſt mir Gerechtigkeiten, die du ausgeübt, Bußwerke, die du unternommen; Verſuchungen, die du überwunden, Leidenſchaften, die du unterdrückt, Gebete, die du täglich verrichtet haſt: und deſſenungeachtet nenne ich dich eine unfruchtbare Seele, weil keine aus allen dieſen zahlreichen Geburten im Himmel gekrönt wird, ſondern in einer ewigen Vergeſſenheit ohne Ehre und Lohn wird gelaſſen werden. Gegenwärtig, meine Lieben, achten wir dieſen Verluſt nicht, weil wir die Größe desſelben nicht einſehen; wenn wir aber einſtens vor den Richterſtuhl Gottes treten, und all unſere Werke herbeirufen, daß ſie für uns das Wort reden und den erzürnten Richter beſänftigen möchten, dann werden wir ſehen, daß von ſo vielen, ja den meiſten unſerer Werke Nichts als Schatten übrig ſei; alsdann werden wir ſeufzen und in den Worten des Propheten rufen: Ach, ſo habe ich denn umſonſt gearbeitet, umſonſt mich abgemühet; ach, ſo gehe ich denn trotz all meiner vermeintlichen Tugenden und ſcheinbaren Verdienſte verloren!

Noch mehr, die Sünde macht uns nicht bloß die Ausübung jeder Tugend unmöglich, ſie raubt uns auch das Verdienſt der bisher ausgeübten guten Werke. Es iſt eine Glaubensſache, daß uns

die Todsünde aller im Zustande der Gnade ausgeübten guten Werke beraubt. Ist also dein Wandel seit vielen Jahren noch so erbaulich gewesen, hast du dich noch so eifrig beflissen, deine Sinnlichkeit abzutödten und hohe Tugenden auszuüben, vom Augenblicke an, wo du in eine Todsünde gefallen bist, ist dieß Alles verloren. Deine Jahre langen Kämpfe und Sorgen, all deine Geduld, all deine Ueberwindung, all deine Mühe und Anstrengung — durch die Sünde verlierst du alles Verdienst davon. Deßwegen lesen wir in der heiligen Schrift: Wenn der Gerechte von seiner Gerechtigkeit abweicht, und Böses thut, so gedenkt Gott nicht mehr seiner guten Werke, welche er im Zustande der Gnade gethan hat. Die Sünde verschlingt alle unsere bisher geübten, guten Werke und Verdienste. Sehet, wenn zur Herbstzeit die Früchte, die Trauben am Weinstocke am schönsten stehen, so geschieht es oft, daß ein fürchterlicher Platzregen, mit dichten und schweren Schlossen vermischt, aus einer finstern Wolke herabstürzt und über die Gärten und Weinberge herfährt; da liegt dann auf einmal Alles zu Boden, was der Gärtner und Landmann so mühesam gepflegt, und was nur langsam herangereift ist; Alles ist zerschlagen, verheert und verwüstet; abgeschlagene Früchte und zerquetschte Trauben liegen zur Erde, die Aeste sind zerbrochen, die Blätter zerstreut, und nur die dürren und blätterlosen Bäume stehen noch da. Und nun, Christ, höre das Wort des heiligen Cyprian: Was der Schauer für die Früchte ist, das richtet die Sünde in deiner Seele an. O was für ein erschrecklicher Schauer und beweinenswerther Hagelschlag ist es um die Sünde! Christen, denket zurück auf all euer Fasten, das ihr im Stande der Gnade beobachtet; denket zurück auf all die heiligen Bücher, welche ihr gelesen, auf all das Almosen, welches ihr gereicht; Christen, zählt all die Gebete, die ihr verrichtet, all die Kirchen, die ihr besucht, all die Predigten und heiligen Messen, die ihr gehört; setzet hinzu all die Versuchungen, welche ihr überwunden, zählet die Uebungen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe und zählet alle Tugendfrüchte, welche die Gnade Gottes und der Empfang der heiligen Sakramente in euch hervorgebracht; — und nun verhehlet euch nicht die traurige Wahrheit: Im Augenblicke, wo ihr in eine Todsünde gefallen, sind alle diese Verdienste von euch gewichen.

Ich muß noch eine ſchreckliche Tiefe aufdecken, in welche den Menſchen die Sünde ſtürzt, ſie führt ihn nämlich zur völligen Verſtockung und Verhärtung des Herzens, ſie macht ihm zuletzt alle Buße und Rückkehr zu Gott unmöglich. Saget es nur ſelbſt, meine Freunde, nicht wahr, als ihr die erſte Sünde beginget, da ergriff euch großer Schrecken, da empfandet ihr bittere Reue, da glaubtet ihr die Hölle ſchon ihren Feuerſchlund nach euch aufthun zu ſehen; bei euerer zweiten Sünde ließ euere Gewiſſensangſt ſchon um Vieles nach, bei der dritten wurde die ſtrafende Stimme bloß mehr ſchwach vernommen, endlich ſchwieg ſie ganz, und ihr rühmtet euch euerer böſen Werke in den Worten der Schrift und ſprachet: Wir haben geſündiget, und was iſt uns Böſes widerfahren? Da ihr auf ſolche Weiſe das Stillſchweigen des Herrn bei eueren Frevelthaten für eine Gleichgiltigkeit angeſehen, und aus ſeiner Geduld euch einen Schatz des Zornes gemacht habt, hieltet ihr kein Maaß mehr in den Wegen des Laſters, euer Herz iſt einem ſtürmiſchen Meere ähnlich geworden; denn gleichwie von den Wellen des Meeres die eine die andere ſtoßt, ſo ſind auch euere Sünden auf einander gefolgt in ununterbrochener Reihe. Sehet, meine Theuern, das iſt der Weg, zur Verſtockung und Herzensverhärtung zu gelangen; Gott fängt an, bei wiederholten Sünden ſeine Gnade zu verringern; der nagende Wurm des Gewiſſens wird täglich ſtumpfer und kraftloſer; der Verſtand wird wie mit einem gewiſſen Gewölke umnebelt, ſo daß auch die wichtigſten Wahrheiten keinen Eindruck mehr machen: der Wille wird immer mehr zum Böſen geneigt, ſo daß er endlich an Nichts mehr als an der Sünde ſeine Luſt und ſeine Ergötzung findet; das Gedächtniß wird je länger, deſto mehr mit gefährlichen Bildern angefüllt; die Leidenſchaften nehmen über Hand und drücken den Geiſt zu Boden. Das iſt jener ſchreckliche Zuſtand des menſchlichen Herzens, in welchem das Verderben groß und der Untergang unvermeidlich iſt. In dieſem Zuſtande, ſagt der heilige Bernhard, iſt das Herz gleichſam unempfindlich, es wird nicht mehr durch die Reue zerknirſcht, nicht mehr durch die Andacht erweicht, nicht mehr durch das Gebet gerührt, nicht mehr durch die Drohung bewogen, nicht mehr durch die Strafe überwunden; in dieſem Zuſtande erkennt es die Wohlthaten nicht mehr, es verachtet die Räthe, es iſt taub gegen die

Ermahnungen, es fürchtet keine Gefahr mehr, es setzt das Vergangene in Vergessenheit, vernachlässiget das Gegenwärtige, ist unbesorgt für die Zukunft und lebt in kalter Gleichgiltigkeit dahin bis zum schrecklichen Augenblicke, wo der Sünder in die Hölle begraben wird. Das ist der verstockte Sünder; dahin führt die Sünde in ihrer oftmaligen Wiederholung, zur gänzlichen Unbußfertigkeit und zur völligen Unmöglichkeit, wiederum zum Herrn zurückzukehren.

Sünder, da liegt nun euer ganzer Zustand zergliedert vor Augen. Schauet hinein in diesen lehrreichen Spiegel, aber nicht so, daß ihr beim Hinweggehen euere Gestalt wiederum vergesset. Schauet bedachtsam, schauet öfters hinein, damit ihr in der ganzen Tiefe euer Elend kennen lernet. Aber, bußlose Sünder, öffnet doch einmal euere Augen, denket, daß ihr an einem fürchterlichen Abgrund schlafet, eine kleine Bewegung nur, und ihr lieget im höllischen Schlunde unten, aus dem euch keine Ewigkeit mehr erlöset. O so erbarmet euch euerer Seelen! Sie sind euer kostbarster Schatz, an ihnen hängt der Werth vom Blute eueres göttlichen Erlösers; sie sind das Ebenbild des allmächtigen Gottes. Rettet sie aus der Gefahr, bringet sie durch die Buße wieder in Sicherheit. Erbarmet euch euerer Seelen; sie sind ein euch anvertrautes Gut; fürchtet es zu verlieren; denn der Herr wird es von euerer Hand wieder zurückfordern. Ihr habt sie durch den Hauch der Allmacht vom Himmel empfangen. O liefert sie nicht in die Klauen des Satans. Thörichte Menschen, ihr liebet die Sünde, ihr jaget ihr nach, ihr suchet sie auf, ihr wünschet euch sogar oft noch Glück, wenn ihr eine günstige Gelegenheit, sie zu vollbringen, gefunden habt; — aber, thörichte Menschen, wisset ihr denn nicht, daß ihr in der Sünde eueren Feind liebkoset, eueren Mörder aufsucht, und in euer Unglück rennet? Aber wohlan, meine Theuern, sind wir als Uebertreter des Gesetzes meineidig geworden an unserm allgütigen Vater, haben wir das unselige Beispiel des verlornen Sohnes erneuert, und unser Erbe vom Vater begehrt, sind wir damit in ein fernes Land, in das Reich der Ausschweifungen, in böse Gesellschaften, in gefährliche Zusammenkünfte gereiset, und haben wir da unser Vermögen, unsere Unschuld, unsere Seele, die Gnade des Himmels mit Ausschweifungen durchgebracht, o so lasset

uns nun auch ſein rühmliſches Beiſpiel erneuern, laſſet uns die Augen aufthun, laſſet uns das Elend beherzigen, in welches uns die Sünde geſetzt. Laſſet uns an die vormalige Zeit denken, da wir im Kleide der Unſchuld und Gerechtigkeit wandelten. Wie munter im Geiſte, wie froh in der Hoffnung, wie ruhig im Gewiſſen waren wir damals! Laſſet uns Muth faſſen, und zu unſerm Vater wieder zurückkehren. Ja, Sünder, komm zurück in die Arme deines liebevollen Vaters! Wenn du gleichwohl ein pflichtvergeſſenes Kind gegen ihn warſt, ſo hat er dennoch bisher nicht aufgehört, dein Vater zu ſein. Komm mit reuevollem Herzen, bitte ihm ab, verfluche deinen bisherigen Leichtſinn und rufe: Vater, ich habe geſündiget vor dir und dem Himmel. Komm geſchwinde; denn der Vater, wegen deiner Entfernung betrübt, wünſcht deine Zurückkunft auf's Sehnlichſte. O komm, und laß ihn nicht länger warten, er ſtreckt die Arme ſchon gegen dich aus, er bietet dir ſchon den Friedenskuß an, und will dich in deine vorigen Rechte wieder einſetzen. Sünder, ſo kehre denn zurück zu deinem Gott, zu deinem Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus.

32) Die Sünde iſt der Tod der Seele.

Es iſt eine Glaubensſache, daß durch die Todſünde eine Seele aller Gnaden beraubt, und dadurch in eine völlige Ohnmacht verſetzt wird, ein gutes Werk auszuüben; ja auch alle im frühern Zuſtand der Gnade erworbenen Verdienſte verliert ſie. Nun aber, ein ſolcher Zuſtand iſt ein förmlicher Tod der Seele. Todt iſt die Seele, weil das wahre, geiſtige Leben in ihr erloſchen iſt; todt iſt die Seele, weil ſie von Gott, von der Lebensquelle, getrennt und abgeriſſen iſt; todt iſt die Seele, weil ſie kein Verdienſt, kein gutes Werk, keine Tugend mehr auszuüben im Stande iſt; todt iſt die Seele, weil ſie ihre Anſprüche auf den Himmel verloren und ihren Platz unter den Verworfenen erhalten hat. Die Sünde iſt demnach der Tod der Seele, und deßwegen heißt es in der heiligen Schrift: Die Seele, welche geſündiget hat, wird ſterben (Ezech. 18.); und wiederum wird von den Gottloſen geſagt: Ihre Sünden ſind gleich Löwen, deren mörderiſche Zähne ſie tödten. Eine ſolche Seele behält zwar noch ihr natürliches Leben und Sein, denn ſie wird nicht vernichtet; aber deſſenungeachtet iſt ſie todt, denn es

mangelt ihr das übernatürliche Leben. Eine Leiche ist nämlich auch noch ein Leib, aber er ist ein todter Leib; eben so ist auch die Seele in der Todsünde immer noch eine Seele, und hört nicht auf, eine Seele zu sein; aber sie ist eine todte Seele. Christ, der du in einem solchen Zustande dich befindest, — du erscheinest zwar in den Augen der Menschen noch lebendig; aber von Gott bist du bereits aus der Liste der Lebenden ausgestrichen und dem Todtenreiche beigezählt. An dir erfüllen sich die Worte der Schrift: Du hast den Namen eines Lebendigen, bist aber in Wahrheit todt. Offenb. 3. Die Sünde ist der Tod der Seele; denn Gott ist das Leben derselben, gleichwie die Seele das Leben unsers Leibes ist. Wie nun der Leib stirbt, sobald die Seele sich von ihm trennt, so stirbt auch die Seele, sobald sich ihr Leben, sobald sich Gott von ihr trennt, und nicht mehr mittelst der heiligmachenden Gnade mit ihr verbunden ist. Dieß Alles aber geschieht durch die Sünde; die Sünde ist eine Trennung von Gott; die Sünde ist ein Ungeheuer, welches alle göttlichen Gnaden in unserm Herzen auffrißt; die Sünde ist eine Räuberin, welche uns aller Verdienste beraubt und uns vor Gott zum Gegenstande des Hasses macht. Ach, Christen, schauet hier die Schrecklichkeit der Sünde, könnet ihr daran denken, und dennoch im Stande derselben noch leben? Wie sehr seid ihr für euer leibliches Leben besorgt, mit welcher Aufmerksamkeit sucht ihr jede Krankheit zu vermeiden; mit welcher Wachsamkeit wendet ihr jede Gefahr ab! Und was soll ich erst noch vom leiblichen Tode sagen? Wie wird er gefürchtet, wie gescheut, wie sucht man sein Eintreten durch die verschiedensten Mittel möglichst lang hinauszuschieben! Aber, o Menschen, ist denn euere Seele weniger, als der Leib, ist der ewige Tod nicht schauerlicher als der zeitliche? O wenn ihr es erwägen würdet, daß die Sünde wie ein tödtliches Schwert euere Seele durchschneidet, daß sie alle Schönheit derselben hinwegnimmt und alle Häßlichkeit und Verabscheuungswürdigkeit in sie hineinträgt, müßtet ihr bei dieser Betrachtung nicht mit dem größtmöglichen Schmerz erfüllt werden?

33) Der Sünder findet auf Erden trotz allen Scheines kein Glück und keine Zufriedenheit.

Wenn man den Sünder in ſeiner glänzenden Geſtalt betrachtet, wie er allen Zwang der göttlichen Geſetze abſchüttelt und ungebunden nach Allem greift, wornach ſeine Neigungen lüſtern ſind, wenn man nur die Außenſeite ſeiner frohen Stunden bemerkt, in welchen er ſo ganz nach Herzenswunſch dem einladenden Rufe des Vergnügens folgt, ſo wird man verſucht, ihn für den glücklichſten Bewohner der Erde zu halten. Denn während der Tugendhafte auf Gottes Befehl ſich ſo manche Freude verſagen muß, wozu er in ſeinem Herzen eine lebendige Neigung fühlt, und ſo manchen bittern Kampf gegen ſeine Begierden kämpft, ſetzt ſich der weichliche Sünder über Alles hinaus, läßt dem Strom ſeiner Begierden freien Lauf, und genießt Alles, wornach ſein Herz gelüſtet. So ſcheint freilich der Sünder weit beſſer daran zu ſein, als der redliche Freund der Tugend. Wir fangen oft an, ihn glücklich zu preiſen, und ihn um jene Freuden zu beneiden, die unſern Neigungen ſo ganz angemeſſen ſind, und welche der Geiſt des Zeitalters immer mehr erhöhet. Allein, meine Theuern, ein durch den Glauben aufgeklärtes Auge iſt hell genug, durch den täuſchenden Schein durchzudringen; es entdeckt eine marternde Unruhe im Herzen des Sünders, welche alle ſeine ſcheinbaren Freuden ſehr verbittert. Der beobachtende Chriſt ſieht es deutlich ein, daß die Gegenſtände der ſinnlichen Freude nur mit Mühe geſucht, ohne wahre Beruhigung und nur auf kurze Zeit genoſſen werden. Die Gegenſtände, auf welche oft der Zeitgeiſt den übertriebenſten Werth legt, die auf unſere reizbare Sinnlichkeit einen mächtigen Einfluß haben, und die uns am leichteſten von der Tugend entfernen, ſind der Beſitz irdiſcher Güter, Emporſteigen über andere Menſchen in Ehrenſtellen und der Genuß ſinnlicher Freuden. Aber bei allen dieſen Gegenſtänden ſinnlicher Wünſche bemerken wir deutlich, daß man ſie nur mit vieler Mühe erlangt, ohne Geiſtesruhe genießt, und ſchnell wieder verliert. Niemals kann alſo jene Zufriedenheit ſtattfinden, die dem Menſchen ein reines Vergnügen ſchafft; niemals iſt der Sünder ſo glücklich, wie unſere betrügliche Einbildung ihn

malt, und wie es der Geist unseres Zeitalters uns glauben machen will. Betrachten wir ausführlicher das Scheinglück des Sünders.

Ein ansehnliches Vermögen zu besitzen, ist in unseren Tagen mehr als jemals allgemeiner Wunsch der Menschen. Je mehr die Weichlichkeit unsers Zeitalters unsere Bedürfnisse vermehrt, je mehr man nach einer wollüstigen Gemächlichkeit strebt, desto größer und allgemeiner ist auch der Wunsch nach irdischen Gütern! Tausende von Menschen opfern dieser Begierde Gewissen und Tugend. Aber ist es nicht offenbarer Irrthum, darin seine Zufriedenheit zu suchen? Wie martervoll ist nicht das Streben nach irdischen Gütern! Wie ist der Geldgierige so voll von Kummer, Unruhe und quälender Sorge! Tag und Nacht ist er voll Aengsten; denn immer ist sein unruhiger Geist mit Plänen und Entwürfen überladen, immer quält ihn die bange Furcht, es möchten seine Bemühungen fruchtlos bleiben, es möchten seine boshaften Pläne entdeckt und vereitelt werden. Scheitert irgend einer seiner Entwürfe, so ist Schmerz und beißender Gram die Frucht seiner aufzehrenden Mühe. Von seiner thörichten Neigung irre geführt, läßt er sich herab zu den schamlosesten Ränken, zu der schreiendsten Ungerechtigkeit, deren Entdeckung ihn mit tiefer Schande brandmarkt, und sehr oft zu seiner bittersten Qual einen großen Theil seines Vermögens aufzehrt. Und wenn dann der Sünder wirklich mit vielem Kummer endlich seine Absicht erreicht, wenn er durch die niedrigsten Mittel, durch Ungerechtigkeit und durch Beraubung seiner Brüder sein Vermögen vermehrt hat, so genießt er doch nicht die Früchte seiner unedeln Bemühung. Denn unersättlich ist die Begierde nach Vermögen, wenn sie sich einmal des menschlichen Herzens bemächtigt hat. Auch schon wirklich im Besitze großer und vieler Schätze glaubt der Geizige doch, niemals in dem Stande zu sein, daß er sich den Genuß seiner Reichthümer erlauben darf; er darbt oft mehr bei seinem Reichthum, als der Arme bei seinem Mangel. So wird sich diese Begierde zur eigenen Geißel. Und wenn ihm je der Anblick seiner Güter eine Freude gewähren sollte, so wird diese schnell wieder getrübt; denn nie sieht er diese so groß und so viel, als sie sein unersättliches Herz wünscht; bald quält ihn der traurige Gedanke, daß er sie nicht ewig besitzen kann, bald durchbohrt seine Seele der marternde Vorwurf seiner schreienden

Ungerechtigkeit; er kann seine Schätze nicht sehen, ohne auch die Schandthaten zu lesen, die er ihretwegen begangen, und ohne die Seufzer zu hören, die er ihretwegen seinen Mitmenschen ausgepreßt. So quält sich der Unglückliche sein ganzes Leben hindurch, um Güter zu sammeln, die er niemals genießt; er zerstört die Ruhe seines Herzens, um ein Vergnügen zu suchen, welches er niemals erreicht. Und ehe er es vermuthet, ruft ihm eine fürchterliche Stimme zu: Du Thor, diese Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern, und was du gesammelt hast, wessen wird es sein? So ergreift ihn schnell die Hand des Todes und unerbittlich reißt dieser ihn heraus aus seinen Schätzen; arm und nackt muß er die Welt verlassen, wie er sie betreten hat. Kann man nun wohl den Menschen glücklich nennen, der mit einer ewigen Unruhe sich martert, seine schönsten Tage in Gram verzehrt, Nichts von allen seinen Bemühungen genießt, und Alles so bald wieder verlassen muß? Mag also der irrende Geist des Zeitalters die Marthyrer des Geizes noch so glücklich preisen, die stille Vernunft und ein gläubiges Herz werden anders urtheilen.

Ein zweiter Gegenstand, auf welchen der Geist unseres Zeitalters das Glück der Menschen baut, worin aber der Sünder wieder keine Beruhigung finden kann, ist das Emporsteigen über andere Menschen. Allerdings schmeichelt es unserm Stolze, wenn wir uns weit über unsere Mitmenschen erhoben sehen; je mehr Klassen wir unter uns erblicken, desto mehre Stufen des Glückes glauben wir erstiegen zu haben. Hat nun einmal dieses Verlangen in unserer Seele die Herrschaft gewonnen, so reißt es uns unaufhaltsam fort, wir halten jedes Mittel für recht, wenn es uns diesem Zwecke näher führt. Man opfert selbst die Tugend auf, wenn man nur an Ehre höher steigt. Die niedrigsten Ränke, welche ein gerades Herz niemals billigen kann, alle Künste der Heuchelei, welche Vernunft und Offenbarung so laut verdammen, die grausamste Verleumdung, die unser Geschlecht entehrt, der ungerechteste Sturz aller derjenigen, die uns im Wege stehen; — das sind in der Hand des Ehrgeizigen erwünschte Mittel, seine Absicht auszuführen, Mittel, die man in unsern Tagen häufiger als jemals gebraucht. Und einen Menschen, der auf solche Weise seine Pläne durchgesetzt hat, staunen wir oft an als einen Günstling des Glückes

und brennen vor Begierde, durch ähnliche Mittel uns eben so glücklich zu machen. Aber dringen wir tiefer ein in das Geheimniß, und wir werden unter dem Glanze nichts als Unruhe und nagenden Kummer treffen. Wie viele Qualen leidet nicht das geängstigte Herz, ehe es noch seine Absicht erreicht hat! Wie viele bittere Bemühungen kostet es nicht, wenn man sich um eine Stufe emporschwingen will! Tausend Aufopferungen, tausend Demüthigungen muß man ertragen, welche unserem Herzen um so empfindlicher fallen, je mehr es vom Stolze beherrscht wird. Wie groß ist die Angst, welche den Geist peinigt und foltert, wenn man einen geheimen Plan angelegt hat, daß er ja nicht aufgedeckt und zu Schanden werde. Je schändlicher die Wege sind, die man einschlägt, desto größer ist auch die marternde Furcht, daß unsere Absichten vereitelt werden. Und wie oft, nachdem man sich Jahre lang bemüht, nachdem man alle seine Kräfte aufgeboten, und Demüthigungen aller Art getragen hat, wie oft findet man sich in seiner Hoffnung betrogen, und sieht sich mit Verzweiflung herabgestürzt, wo man sich eben zu erheben glaubte! Nur gar zu oft, wenn man das Schicksal Anderer zu seinem Vortheile untergraben will, um auf ihrem Sturze sein eigenes Glück zu bauen, wird man selbst in die Grube hinabgestürzt, die man Andern zum Falle gegraben hat. Wie oft, nachdem man sich Jahre lang unter der Larve der Heuchelei mit dem größten Zwange verborgen hatte, wird doch endlich der Betrug entdeckt, und der Elende wird oft noch von dem Platze als unwürdig geschleudert, den er schon wirklich inne hatte. Und gesetzt, der Sünder erreicht seine niederen Zwecke, gesetzt, der Sünder führt seine schändlichen Pläne glücklich aus, gesetzt, der Sünder steht erhaben auf den Ruinen seiner gestürzten Brüder, — ist er dann glücklich, ist er zufrieden? O wie kann Ruhe und Freude in einer Seele wohnen, die sich durch sündhafte, durch unmoralische Mittel emporgeschwungen hat? Ewig macht ihm sein Gewissen die bittersten Vorwürfe darüber; und ewig schweben ihm die Unglücklichen vor Augen, durch deren Sturz er sich geschwungen hat. Könnten wir doch mit einem scharfen Auge bis in das Innerste mancher Personen dringen, die wir so gerne ihres Ranges wegen glücklich preisen, wir würden ihr Herz vom nagenden Kummer zerfleischt sehen. Erhaben und glänzend

war der Poſten, welchen der ſtolze Aman erſtiegen, aber Gram und Schmerz wühlte in ſeiner Seele, da ein gemeiner Jude ihm jene Huldigung nicht erwies, die ſein Stolz wünſchte; und ſo ſehr fand ſich der Mann gekränkt, daß ſeine ganze Würde für ihn keinen Reiz mehr hatte; der Schlaf entfloh ſeinem Auge, und alle Freude war aus ſeiner Seele gewichen. Endlich winkte ihm die frohe Hoffnung entgegen, den Mardochäus unter ſeine Füße gebeugt zu ſehen. Aber ein unvermutheter Schlag warf den Elenden von ſeiner hohen Würde bis zum Galgen hinab. Iſt alſo wohl der Sünder glücklich und zufrieden, wenn er ſeinen glänzenden Stolz als die Quelle ſeiner Freuden und des Glückes betrachtet? Nur mit großer Mühe ſchwingt ſich der Sünder, nur mit Unruhe beſitzt er ſeinen widerrechtlich erworbenen Rang, ehe er es vermuthet, wird er ſchon wiederum hinabgeſtürzt, — und das ſoll Glück, das ſoll Freude, das ſoll Zufriedenheit ſein?

Ein anderer Gegenſtand, in welchem der Geiſt unſeres Zeitalters Glück und Zufriedenheit ſucht, ohne daß es der Sünder darin findet, iſt Wolluſt und Sinnesgenuß. Hierin hat wohl das menſchliche Geſchlecht immer und von jeher große Schwäche gezeigt, aber ſo mächtig und allgemein haben die ſinnlichen Reize noch niemals über unſer Geſchlecht geherrſcht, als gerade in unſeren Tagen. Alles dürſtet nach der Freude der Wolluſt; man hat faſt alle menſchliche Kunſt erſchöpft, um ihre Reize auf das Höchſte zu treiben. Erziehung, Umgang, Lektüre, Alles ſtimmt zuſammen, um das Bild der ſinnlichen Freude recht herauszuheben, und ſie als das höchſte Glück der Menſchen darzuſtellen. Die häusliche Erziehung hat beinahe Nichts, als Erziehung des Körpers zum Zwecke, und wenn man doch auf das Herz noch einige Rückſicht nimmt, ſo beſteht ſie nur darin, es mit weichlichen Empfindungen anzufüllen, und es rechtzeitig für die herrſchende Sinnlichkeit empfänglich zu machen. Weichlichkeit iſt beinahe das einzige Band, das unſere Geſellſchaften verknüpft, der gewöhnliche Inhalt unſerer Geſpräche, und der einzige Gegenſtand unſerer Unterhaltungen. Die herrſchende Lektüre hat keinen anderen Zweck und keine andere Folge, als daß die ohnehin reizende Einbildungskraft mit Bildern angefüllt wird, welche das Herz gänzlich entnerven und für jeden ernſthaften Gedanken unfähig machen. Aber iſt

denn der Sünder im Strome dieſer ſeiner Freuden wirklich glücklich? Wenn es von irgend einer Art menſchlicher Vergnügungen wahr iſt, daß ſie reizender ſind in der Entfernung, als in ihrem wirklichen Genuſſe, daß ſie das niemals leiſten, was man von ihnen gehofft hat, ſo gilt es ganz gewiß von den Freuden der Wolluſt. Wir haben für dieſe Wahrheit einen Bürgen, deſſen Zeugniß in jeder Hinſicht von größtem Gewichte iſt. Vielleicht hat noch kein Sterblicher den ganzen Reiz der ſinnlichen Luſt in einem ſo hohen Maße genoſſen, als Salomon. Aber umrungen von Allem, was der Sinnlichkeit ſchmeichelt, ruft der Mann mitten aus dem Genuſſe ſeiner Freuden heraus: Alles iſt Eitelkeit und Betrübniß des Geiſtes. Und möchten Alle, die im vollen Sinnengenuſſe ihre Seligkeit ſuchen, möchten ſie uns eben ſo redlich ihre innigſten Gefühle entdecken, ſie würden, wie Salomon, mitten in ihren Vergnügungen ſeufzen, und ſelbſt in der Stunde ihres Freudengenuſſes würden ſie klagen über Betrübniß des Geiſtes. Aber auch ohne ihr Geſtändniß ſieht ein helles Auge, daß der Anblick der Wolluſt zwar reizet, aber daß ihr Aufſuchen theuer, unruhig ihr Genuß und marternd ihr Ende ſei. Wenn man den Aufwand betrachtet, mit welchem man oft nach ſolchen Vergnügungen ſtrebt, ſo ſollte man glauben, es werde um eine Freude gerungen, die uns ein ewiges Glück bewirkt. Oft koſtet es Jahre lange Bemühungen, um ſeinem Wunſche nahe zu kommen; man muß ſich mit großer Gewalt in alle Geſtalten hineinzwängen; man muß ſich Erniedrigungen gefallen laſſen, welche den Menſchen in einer ruhigen Stunde ſchamroth machen, und Vermögen und Ehre ſind die gewöhnlichen Opfer, die man ſeinen grauſamen Neigungen ſchlachten muß. Und wenn man dann doch einmal ſeine Abſicht erreicht, ſo genießt man ein augenblickliches Vergnügen, das ſeine Anhänger grauſam geißelt. Qual iſt es ſchon, daß man den Sinnesgenuß weder ſo groß noch ſo ausdauernd findet, als ihn eine betrogene Einbildung gemalt hat; Qual iſt die bange Furcht, daß die niedrigen Geheimniſſe doch endlich aufgedeckt werden, und dann ihren Freund mit tiefer Schande erfüllen; Qual iſt es endlich, daß man eben durch den Freudengenuß eine unverſiegbare Quelle grauſamer Schmerzen eröffnet. Zwar kann man im Taumel der Freude die Stimme des beleidigten Gewiſſens merklich ſchwächen; aber ganz tödten, ganz

aus der Seele verbannen, kann man es nicht; immer gibt es Stunden, in welchen es ſeine verdammende Stimme erhebt, und um ſo gewaltiger erhebt, je ſorgfältiger man es zu unterdrücken ſucht. Und ſollte man auch wirklich die unglückliche Fähigkeit haben, es auf eine längere Zeit zum Schweigen zu bringen, dann erwacht es um ſo lauter, wenn der Ruin einer ganzen Familie, oder der Umſturz ſeines Vermögens oder ein langſam gemordeter Körper mit beißenden Schmerzen erfüllt; dann ruft, dann ſchreit das erwachte Gewiſſen ſo laut, daß es das geängſtigte Herz bis zur Verzweiflung treibt. O dürften wir doch Beiſpiele dieſer Art nur in der älteſten Geſchichte ſuchen! Aber der Geiſt dieſes Zeitalters hat uns nur zu ſehr dieſer Mühe überhoben: ſie wandeln vor unſern Augen, die lebendigen Beiſpiele, daß ein täuſchender Sinnesgenuß unſer Geſchlecht einer endloſen Verzweiflung in die Arme wirft. — Da ſehen wir denn, meine Theuern, den wahren Zuſtand des Sünders, den oft unſere betrogene Phantaſie und der verdorbene Geiſt des Zeitalters ſo glücklich malen; da ſehen wir ihn, den Elenden. Der Glaube, die Vernunft und die Erfahrung ſtimmen darin überein, daß das glänzende Leben des Sünders qualvoll iſt; mühſam ſucht er ſeine elenden Freuden auf; unruhig und marternd iſt ihm ihr Genuß, und voll der Verzweiflung ihr ſchnelles Ende. Wie wahr iſt es, was die göttliche Schrift von den Gottloſen ſagt: Wir haben uns verirrt von dem Wege der Wahrheit, wir ſind müde geworden auf dem Wege der Gottloſigkeit und des Verderbens, wir ſind beſchwerliche Wege gegangen.

Ja, der Sünder kann es auf Erden zu keiner wahren Ruhe, zu keiner Freude, zu keinem Glücke bringen. Sein moraliſcher Zuſtand beunruhigt ihn, ſobald er zum Nachdenken über denſelben durch irgend etwas veranlaßt wird. Er kann weder an Gott, noch an ſich ſelbſt und ſeinen Nebenmenſchen, weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft mit frohem Muthe denken. Richtet er ſeine Augen auf Gott, ſo muß ihn der Gedanke an ein eben ſo mächtiges, als heiliges Weſen verwirren; er muß es fühlen, wie weit er ſich von ſeinen Geſetzen und Abſichten entfernt, und wie wenig Grund er habe, ſich des Beifalls und des Wohlgefallens Gottes zu getröſten, und welch ein ſtrenges Urtheil er einſtens aus dem Munde ſeines unbeſtechlichen Richters zu befürchten habe.

Sieht er auf ſich ſelbſt, ſo ſieht er ſich von der Würde eines vernünftigen Menſchen herabgeſunken; ſieht lauter Widerſpruch in ſeinen Gedanken und Begierden; wird Anlagen und Fähigkeiten in ſich gewahr, die er nicht ausgebildet und benützt; ſieht große Kräfte, die er geſchwächt hat; bemerkt moraliſche Unarten und Laſter, die über ihn herrſchen, und deren traurigen Herrſchaft ſich zu entreißen, ihm nicht möglich ſcheinen will. Wie ſehr muß ihn dieſes nicht beſchämen und verwirren! Denkt er an ſeinen Nebenmenſchen, ſo erblickt er Freunde und Bekannte, denen er das nicht geleiſtet hat und geweſen iſt, was er ihnen hätte ſein und leiſten ſollen; er erblickt Unſchuldige, die er gekränkt, und denen er Unrecht gethan; er erblickt Unglückliche, denen er nicht geholfen oder die er noch unglücklicher gemacht; er erblickt Böſe, die er in ihren böſen Geſinnungen noch mehr befeſtiget hat; er erblickt Tugendhafte, die ihn durch ihre Ruhe und Zufriedenheit beſchämen; er erblickt Laſterhafte, deren Verhalten und Schickſale ihm ſagen, was er ſelbſt iſt, und was er gleich ihnen zu erwarten hat. Schauet er auf das Vergangene, ſo zeigt ſich ihm ſeine ganze Lebenszeit als eine Reihe von Thorheiten und Gebrechen, eine Reihe von Tagen, Monaten und Jahren, die er für immer verloren hat. Richtet er ſeine Augen in die Zukunft, ſo muß er einem mit Schande und Vorwürfen des Gewiſſens belaſteten Alter, einem hoffnungsloſen Tode, einem Gerichte, in welchem er nicht beſteht, und einer ſchrecklichen Ewigkeit entgegenſehen. O welch eine traurige Sache iſt es um ein von Sünden und Laſtern beflecktes Leben! Um ein Gewiſſen, das den Menſchen mit quälenden Vorwürfen foltert, und um ein Herz, in welchem kein Friede wohnt! Welch ein unnatürlicher Zuſtand iſt es nicht, wenn ein Menſch Geräuſch und Zerſtreuungen ſucht, und Einſamkeit und Nachdenken flieht, um ſich ſelbſt zu täuſchen, um ſich nicht ſo zu ſehen, wie er wirklich iſt, um ſich in dem thörichten Wahne zu erhalten, als ob es recht gut mit ihm ausſähe? Heißt das ſich ſeines Daſeins erfreuen, heißt das ſein Leben genießen? Wird einem ſolchen Menſchen immer ſein Betrug gelingen? Kann er ſtets in der Geſellſchaft, in dieſer oder jener Luſtbarkeit ſeine Unruhe verbergen, ſeine Vernunft betäuben und ſein Gewiſſen zum Stillſchweigen bringen? Wie bald wird der kleine Kreis von Luſtbarkeiten und Vergnügungen aufhören, wenn

das Geräuſch des Tages der nächtlichen Stille Platz macht; wenn er aus der Geſellſchaft in die Einſamkeit kömmt, wenn ihn eine unvermuthete Begebenheit aus ſeiner nächtlichen Ruhe aufweckt, oder eine Krankheit ihn trifft, und er gezwungen wird, über ſeinen Zuſtand nachzudenken! Welche Vorwürfe werden ihn nicht peinigen! Wie ſchrecklich wird ihm die Sünde in ihrer wahren Geſtalt vorkommen! Ja, meine Freunde, welche Qual iſt es nicht um die Vorwürfe des marternden Gewiſſens! Der Prophet Iſaias nennt das verletzte Gewiſſen einen Wurm, welcher unaufhörlich nagt und niemals ſtirbt. (66, 24.) Dieſer Wurm geht mit dem Sünder ſchlafen und ſteht mit ihm wieder auf; er nimmt ihn mit ſich auf die Reiſe und bringt ihn wieder nach Hauſe; iſt der Sünder einſam, ſo führt ihm das verletzte Gewiſſen ſeine Verbrechen der Ordnung nach unter den fürchterlichſten Geſtalten vor Augen; iſt er in Geſellſchaft, ſo ſchweigt es auch da nicht, es ſtört ſein Vergnügen, es durchwühlt das Mark ſeiner Gebeine, und bricht nicht ſelten ſelbſt im Antlitze hervor. Wie der Himmel eine trübe Wolke zeigt und nur von ferne einen Blitz ſehen läßt, ſo fürchtet er ſchon, der Donnerkeil ſei in der Abſicht geſchmiedet, um ihn in den Abgrund der Hölle zu werfen. So erging es Kain, dem Brudermörder; in jedem Gebüſche, worin er ein Geräuſch bemerkte, glaubte er ſchon ſeinen Feind zu hören, der ihm das Leben zu rauben hervorſteigen wolle. David bezeugt ſelbſt von ſich, es ſei weder Ruhe noch Friede in ſeinen Gebeinen, weil ihm ſeine Sünden immerdar vor ſeinen Augen herumgingen, und ſich mit einer ſolchen Gewalt auf ſeine Schultern hingelegt hätten, daß er armſelig und bis zur Erde gebeugt einhergehen müßte. Auch Antiochus beklagt ſich, der Schlaf ſei von ſeinen Augen gewichen, und ſein Herz ſei vom Schrecken beſtürmt worden, weil ſein erwachtes Gewiſſen ſtets beſchäftiget war, ihm die Uebelthaten, die er zu Jeruſalem ausgeübt hatte, vor Augen zu ſtellen. Maccab. 6, 10. Sünder, ſagt es nur ſelbſt, wie euch nach Vollbringung einer ſchwarzen That zu Muthe iſt. Nicht wahr, kaum daß das Schattenwerk der Freude, wornach ihr trachtet, verſchwunden iſt, ſo rufet ihr in der Wehmuth eueres Herzens: O Sünde, verfluchte Sünde, wie bitter iſt dein Andenken! Von dieſer Stunde an hat die Sünde, wie ein vergifteter Wurfpfeil, das Innerſte euerer Seele verwundet; ein

Meer von Traurigkeit hat euch umgeben, ein tödtlicher Feind hat euch in Beſitz genommen, der Zweifel, die Furcht und die Verwirrung beunruhigt euch. Höret noch zum Schluße eine merkwürdige Geſchichte. Der Heide Salluſtius erzäht uns: Ein junger Mann hatte ſeinen Vater gemordet, und Niemand wußte von dieſer Frevelthat. Da habe nun der Mörder eines Tages am Marktplatze mit größter Wuth ein Sperlingneſt zerſtört und die junge Brut jämmerlich zertreten. Man wollte ihm ſeiner Grauſamkeit wegen Verweiſe geben, der Jüngling aber entgegnete, er habe ſo handeln müſſen; denn es habe ihm geſchienen, als hätte ihm die junge Brut ſtets ſeinen Vatermord durch ihr Zwitſchern vorgeworfen. Sehet hier die Gewalt des ſtrafenden Gewiſſens. Der Gottloſe fürchtet, ohne daß ihm nachgeſtellt wird, weil er ſich ſelbſt ein Wurm iſt, der ihn ſticht, ein Zeuge, der ihn anklagt, ein Richter, der ihn verurtheilt, und ein Henkersknecht, der ihn ſtets peinigt. Die Gewiſſensangſt, die Erinnerung und das Andenken an die Sünde macht ihn Tag und Nacht mit David rufen: Meine Sünde iſt immerdar vor mir!

Deßwegen, o Vater im Himmel, drücke dein heiliges Wort immer tiefer unſern Herzen ein, damit wir uns ja nicht, vom Zeitgeiſte irregeführt, in ein Unglück ſtürzen, welches ſchon ſo viele unſerer Brüder verſchlungen hat. Laß uns recht lebendig fühlen, daß die Wege des Sünders hart und beſchwerlich ſind. Reiße aus unſeren Herzen den falſchen Geiſt unſerer Zeit, den Geiſt der Weichlichkeit und der Sinnesgenüſſe, den dein Evangelium ſo laut verdammet. Sieh aber auch herab, gnädiger Vater, mit Erbarmen auf deine irrenden Kinder, welche von ihren Neigungen und vom Zeitgeiſte geblendet, dort ihre Zufriedenheit ſuchen, wo ſie nur Qual und Verderben finden. Erwecke unſere unglücklichen Brüder aus ihrem Todesſchlummer und führe ſie und uns Alle zurück von den unglückſeligen Wegen der Sünde und des Laſters, — du unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus!

34) Der Sünder, betrachtet am Todbette.

Das Leben der Gottloſen iſt zwar ſchon hienieden voll Elend und Trübſal; aber manchmal ſcheint es, daß der Sünder denn doch hienieden bei ſeinem Genuſſe glücklich ſei; er freuet ſich bei ſeinem

Vergnügen; er weiß den geheimen Gram, der an ſeiner Seele nagt, durch anhaltende Zerſtreuung einzuſchläfern, und da wir ſeinen inneren Zuſtand und und ſein Herz nicht durchſchauen können, ſo halten wir ſeine äußere Fröhlichkeit für wahre Seelenfreude. Damit wir uns alſo von dieſem trüglichen Scheine ſo leicht nicht täuſchen laſſen, wollen wir das Schickſal des Sünders noch weiter verfolgen; wir wollen ihn am Ende ſeiner Tage betrachten. Vielleicht wird der Anblick des ſterbenden Sünders manches Herz erſchüttern, und es von einer verbotenen Freude zurückſcheuchen, deren Ausgang ſo traurig iſt. Der Anblick eines glücklich ſcheinenden Sünders macht nämlich auf unſere ſchwachen Seelen oft einen gefährlichen Eindruck; es erwacht in uns ein mächtiger Trieb, unſere irdiſchen Tage eben ſo froh genießen zu wollen; wir fühlen uns gereizt, den Zwang der Geſetze abzuſchütteln, und, ſtatt der unfreundlichen Tugend zu huldigen, vielmehr in die Geſellſchaft des gefälligeren Laſters hinüberzutreten. Wohl uns, wenn uns zur Zeit dieſer Verſuchung der Gedanke an den Tod zu Hilfe kömmt; mächtig wird er uns zurückſchleudern aus dem Kreiſe der frohen Sünder. Der Tod wird uns mit ſeinem untrüglichen Lichte eine andere Geſtalt der Dinge zeigen; bei ſeiner hellen Fackel verſchwindet die Täuſchung; wir ſehen das freundliche Laſter in ſeiner wahren Häßlichkeit; wir ſehen den ſcheinbar ruhigen Sünder verſchlungen vom Jammer und von der Verzweiflung. Zwar liegt es in dem leichtſinnigen Geiſte des Zeitalters, daß der weichliche Sünder mit der möglichſten Vorſicht alle Gedanken ferne hält, die ſeine Seele erſchüttern, und ihn aus dem frohen Taumel des Erdengenuſſes wecken könnten; er drückt ihn ganz hinaus aus ſeinem Herzen den warnenden Todesgedanken. Und daher kommt es, daß der Elende ſeinen unglücklichen Zuſtand nicht einſieht, ſondern in blinder Selbſttäuſchung dahinlebt, bis einmal der annähernde Tod die Binde von ſeinen Augen hinwegreißt, und die fürchterliche Stimme in ſeinen Ohren erſchallt: Du Thor, dieſe Nacht noch muß deine Seele vor Gottes Richterſtuhl! Wollen wir deßwegen, meine Theuern, um das ganze Unglück einer Seele zu fühlen, welche in der Gottesvergeſſenheit lebt, die Welt in gegenwärtiger Stunde mit den Augen eines ſterbenden Sünders anſehen, oder betrachten wir den Sünder am Todbette.

Der Anblick des nahen Todes ist für den Sünder eine schreckliche Stunde, und zwar erblickt er auf allen Seiten dieselben Schauerlichkeiten; denn er mag des Vergangenen gedenken, oder er mag sich das Gegenwärtige vorstellen, oder in die Zukunft hineinschauen, so findet er überall Schrecken und Furcht. Denn was kann wohl das Vergangene auf einen Sünder für einen Eindruck machen, an welchen der Ruf ergangen ist, von dieser Welt abzutreten? Was erblickt er in der langen Reihe von Tagen und Jahren, die er auf der Welt zugebracht? Ach, weiter nichts, als unnütze Bemühungen, nichts als Ergötzlichkeiten und sinnliche Genüsse! Ich sage, der Sünder erblickt am Sterbebette in seiner Vergangenheit Nichts als unnütze Bemühungen; denn er erinnert sich jetzt alles dessen, was er für die Welt gethan, die er verliert; was für ein Glück, das jetzt für ihn zu sein aufhört; was für eine eitle Ehre, die ihn nicht bis zu Gottes Angesicht begleitet; was für Freunde, die ihn verlassen; was für Herren, die jetzt seiner vergessen; was überhaupt für einen Namen, den man nur in die Asche seines Grabes schreiben wird. O wie sehr wird es der Sünder in diesem ernsten Augenblicke bedauern, daß er zwar sein ganzes Leben gearbeitet, aber für seine Seele Nichts gethan hat; wie sehr wird es ihn reuen, daß er sich zwar so viele Gewalt angethan hat, dessenungeachtet aber dem Himmel nicht näher gekommen ist. Welch ein Schrecken für den Sünder, wenn er sieht, daß er nach einer langen Reihe von Jahren, die er auf der Welt zugebracht, eigentlich noch nicht einmal zu leben angefangen hat! In dieser Stunde, wenn er bemerkt, daß zwar vielleicht die Geschichtsbücher mit seinen Großthaten angefüllt und die Begebenheiten seines Lebens in den öffentlichen Denkmälern eingegraben sind, und daß die Welt von dem Ruhme seines Namens voll ist, er aber Nichts aufzuweisen hat, welches in das Buch der Ewigkeit eingezeichnet zu werden verdiente; da in dieser Stunde wird er zu klagen und zu sprechen anfangen: Ach, so habe ich denn nur um der Eitelkeit willen gelebt! Mußte ich's mir denn so sauer werden lassen, um in mein Verderben zu stürzen! Mein Leben war doch beständig voll Unruhe, Demüthigungen, Beschwerlichkeiten und Zwang, und all dieß hat weiter zu nichts Anderem gedient, als mir ein ewiges Unglück zu bereiten. O wie thöricht habe ich gehandelt, daß ich mehr aus-

geſtanden habe, mich in's Verderben zu ſtürzen, als ich hätte leiden dürfen, mich ſelig zu machen! Ja, meine Theuern, in dieſem letzten Augenblicke werdet ihr eueren Lebenswandel auf eine ganz andere Art betrachten, als es jetzt geſchieht. Jetzt zählet ihr nur die Gewinnſte, die ihr gemacht, die Ehre, welche ihr euch erworben, den Ruhm, welchen ihr erlangt habt, oder das Lob, welches man euch geſpendet hat. Aber auf dem Sterbebette und im letzten Augenblicke, da die Welt vor euch verſchwindet und die Ewigkeit herannahet, werden ſich euere Augen aufthun, der Schauplatz wird ſich verändern und die Verblendung wird verſchwinden. Es wird ſich Alles in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtellen, und das, was euch ehedem ſo groß und ſo wichtig zu ſein däuchte, wird euch wie Nichts erſcheinen. Ihr werdet in euerem Leben weiter Nichts mehr antreffen von all ſeinem Glanze und ſeinem Ruhme, als das, was ihr für Gott gethan. Ein Glas kaltes Waſſer, welches ihr im Namen Jeſu gegeben, eine einzige Thräne, die ihr in ſeiner Gegenwart vergoſſen, und die geringſte Gewaltthätigkeit, die ihr um ſeinetwillen erlitten habt; dieß wird euch weit köſtlicher und ſchätzbarer vorkommen, als all die großen Dinge, welche die Welt bewundert.

Der Sünder ſieht am Todbette in ſeiner Vergangenheit nur unnütze Bemühungen; er ſieht aber auch zugleich ſeine ehemaligen Ergötzlichkeiten. Er ſieht jetzt in dieſen Genüſſen und Ergötzungen ein geheimes Gift, das ihn ſchon in der Blüthe der Jugend an den Rand des Grabes geführt, das jetzt all ſeine Gebeine mit Schmerzen erfüllt und ihn mit Gewalt aus einer Welt hinauswirft, für deren Genuß er ſich geſchaffen hielt. Aber umſonſt verwünſcht er nun ſeine Genüſſe als die Quelle ſeines frühen Todes. Seine ſchamloſen Reden, die er ehedem durch Geſpräche und Schriften in der Welt verbreitet, erſcheinen ihm jetzt als die größten Verbrechen, womit er ſich an der ganzen Menſchheit verſündiget, weil er einſieht, daß er eben dadurch manches ſeiner Mitgeſchöpfe in ein gleiches Unglück geſtürzt hat. Seine ehemaligen Siege über fremde Tugend und Unſchuld, worüber er zuvor ſo laut frohlockte, durchbohren jetzt ſein angſtvolles Herz; es verfolgen ihn die ſchrecklichen Bilder jener Perſonen, die er an Leib und Seele unglücklich gemacht; ſie fordern zurück die ihnen geraubte Un-

schuld; es stellen sich ihm dar die trostlosen Familien, die er durch seine Ausschweifungen mit Trauer und Schmerz erfüllt hat, und verlangen von ihm Zurückstellung der Ehre der Ihrigen. Der Sünder sieht es jetzt ein, daß er seine Seele und seine Ewigkeit einem flüchtigen Augenblick der Wollust und der Trunkenheit aufgeopfert hat. Ach, das Leben ist ihm viel zu lang vorgekommen, als daß er es hätte Gott widmen wollen; aber jetzt sieht er, daß es gegen die Ewigkeit nicht einmal einem einzigen Tage gleichkommt, und daß eigentlich aus dem Schooße der Mutter bis zum Grabe nur Ein Schritt ist. Und nach allen diesen Aengsten und Vorwürfen muß endlich der Sünder in den Worten der Schrift ausrufen: Meine Tage sind vorüber, und meine Anschläge sind zertrennt, die mein Herz gequält haben. Job 17, 11. Sehet also, meine Theuern, was der sterbende Sünder in seinem vergangenen Leben erblickt: Schwachheiten seiner Kindheit, Ausschweifungen seiner Jugend, Leidenschaften und Aergernisse seines männlichen Alters, ja vielleicht auch noch die schimpflichen Unordnungen seines auf eine freche Weise zugebrachten, hohen Alters. O daß ich doch im Stande wäre, so manchen Unglücklichen, der sich vom Geiste des Zeitalters hinreißen läßt, der im Sinnengenusse seine Seligkeit sucht, daß ich ihn doch hinführen könnte an das traurige Krankenlager eines sterbenden Sünders; daß er sie sehen könnte die marternden Schmerzen, die als eine Folge seiner Ausschweifungen seinen Körper peinigen; daß er sie hören könnte die Seufzer, die aus seiner angstvollen Seele gepreßt werden; daß er sie beobachten könnte die schreckliche Verzweiflung, die am Ende des Lebens den Sünder erwartet! Wie würden sich da seine geblendeten Augen öffnen; wie würde er den großen Betrug seiner weichlichen Einbildung und den gewaltigen Irrthum des Zeitgeistes kennen lernen. Zurückschaudern würde er gewiß vor den elenden Freuden, die nach einer kurzen Betäubung den Menschen in eine so qualvolle Lage stürzen. Meine Freunde, so lange wir gesund sind, sehen wir nur das Aeußere unsers Gewissens, und ein ganz in Sünden hingebrachtes Leben scheint uns nur ein einziges Laster zu sein. Aber am Sterbebette verschwindet alle Finsterniß, welche das Gewissen des Sünders bisher umnebelt hatte. Je länger er sein Herz untersucht, desto mehr Befleckungen findet er in

demſelben, und je weiter er in dieſen Abgrund hineinſteigt, deſto mehr Ungeheuer erblickt er in ihm. Jetzt braucht er ſich auch nicht mehr viele Mühe zu geben, daß ihm ſeine Schandthaten alle einfallen; alle Gegenſtände, die er um ſein Sterbebett herum erblickt, erneuern ja das Andenken ſeiner begangenen Sünden. Er ſieht Dienſtboten, die er geärgert; ſieht Kinder, für welche er nicht geſorgt; ſieht eine Ehegattin, die er durch verbotene Leidenſchaft betrübt; ſieht Diener Gottes, die er verachtet; ſieht die ſchändlichen Bilder ſeiner Leidenſchaften, die ſich noch an ſeinen Wänden befinden; er ſieht die Güter, die er gemißbraucht; ſieht die Pracht, welche ihn umgibt, und um deretwillen die Armen und ſeine Gläubiger ſo Vieles gelitten; er ſieht ſeine prächtigen Gebäude, welche vielleicht das Gut der Wittwen und Waiſen und das allgemeine Elend aufgeführt hat; mit Einem Worte, es erfüllen ſich die Worte der Schrift an dem Sünder am Sterbebette, wenn es heißt: Der Himmel wird ſeine Miſſethat eröffnen, und die Erde wird ſich wider ihn ſetzen. Job 20, 27.

Sehet, wie die Erinnerung an die Vergangenheit den ſterbenden Sünder in Furcht und Schrecken verſetzt; allein die Gegenwart iſt für ihn nicht weniger betrübend. Er hatte ſich beſtändig geſchmeichelt, der Tag des Herrn werde ihn nicht unvermuthet überfallen; er hat ſich immer mit der Hoffnung getäuſcht, er werde ſein Gewiſſen noch vor dieſem letzten Augenblicke in Ordnung bringen können. Unterdeſſen iſt die Stunde hereingebrochen, und er iſt noch immer mit ſeinen Sünden beſchwert; Gott hat ihm zu einer Zeit ſein Ende angekündiget, wo er am wenigſten an den Tod gedacht, wo er gewiſſe Ehrenſtellen erlangt, nach welchen er bisher ſo heftig geſtrebt; zu einer Zeit hat ihm Gott das Ende angekündigt, wo er, jenem Thoren im Evangelium gleich, ſeine Seele ermahnte, der Ruhe zu pflegen, und die Früchte ſeiner Arbeit in Frieden zu genießen. Und o ſchreckliche Täuſchung, auch dieß widerfährt nur zu oft dem Sünder, daß er ſtirbt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, und die Seele oft in der Hoffnung aushaucht, er werde wiederum geſund. Seine Freunde beweinen ihn oft ſchon als einen Todten, und er glaubt noch geneſen zu können; die göttliche Gerechtigkeit ſcheint es, läßt ihm nur deßwegen noch einige Vernunft, daß er ſich über die Wahrheit ſeines Zuſtandes betrüge,

Und wenn er sich in der That den Gedanken zu fassen getraut, daß es mit ihm bald zu Ende sein dürfte, — mit welch einer Zentnerlast fällt es ihm dann auf die Seele! Wie viele bittere, schmerzvolle Trennungen gibt es jetzt für ihn, — und jede Trennung schlägt ihm bittere Wunden, und so viele Trennungen, so vielfachen Tod stirbt er. Er muß sich trennen von seinen Gütern, die er seit langer Zeit und auf beschwerliche Weise so sorgfältig zusammengescharrt, die er ungeachtet der Vorwürfe seines Gewissens bis auf diese Stunde hartnäckig erhalten, und welche er seinem nothleidenden Bruder unbarmherzig versagt hatte. O was für ein peinlicher Schmerz muß es nicht für den Geizhals sein, wenn er die offenbare Unmöglichkeit fühlt, noch länger im Besitze seiner Güter zu bleiben; welche Qual muß es für ihn sein, schon fremde Hände ausgestreckt zu sehen, die das begierig an sich reißen, woran seine Seele hängt; welch ein Kummer muß es für ihn sein, diese seine angebeteten Götzen in Sandhaufen zerfallen zu sehen, und von ihnen weiter Nichts mitnehmen zu können, als die Betrübniß, sie verloren zu haben! — Der sterbende Sünder muß sich trennen von der Pracht, die ihn umgibt; er muß sich trennen von seinen stolzen Gebäuden, in welchen er sich eine Freistätte vor dem Tode aufgerichtet zu haben wähnte; trennen muß er sich von der Verschwendung und der Eitelkeit ihrer inneren Zierde und Ausschmückung, von dem Allen ihm nichts mehr übrig bleibt, als ein trauriges Tuch, in welches man bald seinen Leichnam hüllen wird. Trennen muß er sich von allen seinem Ueberflusse, in welchem er bisher geschwommen. Jetzt fängt er an, sich mitten in seinen Palästen als einen Fremdling anzusehen, der in denselben nichts mehr besitzt; und als einen Unglücklichen, dem man vor seinen Augen Alles rauben will, und dem man das, was man ihm nimmt, nur deßwegen noch einige Zeit ansehen läßt, damit man seine Betrübniß und seine Marter noch vermehre. Der Sünder muß sich jetzt trennen von seinen Aemtern und Ehrenstellen, welche er mit so vieler Gefahr, mit so vieler Mühe, und durch so viele niederträchtige Handlungen erlangt, und auf eine so stolze Weise besessen hatte. Bereits ist er aller Ehren und Würden beraubt, und hat von allen Titeln weiter keinen mehr, als den eines Sünders. Ach, er würde jetzt mit dem allerniedrigsten und geringsten Stande

zufrieden ſein, wenn man ihm nur ſeine Lebenstage verlängern wollte. — Der Sünder muß ſich jetzt trennen von ſeinem Leibe, für den er allezeit gelebt hatte; er merkt, daß dieſes irdiſche Haus zerfällt; er nimmt wahr, daß er allen ſeinen Sinnen nach und nach abſtirbt. Er hängt bereits nur mehr durch einen Leichnam an dem Leben, und durch eine erſtaunliche Liebe, die ihn an dasſelbe heftet, und welche immer ſtärker wird, je mehr die gänzliche Verlaſſung desſelben herannaht. Der Sünder muß ſich trennen von ſeinen Verwandten und Freunden, die um ſein Sterbebett herumſtehen, deren Thränen und Betrübniß ſein Herz immer mehr beklemmen, und machen, daß ihm der Schmerz, ſie zu verlieren, deſto unerträglicher wird. — Der Sünder muß ſich trennen von dieſer Welt, auf welcher er ſo viel beſaß, und wo er ſich ſo ſehr ausgebreitet hatte, gleich als ob dieß ſein immerwährender Aufenthaltsort geweſen wäre; von der Welt muß er ſich trennen, ohne welche er niemals hat leben können, wo er immer eine der vornehmſten Perſonen vorgeſtellt und an deren Begebenheit er ſo vielen Antheil gehabt. Sein Leib iſt bereits im Begriffe, die Welt zu verlaſſen, aber ſein Herz und alle ſeine Neigungen bleiben noch immer auf derſelben zurück. Die Welt ſtirbt ihm ab, er ſelber aber will ihr noch nicht abſterben. — Der Sünder muß ſich am Sterbebette trennen von allen Geſchöpfen; Alles um ihn her verſchwindet; er ſtreckt ſeine Hände nach allen Dingen um ſich her aus, er ergreift aber Nichts als Schattenwerk und einen Rauch, der verſchwindet. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke, in welchem die ganze Welt dem Sünder vergeht und vor ſeinen Augen verſchwindet, erblickt er weiter Nichts mehr, als Gott allein. Der Unſichtbare wird in ſeinen Augen ſichtbar, und er nimmt die Stelle der Blendwerke ein, die ihn in ſeinem Leben verführt hatten. — Aber ein neuer Schrecken für den ſterbenden Sünder iſt die Veränderung, welche der nahende Tod um ihn herum hervorgerufen hat. Es verändert ſich ſein Anſehen und ſeine Macht. Sobald man ſich von ſeinem Leben Nichts mehr verſpricht, fängt man an, ſich um ihn nicht mehr zu kümmern. Seine vermeinten Freunde verlaſſen ihn; ſeine Creaturen ſehen ſich bereits um andere Beſchützer um; kaum bleibt noch Jemand bei ihm, der ſeine letzten Seufzer ſammelt; denn treulos iſt die Liebe und Freundſchaft, wenn

ſie nur auf Gemeinſchaft des Laſters gegründet iſt; noch nie hat eine redliche Liebe böſe Menſchen vereiniget; noch nie hat die Verbindung der Sünder die Probe der Leiden und die Prüfung des Todes ausgehalten. Der Freund der Ausſchweifung ſucht immer nur ſich; gemeinſchaftlicher Freudengenuß iſt das einzige Band, das ihn an Andere knüpft; aber die Hand des Todes zerſtört dieſes einzige Band, und nun ſieht ſich der Elende von allen ſeinen falſchen Freunden verlaſſen, welche durch Nichts mehr an ihn gebunden ſind; ſie fliehen um ſo ſchneller von ihm, weil ihnen der Anblick des Todes unerträglich iſt. Und ſo ſchmachtet der Gottloſe vielleicht zum erſten Male im Leben allein auf ſeinem Schmerzenslager, vielleicht ſchon vor der Einſamkeit erſchaudernd, die bald im Grabe auf ihn wartet, und über die Worte der Schrift nachdenkend, wenn es heißt: Er wird in ſeiner Hütte als ein Verlaſſener gequält werden. Und wenn doch einer ſeiner ehemaligen Freunde an ſeinem Schmerzenslager bleibt, wird er ihm ſeine Schmerzen lindern oder ſeine Wunden heilen können? Ach, ſein Anblick vermehrt ihm vielmehr die Todesqualen, weil er einen Menſchen ſieht, der zu ſeinem Verderben mitgewirkt hat; ſein Anblick erinnert ihn nur um ſo lebhafter an die Verbrechen, welche jetzt ſein Herz zerfleiſchen und die Quelle ſeiner grauſamen Schmerzen ſind. — Der ſterbende Sünder erblickt mit nicht geringen Schmerzen eine Veränderung der allgemeinen Hochachtung, womit man ihm in ſeinen geſunden Tagen ſo ſehr geſchmeichelt, und worin er ſich ſo ſehr gefallen. Ach, die Welt, die ihn ſo ſehr gelobt und gerühmt, fängt ſchon an, ſeiner zu vergeſſen, und er darf nur vollends die Augen ſchließen, ſo iſt von all ſeiner Pracht und Herrlichkeit nicht einmal eine Erinnerung mehr übrig, und die, welche ihn gekannt haben, werden umſonſt fragen: Wo iſt er, und wo iſt ſeine Wohnung? Job 20, 7. — Der ſterbende Sünder ſieht mit der größten Betrübniß die Veränderung, welche an ſeinem Leibe vorgeht. Dieſes Fleiſch, dem er ſo ſehr geſchmeichelt, und welches er auf eine ſo abgöttiſche Art verehrt hatte; dieſe nichtige Schönheit, womit er Aller Augen auf ſich gezogen, und ſo viele Herzen verführt hatte: dieß Alles iſt jetzt weiter nichts mehr, als ein erſchrecklicher Gegenſtand, den man kaum anſehen kann. Vor dieſer unſeligen Creatur, die ſo viele Leidenſchaften erregt hatte,

fliehen jetzt alle Menſchen; ſie meiden ſie, ſie begeben ſich hinweg, ſie nähern ſich ihr mit der größten Vorſicht, und erweiſen ihr keine andern Dienſte, als die des Wohlanſtandes und der Noth. Ehemals waren alle Augen auf ſie gerichtet, und jetzt weigern ſich ſogar ihre Sklaven, auf ihren Ruf zu ihr zu kommen, und ſie muß mit Job klagen: Ich rief meinen Knecht, und er antwortete mir nicht; mein Weib ſcheute ſich vor meinem Odem, und ich mußte die Kinder meines Leibes anflehen. Job 19, 16. 17.

Der ſterbende Sünder würde bei all dieſer Betrübniß noch glücklich ſein, wenn dieß ſchon das Maß ſeines Elends wäre. Die Betrachtung des Zukünftigen macht erſt ſeine Verzweiflung voll. Dieſes Zukünftige, dieſes Land der Finſterniß, in welches er ſich ganz allein, bloß in Begleitung ſeines Gewiſſens begeben muß; dieſes zukünftige, dieſes unbekannte Land, aus welchem noch kein Sterblicher wieder zurückgekommen iſt, wo er weder weiß, was er antreffen, noch was man ihm zubereiten wird; dieſes Zukünftige, dieſer unermeßliche Abgrund, in welchem ſich ſein Geiſt verliert, und in welchem er ſich begraben wird, ohne zu wiſſen, was ihm für ein Schickſal bevorſteht; ja dieſes Zukünftige, dieſer Ort der Schrecken, dieſe ſchauerliche Ewigkeit, — dieß bringt den ſterbenden Sünder erſt vollends aus der Faſſung. So lange er dieſe ſchreckliche Zukunft nur von weitem erblickte, ſpielte er einen ſtarken Geiſt, und gab ſich das Anſehen, als ſei ihm die Ewigkeit ein unbedeutendes Ding. Er fragte beſtändig auf eine gottesläſteriſche Weiſe: Wer iſt denn jemals dort geweſen? Er ſpottete über die Furcht, welche man vor ihr hatte, und wollte weit ſtandhafter und unerſchrockener angeſehen werden. Aber ſeitdem die Hand Gottes ihn berührt, ſeitdem der Tod etwas näher herbeigekommen, und die Thüren der Ewigkeit ſich vor ihm aufthun, ſeitdem wird er ſchwach, er fängt an, zu zittern, er vergießt Thränen, er hebt ſeine Hände zum Himmel auf, er wird traurig, in ſeinem Herzen unruhig und hat die ſchrecklichſten Vorſtellungen. Ja, dieſer Unglückſelige, der ſich bei ſeinen Sünden und Laſtern allzeit eingeſchläfert und ſich immer geſchmeichelt hatte, es ſei bei Herannäherung des Todes weiter Nichts, als ein guter Augenblick und einige Empfindung der Reue nöthig, um den Zorn Gottes zu ſtillen, verzweifelt jetzt an ſeiner Gnade. Vergeblich redet man mit ihm von Gottes unend-

licher Barmherzigkeit: er weiß, wie unwürdig er derſelben iſt; vergeblich verſpricht man ihm Vergebung der Sünden; eine geheime und ſchreckliche Stimme ruft ihm aus dem Innern ſeines Herzens zu: Der Gottloſe hat keine Seligkeit zu erwarten. Vergeblich ermahnt man ihn, ſeine Zuflucht zu den letzten Mitteln zu nehmen, welche die Religion den Sterbenden darbietet; — er ſieht in ihnen nur ſolche verzweifelte Mittel, deren man ſich bedient, weil keine Hoffnung mehr vorhanden iſt, und welche man vielmehr deßwegen gibt, damit man die noch Lebenden tröſten möge, als daß ſie dem Sterbenden einigen Nutzen verſchaffen ſollten. So ſtirbt der Sünder; aber vielleicht wird der herbeieilende Diener der Kirche ſeinen Geiſt noch beruhigen können. Umſonſt, meine Theuern, denn der ſterbende Sünder ſieht an dem Diener des Altars einen Mann, der ihm neue Wunden ſchlägt, und welchen er eben deßwegen in ſeiner Verzweiflung nur zu oft gefühllos von ſich weiſet. Er ſieht einen Mann vor ſich, dem er während ſeines ganzen Lebens nur verächtlich begegnet, den er oft mit beißendem Spott belegt hat. Er hat einen Mann vor ſich, der eine Sprache redet, welche ihm ganz unbekannt iſt, und für welche er keinen Sinn, und keine Empfänglichkeit hat. Umſonſt ruft der Prieſter die großen Wahrheiten des Glaubens zu Hilfe; der Unglückliche kennt, der Unglückliche verſteht ſie nicht. Die Religion und ihre Wahrheiten waren in ſeinen geſunden Tagen niemals ſeine Beſchäftigung; unter dem Taumel ſeiner ausſchweifenden Freuden hat er ſie weit aus ſeiner Seele fortgetrieben; nie hat er es für Wahrheit gehalten, daß der Tod des Sünders bitter und qualvoll ſei; nun aber fühlt er ſie, dieſe traurige Wahrheit, und durch ſie weckt er auch noch die übrigen Drohungen der Offenbarung auf, über die er ſich oft müde geſpottet hat. Nun fängt er an, einen Richter zu glauben, der ihn erwartet; er fängt an, eine Ewigkeit zu glauben, die ihn unwiderbringlich verſchlingen wird. Vergebens weiſet ihn der Prieſter, welcher Zeuge ſeiner Angſt und ſeiner Schrecken iſt, auf die Quelle des Troſtes, auf Jeſum Chriſtum, hin. Ach, der ſterbende Sünder ſieht an ſeinem Heilande nicht das Verſöhnungsopfer für ſeine Sünden, er ſieht an ihm nur ſeinen Richter; der ſterbende Sünder ſieht zwar den Mund ſeines göttlichen Erlöſers geöffnet, aber er meint nur ſeine Verdammung zu hören; er ſieht zwar ausge-

ſtreckt ſeine Arme, aber nur, um ihn von ſich zu ſtoſſen; er ſieht offen ſeine Wunden und ſieht fließen ſein Blut, aber nur zu ſeinem Verderben. Und wenn erſt der Prieſter das ernſte, das ſchauerliche: „Fahre hin, chriſtliche Seele!“ anhebt, was kommt der Verzweiflung des Sünders gleich? Fahre hin, chriſtliche Seele, ruft der Prieſter, gehe ein in das Haus deines Vaters, zum Freudenmahle deines Herrn, genieße die Ruhe und empfange den verdienten Lohn! Aber ach, der Sünder hat nie anders gelebt, als ob der Leib ſein ganzes Weſen ausmachen würde; er hat vielleicht ſogar den unſinnigen Wahn gehegt, ſeine Seele wäre Nichts, als Vergänglichkeit, und der Tod mache Allem ein Ende. Fahre hin, chriſtliche Seele, ruft der gegenwärtige Prieſter, die du mit dem Siegel der Seligkeit bezeichnet, mit dem Blute Jeſu Chriſti erkauft, durch das Bad der Wiedergeburt abgewaſchen und mit aller Barmherzigkeit des Himmels biſt überhäuft worden; aber der Sünder hat das Siegel ſeiner Auserwählung vernichtet, er hat das Blut ſeines Erlöſers mit Füſſen getreten, hat das heilige Bad ſeiner Wiedergeburt unzählige Male verunreiniget, und alle Erbarmungen Gottes ſchändlich verachtet und von ſich geſtoſſen. Fahre hin, chriſtliche Seele, ruft der gegenwärtige Prieſter, und zeige Jeſu, deinem Erlöſer, dieſen herrlichen Titel, welcher das Unterpfand deiner Seligkeit ſein wird; aber der Sünder fühlt es nur zu ſehr, daß dieſer Name der Grund ſeiner Verwerfung ſein wird. Dieß Alles erhöht das Maß ſeiner Verzweiflung. Es leuchtet aus ſeinen gebrochenen Augen etwas Düſteres und Wildes heraus, welches die Angſt und Wuth ſeiner Seele zu erkennen gibt. Er blickt den gekreuzigten Heiland mit ſchrecklichen Augen an, und man kann nicht ſagen, ob dieſes von der Furcht oder von der Hoffnung, ob es vom Haß oder von der Liebe herrührt; er geräth in ſolche Bewegung, daß man nicht weiß, ob der Körper anfängt, in ſein Nichts zurückzukehren, oder ob die Seele die Ankunft des Richters verſpürt; er ſeufzet tief, und man weiß nicht, ob ihm die Erinnerung ſeiner ehemaligen Sünden und Laſter dieſe Seufzer auspreßt, oder ob ſie von der Verzweiflung herrühren, weil er das Leben verlaſſen muß. Mitten unter dieſen traurigen Kämpfen erſtarrt ſein Blut, ſeine Geſichtszüge verändern ſich, ſein Angeſicht wird verunſtaltet, ſein blauer Mund öffnet ſich, ſein Herz zittert,

seine Augen schließen sich, und während dieses schrecklichen Kampfes reißt sich seine Seele gleichsam widerwillig von diesem irdischen Leibe los, fällt in die Ewigkeit hinein, und stehet nun einsam und allein vor dem Richterstuhle Gottes.

So stirbt der Sünder, und so werdet auch ihr sterben, wenn ihr diesem Unglücke nicht durch schleunige Buße zuvorkommet. O könnte ich euch alle, ihr leichtfertigen Sünder, an das Schmerzenslager des sterbenden Sünders führen, damit ihr es mit eigenen Augen sehen könntet, wie ihn seine ehemaligen Freuden in seiner letzten Stunde noch martern, wie er kämpft mit einem verzehrenden Gram, wie er unterliegt der grausamen Verzweiflung. O gewiß, ihr würdet auf ewig eueren niedern Lüsten entsagen, die euch ein gleiches Ende bereiten. Aber man weicht ihnen nur zu gerne aus, diesen Trauerscenen, man will durch ihren erschütternden Anblick seine Freuden nicht stören; man mag sein eigenes Ende in keinem fremden Bilde schauen, man will es lieber aus eigener Erfahrung lernen, wie schrecklich das Ende des Sünders sei. Ja, sie werden es sehen, die Unglücklichen, sie werden es fühlen; aber zu spät! Ach, allwissender Vater, du kennst uns Alle, wie wir hier versammelt sind; du weißt auch die Namen derer, welche irregeführt sind von ihren Neigungen und hingerissen von dem weichlichen Geiste des Zeitalters mit den Fesseln der Sünde gebunden sind; du siehst es, wie der Engel des Todes schon seine fürchterliche Hand über ihre Häupter ausstreckt, — o drücke doch das schreckliche Bild des Todes tief in ihre Seelen, laß sie das heillose Unglück des sterbenden Sünders lebendig schauen, damit sie, von einer heilsamen Furcht erschüttert, sich losreißen aus den Armen der Sünde, und du sie einst nicht ewig verwerfen und verdammen mußt!

35) Der Sünder im Gerichte.

Kaum hat der Sünder seine letzte Lebensstunde mit Schmerz und Verzweiflung vollendet, so ergreift ihn wieder eine neue, noch größere Angst. In dem Augenblick, in welchem sein gemarteter Geist losgerissen wird von der sichtbaren Welt und seinem eigenen Leibe, tritt er in eine neue Lebensperiode ein, in welcher seiner ein unabänderliches Schicksal wartet. Bei seinem Eintritt in die

furchtbare Ewigkeit wird er zu einem Richter hingeführt, der mit einer unbeſtechlichen Gerechtigkeit ſein Loos für immer entſcheidet. Von Allem verlaſſen, abgeſondert von der ganzen Welt, ſteht er allein vor ſeinem Richter. Wie ſchrecklich wird dieſe Stunde für den Sünder ſein. Selbſt der Gerechte zittert bei dem Gedanken an das Gericht; wie wird es dem Sünder zu Muthe ſein! Er hat es mit einem Richter zu thun, deſſen trugloſes Auge Alles durchſchauet; für ihn gibt es weder Finſterniſſe, noch Heimlichkeiten; die verborgenſte Falte des Herzens liegt ganz aufgedeckt vor ihm da; er hat den erſten Gedanken des Sünders geſehen, und die ganze Reihe ſeiner unredlichen Handlungen fortbegleitet. Was für eine unbeſchreibliche Angſt wird das Herz des Sünders durchbohren, wenn er an ſeinem Richter denjenigen erkennen wird, welchen er zur Zeit ſeines irdiſchen Lebens ſo ſehr beleidiget hat; er wird an ihm denjenigen ſehen, der ihn im vollſten Maße mit ſeinen Wohlthaten überhäuft hat, um ihn durch Liebe und Wohlthun zur Tugend anzufachen; der Sünder hat aber dieſe vielen Gnaden gemißbraucht, er hat durch ſein böſes Herz die Mittel des Lebens in ein tödtliches Gift umgewandelt. Der Sünder wird an ſeinem Richter denjenigen ſehen, der ihn ſo viele Jahre hindurch mit unüberwindlicher Langmuth in ſeiner Schöpfung geduldet hat, damit er Zeit gewinne, ſeine Verirrungen einzuſehen und auf beſſere Wege zurückzukehren; aber all dieſe koſtbare Zeit hat er undankbarer Weiſe zum Gegentheil verwendet, da er beinahe eine jede Lebensſtunde mit einer neuen Schandthat bezeichnete. Der Sünder wird an ſeinem Richter denjenigen ſehen, der für die Rettung ſeiner Seele Alles that, was in ſeinem weiſen Plane möglich war. Er wird ſehen an ſeiner Seite das geheiligte Buch, das Evangelium, welches der Welterlöſer ſelbſt auf die Erde brachte, um unſere Schritte zur Tugend zu leiten; aber das Herz des Sünders war gefühllos dagegen, und ſein Ohr taub gegen das göttliche Wort. Sehen wird der Sünder an ſeinem Richter das koſtbare Blut, welches ſo reichlich aus ſeinen Wunden floß, um ihn vom Untergange zu retten, in welchen er ſich muthwillig geſtürzt hat. Denjenigen wird der Sünder als ſeinen Richter erkennen, der ihn ſo oft mit Vatergüte zu ſich geladen, deſſen Einladung er aber niemals gehört; der ſeine liebenden Hände ihm ſo oft dargeboten, die

er aber allezeit gefühllos von sich gestossen. Gerechter Himmel! was für Gefühle werden da den Sünder durchbohren? Wahrhaftig, wenn es auch irgend einem Sünder möglich ist, sein Herz so zu verhärten, sein Gewissen so sehr abzustumpfen, daß er ohne Vorwurf und Unruhe der Seele die Freuden der Sünde genießen kann; wenn er im Stande sein soll, einen so hohen Grad von Gefühllosigkeit zu erreichen, daß er selbst den Schrecken des Todes trotzt: so wird er doch den Anblick seines majestätischen Richters nicht aushalten können, ohne in Verzweiflung zu gerathen. Immerhin mag sich jetzt der sinnlose Weichling mit einer erzwungenen Geistesstärke trösten, immerhin mag er die Drohungen des wohlthätig warnenden Glaubens mit seinem Hohne belegen; bebend und verzweifelnd wird er niedersinken, wenn ihn die Hand des Todes vor jenen Richter führt, dessen er so lange muthwilliger Weise gespottet hat.

In jener Stunde wird der göttliche Erlöser dem Sünder alle Talente vorhalten, die er seinen Händen anvertraut; der göttliche Erlöser wird ihm die herrlichen Geistesgaben vorhalten, womit er ihn ausgerüstet; er wird ihm vorhalten die Beispiele der Tugenden, welche er an tausend Menschen gesehen; er wird ihm vorhalten die übrigen Gnaden und Wohlthaten, welche er ihm verliehen. O wie wird der unglückliche Sünder verstummen, der von diesem Allen keine Frucht wird aufweisen können; wie wird er mit leeren Händen vor seinem höchsten Richter dastehen! Aber noch nicht ist seine Angst beendet; denn alle seine Schandthaten werden hervorgesucht. Was für ein Schrecken wird jetzt den Sünder befallen, wenn er schauet alle seine Aergernisse, die er gegeben, und wenn vor ihm stehen alle bösen Reden, wodurch er den Saamen des Unglaubens und der Unsittlichkeit so reichlich in unbefangene Herzen ausgestreut, wodurch er die Unschuld verführt und hundert Seelen in den Abgrund des Verderbens geschleudert hat! Er wird sie um sich herum versammelt sehen Alle, die er um Unschuld und Tugend gebracht hat; er wird sie sehen, wie sie ihre Hände emporheben zum Richter, und um Rache schreien, gleich dem Blute Abels. Und alle die geheimsten und verborgensten Vergehen werden gegen den Sünder aufstehen und seine Ankläger sein. Welche Furcht, welch ein Schrecken wird ihn befallen! Vor Angst wird er kaum

das Urtheil erwarten können, welches ihn nur noch unglücklicher macht; denn es wird lauten: Weiche, Verdammter, in's ewige Feuer. Und nun wird der Abgrund ſich öffnen, und den Sünder, welcher in dieſem Leben ſein Herz der Buße verſchloß, im Pfuhle des ewigen Feuers verſchlingen. Cf. den Artikel „Gericht" B. 8. in den entſprechenden Abſätzen, namentlich S. 560—565 u. ſ. w.

36) Der Sünder in der Hölle.

Wenn Gott zu dem Sünder im Gerichte das ſchreckliche Wort geſprochen: „Weiche, du Verdammter, in's ewige Feuer!" ſo öffnet ſich die Hölle, um ihr Schlachtopfer für ewig zu verſchlingen. Nun iſt der unglückliche Sünder von Gott, der Quelle alles Guten und aller Gnaden auf ewig getrennt, und dadurch auch aller Güter für immer beraubt. Und dieſes iſt der erſte Grad der göttlichen Strafe, welche weit mehr in ſich enthält, als ſie dem erſten Anblicke nach in ſich zu begreifen ſcheint. Wir würden uns gewaltig irren, wenn wir glaubten, daß die Seele des Menſchen, nachdem ſie der Tod vom Körper getrennt hat, in eine Art von Schlaf und Empfindungsloſigkeit werde verſetzt werden. Nein, der Wunſch nach Freude, das Verlangen nach Seligkeit iſt unaustilgbar in unſere Seele eingedrückt. Dieſer hinreißende Wunſch wird durch den Tod nicht getilgt, ſondern er wird in der abgeſonderten Seele nur noch ſtärker, noch lebendiger werden, weil gerade in dem künftigen Leben die große Periode ihren Anfang nimmt, wo unſere heißen Wünſche nach Seligkeit erfüllt werden ſollen. Denke man ſich den unglücklichen Sünder, welcher auf dieſer Erde ſchon ein ſo hinreißendes Verlangen nach Vergnügen und Freude empfindet, daß er dieſem einzigen Wunſche alles Uebrige, ſein Vermögen, ſeine Geſundheit, und oft ſogar ſein Leben opfert, — nun ſoll er auf einmal aller Freuden, alles Guten beraubt werden! Jede Stunde des Erdenlebens ſcheint dem ſinnlichen Menſchen eine halbe Ewigkeit zu ſein, wenn er ſie nicht durch irgend eine Art des Vergnügens ſich angenehm machen kann; jeder Augenblick wird ihm unerträglich, in welchem er keine Freude genießt. So groß iſt ſein Wunſch nach Freudengenuß! Und nun verworfen von Gottes Angeſichte, mit ſeinem bleibenden Fluche belegt, ſoll er ewig kein Vergnügen mehr in ſeiner Seele fühlen. Seine ehemaligen Freuden ſind unwider-

bringlich verloren; alle Gegenstände seiner Vergnügungen sind auf ewig seinen Händen entrissen, und auch nicht ein einziges Ding bleibt ihm übrig, welches ihm jemals einen fröhlichen Augenblick erzeugen oder nur einen Tropfen des Vergnügens in seine Seele bringen könnte. Umsonst denkt er zurück an seine vorigen, frohen Tage; umsonst denkt er zurück an die ehemaligen Stunden des Freudengenusses, umsonst stellt er sich vor die Gegenstände seines Vergnügens; keiner ist mehr in seiner Gewalt, keinen kann er jemals wieder erlangen, alle sind in einer ewigen Entfernung von ihm. Das Andenken an seine vorigen Freuden gereicht ihm vielmehr zur bittersten Qual, weil sie ihm sein gegenwärtiges Loos nur noch fühlbarer machen, weil er an ihnen die Ursache seines jetzigen Kummers sieht. Schmerzvoller Zustand des Unglücklichen! Ewig nach der Seligkeit dürsten, und doch ewig diesen Durst nicht stillen können! Das Gewicht dieser qualvollen Beraubung alles Guten wird ihm dadurch noch unerträglicher, wenn er im Reiche Gottes unzählige Menschen sehen wird, welche die unaussprechliche, ewige Seligkeit genießen, an welcher er keinen Antheil nehmen wird, die er aber doch so leicht hätte erlangen können. Was für ein grausamer Schmerz wird es für den Sünder sein, ein Reich der Herrlichkeit, der ewigen Wonne zu sehen, in welchem sich tausend glückliche Menschen befinden, welche auch für ihn bestimmt war; wovon er aber auf immer ausgeschlossen sein muß! Jedes Unglück ist schmerzlich für uns, aber am unerträglichsten wird es alsdann, wenn man bei seinem Unglücke Andere glücklich sieht. Der Anblick der seligen Bewohner des Himmels muß die verworfenen Sünder mit den tiefsten Schmerzen erfüllen; diese einzige Qual muß für sie eine Hölle sein. Wenn die heilige Schrift von dieser Seelenmarter der Ewigkeit spricht, so legt sie den Unglücklichen die Worte in den Mund: Diese sind es, welche wir einstens verlacht und mit unserem Spotte belegt haben. Wir Unsinnige, wir hielten ihren Wandel für Thorheit, und für ehrenlos ihr Ende. Aber sehet, jetzt sind sie den Kindern Gottes beigezählt, und ihren Antheil haben sie unter den Heiligen. Wir aber haben uns vom Wege der Wahrheit verirrt, wir sind müde geworden auf dem Wege der Gottlosigkeit und des Verderbens; wir sind beschwerliche Wege gegangen. Was hat uns der Stolz genützt, und der Glanz

der Reichthümer, — was hat er uns für einen Vortheil gebracht? — So werden sich die Bösen in der Ewigkeit quälen, wenn sie sich alles Guten beraubt, die Tugendhaften aber im höchsten Grade glücklich sehen.

Allein dieß ist erst der geringste Theil von jener Strafe, welche den Sünder in der Ewigkeit erwartet. Er wird nicht nur alles Guten vollkommen beraubt sein, sondern auch die empfindlichsten Strafen wird er ertragen müssen. Wir können zwar die fürchterlichen Strafen der Ewigkeit eben so wenig begreifen, als die grenzenlosen Freuden des Himmels. Indessen macht uns doch die Offenbarung davon eine so traurige Beschreibung, daß wir gewiß Ursache haben, davor zu zittern, und die Sünde, sollte sie sich auch unter die angenehmsten Reize verbergen, als das größte aller denkbaren Uebel zu fliehen. Es ist bekannt, wie sehr Gott oft schon in diesem Leben, wo doch noch die Zeit der Gnade ist, die Sünde gestraft hat. Wie viele traurige Folgen hat nicht gleich die Sünde der ersten Menschen über unser ganzes Geschlecht herbeigeführt! Wie schreckenvoll war nicht Gottes Strafe, als er durch eine allgemeine Fluth die Menschen von der Erde vertilgte? Wie schauerlich mußte der Anblick sein, als ein rauchendes Feuer vom Himmel fiel und Sodoma sammt seinen Einwohnern verzehrte? Um wie viel schrecklicher werden erst die Strafen der Zukunft sein, da Gott seine Gerechtigkeit im vollen Maße zeigen wird. Wenn Jesus Christus, dessen Sprache sonst immer Sanftmuth und Milde war, von den Strafen der Ewigkeit redet, so stellt er sie jederzeit unter den schrecklichsten Bildern dar. Er redet von einem nagenden Wurme, der niemals stirbt; von einem Feuer, das niemals erlöscht, von einer ewigen Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird. Ja, unaussprechlich werden die Qualen sein, die ein Verworfener an seiner Seele zu leiden hat. Ewig wird ihm sein Gewissen die bittersten Vorwürfe machen, daß er sich selbst in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt hat, den er so leicht hätte vermeiden können; es wird ihm vorhalten die vielen Mittel, welche ihm Gottes Vatergüte so reichlich gab, durch welche er sich so leicht in eine glückliche Ewigkeit hätte versetzen können, da er jetzt unter dem häßlichsten Auswurf der Menschheit bleiben muß. Welche Verzweiflung wird ihn ergreifen, wenn ihm sein Gewissen unauf-

hörlich vorhalten wird, daß er ſich wegen augenblicklicher Freuden in einen ſo endloſen Jammer geſtürzt hat! Das iſt einer jener grauſamen Würmer, welcher an des Sünders Herz unaufhörlich nagen wird, ohne jemals zu ſterben. Eine eigene Qual der unglücklichen Seele wird es ſein, wenn ſie unter den Verworfenen auch Jene ſehen wird, welche ſie durch Verführung mit ſich ſelbſt in ein gleiches Unglück geſtürzt hat. Wie wird der Verführer den Anblick derjenigen ertragen, wie die bittern Vorwürfe derjenigen anhören können, die er in einen endloſen Jammer geſtürzt hat? Und dieſe Seelenqualen werden auch noch durch Körperſchmerzen vermehrt werden. Denn nach der Lehre des Evangeliums werden wir Alle an dem großen Vergeltungstage aus unſern Gräbern hervorgehen. Es iſt der Natur der Sache und der Gerechtigkeit Gottes ganz angemeſſen, daß auch der Körper an der Strafe der Sünde Theil nehme, weil er auch an der Freude der Sünde Antheil nimmt. O daß doch die Weichlinge unſerer Zeiten oft daran denken würden, daß ſie durch die Sünde auch ihren Körper unglücklich machen! Ganz leben ſie jetzt nur für ihren Körper; unerträglich iſt ihnen jeder Schmerz, und Sinnesgenuß der letzte und höchſte ihrer Wünſche; mit heißer Begierde greifen ſie nach Allem, was ihren Neigungen ſchmeichelt, wenn ſich auch Gottes Geſetze noch ſo laut dawider erklären. Möchten ſie ſich doch oft daran erinnern, daß ſie durch jeden geſetzwidrigen Sinnesgenuß ſich ein neues Maß der Schmerzen auch für den Körper in der Ewigkeit vorbereiten! Möchten ſie in dem Augenblick, da ſie ihre niedrigen Wünſche mit unerlaubten Freuden ſättigen wollen, an die Worte des Propheten denken: Wer aus euch wird in dem verzehrenden Feuer wohnen können? Wer wird wohnen können in den immerwährenden Flammen? Die Unglücklichen, die jetzt ſo gierig mit lüſternen Augen nach fremden Geſtalten ſehen, um ihre niedern Seelen daran weiden zu können, werden ſie wohl den ſchrecklichen Anblick der ewigen Verwirrung ertragen können? Die Elenden, die ſich jetzt mit Verachtung der Ehrbarkeitsgeſetze ſo gerne an Geſprächen ſättigen, vor denen die Tugend ſchamroth wird, werden ihre weichlichen Ohren wohl anhören können das Jammergeſchrei und das Heulen derjenigen, die mit ihnen unter einem gleichen Unglücke ſeufzen? Die Schwächlinge, die vor jedem Schmerzen zittern, und nicht genug

Geſetze übertreten können, um ihrem Fleiſche zu ſchmeicheln, werden ſie wohl die Qualen ertragen können, die auf ihren Körper in der Ewigkeit warten? Wie unglücklich iſt alſo das Loos derjenigen, welche in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit fallen? Unglücklich iſt ihr Geiſt, und unglücklich wird einſtens auch ihr Körper ſein. Was aber die Verzweiflung des Sünders vollkommen machen muß, iſt der Gedanke, daß ſein unglücklicher Zuſtand ewig und unveränderlich ſein wird. Seien die Qualen, die hier ein Menſch manchmal auf dieſer Erde dulden muß, noch ſo groß, ſeien ſeine Schmerzen noch ſo grauſam, ſei er in ſeinem Kummer von allen Menſchen verlaſſen: ſo bleibt ihm doch wenigſtens der Troſt noch übrig, daß ſeine Leiden gewiß einmal ein Ende nehmen. Aber ferne iſt der Troſt von der Schaar der verworfenen Menſchen, ferne iſt ihnen die Hoffnung, daß ihre Leiden jemals ein Ende nehmen. Jeſus Chriſtus hat ſich über die ewige Dauer der künftigen Strafen beſtimmt erklärt. Gehet hinweg von mir, ihr Vermaledeiten, in das ewige Feuer. Niemals wird alſo ihr Feuer erlöſchen. Mag ſich die ſchwache Vernunft ungläubiger Menſchen noch ſo ſehr gegen dieſe Wahrheit empören; mag ſie dagegen noch ſo viele Einwürfe erheben, nie wird ſie das untrügliche Zeugniß Gottes zur Lüge machen! Ewig iſt nach Gottes Wort die Strafe der unbußfertigen Sünder. Hierin liegt Alles, was man vom Unglück des Sünders ſagen kann. Leiden, an Geiſt und Körper leiden, und ohne Hoffnung einer Erlöſung ewig leiden, das iſt die Hölle. O Weichlinge, die ihr jetzt vor jedem Körperſchmerzen ſo ängſtlich zittert, eine einzige Leidensſtunde für Jahreslänge zu halten pflegt; die ihr mit der ungeduldigſten Sehnſucht den Augenblick kaum erwarten könnet, der euer verzärteltes Fleiſch vom Schmerz befreit: was für ein trauriges Schickſal wartet auf euch jenſeits des Grabes? Ganz durchdrungen von unaushaltbaren Qualen werdet ihr umſonſt euere Leidensſtunden zählen. Wenn ihr auch Jahrtauſende werdet gezählt haben, noch wird kein Funke der Hoffnung in euere Seele fallen, noch werdet ihr keinen Schritt euerem Ende näher gekommen ſein. Umſonſt werdet ihr rufen nach Tod und Vernichtung; dort gibt es weder Tod noch Auflöſung mehr.

O wie erſchrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! So traurig, ſo verzweiflungsvoll iſt der Zuſtand des

Sünders in der fürchterlichen Ewigkeit! Er wird ganz und gar alles Guten beraubt, auch nicht Eine Freude, nicht ein einziger Troſt bleibt ihm übrig. Abgeſondert von allen Gütern und Freuden der Erde, iſt er auch ausgeſchloſſen von den Freuden des künftigen Lebens; abgeſondert von Gott, hinausgeſtoſſen aus der Geſellſchaft der ſeligen Geiſter, wird ſein troſtloſes Herz niemals mehr eine Freude empfinden. Dieſer quälende Schmerz, Alles verloren zu haben, wird noch durch eigene Qualen vermehrt werden; die bitterſten Vorwürfe werden ſeinen Geiſt beängſtigen, und immer wird der peinigende Wurm in ſeinem Herzen wüthen, daß er ſelbſt der Urheber ſeines unheilbaren Unglücks iſt. Auch ſein Körper, dieſer treue Gefährte bei ſeinen Sündenfreuden, wird nach der allgemeinen Auferſtehung an ſeinem Unglück Antheil nehmen, und was ſein trauriges Loos vollendet, iſt, daß ſeine Qualen ewig ſind. Das iſt der ſo troſtloſe Zuſtand des Sünders in der Hölle. Cf. den Artikel „Hölle" B. 11. bei den einſchlägigen Abſätzen, namentlich S. 43—54, wo dieſe Materie ausführlich erörtert iſt.

37) Wie gleichgiltig und leichtſinnig viele Menſchen gegen die Sünde ſind, die ſie doch über Alles haſſen ſollen.

Unendlich groß iſt der Haß, welchen Gott gegen die Sünde hat. Um dieſer Urſache willen ſoll auch der Menſch die Sünde als das größte Uebel haſſen und meiden. Wird aber auch in der That von uns die Sünde als das größte Uebel gehaßt und gemieden? O wie ganz anders; ſtatt des Haſſes haben wir vielmehr eine Liebe und eine Anhänglichkeit an die Sünde, und ſtatt des Böſen haſſen wir vielmehr den, welcher uns die Sünde verbietet, welcher uns vor ihr warnt und uns davon abrathet. Wir ſind gegen die Sünde in dem Grade gleichgiltig, in welchem ſie Gott haßt. Was liegt daran, ſagt die Hausfrau, wenn meine Inwohner auch keinen erbaulichen Lebenswandel führen und unerlaubte Zuſammenkünfte unterhalten; ich bekomme ja regelmäſſig meinen Zins; was liegt daran, ſagt die Herrſchaft, wenn meine Dienſtboten auch ein wenig ausſchweifend leben, ich habe ja gute und verſtändige Arbeiter an ihnen; was liegt daran, ſagt der Hausvater, wenn ich an Feiertagen auch etwas länger ausbleibe und

ein wenig zu viel trinke, ich muß ja die ganze Woche wiederum hart arbeiten, und im Schweiße meines Angeſichtes mein Brod eſſen; was liegt daran, ſagt die Mutter, wenn meine Töchter manchmal eine Freinacht mitmachen, ſo lernen ſie doch die Welt kennen, und zudem haben ſie ſonſt auch keine Freude; was liegt daran, ſagt die Tochter, wenn ich meine verbotene Bekanntſchaft nicht aufgebe, ich muß ja auf eine Verſorgung denken, und Andere ſind noch viel ärger. Was liegt daran, ſagen endlich Alle, wenn wir das Leben ein wenig genießen und nicht Alles halten, was uns die Pfaffen vorſchwätzen, ſie thun ja ſelbſt nicht, was ſie ſagen.

Wir verblümmeln und bemänteln ſogar unſere Sünden auf alle mögliche Weiſe, und ſuchen ihre Häßlichkeit mit ſchönen Namen zu bedecken. Der argliſtige Betrüger nennt ſeine Ungerechtigkeit einen erlaubten Gewinn; der Lügner nennt ſeine Lügnereien und Unwahrheiten eine Kunſt, welche aus jeder Verlegenheit zu helfen weiß; der Wollüſtling brüſtet ſich mit einer ſogenannten Weisheit, welche das Leben zu genießen verſteht; der Jugendverführer nennt ſeine Gottloſigkeit eine angenehme Unterhaltung und ſelige Stunden, in denen ſich verwandte Herzen finden. Oder, wo man die ſchwarze That nicht mehr bemänteln kann, da ſchiebt man ſchnell die Schuld auf die menſchliche Schwäche, und ſucht noch obendrein der böſen That eine gute Abſicht unterzuſchieben. Ach, ſagt man, mein Herz iſt gut; aber das Fleiſch iſt zu ſchwach. Meine Abſicht iſt nicht, Gott zu beleidigen, und ſeine Gnade zu verlieren; ich wünſchte gar ſehr, daß dieſe oder jene Handlung ihm nicht mißfällig ſein möchte. Aber, mein Chriſt, der du alſo redeſt, weißt du es auch und verſtehſt du es, was du ſagſt? Begreifſt du es, daß deine Reden und leeren Entſchuldigungen die größten Gotteslästerungen ſind? Denn wünſchen, Gott möchte durch das nicht beleidiget werden, was er durch ein ausdrückliches Gebot als ſündhaft bezeichnet hat, heißt Gott ſelbſt zum Genoſſen ſeiner Sünde machen. Wollen, daß Gott durch die Sünde nicht beleidiget werden möchte, und ſie dennoch thun, heißt wollen, Gott möge die Sünde, er möge den Ehebruch, die Unlauterkeit und alle Ruchloſigkeit, wovon du ein Sklave biſt, erlauben; heißt wollen, daß Gottes Geſetz unrein, und Gott ſelbſt nicht mehr heilig ſei. Wollen, daß Gott durch die Sünde nicht beleidiget werde, und ſie dennoch thun, heißt wollen,

daß Gott die Lüge, die Treuloſigkeit, die Betrügerei, den Wucher, Raub und Diebſtahl erlaube; es heißt wollen, daß Gott nicht mehr gerecht und nicht mehr wahrhaftig wäre; wollen, daß Gott durch die Sünde nicht beleidiget werde, und ſie dennoch thun, heißt wollen, daß Gott allen Sünden und Laſtern die Schranken öffne, daß er ſie für erlaubt erkläre, ſie unter ſeinen beſondern Schutz nehme, und ſtatt zu beſtrafen, vielmehr belohne; — es heißt alſo dieſes nicht weniger, als Gott und ſeine Weſenheit zerſtören, und ihn zum Gehilfen der Sünde machen. — Andere gehen in ihrer Verwegenheit und Bosheit noch weiter: ſtatt ihre Sünden zu haſſen, zu verabſcheuen, zu fliehen und zu meiden, finden ſie dieſelben vielmehr ganz in der Ordnung, und fände je eine Schuld dabei ſtatt, ſo müßte ſie natürlicher Weiſe auf Gott fallen. Denn warum hat es Gott ſo gemacht, fragen ſie, warum hat er uns in dieſe oder jene Verhältniſſe kommen laſſen? Warum hat er uns dieſe oder jene Vorzüge gegeben? O du verwegene, gottloſe Rede, wodurch Gott ſelbſt zum Urheber der Sünde gemacht wird! O wenn dieß die Sünde rechtfertiget, dann machet nur ſchnell alle Gefängniſſe auf; dann zerreißet ſchnell alle Feſſel; dann baue man keine Galgen und keine Blutbühnen mehr; dann gehet heraus, ihr Diebe, ihr Straßenräuber, ihr Meuchelmörder, ihr Miſſethäter aller Art; ihr ſeid alle gerechtfertiget und nur unſchuldig eingezogen worden. Dann verlaſſet aber auch ihr, Obrigkeiten, euere Richterſtühle, zerreißet euere Geſetze und zerbrechet die Wage euerer Gerechtigkeit und ſchlaget ſie in Stücke; denn es gibt keinen Strafbaren mehr. Es mag hier das Weib ihren Gatten vergiften, es mag dort der Gatte ſeine Ehehälfte ermorden; es mag das Kind ſeinem Vater nach dem Leben ſtreben, es mag die Mutter das Kind ermorden, — dieß Alles ſind dann keine Verbrechen mehr; denn jeder dieſer Verruchten kann ja Gott noch als den Urheber ſeiner Schandthat anklagen, kann ſagen: Warum haſt du mich alſo geſchaffen, warum haſt du mich in dieſe Verhältniſſe kommen laſſen? Ja, ſtecket alle Tempel Gottes in Brand, zerſtöret ſeine Altäre und tretet ſie mit Füſſen, vertilgt ſeinen Namen vom Erdboden, macht die Erde zu einer Hölle, und die Menſchen zu lauter Teufel, ihr habt noch dieſelbe Entſchuldigung, ihr könnt noch gegen Gott klagen und rufen: Herr, warum haſt du mich zu

einem Meuchelmörder, warum zu einem Meineidigen, warum zu einem ſolchen Ungeheuer der Ruchloſigkeit gemacht? Warum haſt du den Reiz und die Neigung zu allen dieſen Laſtern in mich gelegt? Sehet, bis zu welcher Abſcheulichkeit, bis zu welchem Unſinn es hier der Sünder mit ſeinem: Warum haſt du mich ſo geſchaffen? — bringt. Aber damit du deine Thorheit einſiehſt, ſo wiſſe, Gott hat allerdings alle jene Dinge geſchaffen, womit du ſündigeſt; aber er hat nicht den verkehrten Gebrauch derſelben geſchaffen, welchen du davon machſt. So hat Gott den Degen geſchaffen, welchen du nimmſt und dem Nächſten in's Herz ſtoſſeſt, auch die Hand, welche den mörderiſchen Streich führt, iſt ſein Werk, und auch die Seele, welche die ſchändliche That befiehlt, iſt nicht minder ſein Werk; aber hat Gott auch den Zorn und die Rachgierde gemacht, welche dich zu dieſer ſchauerlichen That verleiten? Elender Trunkenbold, Gott hat das Getränk gemacht; aber hat er es deßwegen gemacht, daß du dich damit wie ein Schlauch anfülleſt? Gott hat die Speiſe gemacht; hat er aber auch deine Unmäſſigkeit und Schlemmerei gemacht? Gott hat, ihr Sünder, euere Glieder geſchaffen; hat er ſie aber zu Werkzeugen euerer Ausſchweifungen geſchaffen? Wenn ein Vater ſeinem Sohne ein Schwert zu einem verſtändigen Gebrauch in die Hände gibt, dieſer aber es dem Vater in die Bruſt ſtoßt, wird er ſich wohl damit entſchuldigen können, wenn er ſagt: Warum hat er es mir in die Hand gegeben?

Gott haßt die Sünde mit grenzenloſem Haſſe, und wir ſind eben ſo gleichgiltig gegen ſie. Die Sünde iſt uns das Mindeſte, das Unbedeutendſte. Wenn dir ein zeitliches Unglück widerfährt, wenn du im Handel einige Gulden verlierſt, wenn dir eine Krankheit zuſtoßt, wenn dich ein anderes Uebel überfällt, da iſt ein groſſer Jammer im Hauſe, da iſt man beſorgt und bekümmert, und hat großen Schmerz über den erlittenen Unfall; aber wenn einer auch täglich in die abſcheulichſte Sünde fällt, das achtet man nicht, das würdigt man kaum eines Wortes, das hält man für eine Kleinigkeit. Ja, man überſieht ſeine Sünden ganz und gar, und hält ſich für rein und makellos. Was thue ich denn, ſagen manche, wodurch ich Gott beleidiget, und was ich zu haſſen und zu bereuen hätte? O ſündhaftes Wort, o gotteslästeriſche Rede! Möget ihr immerhin nicht aus der Zahl derjenigen ſein, welche bereits allen

Glauben abgelegt, und als völlige Ungläubige dahin leben; möget ihr noch einige Kennzeichen euerer Religion an euch tragen, und noch einige äußere Uebungen in kalter Lauigkeit mitmachen; möget ihr immerhin nicht unter jene gehören, welche die fleiſchlichen Gelüſte und die wildeſten Ausbrüche der Sinnlichkeit für bloße Liebeständeleien halten, welche in den frechſten Scherzen ſich gefallen und es ſich zur Ehre anrechnen, alle Schamhaftigkeit ausgezogen zu haben; möge euere Zunge immerhin nicht ſo gallſüchtig und vergiftet ſein, daß ſie am Geſpräche nur ſo lange Wohlgefallen findet, als es ſich von den Laſtern und Fehlern des Nächſten handelt, und daß ſie, wie ein gieriges Raubthier über ſeine Beute, ſo über die Ehre des Bruders herfällt, und dieſe bis zur Wuth zerfleiſcht; möget ihr immerhin nicht unter jene Geizhälſe gehören, welche vor ihren Schätzen ſitzen und ſelbſt hungern und auch Andere davor verhungern laſſen; möget ihr immerhin nicht unter jene zu zählen ſein, welche die Waiſen unterdrücken, die Wittwen verfolgen und den Arbeitern und Dienſtboten ihren Lohn ableugnen; möget ihr immerhin nicht unter jene Elenden gehören, deren Hände von Ungerechtigkeit befleckt ſind und vom Blute der verfolgten Unſchuld triefen: mögen dieſe genannten Laſter alle und noch viele andere auf euch keine Anwendung finden, ſeid ihr deßwegen ſchon gerecht, und findet ihr Nichts mehr an euch, was eueres ganzen Haſſes würdig wäre? Erachteſt du es für Nichts, wenn du die Pflichten deines Standes nicht erfüllſt, und die Zeit, die du auf deine Geſchäfte verwenden ſollſt, dem Vergnügen widmeſt? Väter und Mütter, erachtet ihr es für Nichts, wenn ihr durch euere böſen Beiſpiele eueren Kindern alle Fehler mittheilet, die ihr ſelbſt an euch habet; wenn ihr ſie lehret, zornig, hitzig, rachgierig, verleumderiſch und ſonſt etwas dergleichen zu ſein? Ihr, die ihr einander euch Fallen leget, ihr, deren Kleider, Putz und Flitter gleichſam Netze ſind, welche aufgeſpannt werden, um darin Seelen zu fangen, — erachtet ihr dieſes gottloſe Geſchäft für Nichts? Und wenn ich dann erſt noch von den vielen unnützen Worten ſpräche, von denen euer Mund überfließt; wenn ich noch redete von den vielen ſündhaften Gedanken und Regungen, von denen euer Herz angefüllt iſt; wenn ich ebenfalls redete von den böſen Anſchlägen, die euer Herz heimlich macht, von der Lobſucht, in welcher ihr euch ſo ſehr gefallet, von der Eitelkeit, die

euch ſo ſehr ſchmeichelt, von den krummen Wegen, auf denen ihr nach Ehre und Anſehen ſtrebet, von den neidiſchen Augen, mit denen ihr fremdes Glück betrachtet: — wenn ich von dieſem Allen und von vielem Andern noch redete, wo käme ich zu Ende? Und dennoch meint ihr, bei euch Nichts zu entdecken, was ihr zu verabſcheuen und zu haſſen hättet? O welche Blindheit! Durchgehe dein zurückgelegtes Leben und erforſche und frage dich, was du gethan haſt, und du wirſt entdecken, daß du die Sünde wie Waſſer getrunken, und daß du wenig für Gott und deine Seele gethan. Ach, wir wollen keine Sünde haben, und doch iſt zur Sünde ein gar ſo leichter Weg; ein freiwilliger Gedanke, eine unbedachtſame Rede, eine Unterlaſſung, eine unbedeutende Handlung, Alles, was gegen Gottes Gebote iſt, iſt Sünde. Der Menſch iſt ein ſündhaftes Geſchöpf und von Natur aus zum Böſen geneigt, und die Gelegenheiten dazu ſind faſt unendlich. Da bedarf es keines beſtimmten Alters; mit dem erſten Gebrauch der Vernunft beginnt die Sünde, und bis zum letzten Athemzuge ſetzt ſie ſich fort. Der Schnee der Haare löſcht das Feuer der Sünde nicht aus, und wenn die Natur einen Fehler unmöglich zu machen ſcheint, ſo treibt ſie auf der andern Seite zu andern Fehlern an. Da bedarf es keines beſtimmten Ortes. Der Umgang mit Menſchen hat zwar viele Gefahren, aber die Sünde dringt auch in's einſame Heiligthum; die Einöden ſind nicht frei von ihr, und bis in die Wüſteneien findet ſie ihren Weg. Sie wagt ſich bis an den Altar, und wenn der Herr nicht die Stadt bewacht, ſo wird es ihr leicht werden, auch die unüberwindlichſten Feſtungen zu überſteigen. Ach, wie viele Sünden werden wir an uns haben, von denen wir kaum wiſſen, daß ſie uns anhängen! Dieſes Bewußtſein muß uns billig mit Trauer und Betrübniß erfüllen. Ja, höret nicht auf, euere Sünden zu betrauern und zu beweinen. Ihre Sünden zu betrauern und zu beweinen, war das tägliche Geſchäft der Heiligen auf Erden. Glaube ja niemals, ſagt der heilige Auguſtin, du habeſt deine Sünden genug beweint; mit deinem Leben nur mag dieſer Schmerz enden. Und der Kirchenlehrer Tertullian ſchreibt: Einmal geſündiget zu haben, reicht hin, um ewig zu weinen. Und in der That, wie kannſt du aufhören, deine Sünden zu beweinen, und kann es dir an Schmerz und an Thränen über ſie gebrechen, wenn es dir

lebendig vor die Augen tritt, daß du durch die Sünde die höchste Majestät Gottes beleidiget, ja entehrt und verachtet haſt; wie kannſt du aufhören, deine Sünden zu beweinen, wenn es dir lebendig vor die Augen tritt, daß du jenes Ungeheuer biſt, welches dem beßten Vater alle Liebe und Zärtlichkeit mit ſo grobem Undanke lohnt, und ihn durch die Sünde in den Staub der Verachtung herabzieht; wie kannſt du aufhören deine Sünden zu beweinen, wenn es dir erinnerlich wird, daß du durch deine Miſſethaten der Henkersknecht deines göttlichen Heilandes geworden biſt, und eben ſo viele tödtliche Streiche gegen ihn geführt, und ihm eben ſo viele ſchmerzliche Wunden geſchlagen, als du Sünden begangen haſt? Und wenn du noch hinzunimmſt, daß du durch die Sünde aus der Gnade Gottes gefallen biſt, daß du den Himmel verloren und dir die Hölle zugezogen haſt, wird es dir noch an Haß und Abſcheu gegen die Sünde fehlen können? O ſo wollen wir doch im Haſſe gegen die Sünde recht erſtarken; je mehr wir ſie verabſcheuen und haſſen, deſto ſeltner werden wir ſie begehen. Und dieſer unverſöhnliche Haß und ewige Krieg gegen die Sünde iſt ja unſere Lebensaufgabe. Und wir haben es auch unſerm Herrn und Heilande ſchon in der Stunde, wo uns die Kirche durch Ertheilung des heiligen Taufſakraments in ihren Schooß und zu Kindern der Gnade aufnahm, feierlichſt und ernſtlichſt gelobt und verſprochen, ewige Feindſchaft gegen die Sünde, gegen die Mörderin des Meſſias führen zu wollen, und wir haben dieſes Verſprechen gewiß ſchon hundert Mal in unſerm Leben erneuert und bekräftiget. So ſei denn auch all unſere Kraft und all unſer Vermögen der Zerſtörung des Reiches der Sünde geweiht; Haß und Feindſchaft der Sünde, ſei unſer gemeinſchaftlicher Ruf, und unſer tägliches Gebet ende mit den Worten: Herr, gib uns Kraft, Herr, ſtärke unſeren Arm, Herr, ſende uns Hilfe, auf daß wir den Kampf gegen die Sünde tapfer und glücklich beſtehen mögen!

38) Von den geringen oder läßlichen Sünden; wie gefährlich und ſchädlich ſie ſind, und wie ſehr man ſie zu meiden hat.

Eine ſchauerliche That iſt es um eine Todſünde; aber auch eine kleine, eine ſogenannte läßliche Sünde iſt ſchon eine große

Entehrung Gottes und eine grobe Verletzung seiner höchsten Majestät. Um dieses einzusehen, müssen wir die Natur der Sünde kennen. Die Sünde ist eine Abneigung und Abwendung von Gott, also eine Zurücksetzung, eine Vernachlässigung und Geringschätzung Gottes. Wenn die läßlichen Sünden auch noch nicht so weit gehen, so wird durch sie wenigstens doch der Anfang gemacht; denn man begeht sie ja in Folge der Gleichgiltigkeit gegen Gott, und aus Mangel der Gott schuldigen Ehrfurcht. Wären wir wahre Eiferer für die Ehre Gotttes, wir würden uns sorgfältigst hüten, ihn auf irgend eine Weise zu kränken, und das Bewußtsein, die geringste Sünde begangen zu haben, wäre für uns der eindringlichste Schmerz. Die Todsünde ist der Tod der Seele; die läßliche Sünde ist wenigstens eine ekelhafte Krankheit und ein häßlicher Aussatz derselben. So nennt schon der heilige Augustin die läßlichen Sünden; er nennt sie die abscheuliche Krätze, wodurch die Schönheit der Seele entstellt, und das Ebenbild Gottes zur häßlichen Gestalt verzerrt wird. Nun, wem ist es gleichgiltig, ob sein Leib rein, oder ob er mit häßlichem Aussatze überzogen ist? Und hinsichtlich der Seele sollte man gleichgiltig sein können, da doch sie ein viel edlerer Theil ist, als der Leib, und eine viel höhere Bestimmung hat? — Die Todsünde beraubt alles Lichtes und versetzt in die äußerste Finsterniß; die läßliche Sünde trübt wenigstens die Augen, schwächt die Sehkraft, umhüllt sie mit Nebel und mit unheimlichem Dunkel. Und sind dieses nicht die ersten und sichersten Vorboten einer über kurz oder lang eintretenden Blindheit? Und dabei sollen wir gleichgiltig sein, und einerlei sollte es uns sein können, ob wir ein helles und heiteres Auge haben, oder ob wir die Merkmale einer möglichen Blindheit entdecken? — Die schwere Sünde ist eine Feindschaft mit Gott, ein Haß auf ihn und ein Widerwille gegen ihn. Die läßliche Sünde ist im mindesten die Abnahme der Liebe zu Gott, die Verminderung des Wohlgefallens zu ihm, die Schwächung der Anhänglichkeit zu ihm; wo aber die Liebe und das Wohlgefallen abgenommen haben, und die Anhänglichkeit geschwächt ist, ist da nicht auch der Liebloſigkeit, also auch dem Haße und der Feindseligkeit die Thüre geöffnet? Allmählig erkaltet die Liebe zwischen Freunden, und unvermerkt tritt an die Stelle der Freundschaft Haß und Abneigung. Den Anfang macht oft die unbedeu-

tendſte Geringfügigkeit. Dieſe legt ſich als ein ſchwaches Haar zwiſchen beide, aber man räumt es nicht hinweg, und ſo beginnen ſchon die Herzen ſich zu löſen; bald kömmt eine zweite Kleinigkeit hinzu, und die Gruft wird klaffender, und die Trennung iſt ſchon größer. Dieſes erneuert ſich öfter, und ſo wird die Entzweiung vollendet. Nicht anders iſt es zwiſchen Gott und dem Menſchen. Die Todſünde iſt eine Empörung und ein Aufruhr gegen Gott; ein Kampf mit dem Himmel und ſeinen Heiligen um die Herrſchaft, und nach ihr wäre es darauf abgeſehen, Gott, würde es möglich ſein, vom Throne zu ſtoſſen, und die Bosheit darauf zu erheben: ſie iſt alſo das tollkühne Unternehmen der Rieſen in der Fabel, welche mit den Seligen Krieg führen und den Himmel einſtürzen wollten. Die geringeren Sünden, wenn ſie gleichwohl noch nicht den Himmel bekämpfen, bereiten doch ſchon die Waffen und Schwerter dazu vor; ſie ſind ſomit gleichſam die Hinwerfung des Fehdehandſchuhes, ſind die Kriegserklärung und die Zeit der Rüſtung zum Kampfe. — So oft der Menſch eine Todſünde begeht, hat er alle Bande zerriſſen, durch welche er mit Gott zuſammenhängt; ſo oft er in eine läßliche fällt, hat er wenigſtens einzelne Fäden aus dieſen Banden gezogen, und wenn dieſes oft wiederholt wird, hat er am Ende nicht auch ſeinen Verband mit Gott gelöſet? Die läßliche Sünde ſchließt uns alſo zwar den Himmel noch nicht, aber entfernt uns weiter von demſelben; ſie gibt der Seele zwar nicht den Todesſtreich, aber ſie entkräftet und ſchwächt ſie immer mehr und mehr; ſie ſtürzt uns nicht auf einmal und plötzlich in die Verdammniß, aber ſie bereitet uns immer mehr darauf vor und bringt uns ihr immer näher. O wie gefährlich ſieht es daher mit dem Seelenzuſtand eines Menſchen aus, der die läßlichen Sünden nicht achtet: er geht, ohne es zu merken, ſeinem Verderben entgegen, er trägt ein zwar langſam, aber ſicher wirkendes Gift in ſeinem Leibe mit ſich herum.

Die Sünde iſt das einzige und auch größte Uebel in der Welt; es gibt kein Uebel, das größere Verwüſtungen anrichtete und ſchrecklichere Folgen hätte, als die Sünde. Wer möchte nun ſagen, daß auch nur die kleinſte Wurzel und der unbedeutendſte Zweig eines ſo außerordentlichen Uebels dem Menſchen gleichgiltig ſein könnte, um ſo mehr, da auch das kleinſte Senfkörnlein von dieſem Uebel

ein üppig wuchernder Saame zum Verderben und Unheil iſt? Die Sünde, auch die läßliche Sünde, iſt immer ein großes Uebel, und gegen ſie ſind alle anderen Drangſale wie Nichts zu achten. Der Verluſt ſeines Vermögens, die größten Schmerzen am Leibe, die eindringlichſten Qualen in der Seele, aller Kummer und alles Elend, Hunger und Peſt, Mißwachs und Theuerung, armſelige und betrübte Zeiten, Krieg und Verheerung, Brandunglück und Ueberſchwemmungen: dieſe Dinge, wer möchte ſie für unbedeutend halten; wer nennt ſie nicht vielmehr große Uebel und ſchwere Plagen? Sehet aber, auch die kleinſte Sünde, iſt noch ein viel größeres Uebel, als alle dieſe Drangſale. Iſt es uns jetzt noch möglich, ſelbſt die geringſte Sünde für eine Kleinigkeit anzuſehen? — Auch die geringſte Sünde iſt von Gott mit unendlichem Haſſe verfolgt; kann aber das, was Gott, der doch die Liebe ſelbſt iſt, ſo ſehr haßt, für uns gleichgiltig ſein, kann es gar ein Gegenſtand unſerer Liebe werden? — Wenn durch die geringſte Sünde noch ſo viel Unheil verhütet, und noch ſo viel Gutes geſtiftet werden könnte; wenn durch ſie die Verdammten erlöſet, und alle Teufel aus der Hölle befreit werden könnten: dennoch dürfte ſie nicht geſchehen, und alle dieſe Vortheile müßten unterbleiben und die entgegengeſetzten Uebel hereinbrechen. Jede, auch die kleinſte Sünde bildet zu Gott einen unendlichen Abſtand, und näher ſtehen ihm alle nicht in der Wirklichkeit, ſondern bloß der Möglichkeit nach beſtehende Dinge, als die Sünde. Es läßt ſich gar kein Maß angeben, wie weit die Sünde von Gott entfernt iſt, weiter als der Himmel von der Erde, weiter, als die Ewigkeit von der Zeitlichkeit, und größer iſt die Kluft zwiſchen Gott und der Sünde, als die zwiſchen Vater Abraham und dem reichen Praſſer in der Hölle, die doch jener ſchon als undurchdringbar bezeichnete. Sollte uns nun das, was von Gott ſo unendlich entfernt iſt, und uns ebenfalls ſo weit von ihm entfernt, wenn wir damit behaftet ſind, eine Kleinigkeit ſein?

Die Sünde iſt die Urſache zur Kreuzigung Jeſu Chriſti geweſen. Auch die läßlichen Sünden verwunden ihm ſchon bitterlich das Herz, ſie preſſen ihm Thränen aus und betrüben ihn. Einen Gott aber zu betrüben, iſt es nicht eine ſchreckliche That? Wer einen Freund hat, der hütet ſich nicht bloß, ihn ſchwer zu beleidigen;

auch was ihn nur von ferne verletzen könnte, unterläßt man sorgfältig. Und Jesum Christum, unsern himmlischen Freund, unsern göttlichen Heiland, der uns so zärtlich und innig liebt, zu beleidigen, tragen wir kein Bedenken? — Die geringste Sünde ist eine Verletzung der Heiligkeit Gottes. Wer die geringste Sünde thut, bewirft seinen Herrn und Gott mit Unrath; ist es aber nicht eine schreckliche That, die höchste Majestät auf solche Weise zu entehren? O sehe doch nicht auf die Größe oder Geringfügigkeit einer Handlung, sondern auf die unendliche Würde dessen, der dadurch an seiner Ehre verletzt wird, und es wird dir einleuchten, daß auch die geringste Sünde schon eine größere Beleidigung Gottes ist, als wir einzusehen im Stande sind. — Die geringste Sünde ist eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes, und ein Ungehorsam gegen Gottes heiligsten Willen. Wenn aber Gottes Wille überall geschehen muß, wenn er geschieht im Himmel und auf Erden, wenn es den himmlischen Heerschaaren das seligste Geschäft ist, Gottes Willen zu thun, und selbst die Hölle nicht dagegen handeln kann: ist es nicht etwas Außerordentliches, wenn diesen unverletzlichen Willen Gottes der Mensch zu verletzen wagt? Sind demnach nicht auch die kleinsten Sünden, da durch sie der Wille Gottes verletzt wird, ein großes Uebel? Die Sünde, auch die kleinste, ist immer eine schreckliche That, wenn man erwägt, wer der Beleidigte und wer der Beleidiger ist. Gott, der höchste Herr Himmels und der Erde, der Unendliche, der Allmächtige, die himmlische Majestät, er, welcher im unzugänglichen Lichte wohnt, dessen Glanz kein sterbliches Auge übertragen, den kein Mensch sehen kann, ohne zu sterben; der Namenlose, der Herr der Heerschaaren, der König der Könige: Gott wird beleidiget, und auf die gemeinste, niedrigste und verächtlichste Weise wird er mit Unrath beworfen und mit Koth beschmutzt, da doch keine Makel an ihm ist, und sein Glanz den ganzen Himmel verdunkelt. Und der sich das zu thun erkühnet, und seine göttliche Majestät zu verhöhnen wagt, wer ist es? Ist es Einer seines Gleichen? Ist es irgend eine himmlische Gewalt? Oder ist es vielleicht einer der verworfenen Geister, der einstens im Himmel saß und selig war, dann aber durch die Sünde in die Hölle gestürzt wurde; ist es ein Solcher, welcher jetzt aus Rache und bösem Willen seinen Gott entehrt? Nein, es ist der

Verwegenen keiner von dieſen. Es iſt keiner ſeines Gleichen; denn wo fände Gott ſeines Gleichen. Es iſt keine himmliſche Macht; denn ihnen iſt es das ſeligſte Geſchäft, Gott zu ehren und zu erheben; ſie würden ſchaudern ob ſolcher That. Es iſt keine ſolch hohe Macht: es iſt der elendeſte Erdenwurm, es iſt das Geſchöpf, welches keinen Augenblick ohne ſeinen Schöpfer leben kann, es iſt das Haus von Lehm und Staub, die Eintagsfliege, der Menſch iſt iſt es, welcher ſich erkühnet, Gott zu entehren. Und ihn kann auch nicht die Rache der Teufel zu dieſem Schritte verleiten; denn Gott überhäuft ihn ja täglich mit den Schätzen ſeiner Erbarmungen; Gott behandelt ihn wie den zärtlichſten Freund, Gott geht mit ihm um, wie der liebevollſte Vater mit ſeinem theuerſten Kinde.

Geliebte, lernet es aus dieſem einſehen, wie ſchrecklich ſchon die kleinſte Sünde iſt. Die kleinſte Sünde muß ſchon ein großes Vergehen ſein, weil ſie eine Beleidigung Gottes iſt, der unendlichen Majeſtät. Eine läßliche Sünde, ſagt in dieſer Hinſicht ein Kirchenlehrer, iſt ein größeres Uebel, als alle übrigen, weil es ein Uebel höherer Ordnung iſt, welches ſeine Schwere von der beleidigten Perſon nimmt, welche von unendlicher Hoheit iſt. Edle Seelen ſcheuen ſich daher, Gott im Geringſten zu beleidigen, weil ſie nicht auf die Sünde ſehen, welche für gering gehalten wird, ſondern auf Gott, welcher groß iſt, und von Allem Rechenſchaft fordert; die aber, welche darum ſich nicht bekümmern, benehmen ſich wie niedere und gemeine Sklaven, die Gott nicht gehorchen wollen, wenn er nicht mit Strenge befiehlt, oder mit gezücktem Schwerte und mit Drohungen erſchreckt. — Auch die kleinſte Sünde muß ſchon ein großes Vergehen ſein, weil durch ſie vom niedrigſten Bettler Gott mit Unrath beworfen wird. Halten wir aber die Schuld nicht für um ſo größer, je tiefer der Beleidiger ſteht? Zwei Bettler können ſich ungeſtraft mit Koth bewerfen: ſoll es aber ein Bettler einem geachteten Bürger, ſoll er es einer obrigkeitlichen Perſon, ſoll er es gar dem Fürſten thun — wird er auch da noch ungezüchtiget entkommen? Und doch iſt's immer dieſelbe Handlung. — Auch die geringſte Sünde iſt ſchon ein ſchreckliches Uebel, weil ſie von denen verübt wird, auf deren Dank Gott ſo gerechte Anſprüche hätte, welche von ihm mit ſo vielen Wohlthaten

überhäuft, und so väterlich geliebt werden. Ist aber nicht schon das geringste Vergehen, das man an seinem Wohlthäter verübt, eine hassenswerthe That?

Sind euch nun, meine Theuern, diese Gründe hinreichend, auch die geringen Sünden zu meiden? Doch wir sind lange noch nicht zu Ende. Höret also weiter. Auch von den geringsten Sünden soll uns mit Allgewalt der Gedanke zurückhalten, wie schwer und schrecklich Gott oft Vergehen bestrafte, welche doch in unsern Augen die unbedeutendste Kleinigkeit sind. Beginnen wir bei unsern Stammeltern im Paradiese, und spinnen wir von da den Faden durch verschiedene Jahrhunderte hindurch herab bis auf unsere Zeiten. Gott hat unsern Stammeltern im Paradiese verboten, von der Frucht eines Baumes zu essen. Sie hielten das Gebot nicht und aßen, und was hatte es für Folgen? Schreckliche, namenlose, unaussprechliche. Durch diese Eine Handlung waren nicht bloß sie aus der Gnade Gottes und aus ihrem zuvor glücklichen Zustande in das jammervollste Elend herabgesunken und der ewigen Verdammniß verfallen, sondern auch auf allen ihren Nachkommen, auf jenen Millionen mal Millionen Menschen, welche vom Anfange an bis zum Ende der Welt leben würden, lastete dasselbe Verderben, auch sie theilten die Strafe, und waren gleich ihnen verworfen und verdammt. Und diese namenlosen Uebel richtete ein einziger, vorwitziger Biß in die verbotene Frucht an! Sehet es hier deutlich, wie es nicht auf die Wichtigkeit des Befehles ankömmt, sondern auf die hohe Würde Gottes, welche durch die Uebertretung des, wenn auch noch so unbedeutend scheinenden, Befehles verletzt wird. — Die Engel welche den Loth aus dem brennenden Sodoma führten, befahlen ihm, auf das Gebirge zu fliehen, und in der ganzen Gegend nicht zurückzuschauen auf die verlassene Stadt. Loth's Weib konnte dem Drange nicht Widerstand leisten, sie sah zurück, — und augenblicklich war sie des Todes, und predigte als stumme Salzsäule, in welche sie verwandelt worden war, laut es aller Welt, wie sehr Gott den geringsten Ungehorsam bestrafe. — Maria, die Schwester Moses, ließ in einer Unterredung mit Aaron einfließen, als überhebe sich ihr Bruder Moses etwas, und sei der Ehre wegen, welche ihm widerfahren, daß Gott mit ihm persönlich gesprochen, etwas eingenommen und von einigem Stolze befallen.

Iſt an dieſer Rede eine größere Schuld zu finden, als an unſern täglichen Geſprächen, wo wir oft ſo lieblos gegen die Ehre des Nächſten zu Felde ziehen; ſo beißende Ausfälle auf ſeinen guten Namen machen, und ſo tödtliches Gift der Verleumdung über ſeinen guten Ruf ausſchütten? Und doch, wie wurde Maria beſtraft? Gott ſchlug ſie an ihrem Leibe mit ſo entſetzlichem Ausſatze, daß der halbe Theil ihres Fleiſches hinwegfaulte. Erwäget dieſes, o Ehrabſchneider und Ohrenbläſer, und ſchaudert zurück vor eueren bisher ſo vielfältig begangenen Sünden, auf daß das Gift der Verleumdung nicht auch, wie bei Moſis Schweſter, eueren eigenen Leib auffreſſe. — Ein gemeiner Iſraelite ſammelt an einem Sabbatstage Holz ein, und ſpaltet dieſes. Und was geſchah ihm dafür? Auf Befehl Gottes wurde er außerhalb des Lagers mit Steinen zu todt geworfen. Spiegelt euch, ihr Sabbatsſchänder, an dieſem Beiſpiele; wenn ihr dieſen Iſraeliten wegen einer ſo geringfügigen Handlung am Sabbate ſo ſchrecklich geſtraft ſehet, was gebührte euch für eine Strafe, die ihr auf das Gemeinſte und Frecheſte die chriſtlichen Feiertage entheiliget? — Der König Saul ſollte auf Befehl Gottes einen ungläubigen König tödten, welchen ihm der Herr in ſeine Hände gegeben hatte. Saul war aber zur Unzeit ſchonend und nachſichtig, er ließ den gefangenen Fürſten beim Leben. Was geſchah nun? War auch Gott gegen Saul ſo mild und nachſichtig? Nein, ſondern Saul mußte es mit ſeinem eigenen Leben büſſen, und verlor bald darauf Krone und Leben. — Moſes, der Freund und Liebling Gottes, wankt nur ein einziges Mal im Vertrauen auf Gott, es will ihm unwahrſcheinlich ſein, daß Gott in ſo kurzer Zeit in der öden Wüſte ſo viel Fleiſch herbeiſchaffen könne, um die ſechsmalhunderttauſend Iſraeliten ſammt den Weibern und Kindern damit zu ſättigen; und ſehet, nicht ungeſtraft ging es dem Moſes hin: er ſollte zur Strafe hiefür das gelobte Land nicht betreten, und es ſollte ſeine Leiche nicht in dieſer heiligen Erde ruhen.

Der König David ließ es ſich einfallen, ſein Volk zu zählen. Und iſt denn die Zählung ſeines Volkes eine Sünde? Nein, würden wir ſagen. Und dennoch, weil der Handlung Eitelkeit beigemiſcht war, wurden er und ſein Volk mit der ſchrecklichſten Peſt geſchlagen, und drei Tage lang wüthete der Würgengel, und ſiebenzigtauſend

erstarrten zur Leiche. Auch der König Ezechias ließ aus Eitelkeit die fremden Gesandten in seinem Palaste umherführen, zeigte ihnen seine goldenen und silbernen Geschirre, seine Schatzkammern, sein Gold und seine Reichthümer, seine königliche Pracht und seinen Ueberfluß. Und sieh, wie strafte Gott seine Schwäche! Ich habe dein eitles Herz gesehen, und wisse nun, alle deine Herrlichkeiten wirst du an einem Tage verlieren, und selbst deine Söhne werden als Sklaven an fremden Höfen dienen. Und bald kamen die Babylonier und gaben der Drohung Gottes Erfüllung. Denken wir dabei an unsern Stolz, an unsern Uebermuth, an unsere Eitelkeit, an unsern Eigendünkel; schaudert es uns nicht, wenn wir auch die geringste Eitelkeit an den doch frommen und gottgefälligen Königen David und Ezechias so eindringlich gestraft sehen? — Muthwillige Buben spotteten des Propheten Elisäus und schimpften ihn: Kahlkopf! Und ihr Vergehen war in den Augen Gottes so groß, daß er sie des Todes sein ließ; denn er schickte eine Heerde von Bären aus dem Walde, die alsogleich vierzig dieser Knaben in Stücke zerrissen. Erinnern wir uns hiebei, wie verächtlich oft in unsern Tagen die Gesalbten des Herrn, die Verkünder des göttlichen Wortes, die Ausspender der heiligen Sakramente, die Stellvertreter Gottes behandelt werden, — erinnern wir uns, wie verächtlich oft in unsern Tagen den Priestern begegnet wird, und in welch gemeinen Worten und niedrigen Ausdrücken man ihre englische Würde im Koth und Unrath herumzieht, und lassen wir uns in jenen vierzig Knaben von Bethel, welche die Bären zerrissen, das Urtheil gesprochen sein. — Der König Ozias wird von Gott bestraft, weil er das dem Herrn geheiligte Rauchfaß berührte; ein Anderer sinkt todt dahin, weil er mit ungeweihter Hand das heilige Zelt angreift. Die Bethsamiter sind vor der Bundeslade nicht ehrerbietig genug, sie betrachten sie mit Vorwitz, und zur Strafe hiefür starben mehr als fünfzig tausend aus ihnen eines augenblicklichen Todes. 1. Kön. 6, 19. Bedenken wir auch hier wiederum, wie verächtlich wir die heiligsten Geheimnisse unserer göttlichen Religion behandeln; welche Unehrerbietigkeit wir in Gegenwart des Allerheiligsten an den Tag legen, wie wir kaum das Knie vor ihm zu beugen der Mühe werth finden; mit welcher Andachtslosigkeit und Zerstreuung wir uns in den heiligsten Orten, in unseren Kirchen, ein-

finden; bedenken wir, wie man in dieſem Allen, wiewohl es die größten Todſünden ſind, gar nichts Unerlaubtes findet; bedenken wir es, und erſchaudern wir vor den Strafgerichten Gottes, die wir dadurch über unſeren Häuptern zuſammenziehen. — Ananias und Saphira ſprechen ein einziges lügenhaftes Ja aus, und das Wort war nicht ſo ſchnell über ihre Lippen geflogen, als ſie auch ſchon todt zu den Füſſen der Apoſtel lagen. Wenn du, o Chriſt, an deine Lügengewebe alle denkeſt; wenn du bekennen mußt, daß manchen Tag aus deinem Munde mehr lügenhafte, als wahre Worte kommen; wenn es offenkundig iſt, daß du aus Lüge und Falſchheit ganz zuſammengeſetzt biſt: ſage, wie oft wäreſt du ſchon dem Tod verfallen? —

Sehet hier die Strafen Gottes für Sünden, die oft in unſeren Augen von gar keiner Bedeutung zu ſein ſcheinen! Und wie Gott einſtens geſtraft, mit derſelben Strenge ſtraft er noch; denn bei Gott iſt keine Veränderung und kein Wechſel. O wenn wir in die geheimen Urtheile Gottes hineinſehen könnten, würden wir oft entdecken, wie eine Leichtſinnigkeit durch ſchwere Unglücksfälle, wie eine Weichlichkeit durch langwierige Krankheiten, eine Ausſchweifung durch frühen Tod, ein eitles Lachen durch viele Thränen, ein eitler Hochmuth durch öffentliche Beſchämung, eine Trägheit durch den Verluſt des ganzen Vermögens geſtraft und gebüßt werden. — Wenn aber auch Gott nicht immer hienieden ſchon auf die That die Strafe folgen läßt, ſo bleibt ſie dennoch nicht aus, ſondern iſt jenſeits in den Flammen des Fegfeuers um ſo qualvoller. Ueberhaupts ſind uns die Leiden des Fegfeuers ein neuer Beweis, wie empfindlich Gott auch die geringen Sünden ſtrafe. Nach den Ausſprüchen der heiligen Väter ſeien die größten und qualvollſten Leiden auf der Welt mit den Peinen des Fegfeuers nicht zu vergleichen; alle Drangſale und alle Bitterkeiten der Erde während ſeines ganzen Lebens lang ausſtehen zu müſſen, ſei viel leichter und erträglicher, als nur einige Stunden im Glutofen des Reinigungsortes zu brennen. Und dieſe ſo großen Qualen und Leiden des Fegfeuers werden von Gott nur in Folge der geringen und läßlichen Sünden verhängt; denn ein Todſünder findet im Fegfeuer keinen Ort, für ihn iſt die Hölle. Sehet es da, welche ſtrengen Strafen Gott für die geringen Sünden verhängt; ſollen

wir sie also nicht schon aus Furcht vor den Strafen auf alle mögliche Weise meiden und fliehen?

Indeß, diese läßlichen Sünden fügen uns auch noch einen anderen Schaden zu. Um sein Heil wirken zu können, bedarf der Mensch des göttlichen Beistandes. Gott gibt aber seine Gnade um so reichlicher, je inniger man mit ihm verbunden ist; wer viel liebt, dem wird viel gegeben. Auch die läßlichen Sünden machen den Verband mit Gott locker, und fangen ihn zu lösen an. In dem nämlichen Grade, als man in Folge der Lösung dieses Verbandes von Gott sich entfernt, verändert sich auch der göttliche Gnadenstrom, und fließt um so trüber und sparsamer, je größer die Trennung zwischen Gott und uns wird. Die läßlichen Sünden schwächen also auf jeden Fall die göttliche Gnade in uns, entkräften und schwächen den Beistand Gottes, der uns im Kampfe gegen das Böse verheißen ist, und lähmen den Schutz und die Hilfe der Engel und der seligen Geister, welchen uns diese in unseren Gefahren und Anfechtungen angedeihen lassen wollten. Die natürliche Folge hievon ist, daß wir in der Tugend zurückgehen, und unsere guten Werke abnehmen; denn so wie ein Gartenbett, wenn es in den Tagen brennender Sonnenhitze wenig begossen und befruchtet wird, bald seine fruchttreibende Kraft verliert, und auch die Frucht, welche bisher üppig auf ihm wucherte, bald dem Verwelken nahe kommen wird, so ist es auch mit dem menschlichen Herzen. Wenn es vom himmlischen Thau der göttlichen Gnade nicht mehr hinreichend befeuchtet wird, ist es unfähig, neue gute Werke hervorzubringen, ja die auch bisher hervorgebrachten Werke der Gottwohlgefälligkeit werden verwelken, und wie eine wurmstichige und unreife Frucht vom Stamme fallen, weil sie von diesem keine Lebenssäfte mehr empfangen. Die läßlichen Sünden sind somit nicht bloß ein Hinderniß auf dem Wege zur Vollkommenheit, sondern sie bahnen und ebnen geradezu den Weg zu andern, größeren Sünden. Schon ein Sprüchwort sagt: Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf; — und der heilige Geist versichert uns, daß sich die einem schweren Falle aussetzen, und sich endlich das Verderben zuziehen, welche kleine Fehler nicht achten. Alle großen Dinge haben kleine Anfänge: so beginnt auch die Sünde im Kleinen. Der Dieb stiehlt zuvor einen Heller, dann Pfennige,

hierauf Kreuzer, zuletzt Gulden; der Wollüstling ergötzt sich zuvor an unfläthigen Gedanken, steigert hierauf diese zu Begierden, strebt jetzt nach Befriedigung, und wird zuletzt ein geiler Hund. Der Raubmörder ist zuvor Müssiggänger, dann Dieb aus Noth, hierauf Räuber aus Bosheit, und zuletzt der verworfenste Bösewicht; der Müssiggänger verschwendet zuvor Stunden, dann Tage, hierauf Wochen, und endlich Monate und Jahre im Nichtsthun. So ist es bei allen Lastern und Sünden; anfangs sind sie ein kaum bemerkbares Tröpflein, dann wachsen sie schnell zu wild daherrauschenden Waldbächen, breiten sich eben so schnell zu uferlosen Strömen aus, und werden zuletzt unermeßliche Meere. Wollen wir es an Beispielen zeigen: Kain war nicht gleich ein Brudermörder; zuvor war er nachlässig in Auswahl des Opfers, welches er Gott darbrachte; dann bereitete er sein Herz nicht auf gehörige Weise dazu vor; hierauf ließ er das Gift des Neides in seiner Seele Wurzel schlagen, und jetzt schon tiefer stehend, brütete seine schwarze Seele Mordanschläge gegen das Leben seines unschuldigen Bruders aus; jetzt begeht er die gottlose That, jetzt leugnet er dem ihn zu Rede stellenden Gott den verübten Gräuel, jetzt gab er sich der Verzweiflung hin, jetzt war er der verworfene Bösewicht. So heißt es auch in der heiligen Schrift vom Volke Israel: Das Volk setzte sich, um zu essen und zu trinken, und stand auf, um zu spielen. Dazu bemerkt der heilige Gregor (l. 10. c. 9. moral.): Das Essen und Trinken verleitete zum Spielen, das Spielen aber verführte zur Abgötterei. Auf solche Weise war die an sich erlaubte Handlung zu essen und zu trinken, aber freilich bis zur Uebersättigung getrieben, und da nicht mehr erlaubt, entfernte Ursache zu dem gräulichen Laster des Götzendienstes. Das Kleine führt überall zum Großen. Der Kranke, welcher eine kleine Unpäßlichkeit nicht achtet, wird bald schwerer darniederliegen; der Feldherr, welcher im Kriege auf Kleines nicht merkt, wird bald großen Verlust erlitten haben; der Hausvater, welcher kleine Unordnungen nachsieht, hat bald große zu beklagen; der Kaufmann, der kleine Verluste nicht scheut, wird bald in großen sein Vermögen eingebüßt haben. So ist es überall, und soll es in der Sünde anders sein? Es verhält sich mit solchen läßlichen Sünden, wie wenn ein Vögelein auf der Spitze eines hohen Gebirges durch seinen Flügelschlag ein Schnee-

stäubchen von der übrigen Schneemasse löset; dieses rollt nun im Schnee dahin, ballt sich immer größer und kömmt endlich im Thale unten als fürchterliche Lawine an, wo es Menschen tödtet und Häuser verschüttet. So entstehen oft aus ganz kleinen Anfängen, wie z. B. aus einem unbewachten Blicke, aus einem zweideutigen Worte und dergleichen, die schrecklichsten Sünden. Wollt ihr auch hievon ein Beispiel hören? Nun, so denket an David; er sah die Bethsabe, und widerstand nicht der Versuchung, seine Augen von ihrer Schönheit abzuwenden, und das machte ihn zum Mörder und Ehebrecher zugleich. Fliehen wir also, warnt uns der heilige Chrysostomus, auch die kleinsten Sünden; denn von ihnen zu sagen: Sie schaden nicht, — heißt sich in der Bosheit bestärken, heißt dem Seelenfeinde die Thüre öffnen, heißt vor ihm die Befestigungswerke abtragen; heißt ihm im Geschäfte, unsere Seelen zu verderben, behilflich sein und Vorschub geben. O wie schauderten die Heiligen auch vor der geringsten Sünde zurück; welche Mühe gaben sie sich, um in keinen, wenn auch noch so unbedeutenden Fehler zu fallen; wie riefen sie Tag und Nacht Gott um diese Gnade an; wie flehten sie um die bittersten Leiden und ärgsten Drangsale, ja wie baten sie sogar um den Tod, um nur vor der Sünde sicher zu sein; wie tödteten sie sich ab, welche Selbstverleugnungen gewannen sie über sich, wie kreuzigten sie ihr Fleisch, um nur jeder Versuchung den Zutritt zu versagen. Ja, wie schienen ihnen selbst die Qualen der Hölle noch erträglicher, als das Bewußtsein, Gott beleidiget zu haben. Wurden sie aber wirklich von einem Fehltritt übereilt: welche Reue, welche Buße, welche Genugthuung! Das längste Leben schien ihnen zu kurz, die größten Bußübungen waren ihnen zu leicht, um nur für den geringsten Fehltritt, der göttlichen Gerechtigkeit vollkommene Genugthuung zu leisten. Höret nur Ein Beispiel. Eusebius gab sich einstens, während ihm ein Bruder aus der heiligen Schrift vorlas, der Zerstreuung hin, so daß er die Worte des Vorlesers überhörte. Was that nun Eusebius? Um für diese Sünde zu büssen, ging er in eine Höhle, schlug seinen Leib in eine eiserne Kette, warf eine zweite um den Hals, verband beide mit einer dritten, und befestigte diese durch einen Pfahl in der Erde, so daß in gekrümmter und niedergebeugter Stellung, und mit nach der Höhle einwärtsgekehrtem

Angeſichte fort und fort ſeine Augen zur Erde hinſtarren mußten; und ſo trieb er es vierzig Jahre lang, bis Gott ſich ſeiner Thränen erbarmte und ihn durch einen ſeligen Tod in die ewigen Wohnungen aufnahm. Surius erzählt in vita S. Macarii Alexandrini: Einmal habe ihn des Nachts eine Weſpe in den Fuß geſtochen in ſeiner Zelle; da ſtand er auf, und tödtete ſie im Zorn. Dieſe Sünde reuete ihn dann ſo, daß er ſechs Monate lang auf einem großen Felde, wo es Weſpen ohne Zahl gab, entblößt ſich aufhielt, bis er von ihnen ſo zerſtochen war, daß man ihn gar nicht mehr kannte. — Auch die heilige Paula ſchlug über jede läßliche Sünde einen ſo großen Jammer auf, daß man ſie für die größte Sünderin hätte halten mögen. — Meine Theuern, wollen wir denn auch die geringſten Sünden mit dem größten Abſcheu fliehen. Und wir haben um ſo mehr Urſache, ſie zu fliehen, weil uns unſer Urtheil gar leicht beſticht, und wir für unbedeutend und gering halten, was vor Gott ſchwer und groß iſt. Der heilige Auguſtin nennt es eine gefährliche und vermeſſene Handlung, immer mit Unfehlbarkeit zwiſchen großen und geringen Sünden unterſcheiden zu wollen; hierin kömmt, nach dem heiligen Thomas von Aquin, Gott allein ein untrügliches Urtheil zu. Der heilige Bonaventura aber ſagt: Der Sünder merkt die Größe der Sünde nicht, wenn er ſie begeht, erſt, wenn die Seele vom Leibe ſich ſcheidet, fühlt er ſie. Scheint uns ja auch die ſchwerſte Laſt, ſo lange ſie vom Waſſer getragen wird, gering zu ſein, da ſie auch eine ſchwache Kraft in Bewegung ſetzen kann; aber wenn ſie auf das Land gehoben werden ſoll, ſieht man erſt ihre Schwere ein. Eben ſo iſt es mit der menſchlichen Seele; ſo lange ſie auf dieſem zeitlichen Meere der Sinnlichkeit ſchwimmt, fühlt ſie den Druck ihrer Sünden weniger, weil ſie ihr von jenem erleichtert werden, wenn ſie aber aus dem Strom der Zeitlichkeit hinweggenommen und in die Ewigkeit hinübergeſchickt wird, da trägt ſie ihre Sünden ohne Unterlage und ohne Erleichterungsmittel auf bloßem Nacken; da fühlt ſie alſo auch die ganze Schwere derſelben. Auch unſere Blindheit iſt oft Schuld daran, daß wir große Vergehen für kleine Sünden halten. Wie man nämlich im Licht der Sonne auch die kleinſten Stäubchen bemerkt, in der Finſterniß aber ſelbſt die größten Körper unſichtbar bleiben, ſo wird auch der vom Licht der göttlichen Gnade Be-

schienene und Erleuchtete in den geringsten Fehlern schon große Entehrungen Gottes erblicken; der aber von diesem Gnadenscheine ausgeschlossen ist, und somit in der Finsterniß sitzt, wird selbst die gröbste Blasphemie gegen Gott noch für Tändeleien und für unschuldigen Spaß halten.

Wir haben um so mehr Ursache, auch die läßlichen Sünden zu fliehen, weil man sie um so leichter begeht; denn man achtet sie nicht, hält sie nicht für schädlich, hütet sich also auch nicht vor ihnen, und fällt aus diesem Grunde um so öfter in sie. Man hütet sich vor Ehebruch, vor Mord, Raub, Diebstahl, Ablegung eines falschen Zeugnisses und dergleichen; denn durch sie glaubt man den Himmel zu verlieren. Diese Sünden werden also auch von denen, welche noch nicht zu der Fahne der Hölle geschworen haben, weniger begangen. Allein wer fürchtet von der Eitelkeit, von der Anhänglichkeit an das Irdische, von der Vielrederei, von der unmässigen Liebe zu einem Geschöpfe, von der zu großen Gefälligkeit zu Menschen, von der Brechung des Fastengebotes, von der Schmeichelei, von den zu freien Blicken, von der Ohrenbläserei, vom zu großen Aufwande und dergleichen etwas Nachtheiliges für die Seele? Und doch streifen die meisten aus ihnen wenigstens an die Grenze der Todsünden hin, und werden zu solchen. Daher kann es geschehen, daß oft die läßlichen Sünden sogar gefährlicher seien, als die wirklichen Todsünden; denn die letzteren erschrecken uns durch ihre Größe, und zwingen uns dadurch zur Buße; die ersteren aber schläfern uns durch ihre scheinbare Geringfügigkeit ein, machen uns lau und gleichgiltig, und bringen uns dadurch an den Rand des Verderbens. Unbemerkt, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, schleichen sie in's Herz ein, heimlicher Weise greifen sie da Platz, und verborgen bereiten sie uns den Untergang. Sie sind wie jene kleinen Spinnen, welche sich auf der Insel Isabella finden und Ningua heißen. Diese hängen sich unbemerkt an die Füsse der Wanderer, verkriechen sich schnell zwischen die Zehen, und werden sie nicht augenblicklich durch vielfältiges Waschen getödtet, so fahren an der Haut kleine Beulen auf, woraus sich so viele Geschwüre entwickeln, daß kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, als das Glied abzunehmen. — Wir haben um so mehr Ursache, auch die geringsten Sünden zu fliehen, weil ihre

Menge ſo groß iſt. Der Gerechte, ſagt die Schrift, fällt des Tages ſiebenmal; wie oft werden wir fallen? Kannſt du den Sand am Meere zählen, kannſt du ſagen, wie viele Sterne am Himmel leuchten? Dann nur kannſt du auch ſagen, wie vielmal der Menſch in eine läßliche Sünde fällt. Wenn dich die Schwere deiner Sünden nicht erſchreckt, ſagt daher der heilige Auguſtin, ſo ſollſt du doch vor der großen Zahl derſelben zittern. Und auch der heilige Gregor ſagt: Man ſoll nicht darauf ſehen, was man begeht, ſondern wie oft man es begeht, und wenn man auch die Handlungen an und für ſich nicht achtet, muß man doch erſchrecken, ſo man auf die Zahl ſieht. Es iſt wahr, ein Sandkorn fühlt man kaum, aber viele ſolche Sandkörner füllen einen Sack an, den die Schultern nicht mehr zu tragen vermögen. Es iſt wahr, ein Stäubchen übt keinen Druck aus; aber ſolche Stäubchen in zahlloſer Menge, können ſie nicht ein Schiff in den Abgrund drücken? Es iſt wahr, von einem Tropfen Waſſer hat man Nichts zu fürchten; aber dieſen Tropfen oft genug vermehrt, wird er nicht zur Ueberſchwemmung? Sehet es alſo, meine Theuern, wie gefährlich ſelbſt die kleinen Sünden ihrer großen Anzahl wegen ſind?

Wir haben um ſo mehr Urſache, auch die kleinſten Sünden zu meiden, weil wir von ihnen die genaueſte Rechenſchaft ablegen müſſen. So genau, ſchreibt der heilige Gregor (l. 7. mor. c. 4.) erforſcht Gott unſere Wege, daß auch die geheimſten Gedanken und die leiſeſten Worte nicht undurchſucht bleiben. Und Jeſus Chriſtus betheuert uns ja ſelbſt und ſagt: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, von einem jeden unnützen Worte müßt ihr in der Stunde des Gerichtes Rechenſchaft ablegen. Meinſt du, da bleibe eine auch geringe Sünde unerforſcht; meinſt du, ſie werde nicht durchſucht, ſie werde übergangen und nicht vielmehr auf der ſtrengſten Goldwage abgewogen? Und wenn ſie nun vor dir daſtehen dieſe läßlichen Sünden, zahlreicher, als der Sand am Meere, und wenn ſich der Teufel bemüht, ſie auf alle Weiſe zu vergrößern, und wenn du ſie nun ſelbſt in ihrer wahren Geſtalt als Beleidigungen und Entehrungen Gottes erkenneſt; wie groß wird dein Schrecken ſein? Wie wirſt du beben, wie zagen, wie zittern, wie faſt in Verzweiflung daſtehen! Erſpare dir nun dieſen ſchrecklichen Tag und meide und fliehe auch die läßlichen Sünden.

Wir haben endlich um so mehr Ursache, auch die geringsten Sünden zu verabscheuen, weil wir sie jenseits durch die größten Qualen des Fegfeuers büßen müssen. Wie Moses des kleinsten Mißtrauens wegen in die Allmacht Gottes nicht in das gelobte Land kam, so gelangt der Mensch, wenn er auch fromm gelebt, so lange nicht zur Anschauung Gottes, als auch nur die geringste Makel ihm anklebt; denn es kann nichts Unreines in den Himmel eingehen. Diese geringste Makel muß also zuvor in den Flammen des Fegfeuers ausgebrannt werden unter den bittersten Schmerzen, und dann erst wird einer solchen Seele der Himmel geöffnet. Wenn wir aber diese geringen Sünden in so zahlloser Menge an uns tragen, wie lange und welche Peinen werden wir im Reinigungsorte auszustehen haben?

So wollen wir denn, meine Theuern, in allem Ernste auch die kleinsten Sünden als die größten Uebel meiden. Wollen wir nicht mehr sagen: Es ist eine Kleinigkeit, ich achte, ich verbessere es nicht; was schadet's, wenn ich darin verharre? Dieß nennt der heilige Bernhard eine Unbußfertigkeit, einen Schimpf gegen den heiligen Geist, eine unverzeihliche Gotteslästerung. Wollen wir auch die kleinen Sünden fliehen als das größte Verderben unseres Heiles; wollen wir gegen sie kämpfen als die gefährlichsten Feinde unserer Seele. Dieß stärkt uns wunderbar in der Ausübung jeder Tugend, dieß macht selbst, daß wir uns auch von schweren Sünden enthalten; denn wo man die Größe der kleinen Sünden erkennt, sieht man um so leichter das Verderben der größern ein, und wo man Kleines meidet, verabscheut man um so mehr Großes.

39) Schutzmittel gegen die Sünde.

Ein wirksames Mittel, von der Sünde zurückgeschreckt zu werden, ist die Betrachtung und Erwägung, welch ein Uebel es um die Sünde ist, und welch ein Schaden für uns daraus hervorgeht. Wir haben davon im Vorhergehenden bereits ausführlich gehandelt; daher wird es hier genügen, nur einige Gedanken noch hervorzuheben.

Bedenke einmal, mein Christ, was du durch die Sünde thust. Durch die Sünde wirst du ein Rebell und Empörer gegen Gott, du machst mit dem Teufel gemeinschaftliche Sache und unterstützest

ihn in ſeinem gottloſen Unternehmen, den Himmel zu beſtürmen, und den Thron Gottes umzuſtürzen; du biſt ein Bundesgenoſſe und Waffenbruder der Hölle und aller Verdammten, und kämpfeſt mit ihnen gegen Gott und ſeine Heiligen. Durch die Sünde haſt du dir Gott zum Feinde gemacht; und begreifſt du die Schrecklichkeit des Zuſtandes, in welchem man Gott zum Feinde hat? Würdeſt du nicht zittern vor der Ungnade eines weltlichen Machthabers? Um wie viel mehr mußt du nicht zittern vor dem Zorne des lebendigen Gottes! Iſt es nicht ſchrecklich, nicht ſchauerlich, den Zorn Gottes auf ſich zu laden? — Durch die Sünde verlierſt du Gott, — und o des namenloſen Verluſtes! Hätteſt du alles Anſehen, alles Vermögen, ja das Leben ſelbſt verloren, hätteſt du aber deinen Gott noch, du wäreſt reich und glücklich: mit Gott aber haſt du Alles verloren und haſt Nichts mehr, beſitzeſt du auch noch ſo viel. Gott verloren zu haben, iſt ein unerſetzlicher Verluſt; der heilige Thomas von Aquin wundert ſich, wie ein ſolcher Menſch noch einen Augenblick leben kann; wie ihn nicht volle Verzweiflung ergreift, und die Hölle bei lebendigem Leibe aufnimmt. — Durch die Sünde verſetzeſt du alle Engel und Heiligen des Himmels in den größten Jammer, und könnte ihr unſterbliches Auge noch eine Thräne röthen, durch die Sünde würdeſt du ihrem Antlitze Thränen auspreſſen; denn der ganze Himmel trauert über einen Menſchen, der die Sünde thut, wie er ſich hingegen auch freuet über einen Sünder, der ſich bekehrt und zur Buße gelangt. Durch die Sünde ſchlägſt du dem liebevollen Herzen deines himmliſchen Vaters ſelbſt die tiefſte und ſchmerzlichſte Wunde. Ihn, der dich täglich mit ſo viel unzähligen Wohlthaten überhäuft, ihn, der dich liebt, wie der zärtlichſte Vater ſein theuerſtes Kind; ihn, der dich ſchützt wie ſeinen Augapfel; ihn, der gleichſam in deinem Glücke ſeine eigene Seligkeit ſucht, und mit dir alle ſeine Freuden und Herrlichkeiten theilen will: dieſen guten Gott, deſſen Güte keine Grenzen hat, deſſen Barmherzigkeit ohne Maß iſt, beleidigeſt, verachteſt, verhöhnſt du durch die Sünde, und gebraucheſt gleichſam ſeine Wohlthaten als Waffen, um gegen ihn zu ſtreiten. Du haſſeſt Gott eben ſo ſehr, als er dich liebt; du biſt ein eben ſo großer Feind gegen ihn, als er gegen dich ein Freund iſt. Bedenke es doch: einen Gott zu beleidigen, der dir niemals Böſes zugefügt hat, iſt es

nicht die größte Ungerechtigkeit; einen Gott zu beleidigen, der dir so viele unzählige Wohlthaten erwiesen, und sich gleichsam seiner Wohlthaten als Waffen gegen ihn zu bedienen; — um dieses thun zu können, gehört nicht ein Ungeheuer dazu, wie die Erde keines trägt? Die grausamsten Thiere thun ihren Wohlthätern nichts zu leide, geben vielmehr gegen sie auf alle mögliche Weise ihren Dank zu erkennen. Der Mensch allein vergißt nicht nur den schuldigen Dank, sondern er kann es über sein Herz bringen, seinen größten Wohlthäter, Gott, zum Lohne für das empfangene Gute zu beleidigen und zu kränken. — Durch die Sünde erneuerst du deinem göttlichen Heilande sein bitteres Leiden und Sterben: du wirst ein Judas, und verkaufst ihn abermals zum Kreuztode; du verspottest und verachtest ihn, geißelst und krönest ihn, schlägst ihn an's Kreuz und tödtest ihn an demselben. — Solches und noch viel Größeres, mein Christ, thust du durch die Sünde. Wenn du es nun bedenkst, ist es dir noch möglich, zu sündigen? Du müßtest mehr als ein steinernes Herz haben, wenn es bei solchen Betrachtungen nicht bräche, wenn es der begangenen Sünden wegen nicht schwer aufseufzete; wenn es gegen die Sünde nicht in Verwünschungen ausbräche; wenn es nicht spräche: Aber nun, verfluchte Sünde, sollst du auf ewig von mir geflohen werden. Was gewinnt man aber auch durch die Sünde? — Durch die Sünde machst du dich für Zeit und Ewigkeit namenlos unglücklich; denn der Plagen der Sünder ist eine große Zahl. Um von dem zeitlichen Unglück zu schweigen, denke nur an das ewige Verderben, in welches du durch die Sünde rennest. Durch die Sünde zerstörst du den Adel deiner Seele, wirst Mörder ihres Lebens und stossest ihr mit kaltem Blute das Mordeisen in die Brust; durch die Sünde verlierst du den Himmel und alle seine Freuden, und tauschest dir dafür die Hölle mit ihren ewigen Qualen ein. Wenn die Sünde einzig und allein mit dem Verluste des Himmels bestraft würde: es wäre schon eine alle menschlichen Begriffe übersteigende, unendliche Pein. Nun aber sind mit dem Verluste des Himmels zugleich die Qualen der Hölle verbunden; von dem Himmel wird man verstossen, und in die Hölle wird man hinabgestürzt. O steige, mein Christ, mit deinen Gedanken einen Augenblick in diesen Ort der Verwerfung und des jammervollsten Elendes hinab. Siehe sie an, wie sie den

Tauſenden nach im unermeßlichen Feuermeere brennen; wie ſie in der äußerſten Finſterniß heulen und mit den Zähnen knirſchen; wie der Höllenwurm ihr Herz zerfrißt und ihre Eingeweide zernagt; wie ſie Qualen ausſtehen, gegen welche auch die ſchrecklichſten auf der Erde ein kühler Thau und leichtes Spiel ſind; wie ihnen in dieſem Lande der Vergeſſenheit aller Troſt einer Erlöſung genommen iſt, und ſie nach Millionen Jahren ihrer Befreiung ſo ferne ſind, wie heute. Höre auch ihr Geächze und ihr Geheul, womit ſie die weiten Räume der Hölle widertönen machen, vernimm ihre grauſenhaften Flüche, welche ſie bald gegen Gott und den Himmel, bald auch über ſich und die Stunde ihrer Geburt ausſtoſſen. Sieh, an dieſen ſchrecklichen Ort führt dich die Sünde; das iſt das Ende deiner Genüſſe, das iſt der Ausgang deiner irdiſchen Freuden, das iſt der Lohn deiner Leidenſchaften! Iſt es dir möglich, unter ſolchen Betrachtungen noch einmal eine Sünde zu begehen? Du müßteſt blind ſein, du müßteſt allen Verſtand verloren haben, du müßteſt nach Art der Wahnſinnigen deinen Kopf an der Wand zerſchellen wollen. Ein Vernünftiger kann nicht an die Hölle und ihre Qualen denken, und dennoch ſündigen.

Es gibt aber auch noch andere, mächtige Schutzmittel gegen die Sünde, und dahin gehört das lebendige Andenken an die Allgegenwart Gottes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele böſe Handlungen unterblieben, wenn wir uns immer von fremden Augen beobachtet wüßten. Der Dieb ſtiehlt ſo lange nicht, als er ſich vom Eigenthümer geſehen glaubt; der Verleumder ſchweigt in Gegenwart des Betheiligten; der Wollüſtling will ungeſehen und an abgelegenen Orten ſeinen Lüſten fröhnen; wer dem Nächſten Schaden zufügen will, ſucht es wiederum im Geheimen zu thun; kurz, im Verborgenen werden die ſchwärzeſten Pläne ausgebrütet und die gräulichſten Thaten vollbracht, im Angeſichte der Menſchen aber ſcheuet man ſich vor vielen Sünden. Wenn ſchon die Gegenwart der Menſchen im Stande iſt, von der Sünde zurückzuhalten, muß die Gegenwart Gottes nicht noch viel kräftiger wirken? Und Gott iſt ja überall bei dir. Wenn du deine Sünden im verborgenſten Schlupfwinkel gethan, wenn du ſie im tiefſten Keller und in der verborgenſten Einſamkeit verübt; wenn dich kein menſchliches Auge erreicht hat: Einer iſt dennoch immer bei dir geweſen,

hat alle deine Handlungen gesehen, hat alle deine Worte gehört, weiß alle deine Gedanken. Ihm hast du nicht entgehen, ihn nicht ausschließen, ihm Nichts verbergen können. Er hat auch alle deine Handlungen in das Buch des Lebens eingetragen, ohne das Geringste vergessen zu haben; vor ihm mußt du über dieses Alles im Gerichte die strengste Rechenschaft ablegen, und an jenem Tage werden auch deine verborgensten Gedanken, geschweige deine Worte und Handlungen vor aller Welt aufgedeckt und Allen mitgetheilt. Wird dich Solches nicht von der Sünde zurückschrecken? Bedenke nur, daß du jede Sünde im Angesichte Gottes vollbringest, und daß du den ganzen Himmel zu Zuschauern jeder Handlung hast. Stelle dir es vor, wie im Augenblicke der geschehenen Sünde der Zorn Gottes gegen dich entflammt; wie seine Rechte zur Strafe aufgehoben ist; wie dir schon die Hölle offen steht, und du nur noch an einem schwachen Faden über dem schrecklichen Abgrunde schwebest: wirst du da noch sündigen mögen; wird dich nicht, wenn gar nichts Anderes, doch theils Scham, theils Furcht allgewaltig zurückziehen? Das Andenken an den allgegenwärtigen Gott hat sehr viele von der Sünde gerettet. Ihm verdankte Susanna die Erhaltung ihrer Tugend; dieß gab ihr Kraft, jene alten Bösewichte in ihrem sündhaften Begehren abzuweisen und ihre Drohung nicht zu fürchten. Derselbe Gedanke hat auch den ägyptischen Joseph in der größten Gefahr geschützt und unverletzt bewahrt. Mit den Worten: „Wie könnte ich in den Augen des allsehenden Gottes ein so großes Uebel thun," entkam er den Schlingen seiner wollusttrunkenen Gebieterin. Soll dieses Andenken an dir allein alle Kraft verloren haben, dich allein von der Sünde zu bewahren nicht im Stande sein? Glaube es mir, mein Christ, du wirst nicht sündigen, so lange du dir Gott als Augenzeugen deiner Handlungen gegenwärtig denkst, der dich einstens mit aller Strenge darüber richten wird.

Ein Mittel gegen die Sünde sind Leiden und Drangsale. Der Mensch vergißt seinen Gott nicht leichter als im Glücke; wenn aber der Lebenshorizont sich trübt, da kriecht man gerne zum Kreuze. Die Leiden und Drangsale sind wie ausgesendete Boten Gottes, welche den Verirrten von der Sünde zurückrufen, und ihm den Weg zur Tugend wiederum weisen sollen; sie sind Cherubime mit

flammenden Schwertern, welche ſich zwiſchen Tugend und Unrecht ſtellen, und uns den Uebertritt zur Sünde wehren; ſie ſind wie mächtige Donner vom Himmel herab, welche uns von den Miſſethaten zurückjagen, und unter den Schutz Gottes flüchten heißen. Dieſes Mittel wendet Gott ſelbſt oft an, um den Sünder zu beſſern, insbeſonders häufig wendete er es im alten Bunde an. So oft Iſrael die Wege Gottes verlaſſen hatte, mußte es ſeine Sünden in vielen Drangſalen büßen; bald durch Mißwachs und Theuerung; bald durch Krankheit und Peſt; bald durch unglückliche Kriege und feindliche Einfälle; bald durch Zerſtreuung unter fremde Völker. Dieſe Heimſuchungen Gottes hatten gewöhnlich gute Wirkungen. Wenn über Iſrael ſchwer der Arm des Herrn lag, dann erkannte es ſeine Sünden, ſah in der getroffenen Züchtigung eine wohlverdiente Strafe ſeiner Miſſethaten, that Buße, kehrte zu Gott zurück und fand Verzeihung. Hatte ihm alſo die Sünde die Augen geſchloſſen, ſo öffnete ihm dieſe die Strafe wiederum. Beiſpiele haben wir am Könige Ozia, am Könige Manaſſes, 2. Par. 26, 20.; 2. Par. 33, 12.; cf. Pſ. 77, 34., und am ganzen Volke Iſrael in den Tagen, als es gefangen an den Ufern des Euphrat und an den Mauern Babylons ſeine Sünden beweinte. Leiden und Drangſale ſind demnach ein ſehr kräftiges Schutzmittel gegen die Sünde; ſie bewirken, daß der Sünder ſich bekehrt, und verhindern, daß der Bekehrte nicht wiederum in die Sünde falle. O wie viele ſind durch Trübſale bekehrt und in die Arme der Religion zurückgeführt worden. Den Prüfungen Gottes ſchreibt David ſeine Bekehrung zu, indem er ruft: Tag und Nacht lag ſchwer auf mir deine Hand; in meinem Elende (aber) habe ich mich bekehrt, während der Stachel des Gewiſſens in mir haftete. Pſ. 31, 4. Derſelbe König David findet in der Züchtigung des Herrn ſeinen Troſt: Deine Ruthe und dein Stab haben mich getröſtet. Pſ. 22, 4. Auch Tobias nennt die Züchtigung Gottes ſeine Rettung: Ich preiſe dich, o Herr, Gott Iſraels, dafür, weil du mich gezüchtiget und gerettet haſt. Der verlorne Sohn wäre nie gebeſſert worden, wäre nie zu ſeinem Vater zurückgekehrt, wenn ihm nicht Leiden und Drangſale den Rückweg in das Vaterhaus gezeigt hätten. So lange es ihm wohl ging, dachte er nicht an ſeinen Vater, und an die Sünde, die er an ihm begangen, an den Schmerz, welchen er ihm bereitet

hatte: als er aber im größten Elende da saß, als er sich kaum mehr mit den schlechtesten Lumpen gegen den Frost und die Nässe schützen konnte; als er kaum Schweinsfutter genug hatte, seinen Hunger zu stillen: da gingen ihm die Augen auf, da erkannte er die Größe seines Unrechts, da entsteht in ihm der Vorsatz, zu seinem Vater zurückkehren, ihn um Verzeihung anflehen, und von nun an sein wohlgerathener Sohn sein zu wollen. — Die Brüder Josephs dachten vielleicht nie daran, welch ein schweres Unrecht sie an ihrem Bruder begangen hatten, da sie ihn als Knecht nach Aegypten verkauften: aber als sie mit Leiden heimgesucht wurden, und schwere Prüfungen zu bestehen hatten, da erkannten sie ihre Sünde, und sagten mit reumüthigem Herzen: Ach, das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet! O wie viele Heilige müßte der Himmel entbehren, wenn er die abgeben sollte, welche durch Leiden und Trübsale von der Sünde zu Gott bekehrt worden sind! Ignatius, der Stifter der Gesellschaft Jesu, würde nicht der große Heilige geworden sein, hätte ihn nicht Gott durch eine Heimsuchung aus dem Gewühle der Welt herausgerissen und an sich gezogen. Sich kriegerische Lorbeern zu sammeln, in den Augen der Welt groß zu sein, irdischen Ruhm zu erlangen, auszeichnenden Ehrenstellen und hohen Aemtern nachzujagen: — das war das heiße Ziel seiner Bestrebungen. Aber da ließ ihn Gott bei der Belagerung von Pampelona gefährlich verwundet werden, warf ihn auf das Schmerzenslager hin, und sehet, jetzt geht in ihm jene bewunderungswürdige Umwandlung vor, jetzt reifen in seiner Seele jene großartigen Pläne, welche er nach der Hand ausgeführt; jetzt flieht er das, dem er zuvor mit glühender Sehnsucht nachgestrebt; jetzt ist ihm eine Last und Bürde, was ihm zuvor eine Freude und Lust gewesen; jetzt will er verachtet und mißkannt sein, da er doch zuvor so sehr nach Ehre und Auszeichnung verlangt hat; jetzt will er nicht mehr der Welt, sondern nur Gott dienen, und in diesem Dienste will er ganz verzehrt und aufgelöset werden. Sehet da, wie die Drangsale gewaltig zu Gott ziehen; denn was wir an dem heiligen Ignatius bewundern, das ist vielen tausend Auserwählten Gottes widerfahren; den Leiden und Drangsalen, welche ihnen Gott geschickt, verdanken sie die erlangte Himmelskrone. Deßwegen waren die Leiden heiligen Seelen ein so theueres Gut, und deß-

wegen erflehten ſie ſich dieſe im chriſtlichen Gebete von Gott; denn ſie erkannten in ihnen das kräftigſte Schutzmittel gegen die Sünde und die Verführungen der Welt. Deßwegen ſahen ſie es für ein glückliches Vorzeichen an, wenn Gott eine Seele, deren Bekehrung ihnen am Herzen lag, mit Trübſalen heimzuſuchen anfing.

Um vor Sünden bewahrt zu werden, iſt vor Allem auch nothwendig, ſeinen Hauptfehler abzulegen und ſeine vorzüglichſte Leidenſchaft zu überwinden. Faſt jeder Menſch hat eine Lieblingsneigung; hat eine Leidenſchaft, welche beſonders großen Einfluß über ihn ausübt, hat eine Sünde an ſich, in welche er beſonders oft fällt. So z. B. iſt der Eine mit unmäſſiger Liebe an den Reichthum gebunden, das Geld iſt ſein Alles, dafür gäbe er Alles, er iſt alſo ein Geizhals; ein Anderer ſündiget am gröbſten gegen das ſechste Gebot, er iſt ein Wollüſtling; ein Dritter iſt vorzüglich der Unmäſſigkeit ergeben, — er iſt ein Säufer und Trunkenbold; das Laſter der Verleumdung iſt bei einem Vierten, das der Feindſeligkeit und Rachſucht bei einem Fünften, das der Lüge bei einem Sechsten Hauptſünde. Jeder muß nun vor Allem dieſe ſeine Haupt- und Lieblingsſünde bekämpfen; denn er kann ſo lange nicht von der Sünde entlediget werden, als dieſer Hauptfeind im Herzen zurückbleibt. So lange, mein Chriſt, dieſe Lieblingsneigung in deinem Herzen zurückbleibt, hat gleichſam die Hölle einen feſten Punkt in dir und beherrſcht dich alſo auch; denn der, welcher die Feſtung eines Landes inne hat, beherrſcht das Land. Wenn du alſo dem böſen Feind von anderen Seiten noch ſo ſehr zuſetzeſt und ihn in die Enge bringſt, wenn du dir Mühe geben würdeſt, auch alle übrigen Sünden zu meiden; der Teufel würde darüber lachen, er zöge ſich in ſeine Feſtung zurück, und würde von dort aus alle Angriffe zurückſchlagen, und durch häufiges Ausfallen dich bald überwunden haben. Du mußt daher, mein Chriſt, wenn du dich beſſern und von der Sünde frei werden willſt, vor Allem deine Gewohnheitsſünde ablegen. Und du darfſt dich nicht damit begnügen, den Baum der Sünde, welcher in deinem Herzen wurzelt, nur ein wenig zu behauen, und ihm einige Aeſte abzunehmen: dieß achtet der Teufel nicht; damit gewinnſt du nichts; denn ſchnell iſt das Verlorene wiederum doppelt erſetzt. Ganz und gar vom Grunde aus und mit der Wurzel mußt du deine Leidenſchaft aus deinem

Herzen herausreißen, und du mußt es thun, ſollte es dich auch noch ſo große Anſtrengung und noch ſo viel Ueberwindung koſten. Denn haſt du noch nie bemerkt, daß man einen Acker von Unkraut nicht reiniget, wenn man nur die grünen Geſchoſſe hinwegrupft, aber die Wurzeln in der Erde ſtecken läßt? Werden dieſe zurückgelaſſen, werden ſie nicht ſchnell wiederum neue Sproſſen treiben, und will man es verhüten, — muß man nicht auch die Erde aufwühlen und auch die Wurzeln herausnehmen? Wenn du aber über deine Hauptleidenſchaft den Sieg davon getragen haſt, dann ſei überzeugt, daß du auch deine übrigen, dir noch anklebenden Sünden mit leichter Mühe ablegen kannſt, ja ſie werden ſogar ſelbſt von dir fallen, weil ſie ja ihren gemeinſchaftlichen Stütz- und Einigungspunkt verloren haben. Wenn der Kern einer Armee geſchlagen iſt, dann zerſtreuen ſich die übrigen Haufen; es iſt kein Widerſtand mehr zu beſorgen, ſie löſen ſich im Gegentheil von ſelbſt auf. Und wenn die Hölle ihren feſteſten Punkt erobert und zerſtört weiß, dann fliehet ſie, und Alles, was in ihrem Gefolge iſt, alſo Sünde und Verſuchung, wird von ihr in der Flucht mitfortgeriſſen. Meine Theuern, forſchet allen eueren Lieblingsſünden nach, und wenn ihr ſie entdeckt habt, ſo gebet euch alle erdenkliche Mühe, davon los zu werden; denn ohne ſie abgelegt zu haben, gibt es für euch eben ſo wenig eine Beſſerung, als es einen Frieden gibt, ſo lange man den Feind in Mitte des Landes walten läßt.

Wollt ihr, meine Theueren, von der Sünde los werden, ſo müßt ihr auch die Gelegenheit zur ſelben meiden, und dürft euch muthwilliger Weiſe und ohne Noth keiner Gefahr ausſetzen. Wer ſich in die Gefahr begibt, ſagt der heilige Geiſt, der kömmt darin um. Mit der Sünde darf man ſich in keine Unterhandlung, in kein Geſpräch, in keinen Wortwechſel einlaſſen. Wer Solches thut, iſt von ihr ſchon beſiegt und unterworfen. Nur die ſchnelle Flucht kann retten, und nur in der Flucht iſt der Sieg. Dieß erfuhr ſchon unſere Stammmutter. Sie blieb von der Gelegenheit zur Sünde nicht ferne, ſie gab ſich in die Gefahr, und ſo kam ſie in derſelben um. Sie trat zum Baum der verbotenen Frucht hinzu, ſie ließ ſich mit dem Verſucher in ein Geſpräch ein; — und was geſchah? Sie ſündigte, ohne es zu wollen, ohne es zu erkennen, ohne es zu glauben ſündigte ſie. Wäre Eva nicht zum

verhängnißvollen Baum hinzugetreten, wäre ſie ferne geblieben; hätte ſie ſich mit dem Verführer in kein Geſpräch eingelaſſen, ſondern wäre ſie ihm ausgewichen und vor ihm geflohen, ſie hätte nicht geſündigt; weil ſie aber der Gelegenheit zur Sünde nicht auswich, ſo iſt ſie gefallen. Die Gelegenheit zur Sünde iſt ſelbſt den heiligſten und größten Helden in der Frömmigkeit gefährlich, und ſie dürfen alle Gewalt anwenden, um von ihr nicht zum Falle gebracht zu werden; deßwegen entzogen ſich auch die Heiligen der Welt, welche ſo voll von Verſuchungen iſt, und flohen in die verborgenſte und ödeſte Einſamkeit, um deſto weniger den Verſuchungen der Welt ausgeſetzt zu ſein. Welche Tollkühnheit und Verwegenheit wäre es demnach, wenn wir uns, die wir doch ſo ſchwach und ſo gebrechlich ſind, in der Verſuchung und der Gelegenheit zum Böſen und zur Sünde ſicher glaubten? Es kann für die Beſſerung kein größeres Hinderniß geben, als die nächſte Gelegenheit zur Sünde nicht meiden zu wollen. In der Gelegenheit zur Sünde dennoch nicht zu ſündigen, nennt der heilige Bernhard ein größeres Wunder, als die Erweckung eines Todten. Wer die Gelegenheit zur Sünde nicht aufgibt, und dennoch ſagt: Ich will nicht mehr ſündigen, — ſagt: Ich will mich in einen Feuerofen ſtürzen, aber brennen laſſe ich mich von den Flammen nicht; oder er ſagt: Ich will mich von der Höhe des Daches auf das Pflaſter herabſtürzen, aber Schaden will ich dabei keinen nehmen. Unſinn und Unmöglichkeit wäre dieſes, und Unſinn und Unmöglichkeit iſt auch jenes. Denn die Gelegenheit zur Sünde und die Verſuchung macht die Sünde nicht nur möglich, ſondern ſie ladet auch dazu ein, und erleichtert ihre Ausführung; noch mehr, ſie reizt mächtig an, und reißt wie mit Gewalt zum Böſen fort; ſie macht, daß man ſündiget, ohne zu wollen, ja oft, ohne es zu meinen. Jungfrauen, fragt ſo manche euerer gefallenen Schweſtern; ſie haben ſich gewiß nicht in dieſe oder jene Verbindung in der Abſicht eingelaſſen, um dadurch ihre Ehre zu verlieren; ſie ſind gewiß nicht in der Abſicht an dieſen oder jenen Unterhaltungsort hingegangen, um ſich dort ihre Unſchuld rauben zu laſſen; ſie haben auch oft ſcheinbar gekämpft und ſich geſträubt: aber ſehet, weil ſie die Gelegenheit nicht aufgaben, deßwegen fielen ſie, und ſündigten ſie, — wider Willen fielen und ſündigten ſie. Denn ihr

müßt auch das noch wiſſen, daß Gott ſolchen ſeine Gnade entzieht, welche ſich ohne Noth der Gefahr zur Sünde ausſetzen; daß er ihnen ſeinen Schutz nimmt, ſie zur Strafe für ihren Leichtſinn oder ihre Tollkühnheit abſichtlich fallen läßt. Meine Freunde, wollen wir alſo von der Sünde frei bleiben, ſo müſſen wir die Gelegenheit zum Böſen meiden; fliehen müſſen wir vor ihr, wie vor einem Ungeheuer, und ſcheuen müſſen wir ſie, wie das tödtlichſte Gift.

Daß ich euch aber das kräftigſte Schutzmittel gegen die Sünde nicht verſchweige. Es iſt dieſes der öftere Gebrauch der heiligen Sakramente. Das Sakrament der Buße iſt der Tod der Sünde, durch ſeinen würdigen Empfang wird die Sünde zerſtört; wird der Schlange der Kopf zertreten, und der böſe Feind aus unſeren Herzen hinausgeworfen, hielte er es auch noch ſo feſt umklammert; es iſt jene Heilquelle, in welcher die, wenn auch bis zum Tode erkrankte Seele, wieder Geſundheit erhält; es iſt jenes ſcharfe Meſſer, das jede Sünde und jede Makel, wäre ſie der Seele auch noch ſo tief eingedrückt, wieder hinwegfrißt; es iſt jenes Heilbad, in welchem die Seele, wäre ſie ihrer Sünden wegen auch ſchwärzer, denn die Kohle, wiederum weiß wie Schnee gewaſchen wird. Beladen mit dem Zorne Gottes, der Hölle verfallen, und mit einem Fuße ſchon in der Hölle ſtehend, tritt der Sünder ein in den Beichtſtuhl, aber gereiniget und ſchön, als ein Kind der Gnade, als ein Freund Gottes, als ein Erbe des Himmels tritt er wiederum heraus. In der Beicht werden die bisher begangenen Sünden abgenommen; aber zugleich wird der Beichtende wie mit einem Zaune umgeben, wodurch er gegen zukünftige Sünden geſichert ſein ſoll. Es werden ihm alle ſeine Wunden aufgedeckt, und er ſieht mit eigenen Augen, wie weit der Schaden ſchon um ſich gefreſſen; er wird erſchreckt durch die Schilderung der Strafgerichte Gottes, es wird ihm Haß gegen die Sünde eingeflößt; es werden ihm die ſchauerlichen Peinen und Qualen gezeigt, welche ſeiner warten, wenn er von der Sünde nicht abſteht; er wird gebeten bei dem Blute Jeſu Chriſti, doch den Weg der Sünde zu verlaſſen; gezeigt werden ihm ſodann auch die Wege, welche er gehen muß, um wieder zu Gott zurückzukommen; gegeben wird ihm die nothwendige Gnade, um im Kampfe gegen die Sünde und Verſuchung nicht zu unterliegen. Sehet, wie durch das heilige Sakrament der Buße die

Sünde zerſtört wird, wie es iſt ein ſo kräftiges Schutzmittel gegen das Böſe; die, welche oft würdig beichten, ſündigen viel weniger und ſind viel ſtärker, als die, welche es ſelten thun. Dieſes weiß der böſe Feind gar wohl; daher will er uns der Früchte dieſes Gnadenmittels berauben. Wie Holofernes bei der Belagerung der Stadt Bethulien den Einwohnern die Quelle austrocknete, und das Waſſer abſchnitt, um die Uebergabe der Stadt zu erzwingen, ſo bemüht ſich auch der böſe Feind, uns die Quellen abzugraben, und die Kanäle zu verſanden, durch welche die göttliche Gnade in unſer Herz hereinſtrömt. Deßwegen hält er viele vom Sakramente der Buße zurück; die Einen durch falſche Scham, die Anderen, indem er ihnen das Beichten als eine zu große Schwierigkeit darſtellt, wieder Andere, indem er ſie in falſche Ruhe einwiegt, und zu ihnen ſagt: Du lebſt ja ohnehin fromm, du haſt keine Sünde auf dir; warum ſollteſt du ſo oft beichten? Wieder Andere durch noch andere Vorurtheile. Aber, mein Chriſt, laß dich von ſolchen Einſprechungen nicht zurückhalten, ſondern glaube, daß ſie dir kein guter Geiſt eingegeben. — Was ſoll ich erſt noch von der heiligen Kommunion ſagen? Durch ſie kömmt Jeſus Chriſtus zu uns, erfüllet und durchdringet unſer Herz: wie kann alſo in ihm noch die Sünde ſein? Wenn Jeſus Chriſtus bei uns iſt: wie können wir noch ſündigen? Wenn wir ihn in unſerm Herzen tragen, wie kann uns die Hölle noch ſchaden! Die Buhlerin Rahab nahm die Boten Gottes in ihr Haus auf, und dadurch bekam ſie Verzeihung, und wurde ſammt den Ihrigen gerettet. Was dürfen wir nicht Alles hoffen, wenn wir Jeſum Chriſtum in unſeren Herzen tragen? Eliſäus ſchien mit dem von Elias hinterlaſſenen Mantel deſſen Geiſt geerbt zu haben; um wie viel mehr werden wir theilhaftig ſein Chriſti Geiſt, wenn er in unſeren Herzen wohnt? Der Wolf fällt die Heerde nicht an, wenn ihn die kräftigen Streiche des wachſamen Hirten zurücktreiben: welch ein Feind wird denn unſerer Seele ſchaden können, wenn Jeſus Chriſtus bei und in ihr iſt? Schon im Zuſtande ſeiner tiefſten Erniedrigung flohen die Teufel vor Jeſus Chriſtus, und konnten ſeine Gegenwart nicht ertragen: wie fürchterlich wird er ihnen nicht erſt jetzt in ſeiner himmliſchen Majeſtät ſein, und wie können wir noch zweifeln, daß nicht die ganze Hölle vor uns zittere, wenn wir unſern Herrn bei uns haben? Wodurch,

Digitized by Google

meinst du wohl, sind die Heiligen Gottes so stark gewesen? Was hat ihnen den Muth gegeben, ihren Glauben so heldenmüthig vor aller Welt zu bekennen? Was hat ihnen die Kräfte verliehen, so bewunderungswürdige Thaten auszuüben, so unglaubliche Tugenden zu vollbringen, so unerhörte Siege und Selbstverleugnungen über sich zu gewinnen? Sieh, der häufige Empfang des heiligsten Altarssakramentes gab ihnen diese Stärke und diese Kräfte.

An dieses Alles füge noch oftmaliges und andächtiges Gebet. Der Herr selbst empfiehlt das Gebet als Schutzwaffe gegen die Sünde; denn er sagt: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. Das Gebet vermehrt auch die Gnade. Es ist, wie ein Magnet, der die Hilfe des Himmels auf uns herabzieht, und uns stark macht in jeder Versuchung. Wer viel und andächtig betet, wird wenig und selten sündigen.

Laßt uns diese Mittel eifrigst benützen; denn sie sind kräftig, uns vor der Sünde zu bewahren, und wenn wir auch in dieselbe verfallen sind, uns daraus wieder zu retten.

40) Von den besondern Arten der schweren Sünden.

Im Hinblick auf die offenbare Größe, Böswilligkeit und Fruchtbarkeit der Sünden unterscheidet man besondere Arten derselben, und theilt sie in specielle Klassen ab. Darnach gibt es:

I. Himmelschreiende Sünden.

Diese Sünden verstossen in tiefgreifender Weise gegen die von Gott gewollte, natürliche Ordnung. Sie fordern ihrer offenbaren Bosheit wegen gleichsam die göttliche Strafgerechtigkeit auf, indem sie, so zu sagen, zum Himmel aufschreien: Herr, strafe und zeige deine Gerechtigkeit. Dieser Sünden sind vier, nämlich:

1) Vorsätzlicher Mord. — Man versteht unter dem Morde die unbefugte und vorsätzliche Zerstörung eines Menschenlebens. Die Schwere dieser Sünde liegt darin, weil der Mörder dem Lebenden das erste und kostbarste Gut, und mit ihm ein jedes andere Lebensgut, das Mittel, Gutes zu wirken, und jenes Gut raubt, welches niemals mehr ersetzt werden kann. Daß diese Sünde mit Recht eine himmelschreiende genannt wird, beruht auf dem Zeugnisse der heiligen Schrift selbst; denn wir lesen von dem Morde,

welchen Kain an ſeinem Bruder Abel begangen hat: Die Stimme von deines Bruders Blut ſchreit zu mir von der Erde. 1. Moſ. 4, 10. Vergl. den Artikel „Mord" B. 13. S. 310 u. flgd., wo ausführlich über dieſe Materie gehandelt iſt.

2) Die ſtumme oder ſodomitiſche Sünde. — Es werden darunter widernatürliche Sünden gegen das ſechste Gebot verſtanden. Iſt der Mord gegen das Leben des Einzelnen gerichtet, ſo iſt die ſodomitiſche Sünde gegen den Beſtand der Gattung; denn bei den widernatürlichen Sünden gegen die Keuſchheit wird die Erzeugung eines Menſchen mit Abſicht verhindert. Sodomitiſche Sünde wird ſie genannt, weil ſich derſelben die Einwohner von Sodoma und jener Städte, die mit Feuer vom Himmel verzehrt wurden, ſchuldig machten; ſtumme Sünde aber, weil ſie ſo abſcheulich iſt, daß ſelbſt derjenige, welcher ſie begeht, davon nicht reden will, und ſich ſchämt, ſie zu bekennen. Auch heißt ſie ſtumm, weil ſie den Menſchen völlig entwürdiget, und dem ſtummen Thiere ähnlich macht. Auch dieſe Sünde wird in der heiligen Schrift als eine himmelſchreiende bezeichnet; denn wir leſen: Das Geſchrei der Sodomiter und Gomorrhäer iſt vervielfältiget, und ihre Sünde iſt ſehr ſchwer geworden. Darum will ich hinabgehen und ſehen, ob ſie das Geſchrei, ſo zu mir kam, im Werke vollbracht u. ſ. w. 1. Moſ. 18, 21. Cf. den Artikel „Keuſchheit" B. 11. S. 615.

3) Die Unterdrückung der Wittwen und Waiſen. — Iſt es ein Grundgeſetz des menſchlichen Geſchlechts, daß einem Jeden ſein Recht zu Theil werde, und daß ein Jeder in ſeinem Beſitzthum erhalten werde, ſo erreicht die Unterdrückung des Sinnes für Recht und Gerechtigkeit dann den höchſten Grad, wenn ſelbſt jene in ihrem Rechte verkürzt werden, die, wie Wittwen und Waiſen, ſich nicht zu ſchützen vermögen der hilfloſen Lage wegen, in welcher ſie ſich befinden. In der heiligen Schrift heißt es von dieſer Sünde: Wittwen und Waiſen ſollet ihr nicht beleidigen; wenn ihr ſie aber beleidiget, werden ſie zu mir ſchreien, und ich werde ihr Geſchrei hören. 3. Moſ. 22, 23.

4) Ungerechte Vorenthaltung oder Verringerung des verdienten Liedlohnes. — Eine nicht minder ſchreiende Verletzung der Gerechtigkeit; denn iſt es überhaupts Sünde, dem Nächſten das Seinige zu entziehen oder vorzubehalten; wie groß

ist nicht die Pflichtverletzung, wenn man ihm den mit sauerer Mühe verdienten, und zum Unterhalt für sich und die Seinigen so nothwendigen Lohn unbilliger Weise zurückhält oder verkürzt! Darüber lesen wir in der heiligen Schrift: Wer Blut vergießt, und der, welcher den Taglöhner betrügt, sind Brüder. Sirach 34, 27. Und wieder: Wehe dem, der sein Haus mit Ungerechtigkeit bauet, und dem Arbeiter seinen Taglohn nicht gibt. Jerem. 22, 13. — Und im neuen Bunde sagt der Apostel: Sieh, der Lohn der Arbeiter, die euere Felder eingeärntet haben, welcher von euch vorenthalten worden, schreiet, und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen. Jak. 5, 4.

Die vorstehenden vier Sünden heißen, wie wir bemerkten, himmelschreiende, weil sie so groß und abscheulich sind, daß sie laut die Strafe des Himmels auf ihre Thäter herabrufen. Und wirklich, ist der vorsätzliche Todschlag nicht eine That, worüber die Natur selbst sich entsetzt? Kann hienieden, wo das Leben das größte Gut des Menschen ist, etwas Schauerlicheres gedacht werden, als die Bosheit, wobei man vergißt, daß man selbst Mensch ist, und sich so weit vergeht, daß man seinen Nebenmenschen mordet, der das Ebenbild der Gottheit ist, durch das Blut des Sohnes Gottes erlöset worden und dem Fleische und Blute nach ein Bruder seines Mörders ist? Welch ein offenbarer Eingriff in die höchsten Rechte Gottes ist nicht dieses, der allein Herr über Leben und Tod des Menschen ist! Welch eine Ungerechtigkeit begeht man dadurch nicht gegen seinen Mitmenschen!

Und was soll ich von jener Sünde sagen, die man unter Christen nicht einmal nennen soll? Was ist abscheulicher, als die stumme oder sodomitische Sünde? Selbst Heiden erkannten die Schauerlichkeit dieser Freveltat. Daher verordnete Lajus, König der Thebaner, daß jene, welche auf solche Art sündigen würden, verbrannt werden sollen. Der irdische Richter kann nur eine zeitliche Strafe verhängen; Gott aber wird seine Strafhand auf solche Frevler nicht bloß zeitlich, sondern ewig fallen lassen. Wie uns der Apostel Judas in seinem Sendschreiben zu verstehen gibt, so sind die Sodomiter von dem zeitlichen Schwefelfeuer des erzürnten Himmels in die ewigen Flammen der Hölle gestürzt worden. Schließt aus der Größe der zeitlichen und ewigen Strafe,

welch ein schrecklicher Gräuel diese Sünde in den Augen Gottes sein muß.

Wie sehr versündigen sich nicht auch jene, welche Wittwen und Waisen drücken und um das Ihrige bringen? Der Wittwen- und Waisenstand ist schon an und für sich traurig, und bringt viele Beschwerden mit sich. Solchen nicht nur nicht zu Hilfe zu kommen, sondern ihnen das Elend und den Jammer noch vermehren: ist dieses nicht gefühllos, nicht grausam? Wird daher ein solcher Frevel nicht mit Recht eine Sünde genannt, die durch ihre Schwere die Rache und den Fluch Gottes auf den Thäter herabruft?

Nicht minder groß ist die Ungerechtigkeit, welche den Dienstboten und Arbeitern den verdienten Lohn ohne gegründete Ursache entzieht oder verkürzt. Wie grausam! Diese Leute verzehren sich oft in unserm Dienste, und wir entziehen ihnen den sauer erworbenen Lohn. Dem Ochsen, der für uns arbeitet, geben wir das nöthige Futter; aber dem Taglöhner entziehen wir seinen Lohn und Unterhalt. Was gleicht dieser Bosheit? Es ist eine Art Mord; denn wer dem Arbeiter nicht gibt, was er sich sauer verdient hat, der entzieht ihm seine Lebensnothdurft, und verkürzt ihm durch Kummer und Noth dieses selbst. Wer sieht daher nicht die Größe und die Ruchlosigkeit dieser Frevelthat ein?

So stellt sich denn nach allen Seiten klar heraus, welch ein Gräuel die vorstehenden vier Sünden vor Gott sind, und daß sie mit Recht den Namen der himmelschreienden verdienen.

II. Sünden gegen den heiligen Geist.

Daß es Sünden gegen den heiligen Geist gebe, darin sind die heilige Schrift und die heiligen Väter einig. In der heiligen Schrift lesen wir: Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen nachgelassen; aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird nicht nachgelassen werden. Und wer ein Wort wider des Menschen-Sohn redet, dem wird vergeben werden; wer aber wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser, noch in der künftigen Welt vergeben werden. Matth. 12, 31. 32. — Was unter Lästerung des heiligen Geistes zu verstehen sei, darin gehen die heiligen Väter allerdings in ihren Ansichten auseinander. Die Einen verstehen unter Lästerung gegen den heiligen Geist die Leugnung der Gott-

heit Jesu Christi. Dahin gehören z. B. Hilarius. So schreibt dieser heilige Vater: Was liegt so sehr außer aller Verzeihung, als in Christus zu leugnen, daß er Gott sei, und die in ihm bestehende Wesenheit des väterlichen Geistes zu nehmen? — Andere Väter verstehen unter „heiliger Geist" die ganze Dreieinigkeit; so Cyrillus von Alexandrien, Richard von St. Viktor und Andere. So schreibt Cyrillus: Nicht auf den heiligen Geist allein, sondern auf das ganze göttliche Wesen bezieht sich diese Lästerung. Der Heiland selbst sagt ja einmal, daß Gott ein Geist sei. Eine Lästerung gegen den heiligen Geist ist daher gegen das höchste und erhabenste Wesen Gottes; denn die Natur Gottes ist Eine, welche in der heiligsten Dreifaltigkeit erkannt und angebetet wird. Wieder andere Väter verstehen unter Blasphemie gegen den heiligen Geist jene Sünde, welche man begeht, indem man die Gottheit des heiligen Geistes leugnet. So sagt der heilige Epiphanius: Eine Blasphemie gegen den heiligen Geist nennt es Christus, wenn Jemand die Gottheit des heiligen Geistes leugnet, und ihn als einen Diener und als ein Geschöpf bezeichnet. Noch andere Väter nennen es eine Lästerung gegen den heiligen Geist, wenn man die Wunder Christi leugnet und in ihnen etwa ein Werk des Teufels erblickt. So sagt der heilige Hieronymus: Wer die Werke Gottes deutlich erkennt, und da er die Kraft Gottes nicht leugnen kann, dieselben, vom Neide angetrieben, schmähet, und Christum, das Wort Gottes und die Werke des heiligen Geistes ein Werk des Beelzebub nennt, dem wird nicht vergeben, weder in dieser Welt, noch in der andern. Es fehlt auch nicht an solchen Vätern, die eine jede nach der Taufe begangene, schwere Sünde für eine Lästerung des heiligen Geistes erklären, so z. B. Origenes; während Ambrosius in der Zurückweisung der gepredigten Wahrheit eine Sünde gegen den heiligen Geist erblickt.

So viel ist klar, daß sämmtliche heilige Väter unter den Sünden gegen den heiligen Geist Sünden von besonderer Bosheit verstehen, die namentlich auf den heiligen Geist selbst und sein Werk Bezug haben. Nun aber ist es Sache des heiligen Geistes, zu heiligen, und hiezu die nöthige Gnade zu spenden. Darnach konnte es nicht fehlen, daß man als Sünde gegen den heiligen Geist namentlich Alles bezeichnete, was das Wirken desselben bei den

Menſchen abſichtlich vereitelt, wodurch allerdings auch wieder ſeine göttliche Weſenheit ſelbſt wenigſtens indirekt angegriffen iſt; denn jede Sünde gegen den heiligen Geiſt ſchließt mehr oder weniger Haß gegen Gott, und insbeſondere gegen den heiligen Geiſt in ſich. Sie bekämpft daher auch den heiligen Geiſt und ſein Wirken, und möchte ihn, wenn ſie im Stande wäre, vernichten. So liegt den Sünden gegen den heiligen Geiſt ein wahrhaft teufliſcher Wille zu Grunde, und vorzüglich hierin beſteht ihre Größe. Je nachdem ſich dieſer böſe Wille äußerte, machte man bei den Sünden gegen den heiligen Geiſt verſchiedene Unterſchiede. Der heilige Auguſtin unterſcheidet bereits mehrere Sünden gegen den heiligen Geiſt. So ſagt er, daß diejenigen, welche an der Vergebung der Sünden verzweifeln, ſo wie auch die, welche ohne Beſſerung auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen, gegen den heiligen Geiſt ſündigen. Lib. de fide c. 3. Wieder nennt er im Buche über die Worte des Herrn die beharrliche Unbußfertigkeit eine Sünde gegen den heiligen Geiſt. Serm. 11. c. 14. 15 u. 21. Eben dahin zählt er: Wenn Einer nicht glaubt, daß in der Kirche die Gewalt beſtehe zur Nachlaſſung der Sünden. Enchir. c. 38. In der Bergpredigt erklärt er den Neid über die dem Bruder ertheilte Gnade des heiligen Geiſtes als Sünde gegen den heiligen Geiſt; dahin rechnet er auch die Verachtung der Wahrheit, ſo wie den böſen Willen gegen die Brüder, welchen ſich Gott offenbart. Ein anderes Mal nennt er es noch eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, wenn man wiſſentlich die Werke des heiligen Geiſtes dem Teufel zuſchreibt. Man ſieht, der Hauptſache nach kennt ſchon der heilige Auguſtin jene Sünden, die heut zu Tage als ſolche gegen den heiligen Geiſt bekannt ſind. Die eigentliche Feſtſtellung der in der Kirche bekannten ſechs Sünden gegen den heiligen Geiſt gehört der ſcholaſtiſchen Theologie an, und wird namentlich Petrus Lombardus als Begründer der Sechszahl der Sünden in den heiligen Geiſt bezeichnet. Dieſe ſechs Sünden nun ſind:

1) Vermeſſentlich auf Gottes Barmherzigkeit ſündigen (praesumtio). Dieſe Sünde begeht man, wenn man Böſes thut, weil Gott gut iſt; wenn man ferner in Sünden leichtſinnig verharrt, und furchtlos fortſündiget, weil Gott nicht ſogleich ſtraft, und gerne zu verzeihen bereit iſt. Von einer ſolchen Handlungsweiſe

Digitized by Google

wird geradezu Gottes Gerechtigkeit geleugnet, oder von Gott doch erwartet, was seiner Wesenheit widerspricht. Hierauf beziehen sich die Aussprüche der heiligen Schrift: Sprich nicht: Ich habe wohl gesündiget, aber was ist mir Leides widerfahren?... Sei nicht ohne Furcht über die nachgelassene Sünde, und häufe nicht Sünde auf Sünde. Und sage nicht: Die Barmherzigkeit des Herrn ist groß; er wird die Menge meiner Sünden vergeben. Denn zwar nähert sich schnell seine Barmherzigkeit, aber auch sein Zorn, und sein Zorn sieht auf die Sünder. Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschieb es nicht von einem Tage zum andern; denn plötzlich kömmt sein Zorn und wird zur Zeit der Rache dich verderben. Sirach 5, 4—10. Und der Apostel sagt: Verachtest du den Reichthum der Güte Gottes, seiner Geduld und Langmuth? Weißt du nicht, daß die Güte Gottes zur Buße dich leitet? Röm. 2, 4. — Sieh den Artikel „Buße" B. 3. S. 181 u. flgd., und B. 11. S. 204 u. 205.

2) An Gottes Barmherzigkeit verzweifeln (desperatio). — Diese Sünde besteht darin, daß man entweder leugnet, daß Gott das Heil Aller wolle, oder daß man dafür hält, verloren zu sein, und eine Verzeihung nicht mehr hoffen zu dürfen. In diesem Zustande befanden sich Kain, der ausrief: Meine Missethat ist größer, als daß ich Verzeihung verdiente 5. Mos. 4, 13.; und Judas, der sich mit einem Strick aus Verzweiflung erhenkte. Matth. 27, 5. — Sieh B. 11. S. 199—204.

3) Der erkannten christlichen Wahrheit hartnäckig widerstreben (impugnatio veritatis agnitae). — Diese Sünde begehen jene, die aus geflissentlicher Bosheit die Wahrheit des christlichen Glaubens bestreiten. So thaten die Juden, welche die Lehre Jesu verwarfen und seine Wunder für Werke des Teufels erklärten. Solche hat auch der heilige Stephanus im Auge, wenn er spricht: Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren! Ihr widerstrebet allzeit dem heiligen Geiste, wie euere Väter, so auch ihr. Apostelgesch. 7, 51. Und der Apostel sagt: Gleichwie Jannes und Mambres dem Moses widerstanden, so widerstehen auch diese der Wahrheit, Menschen verdorbenen Sinnes, verworfenen Glaubens. 2. Timoth. 3, 8. — In diese Sünde verfallen jene Irrgläubigen, die durch Gottes Erleuchtung die Wahr-

heit des katholiſchen Glaubens erkennen, ſich aber in ihrem Irrthume zu beſtärken ſuchen, oder gar die Wahrheit in Schrift und Rede bekämpfen.

4) Den Bruder um der göttlichen Gnade willen beneiden (invidentia fraternae gratiae). — Dieſe Sünde beſteht darin, daß man ſeinem Nächſten geiſtige Güter und Gaben, welche ihm Gott verleiht, mißgönnt und ihn darüber haßt. Einen ſolchen Neid hatte Kain gegen ſeinen Bruder Abel. Weil Abels Opfer bei Gott wohlgefällig war, der Herr aber auf Kain und ſeine Gaben nicht ſah, ſo ergrimmte Kain und ſein Angeſicht ſenkte ſich. 1. Moſ. 4, 4. 5. — So war auch Jonas ungehalten darüber, daß der Herr ſich der Niniviten erbarmte, und den von ihm verkündigten Untergang der Stadt nicht eintreffen ließ. Jon. 4. Gar Viele ſelbſt von denen, die unter die Beſſeren gehören wollen, machen ſich dieſer Sünde bald in höherem, bald in geringerem Grade ſchuldig, indem ſie es z. B. oft nicht ertragen können, daß der Nächſte beſſer iſt, und in manchen Tugenden größere Fortſchritte macht.

5) Gegen heilſame Ermahnungen ein verſtocktes Herz haben (obstinatio). — Wer die guten Lehren und Ermahnungen nicht annimmt, ſie vielmehr mit Unwillen zurückweist, ſich gleichgiltig darüber hinwegſetzt, ja ſie verachtet, der macht ſich dieſer Sünde ſchuldig. Wie liebevoll redete Gott nicht dem Kain zu, aber wie verſtockt blieb er! Ueber hundert Jahre lang ließ Gott den Noe an der Arche bauen, und dieſer Bau war eine fortwährende Bußpredigt für ſeine Zeitgenoſſen; allein ſie kehrten ſich nicht daran. Ein noch auffallenderes Beiſpiel der Verſtockung iſt Pharao, der jedes Mal, ſobald die Strafe aufhörte, ſich verhärtete und das Volk nicht ziehen ließ. Dieſer Sünde machte ſich auch der größte Theil des jüdiſchen Volkes zur Zeit Chriſti und der Apoſtel ſchuldig, da ſie den Predigten Jeſu und ſeiner Apoſtel beharrliche Verſtocktheit entgegenſetzten. Wie gefährlich es übrigens iſt, wider heilſame Ermahnungen ein verſtocktes Herz zu haben, leſen wir in der heiligen Schrift, wenn es heißt: Ueber einen Mann, der hartnäckig den verachtet, der ihn warnt, kömmt plötzlich Verderben, und iſt ihm nicht mehr zu helfen. Sprüchw. 29, 1.

6) In der Unbußfertigkeit vorſätzlich verharren

(impoenitentia finalis), das heißt, mit Beharrlichkeit Böses thun, ohne Willen, ſich je zu beſſern. So ſündigten die Einwohner von Sodoma und Gomorrha bis zu ihrem Untergange fort; dasſelbe thaten die Menſchen ſchon früher zur Zeit der Sündfluth. Eben ſo verhärteten ſich die Einwohner von Jeruſalem in ihrem Unglauben und in ihrer Laſterhaftigkeit.

Was nun dieſe im Vorhergehenden aufgeführten Sünden gegen den heiligen Geiſt betrifft, ſo liegt ihnen, wie ſchon oben dargeſtellt worden iſt, eine beſondere Bosheit zu Grunde. Daher haben einige Väter, wie Origenes, dann ſelbſt Ambroſius ꝛc., ſchlechthin ihre Unverzeihlichkeit ausgeſprochen. So ſagt Ambroſius: Wenn Jemand die Gottheit und Hoheit und ewige Macht des heiligen Geiſtes leugnet, ſo kann es da keine Verzeihung geben, wo die Fülle der Gotteslästerung iſt. Lib. 1. de Spirit. sanct. c. 3. Nun ſagt zwar die heilige Schrift ſelbſt, daß eine Läſterung gegen den heiligen Geiſt nicht nachgelaſſen werden wird. Matth. 12, 31. 32. Allein man muß unterſcheiden. Die Kirche, geſtützt auf die Ausſprüche der heiligen Schrift, daher unfehlbar in ihrer Lehre, kennt keine Sünde, die abſolut unverzeihlich wäre. Daher können auch die Sünden in den heiligen Geiſt nicht abſolut als unverzeihbar bezeichnet werden. Mit Recht erklären ſich deßwegen auch die meiſten heiligen Väter, wie Cyprian, Baſilius, Chryſoſtomus, Anaſtaſius u. ſ. w. für eine relative Verzeihungs-Möglichkeit der Sünden gegen den heiligen Geiſt. In ſo ferne nämlich Jemand keinen Willen zur Beſſerung hat, gibt es natürlich auch keine Verzeihung; wie dieſes von allen Sünden geſagt werden muß, ſo gilt es namentlich auch von den Sünden gegen den heiligen Geiſt. Wer aber ſeinen böſen Willen aufgibt, und zur Buße ſich wendet, kann, wenn er auch eine Sünde gegen den heiligen Geiſt begangen hat, Verzeihung erlangen. Daß aber bezüglich der Sünden gegen den heiligen Geiſt, die einen beſondern Charakter der Bosheit an ſich haben, die Beſſerung ſchwer iſt, kann unbedenklich zugegeben werden. Daher ſagt auch der heilige Bonaventura: Peccatum in spiritum sanctum pro quanto habet annexam impoenitentiam, quae tollit propositum poenitendi, dicitur irremissibile, id est, difficulter vel inconsuetum remitti; sed pro quanto dicit finalem impoenitentiam est absolute irremissibile, id est, impossibile remitti.

III. Haupt- oder Todſünden.

Diejenigen Sünden, welche die Moraliſten als Todſünden aufführen, werden nicht deßwegen als ſolche bezeichnet, als wäre mit ihnen die Reihe der Todſünden geſchloſſen, und als wären alle übrigen Vergehungen etwa nur leichte Sünden; auch nicht deßwegen, als wenn dieſe Sünden ſchon die größten wären, und als gebe es über ſie hinaus kein größeres Verbrechen mehr: ſondern darum, weil ſie, wenn ſie herrſchend geworden ſind, viele andere Sünden erzeugen und daher die Quelle für ſie geworden ſind. Darum werden ſie auch Hauptſünden genannt. Die Haupt- oder Todſünden ſelbſt heißen:

1) Hoffart. Sie iſt ein unordentliches Verlangen nach eigener Erhebung. Die heilige Schrift ſagt von dieſer Sünde: Die Hoffart iſt der Anfang aller Sünde; wer damit behaftet iſt, wird mit Fluch erfüllt werden, und ſie wird ihn endlich ſtürzen. Sirach 10, 15. Und wiederum: Gott widerſteht den Hoffärtigen. Jak. 4, 6.

Die Töchter der Hoffart ſind:

a) Ehrgeiz, oder das unordentliche Verlangen nach einer Ehre, die einem nicht gebührt.

b) Anmaſſung, oder vermeſſenes Streben nach Dingen, die über unſere Kräfte oder Befugniſſe ſind.

c) Ruhmſucht, oder das kleinliche und niedrige Streben nach Menſchenlob. — Von dieſer letztern ſtammen wieder mehrere andere, arge Fehler ab, nämlich:

1) Prahlerei, oder das eitle Brüſten mit ſeinen wirklichen oder eingebildeten Vorzügen der Geburt, des Verſtandes ꝛc.

2) Gleißnerei, oder das Streben, ſeine Fehler zu verheimlichen oder zu entſchuldigen, und des Lobes wegen Tugenden, beſonders Demuth, zu heucheln.

3) Eigenſinn, der überall Recht haben will, einem Jeden widerſpricht und hartnäckig bei ſeiner Meinung verharrt.

4) Zank und Streitſucht, die um jeder Kleinigkeit willen, und oft auch ohne alle Urſache mit dem Nächſten hadert und ſtreitet.

5) Widerſpenſtigkeit, die Niemanden unterthänig ſein will.

Vergl. den Artikel „Hoffart" B. 11. S. 65 u. flgde.

2) Geiz. Dieſe Sünde beſteht in der unordentlichen Begierde, zeitliche Güter zu erlangen und die erlangten zu behalten. Die heilige Schrift ſagt darüber: Nichts iſt laſterhafter als ein Geiziger... Nichts iſt größeres Unrecht, als das Geld lieb haben; denn wer Solches thut, hat ſelbſt ſeine Seele feil. Sirach 10, 9. 10. Und der heilige Paulus ſagt: Die reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Fallſtricke des Teufels und viele unnütze und ſchädliche Begierden, welche die Menſchen in Untergang und Verderben ſtürzen; denn die Wurzel aller Uebel iſt die Habſucht. Einige, die ihr ſich ergeben, ſind vom Glauben abgefallen, und haben ſich in viele Schmerzen verwickelt. 1. Timoth. 6, 9. 10.

Die Töchter des Geizes ſind:

a) Hartherzigkeit, welche den Armen gefühllos von ſich zurückſtößt.

b) Unruhe des Geiſtes, die den Gedanken auf Gott und für das Seelenheil nicht aufkommen läßt, da alle Sorge auf Erwerbung zeitlicher Güter gerichtet iſt, und die Furcht, entweder dieſelben in nicht großem Maße genug zu erwerben, oder ſie wieder zu verlieren, in ein Meer von Kümmerniſſen verſenkt.

c) Verſchlagenheit in Worten, und Liſt und Betrug im Handeln; denn um ſeinen Mammon zu vermehren, iſt dem Geizigen kein Mittel zu ſchlecht. Er wird eben dadurch auch fortgeriſſen

d) zur Treuloſigkeit und Verrätherei, ja

e) bis zum Meineid, und greift auch gar oft

f) zur Gewaltthätigkeit, d. h. entreißt dem Andern ſein Gut gewaltſamer Weiſe, wenn er es anders nicht haben kann.

Vergleiche den Artikel „Geiz“ B. 8. S. 258 u. flgde.

3) Unkeuſchheit. Sie iſt das unordentliche Verlangen nach fleiſchlichen Lüſten. In der heiligen Schrift leſen wir von dieſem Laſter: Die fleiſchliche Geſinnung iſt der Tod; denn ſie iſt Feindſchaft wider Gott. Röm. 8, 6. 7. Und wiederum: Das wiſſet und erkennet, daß kein Hurer oder Unzüchtiger ein Erbtheil an dem Reiche Chriſti und Gottes habe. Eph. 5, 5.

Die gewöhnlichen Folgen oder Töchter der Unkeuſchheit ſind:

a) Blindheit des Geiſtes; denn der Wollüſtige ſieht nicht den Abgrund, welchem er zueilt; gleichſam mit geſchloſſenen Augen ſtürzt er ſich in denſelben hinab.

b) Uebereilung, indem er ohne alle Ueberlegung handelt.

c) Unbeſtändigkeit; denn es gibt niemand Wankelmüthigeren, als es der Wollüſtling iſt.

d) Eigenliebe, indem des Vergnügens wegen er überall ſich ſelbſt zum Zwecke ſeiner Handlungen macht.

e) Zotten und Poſſen, die faſt immer eine Folge dieſes Laſters ſind.

f) Abneigung gegen Gott, dafür aber Liebe zur Welt; denn der Wollüſtige hat Ekel an göttlichen Dingen, er will nur in irdiſchen Genüſſen ſchwimmen.

g) Schauer und Furcht vor der künftigen Ewigkeit; denn nur für ſeine Genüſſe lebend, ſchaudert es ihm bei dem Gedanken an den Tod.

h) Verzweiflung, — nur zu oft wird der Wollüſtige am Ende in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzt.

Vergl. den Artikel „Keuſchheit" B. 11. S. 558 u. flgde.

4) Neid. Dieſes Laſter beſteht in der Traurigkeit über das Glück des Nächſten, oder auch in der Schadenfreude über ein demſelben zugeſtoſſenes Unglück. — Der Apoſtel ſagt: Wo Neid und Zank iſt, da gibt es Unordnung und alles Böſe. Jak. 3, 16. — Durch den Neid des Teufels iſt der Tod in die Welt gekommen. Weish. 2, 24. — Aus Neid hat Kain den Abel erſchlagen; aus Neid wurde Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft; aus Neid tödteten auch die Juden unſern Herrn und Heiland.

Der Neid führt unter Anderm zur

a) Verleumdung; denn der Neidige kann an dem Nächſten nichts Gutes ſehen: wo er es daher findet, ſucht er es durch Verleumdung zu ſchmälern.

b) Schadenfreude; dieſe iſt mit dem Neide immer verbunden, wenn dem Nächſten ein Uebel begegnet.

c) Traurigkeit, wenn es dem Nächſten wohl geht. Darin beſteht weſentlich der Neid. Daher bezeichnet ihn der heilige Baſilius als Schmerz über das Wohl des Nächſten.

d) Haß wider den Nächſten; auch dieſer iſt mit dem Neide immer verbunden; denn man haßt denjenigen, welchen man beneidet.

Vergl. den Artikel „Neid" B. 13. S. 490 u. flgde.

5) Unmäſſigkeit. Sie iſt ein unordentliches Verlangen

nach Speise und Trank und ist der Gegensatz von der Abtödtung. Man fällt in diese Sünde: Wenn man ohne Bedürfniß ißt; wenn man allzu sehr nach wohlschmeckenden Speisen trachtet; wenn man mehr als nothwendig ißt, — was Alles sich auch auf das Trinken bezieht. — Die heilige Schrift sagt unter Anderm hierüber: Wehe euch, die ihr Helden seid im Weintrinken und tapfere Leute im Mischen berauschender Getränke. Is. 5, 22. Und der Apostel nennt unter den Lastern, welche vom Himmelreiche ausschließen, namentlich auch die Völlerei und Schwelgerei. Gal. 5, 19—21.

Folgen oder Töchter dieses Lasters sind:

a) Stumpfheit des Geistes; es ist nur zu wahr, daß Mancher seinen Verstand vertrinkt. Nicht minder stumpft auch unmässiges Essen den Geist ab. Plenus venter non studet libenter.

b) Ausgelassene Freude. Man darf nur auf jene sehen, welche z. B. unmässig trinken, welchen Muthwillen u. s. w. sie sich allenthalben erlauben.

c) Vielschwätzerei, insbesonders der Betrunkene redet allen Unsinn daher, und plaudert alle Geheimnisse aus.

d) Unlauterkeit; denn Bachus und Venus sind sich nahe verwandt; denn es ist nur zu wahr, daß die Unmässigkeit zur Unkeuschheit führt.

e) Siechheit des Körpers; denn die Gesundheit wird durch diese Unordnungen zerstört, und oft auch der Tod beschleuniget.

Vergl. den Artikel „Maß" B. 13. S. 1 u. flgde.

6) Zorn. Diese Sünde ist eine heftige Gemüthsbewegung, oder eine unordentliche Begierde nach Rache oder der Bestrafung eines Andern. — Die heilige Schrift sagt hierüber: Sei nicht eilfertig zu zürnen; denn der Zorn ruhet im Busen des Thoren. Pred. 7, 10. — Neid und Zorn verkürzen die Lebenstage. Sirach. 30, 26. — Ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, ist des Gerichtes schuldig. Matth. 5, 22. — Ein Jeder sei langsam zum Zürnen; denn der Zorn des Menschen thut nicht, was vor Gott gerecht ist.

Man kann durch Zorn auf verschiedene Weise sündigen, so wenn man innerlich gegen Jemand Zorn und Verdruß faßt; dann wenn man vom Unwillen sich hinreißen läßt, oder aus selbstsüchtigen Beweggründen zu schwer straft; ferner wenn man auf gesetz-

widrige Weiſe den Beleidiger beſtraft wiſſen will u. ſ. w. Uebrigens gibt es auch einen gerechten Zorn, der ein lobenswürdiger Eifer iſt. Einen ſolchen Zorn hatte Jeſus, als er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb. Joh. 2, 14—17.

Die heilloſen Wirkungen des Zornes ſind:

a) Zwietracht und Feindſchaft, wozu dieſe Leidenſchaft gewöhnlich führt.

b) Ehrabſchneidung; denn vom Zorn geblendet, ſieht man an dem Nächſten nichts Gutes mehr.

c) Schadenfreude; der Zornige ſieht nichts lieber, als daß demjenigen, welchem er zürnt, Uebles begegne; er freut ſich über ſeine Unfälle.

d) Flüche, Läſterungen und Verwünſchungen. In welch gräuliche Worte bricht nicht der Zornige oft aus!

e) Rachgierde und in Folge derſelben die ſchauerlichſten Thaten; denn wozu verleitet den Menſchen nicht die Rachgierde! Wie oft vergißt ſich Einer im Sturme ſeiner Leidenſchaft bis zum Morde und zu andern Gräueln! (Sieh unten den einſchlägigen Artikel.)

7) Trägheit. Sie iſt ein Ueberdruß und Widerwillen gegen Gott wohlgefällige Werke wegen der damit verbundenen Mühe und Ueberwindung. Kein Laſter iſt ſchwerer zu heilen und Gott mehr entgegen, als die Trägheit; denn das eigentliche Mißfallen an tugendhaften Handlungen iſt ein Widerwillen gegen Gott ſelbſt. Wie gefährlich und Gott mißfällig die Trägheit ſei, erhellt aus den Ausſprüchen der heiligen Schrift, wenn es z. B. heißt: Ich weiß deine Werke, daß du weder warm, noch kalt biſt. O daß du kalt wäreſt, oder warm! Weil du aber lau biſt, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde. Apokal. 3, 15—17. Der heilige Bernard von Siena ſagt: Ich habe viele Wucherer, nichtswerthe Weibsperſonen, ja ſogar Heiden geſehen, die ſich zu Gott bekehrten; ich zittere aber, es zu ſagen, daß ich niemals einen trägen Chriſten geſehen habe, der ſich zu Gott bekehrte.

Die Folgen oder Töchter der Trägheit ſind:

a) Bosheit, die darin beſteht, daß man alle geiſtlichen Uebungen haßt, oder das vollbrachte Gute bereut, oder die göttlichen Wohlthaten verachtet, indem man ſich z. B. wünſcht, nicht geboren, oder kein Chriſt zu ſein.

b) Lauigkeit, wenn man seine geistlichen Pflichten selten und schlecht erfüllt, z. B. selten das Wort Gottes anhört, selten die heiligen Sakramente empfängt u. s. w.

c) Erbitterung gegen die, welche zum Guten ermahnen und anspornen, wie Eltern, Vorgesetzte ꝛc.

d) Zerstreuung des Geistes, wodurch man bei seinen geistigen Uebungen in verschiedenerlei fremdartige Dinge ausschweift.

e) Kleinmuth, ja selbst Verzweiflung, in welch letzterer Geistesstimmung man die Tugend ganz aufgibt, sie für unmöglich hält, und man sich von Gott für verlassen ansieht.

IV. Fremde Sünden.

Man wird einer Sünde nicht bloß schuldig, indem man selbst die böse That begeht, sondern auch dadurch, indem man Ursache ist, daß sie von Andern begangen wird. Hier gilt der Grundsatz: Quod quis per alium facit, per se fecisse censendus est. Denn einer jeden Ursache wird ihre Wirkung zugerechnet. Man kann aber auf eine fremde Handlung einwirken durch: Befehl, Rath, Einstimmung, Lob, Schutz, Theilnahme, Stillschweigen, Nichthindern und Verheimlichung. Daraus entstehen die sogenannten neun fremden Sünden, die lateinisch also ausgedrückt werden:

Jussio, consilium, consensus, palpa, recursus,
Participans, mutus, non obstans, non manifestans.

Wir wollen die fremden Sünden nunmehr im Einzelnen betrachten, und zwar:

1) Zur Sünde rathen. Wer einen Rath zur Sünde gibt, wird der fremden That nach der Wirksamkeit seines Einflusses theilhaftig; es sei denn, daß er noch vor der That seinen gegebenen Rath mit ernstem Willen widerruft. So gab Jezabel ihrem Gemahl den ruchlosen Rath zur Anklage und Hinrichtung des unschuldigen Naboth, um dessen Weinberg zu erhalten. 3. König. 21. Die rachgierige Herodias rieth ihrer Tochter, das Haupt des unschuldigen Johannes zu begehren. Matth. 14. O wie vielfältig macht man sich auch heutigen Tages dieser Sünde schuldig! In sie fallen jene Advokaten und Sachwalter, welche den Parteien ungerechte Processe anrathen, wobei sie nur selbst ihren Säckel füllen. In diese Sünde fallen jene Beamte, welche ihren Vorgesetzten

Projekte vorlegen und Einſchläge geben, deren Ausführung zum Unheil der Untergebenen gereicht. In dieſe Sünde verfallen überhaupts Alle, die Andern rathen, fremdes Gut ungerechter Weiſe an ſich zu bringen, Rache an ihren Feinden zu nehmen oder ſonſt einen böſen Streich auszuüben. Manches kocht Bosheit; aber der Kopf iſt nicht geſchickt genug, die Sache auszuführen; denn man weiß nicht recht, wie man ſie angehen ſoll. Man entdeckt aber ſein Vorhaben einem ſogenannten guten Freund. Dieſer iſt ſchlauer; er gibt Rath und Anleitung zur Ausführung des böſen Anſchlages; man befolgt dieſen Rath und der Streich gelingt. O wie viel Unheil richten allenthalben die böſen Rathgeber an!

2) Andere ſündigen heißen. Wenn Jemand eine Handlung durch beſtimmte, mündliche oder ſchriftliche Worte, durch deutliche Zeichen befiehlt, oder durch Furcht erzwingt, ohne dem Andern freie Wahl im Handeln zu laſſen, ſo wird es hauptſächlich dem, der dieſe Handlung durch ſeinen Befehl veranlaßt hat, zugerechnet; es müßte nur ſein, daß er ſeinen Befehl noch vor der Handlung allen Ernſtes widerrufen hat. So ſchrieb David an den Feldherrn Joab: Stellet den Urias im Streite, wo dieſer am heftigſten iſt, und verlaſſet ihn, damit er erſchlagen werde. 2. König. 11, 14. — Deßgleichen befahl Herodes den Bethlehemitiſchen Kindermord, wodurch er eben ſo ſchuldig wurde, als hätte er ſelbſt Hand angelegt. Auch dieſe Sünde iſt ungemein häufig. Derſelben machen ſich insbeſonders alle Eltern in Anſehung ihrer Kinder, und alle Vorgeſetzten und Herrſchaften in Anſehung ihrer Untergebenen und Dienſtboten ſchuldig, welche ſie oft überreden, denen ſie befehlen, oder die ſie mit Gewalt anhalten, etwas zu nehmen, Andern zu ſchaden oder ſonſt etwas Böſes zu thun. Wer immer Andere zu dieſen oder ähnlichen Dingen verleitet, macht ſich der fremden Sünde theilhaftig; denn richtig bemerkt der heilige Cyprian: Der kann nicht ſündenfrei ſein, welcher befohlen hat, daß die Sünde geſchehe. Merkt aber auch ihr, Kinder, Dienſtboten und Untergebene, es euch, daß ihr ſchwer ſündiget, ſo oft ihr einen ungerechten Befehl vollziehet. Solche Befehle verdienen keine Achtung, ſondern Verachtung; denn in derlei Fällen hören die Befehlenden auf, die Stelle Gottes zu vertreten, von dem allein alle Gewalt kömmt. Sündigen aber immerhin auch die, welche unge-

rechte Befehle vollziehen, ſo iſt doch die Sünde derjenigen, welche dieſe Befehle ertheilen, größer, und dieſes aus mehrfachem Grunde. Sie ſind nämlich nicht bloß die bewegende Urſache zur Sünde, ſondern tragen auch zur immer größeren Verbreitung derſelben bei, und machen, daß die Bosheit gewiſſermaßen ihre Abſcheulichkeit verliert. Denn wer ſind gewöhnlich diejenigen, welche Andere ſündigen heißen? Sind es nicht eben die, welche Andern dem Range nach vorgehen, und ihnen darum auch mit gutem Beiſpiele vorleuchten ſollen? Wenn nun die, welche ihre Stimme wie eine Poſaune wider das Laſter erheben ſollen, ſelbſt zum Laſter bereden, welche Häßlichkeit kann ſodann dieſes in den Augen der Untergebenen noch haben? Sie werden denken: Das, was man mir befohlen hat, muß ſo ſtrenge nicht verboten ſein, als man uns in den Predigten und Chriſtenlehren vormacht. Ja gewiß, das Anſehen der Vorgeſetzten nimmt dem Laſter ſeine Abſcheulichkeit, und es geſchieht, daß die Untergebenen ſich eine Ehre daraus machen, das Böſe, welches ſie an ihren Vorgeſetzten bemerken, oder was ſie ihnen befehlen, zu vollbringen. Wer alſo Andere ſündigen heißt, macht das Laſter reizender, und gibt eben dadurch dieſem ſelbſt einen Vorſchub.

3) In Anderer Sünde einwilligen. Dieſes kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, z. B. man bedient ſich eines von einem Dritten vorgeſchlagenen, ſündhaften Mittels, um zur Ehe zu gelangen, oder um einen Proceß zu gewinnen ꝛc. Dieſer Sünde machte ſich unter Anderm Pilatus ſchuldig, der, ungeachtet er an Jeſus keine Schuld fand, doch in ſeine Kreuzigung einwilligte. Was iſt wohl die Urſache, daß man ſo häufig in dieſe Sünde verfällt? Bei Einigen iſt es Furcht und Zaghaftigkeit, bei Anderen Hoffnung auf Geſchenke. Auf die Drohung: Laſſeſt du dieſen los, ſo biſt du kein Freund des Kaiſers, — zitterte Pontius Pilatus und ſprach über die Unſchuld das ungerechte Urtheil. Auf die Vorſpieglung des böſen Feindes, man falle in Ungnade, wenn man ſeine Einwilligung in dieſes oder jenes verſage, läßt ſich gar Mancher zur Verdrehung des Rechtes verleiten. Die Furcht vor Verluſt in zeitlichen Dingen, wie mächtig ſpornt ſie nicht oft an zur Vollbringung einer ſchlechten That! Wo findet man heut zu Tage noch Jene, welche bei ſolchen Anläſſen ſagen: Man muß Gott mehr

Digitized by Google

gehorchen, als den Menſchen? Wie viel vermag nicht auch die Hoffnung auf Belohnung? Wie mächtig wirkt nicht das Geld? Der Teufel braucht manchen Menſchen keine ſo großen Verheißungen zu machen, wie einſtens dem Sohne Gottes auf dem Berge; eine Kleinigkeit reicht oft hin, das Herz zu erobern und den Willen nach Gefallen zu leiten. Wie oft heißt es: Was wollt ihr mir geben, wenn ich dieſes thun ſoll?

4) Andere zur Sünde reizen. Wie Viele fallen in dieſe Sünde, da ſie Andere z. B. zum Zorne, zum unmäſſigen Trinken, zur Unzucht oder andern Sünden anreizen und verleiten. Auch in der heiligen Schrift finden wir Beiſpiele dieſer Art. So reizte das pflichtvergeſſene Weib des Putiphar den Joſeph zur Unkeuſchheit, und nach mißlungenem Verſuche ihren Mann durch falſche Anklage zum ungerechten Zorne wider den gewiſſenhaften Diener. 1. Moſ. 39. — Jene zwei alten Wüſtlinge zu Babylon bemühten ſich, die keuſche Suſanna zum Ehebruch zu verleiten. Dan. 13. — Man kann überhaupts den Andern ſowohl durch Worte, als insbeſonders auch durch Handlungen zur Sünde reizen. Durch Worte reizt man zur Sünde, wenn man ein ärgerliches Wort ſpricht, wodurch der Zuhörer zu irgend etwas Böſem veranlaßt wird. Noch mehr aber geſchieht dieſes, wenn man durch boshafte Geſpräche Andere zum Böſen verlockt, ihnen die Sünde verkleinert, oder gar mit ſchönen Worten ſchildert; ihnen vormacht, es ſei nicht gefehlt, Gott kümmere ſich überhaupts um ſolche Dinge nicht; man müſſe nicht ſo ängſtlich ſein, ſondern das Leben genießen u. ſ. w. Noch mächtiger und hinreißender iſt das Beiſpiel. Man ſieht kaum das Böſe bei Anderen, und man iſt ſchon bereit, es nachzumachen. Selbſt der Teufel vermag oft mit all ſeiner Nachſtellung nicht, was das böſe Beiſpiel bewirkt. Denn den böſen Eingebungen widerſteht man oft viel leichter, als dem, was die Augen Böſes bei dem Nächſten ſehen. Mit Recht hat daher der Heiland ausgerufen: Wehe der Welt um der Aergerniſſe willen. Sie ſind der mächtigſte Reiz zur Sünde. Daraus iſt aber auch zugleich klar, wie vielfältig und häufig Andere zur Sünde angereizt werden, da allenthalben und in allen Ständen böſes Beiſpiel gegeben wird.

5) Anderer Sünden loben. Wie oft lobt man gewiſſe Unarten und Ausſchweifungen; wie oft nimmt man fremde Sün-

den in Schutz, oder zollt ihnen auf andere Weise seinen Beifall. Schon Isaias eifert gegen diese Sünde mit den Worten: Wehe euch, die ihr das Böse gut, und das Gute bös nennet. Finsterniß für Licht, und Licht für Finsterniß ausgebet, und das Bittere süß und das Süße bitter heißet. Is. 5, 20. — In diese Sünde verfiel unter Andern auch Absolon, der zu einem Jeden, er mochte noch so eine ungerechte Forderung oder eine noch so unbillige Bitte vorzubringen haben, sprach: Mir scheint deine Sache gut und gerecht; aber es ist Niemand, der dir im Auftrage des Königs Gehör schenkte. So bestärkte er die Leute nicht bloß in ihrem Unrechte, sondern wollte sie auch noch zum Aufruhr verleiten. 2. König. 15. Niederträchtige Schmeichler, oder Leute, die aus Eigennutz gewisse Vortheile erhaschen, bei Andern gefallen wollen, treiben dieses Handwerk am meisten. Wie unwürdig ist dieses Betragen für einen Christen! Die Aerzte pflegen ekelhaften Pillen äußerlich eine schöne Gestalt und Farbe zu geben, daß man sie lieber nimmt; so handeln auch diese gewissenlosen Menschen, von welchen hier die Rede ist. Sie hüllen das abscheulichste Laster durch ihre Schmeicheleien und Redekünste in einen schönen Mantel ein, und lassen so das Verruchteste als lieblich erscheinen. Wehe solchen Heuchlern, solchen charakterlosen Seelen! Gott wird sie einstens in seinem Grimme schrecklich bestrafen, weil sie alle Ordnung verkehren, und das nicht bloß gut heißen, sondern auch mit Lobsprüchen überhäufen, was in sich böse ist, und nicht genug getadelt werden kann, und dadurch die Lüge zur Wahrheit machen, und die Finsterniß in Licht umwandeln wollen.

6) Zur Sünde stillschweigen. Wer ein von einem Andern beschlossenes Vergehen voraus weiß, und es, soweit es ihm möglich ist, nicht zu hindern sucht; wer am geeigneten Orte, es mag das Vergehen erst im Plane, oder bereits geschehen sein, es nicht zur Anzeige bringt: — macht sich dieser Sünde schuldig. Auch in anderer Weise verfällt man noch in diese Sünde. Wenn z. B. geistliche oder weltliche Obrigkeiten, Hausväter, Eltern, Lehrer, Vorgesetzte u. s. w. sehen oder hören, daß die, welche ihrer Obhut und Leitung anvertraut sind, ausschweifen und vom rechten Wege abweichen, so liegt es ihnen ob, die Fehlenden zu ermahnen und auf ihr Unrecht aufmerksam zu machen. Wehe

jenen Vorgesetzten, die zu den Ausschweifungen ihrer Untergebenen die Augen schließen, und nach dem Ausdruck des Propheten Isaias stummen Hunden gleichen, die nicht bellen können. Ihr Stillschweigen vermehrt die Sünde ihrer Untergebenen; denn wo die Fehler nicht geahndet werden, dort wird die Bosheit noch muthwilliger begangen. Von dieser Sünde steht geschrieben: Wenn du es dem Gottlosen nicht verkündest, daß er von seinem bösen Wege sich bekehre, so soll er in seiner Missethat sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Ezech. 3, 18. Wie sehr es unsere Pflicht ist, den Nächsten auf seine Sünden aufmerksam zu machen, zeigt das Beispiel des Johannes, des Täufers, der es dem Könige Herodes freimüthig sagte, daß es ihm nicht erlaubt sei, mit dem Weibe seines Bruders in ärgerlichem Verhältnisse zu leben.

7) Die Sünde nicht strafen. Wer über Andere gesetzt ist, wie Eltern, Herrschaften, Obrigkeiten darf die Sünden an den Untergebenen nicht ungeahndet und ungestraft hingehen lassen. Schwer hat sich gegen diese Pflicht Heli versündiget; er verwies zwar seinen Söhnen ihr Betragen: aber er züchtigte sie nicht. Darum sprach der Herr zu Samuel: Er hat gewußt, wie schändlich seine Söhne sich aufführen, und hat sie nicht bestraft; darum habe ich es dem Hause Heli geschworen, daß diese Sünde nicht versöhnt werden soll, weder durch Opfer, noch durch Gaben ewiglich. 1. König. 3, 13. Wie viele Eltern treten in die Fußstapfen des Heli! Daß sie aber nicht auch die Strafe ereilen möge, welche der Herr über Heli und seine Söhne verhängte, die sämmtlich jämmerlich umkamen! Höchst traurig sind die Folgen dieser Sünde. Werden von der Obrigkeit die Missethaten nicht nach Gebühr bestraft, so wird dem Laster Thür und Thor geöffnet. Die Gesetze werden verachtet, die Obrigkeiten sind ohne Ansehen, dem Rechte wird Hohn gesprochen, und alle Ordnung wird sich auflösen. Dasselbe traurige Bild der Verwüstung bietet ein Haus, eine Familie dar, wo bei den Kindern und Untergebenen muthwillige Streiche unbestraft hingehen. Ja, gerade die Strafloſigkeit, mit welcher manche Eltern so viele Unarten und Fehler der Angehörigen hingehen lassen, ist gar oft die Ursache, daß diese in ihren spätern Jahren so tief fallen und so großer Laster sich schuldig machen.

8) An Anderer Sünden Theil nehmen. Dieſes kann auf die verſchiedenſte Weiſe geſchehen; ſo kann ſich Jemand an einem Diebſtahl betheiligen, indem er Wache ſteht, oder die geſtohlenen Dinge aufbewahrt, verkauft u. ſ. w. Nach dem Maße der Mithilfe wird man durch die Theilnahme an der fremden Sünde ſchuldig. Die Einwohner von Sichem ſtreckten dem Abimelech das Geld vor, womit er die Mörder ſeiner Brüder bezahlte, um ſich zum Könige zu machen; dadurch machten ſie ſich ſelbſt der blutigen That theilhaftig. Richt. 9, 4. Saulus hütete die Kleider derjenigen, welche den Stephanus ſteinigten. Apoſtelgeſch. 7. Wie wenig macht man ſich aus der Theilnahme an fremden Sünden! Wo ſind in unſern Tagen diejenigen, welche am ungerechten Gute keinen Antheil haben wollen? Wer macht ſich etwas daraus, wenn er geſtohlene Dinge aufkauft, wenn er dem liederlichen Geſindel Unterſchlupf gibt, wenn er bei der Ausführung der ſchlechteſten Streiche mithilft oder ſonſt dem Laſter Vorſchub leiſtet? Auf welch verkehrte Weiſe ſucht man nicht ſelbſt ſein Benehmen zu rechtfertigen? Man ſagt: Wenn ich dieſe Sache nicht kaufe, ſo kauft ſie ein Anderer; oder: Auf der Gaſſe können dieſe Leute doch nicht wohnen; wenn ich ſie nicht aufnehme, ſo nimmt ſie jemand Anderer in's Haus. Was geht überhaupts das mich an, woher der Verkäufer eine Sache hat, oder wie mein Inwohner lebt. Da möge er ſelbſt zuſehen. Was ſind dieß nicht für ruchloſe Reden!

9. Anderer Sünden vertheidigen. Wer eine böſe That in Schutz nimmt, ſie rechtfertiget, oder gar als Tugend darzuſtellen ſucht, verfällt in dieſe Sünde. Schon im alten Bunde leſen wir hierüber: Wer den Gottloſen rechtfertiget, und wer den Gerechten verdammt, ſie ſind beide ein Gräuel vor Gott. Sprüchw. 17, 15. Dieſer Sünde machten ſich unter Andern die Hohenprieſter und Phariſäer ſchuldig, welche den Wächtern am Grabe Jeſu Geld gaben, um ſie zur Ausſage zu vermögen, daß ſie geſchlafen, und daß indeſſen die Jünger den Leichnam Jeſu ſtahlen, wobei ſie ihnen verſprachen, daß, wenn die Sache unterſucht würde, ſie ihnen beiſtehen, ſie vertheidigen und Strafloſigkeit ihnen erwirken wollten. In unſern Tagen iſt auch dieſe Sünde ungemein häufig. Es verfallen in dieſelbe jene Advokaten, Richter und Beamte überhaupts, welche kein Bedenken tragen, ungerechte Streithändel zu

verfechten, und durch ihr Anſehen oder ihre Geſchicklichkeit verhindern, daß die Schuldigen zur verdienten Strafe gezogen werden; es verfallen in dieſe Sünde jene Vertheidiger und Verbreiter irrthümlicher Lehren und ſchlechter Grundſätze, welche dadurch ſie ſtützen und ihnen Anhänger verſchaffen. Von Solchen gelten die Worte des Propheten: Wehe euch, die ihr den Gottloſen um Geſchenke rechtfertiget. In dieſe Sünde verfallen auch jene Eltern, welche die Fehler und Unarten ihrer Kinder zu rechtfertigen ſuchen, ihren Muthwillen als jugendliche Heiterkeit, ihre Ausgelaſſenheit als Lebendigkeit u. ſ. w. bezeichnen.

Wie vielfach iſt daher nicht die Gelegenheit zu fremden Sünden, und wie viele ſolche Sünden laſten nicht auf uns! O wandeln wir mit Behutſamkeit und Vorſicht, daß nicht auch fremde Fehler in unſere Wagſchaale gelegt werden, da ja die eigenen Sünden ſchon ſchwer genug ſind. Vermehren wir unſere Verantwortlichkeit nicht noch dadurch, daß wir auch für fremde Sünden einſtehen müſſen; es wird uns ohnehin ſchwer genug fallen, von unſeren eigenen Vergehungen Rechenſchaft abzulegen.

Tadel.

Siehe den Artikel „Zurechtweiſung" unten am geeigneten Orte.

Artikel CXL.

Tanz.

1) Vorerinnerung.

Ueber den Tanz haben wir bereits beim Artikel „Freude" B. 7. S. 63—69 im Allgemeinen gehandelt. Wir wollen aber hier noch eigens darauf zurückkommen, und die Sache ausführlicher besprechen.

2) Ueber den Tanz im Allgemeinen.

Der Tanz ist neben der Musik der natürlichste und älteste Ausdruck der Freude zunächst für die Jugend, dann aber wohl auch für das reifere Alter. Die Alten pflegten nicht bloß bei Siegesfesten und andern öffentlichen Feierlichkeiten Tänze aufzuführen, sondern auch bei religiösen Processionen und andern heiligen Handlungen. Die Tänze hatten daher eine Art religiöser Weihe und waren ein Mittel, Gott zu ehren, namentlich ihn in der Freudigkeit des Herzens zu preisen und zu loben. Es haben deßwegen nicht bloß die Heiden bei ihrem abgöttischen Kult um die Altäre und Bilder ihrer Götzen getanzt, sondern wir sehen auch die Verehrer des wahren Gottes religiöse Tänze aufführen. Auch König David sehen wir zur Ehre Gottes tanzen. Daher sagt er selbst auf den von Michol hierüber erlittenen Tadel: Vor dem Herrn, der mich erwählet hat ..., habe ich getanzt ꝛc. 2. Sam. 6, 21. Ein alter Schriftsteller sagt über die religiösen Tänze: Unsere Voreltern wollten, daß es keinen Theil des Körpers gebe,

der nicht von der Religion durchdrungen würde; wie nun der Gesang die Seele betrifft, so geht der Tanz die Beweglichkeit des Körpers an. — Die Römer verwarfen zwar den Tanz; denn nach ihrer Meinung schicke er sich nur für Betrunkene. Indeß bei religiösen Festen tanzten zur Ehre der Götter die ehrwürdigsten Matronen aus den vornehmsten Geschlechtern.

3) Wie sich die Kirchenlehrer über den Tanz aussprechen.

Die Kirchenväter tadeln fast einstimmig den Tanz wegen der damit verbundenen Gefahr zur Verführung, und um der unsittlichen Bewegungen und Geberden willen, welche man beim Tanzen sich erlaubte. Beispiele führten wir B. 7. S. 66 u. 67 an. Diesen fügen wir noch bei: Der heilige Ambrosius schreibt, daß Töchter einer schlechten Mutter tanzen mögen; Jungfrauen aber, die keusch und züchtig sind, werden sich sorgfältig vor dem Tanze hüten. De virgin. lib. III. An einer andern Stelle sagt er von den Gefahren, die mit Tänzen verbunden sind: Wie soll ich geduldig davon reden, wie darf ich mild darüber hinweggehen, wie soll ich sie nach Gebühr beklagen. Ibid. lib. III. — Der heilige Ephrem sagt: Wo Citherspiel und Tanz ist, da ist Finsterniß für die Männer, Verderben für die Weiber, Trauer für die Engel, Frohlocken für die Teufel. De ludis christian. fugiend. Und wiederum: Wer lehrte wohl die Christen eine so sündhafte Sitte, wie die des Tanzes ist? Gewiß nicht der heilige Petrus, nicht der heilige Paulus, nicht der heilige Johannes, noch ein Anderer der Apostel, wahrlich Keiner von Allen, sondern der höllische Drache war es, der sie lehrte, ja der höllische Drache lehrte sie durch seine Windungen. Ebendas. — Der heilige Basilius: Wen soll ich zuerst beweinen, die Mädchen oder die verheiratheten Frauen, welche zum Tanze gehen? Die Mädchen verlieren dort ihre Schamhaftigkeit und ihre Jungfrauschaft, und die verheiratheten Frauen lernen dort die eheliche Treue brechen. Orat. 8. de temper. et incont.

Um spätere Zeugen anzuführen, so sagte Sylvius: In Anbetracht der wahrscheinlichen Gefahr für die eigene oder für eines Andern Seele kann man nicht leicht ohne Sünde öffentliche Tanzplätze besuchen. — Gerson sagt: Wegen der menschlichen Gebrech-

lichkeit gehen schwerlich die Tänze ohne mancherlei Sünden vorüber, ja alle Sünden sind beim Tanze im Reigen. Serm. II. contra luxur. — Wie sich der heilige Franz von Sales erklärt, haben wir B. 7. S. 63 vernommen.

4) Durch die Theilnahme an Tanzbelustigungen geht nur zu oft die jungfräuliche Scham verloren.

Die sittliche Scham ist ohne Zweifel eine kräftige Schutzwehr aller Tugenden; aber keine hat sie zur Hut nothwendiger, als die Keuschheit. Daher nennt der heilige Gregor von Nyssa die sittliche Scham eine besondere Waffenrüstung für das weibliche Geschlecht; denn die Furcht, die Schande des Falles tragen zu müssen, macht selbst die Furchtsamsten dieses Geschlechtes muthig, und jenes lebhafte Roth, welches dann in ihrem Antlitze erscheint, ist gleichsam eine purpurne Fahne, welche alle Kräfte der Seele zum Kampfe ruft, damit sie sich vereinigen, um die Feste der Unschuld zu vertheidigen. Wer sich schämt zu sündigen, sagt Propertius, ist zur Genüge gesichert. Hätte Gott die Frauen nicht durch die Scham gebunden, so entginge vielleicht Niemand ihren Schlingen. Daher sagt Johannes Klimakus: Gott fesselte die Begierlichkeit des Weibes durch die Zügel der Schamhaftigkeit; denn sonst würde kein Mensch gerettet werden. Diesen heilsamen Zügel bricht man aber nicht bloß durch sogenannte Bekanntschaften, sondern auch durch Theilnahme an Tanzbelustigungen, und bei letztern vielleicht noch mehr. Bei einem Liebesverhältnisse hat ein Mädchen nur mit Einem es zu thun; indem es aber zum Tanze geht, kommt es mit Vielen zusammen, und beschränkt sich hier nicht bloß auf Blicke, sondern wechselt Worte, Zeichen, Gebärden, Lächeln und Händedrücken. Es tritt öffentlich auf, um dort von Jedermann gesehen zu werden, und wünscht nichts sehnlicher, als die Zielscheibe aller Augen zu sein. Wie groß ist hier die Gefahr nicht, die jungfräuliche Scham zu verlieren? Das sicherste Mittel, die Scheu vor den schimpflichsten Fehltritten zu beseitigen, besteht ja darin, daß man die Sünden von Vielen einmüthig gebilligt sieht. Nun gerade hierin liegt das Verderbliche der Tänze: man sieht, daß dort Viele als Artigkeit und Wohlanständigkeit offene Zügellosigkeiten sich gefallen lassen, von welchen man sich früher sogar nur Einem gegen-

über schüchtern ferne hielt. Also welche Gefahr ist nicht für die sittliche Scham vorhanden! Ist sie aber einmal verloren, so kehrt sie nie wieder. Dieses geschieht bei andern Leidenschaften nicht; denn wer haßt, kann wieder lieben; wer traurig ist, kann sich wieder freuen; wer verzagt ist, kann sich wieder zum Hoffen erheben. Nur die jungfräuliche Scham erscheint nicht wieder auf der Stirne, wenn sie einmal von derselben vertrieben ist. Da aber der Tanzboden nur zu oft eine Klippe ist, wo die jungfräuliche Scham Schiffbruch leidet: wie sollte die Theilnahme an Tanzbelustigungen nicht als gefährlich erscheinen?

5) Die Tanzbelustigungen bringen die Jungfrau aus der ihr heilsamen Zurückgezogenheit.

Die Jungfrau wird in der hebräischen Sprache mit einem Namen bezeichnet, der so viel, als Verborgene bedeutet. Daraus ist ersichtlich, wie unzertrennlich von der Jungfräulichkeit die Liebe zur Zurückgezogenheit sei, und wie die Jungfrau durch sie gesichert erscheint. Wenn hingegen die Mädchen ein großes Verlangen haben, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen und zu glänzen, so hält man sie nicht bloß für unvorsichtig, sondern setzt auch auf ihre Tugend nicht viel Vertrauen. Man hat wahrgenommen, daß die Wespen sich nicht im Mindesten scheuen, bei ihrer Arbeit beobachtet zu werden, während die Bienen nur im Verborgenen sich zur Arbeit verstehen. Aus Neugierde, die wunderbare Kunst dieser Thierchen in Bereitung des Honigs zu beobachten, hat man den Versuch gemacht, sie in einen gläsernen Stock einzuschließen. Aber bevor sie ihre Arbeit begannen, überzogen sie das Innere des gläsernen Hauses mit einer leichten Hülle von Wachs, um im Verborgenen und ungesehen ihre Arbeit thun zu können. Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen den Mädchen, welche in wahrer Unschuld leben, und denen, welche diese Tugend nicht besitzen. Die Erstern möchten gleich den Bienen sich stets zurückgezogen halten, und haben Nichts unlieber, als in der Oeffentlichkeit zu erscheinen; die Letztern hingegen möchten, den Wespen gleich, daß alle Tage Feste und öffentliche Lustbarkeiten und Tanzunterhaltungen wären, um sich sehen lassen zu können, und Beifall einzuärnten. Gerade durch die Tanzunterhaltungen geschieht aber Solches am meisten. Denn

zu einem Ball strömen Viele zusammen in einem großen Putze; da hat man Gelegenheit, sich sehen zu lassen, und von sich reden zu machen; da geht die sittsame Zurückgezogenheit, die Wächterin guter Sitten, am meisten verloren. Ist aber die Wehre entfernt, welche die Unschuld schützend umgibt, so wird das Böse leicht in die Seele eindringen; es wird sich erfüllen, was die Schrift sagt: Wo es keine Umzäunung gibt, wird die Besitzung geplündert. Ekkli. 33, 27.

6) Die Tanzunterhaltungen nehmen die äußern Sinne gefangen, und schleudern dadurch fortwährend den Brand der Sünde in das Herz.

Bei den Festungen sind die Thore jener Theil, welchen man am sorgfältigsten bewacht; denn durch sie gelingt der Einbruch des Feindes am leichtesten. In der Seele aber sind die Sinne eigentlich die Thore; sie müssen daher von dem Christen mit der größt möglichen Sorgfalt bewacht werden. Und doch öffnet man beim Tanze seinem Seelenfeinde freiwillig die Thore seiner Seele, und namentlich die Augen, Ohren und Hände (Gefühl). Es läßt sich daher nicht anders erwarten, als daß der böse Feind, wenn er diese Thore geöffnet sieht, seine Truppen, nämlich tausenderlei böse Einflüsterungen und Sünden in das Herz einführen wird.

Zunächst gewinnt der böse Feind das Auge. Wie leicht die Augen die Sünde in das Herz einführen, ist oben beim Artikel „Auge" B. 2. S. 87 u. flgde. näher auseinandergesetzt. Darum sagt Job: Ich habe einen Bund geschlossen mit meinen Augen. Job 31, 7. Damit ist gesagt, daß wir den Augen nie trauen dürfen. Wenn wir daher einen gefährlichen Gegenstand erblicken, so dürfen wir ihn gleichsam nur im Vorbeigehen, d. h. flüchtig ansehen, um keinen Schaden zu leiden. Aber Job setzt auch noch hinzu: „Daß ich nicht einmal an eine Jungfrau dächte." Damit ist die enge Wechselbeziehung angedeutet, in welcher die Blicke und die Gedanken zu einander stehen. Nimmermehr wird sich der bösen Gedanken derjenige erwehren können, der seine Augen auf schlüpfrige Gegenstände richtet; denn der lüsterne Blick zieht fast immer auch einen unlautern Gedanken nach sich. Wie läßt sich nun erwarten, daß mitten unter diesen augenscheinlichen Gefahren unsere

Jugend unverſehrt von jenen verderblichen Tanzunterhaltungen hinwegkomme, da ſie ſich ja an denſelben vorzüglich in der Abſicht betheiliget, um Alle, welche ſich dabei einfinden, deſto aufmerkſamer zu beſchauen, und von ihnen wiederum mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit beſchaut zu werden. Als Grund, warum die Gräuel auf Erden in der Urzeit ſich mehrten, gibt die Schrift an: Es ſahen die Söhne Gottes die Töchter der Menſchen, daß ſie ſchön waren. Gen. 6, 2. Wenn nun eben dieſe Töchter der Menſchen bei den Tänzen geſehen werden, ſo darf man ſicher annehmen, daß dieſes eine wahre Fluth von Sünden über die Seele bringt. Es müßte Gott ein Wunder wirken, und mit beſonderer Sorgfalt jedes Einzelne ſchützen, wenn es geſchehen ſollte, daß bei unſern Tanzunterhaltungen, wo die Augen ſo vieler jungen Leute von Außen ſich entzünden, dennoch die Herzen innerlich kalt bleiben. Wer darf aber ohne Vermeſſenheit ein ſolches Wunder hoffen? Mit Recht ſagt der heilige Chryſoſtomus: Wenn ihr euch ſogar in der Kirche, während ihr Gottes Wort anhöret, während ihr dem heiligen Opfer beiwohnet, während ihr dem Pſalmengeſange aufmerkſam euer Ohr leihet, bisweilen augenblicklich wie von hölliſchen Flammen ergriffen fühlet, ſobald ihr euern Blick auf ein Weib richtet, das zufällig an euch vorübergeht: was muß man denken, wird wohl bei den Tänzen geſchehen, wo ihr ohne Schutz und Wehr ſo vielen gefährlichen Blicken ausgeſetzt ſeid, als Augen ſind, welche ſich auf euch richten, und Gegenſtände, auf welche ihr euere Blicke heftet, und zwar nicht flüchtig, ſondern anhaltend, nicht zufällig, ſondern abſichtlich?

Der böſe Feind wirkt aber bei den Tänzen nicht bloß durch das Auge, ſondern auch durch die Hand. Hierüber ſagt der heilige Hieronymus: Berührung und Scherz ſind die Anfänge des Todes für die Jungfrauſchaft. Plinius erzählt vom Salamander, daß er, wenn er einen Baum berührt, mit einem Male ſeinen ganzen Stamm und alle ſeine Früchte vergiftet. Faſt dieſelbe Wirkung bringt der Händedruck geiſtiger Weiſe hervor, welchen ſich Jünglinge und Mädchen beim Tanze geben. Nicht ſelten genügt ein ſolcher Händedruck, um Kopf und Herz eines Mädchens zu vergiften. Eben ſo gefährlich iſt aber ein ſolcher Händedruck für den Jüngling. Daher ſagt die heilige Schrift: Wer ein Weib

anfaßt, gleicht dem, der einen Skorpion angreift. Sirach 26, 10. Von den Blumen heißt es gewöhnlich, man solle sie nicht berühren, außer nur mit den Augen. Die Blume der Jungfräulichkeit aber, die noch zarter ist, gestattet nicht einmal diese Freiheit. Darum sagt der heilige Ambrosius: Die heilige Jungfrauschaft wird sogar durch den Anblick verletzt. Und doch fürchten in unsern Zeiten jene, welche als Jungfrauen gelten wollen, für ihre zarte Lilie nicht nur von dem Anblick der Männer, durch welchen sie welk wird, kein Uebel, sondern nicht einmal von der Berührung fürchten sie etwas Schlimmes, durch welche die Lilie ihrer Keuschheit nicht selten verdorret. Manche Eltern würden ihre Töchter ernstlich zurechtweisen, wenn sie dieselbe mit einem jungen Manne in einem Winkel des Zimmers beim gegenseitigen Händedruck erblicken würden. Aber dieselben Eltern sind so thöricht, daß sie ihnen dieses beim Tanze lange Zeit und nach Gefallen ohne irgend ein Bedenken erlauben, nicht anders, als hätte der Tanz die Kraft, den weichen Sohn Adams, der an und für sich so gebrechlich ist, in hartes Erz zu verwandeln.

Der böse Geist bedient sich indeß bei den Tänzen noch eines andern Organs für seine Zwecke, und dieses ist das Gehör. Es ist kaum glaublich, wie sehr die Tanzmusik den Geist verweichlicht und die Sinnlichkeit anstachelt. Der heilige Thomas von Aquin bemerkt überhaupts von den musikalischen Instrumenten, daß sie mehr das Gemüth zur Lust bewegen, als daß durch dieselben im Innern eine gute Seelenstimmung hervorgebracht würde. Bedenkt nur, was der Schall der bei dem Tanze üblichen Instrumente in der Jugend wirken, und welche Stimmung er in ihrem Herzen hervorrufen wird. Wo die Pauken schallen und die Flöte tönt, was für eine Gottesfurcht soll da sein, ruft der heilige Hieronymus. Wenn der Schall der kriegerischen Trompete die Rosse, die ihn hören, anfeuert, wird nicht das wohlklingende Spiel der Tanzmusik in seiner Art auf die Seele einwirken, und diese verweichlichen und die schlummernden Lüste bei ihr wecken?

Wer wird nach all Diesem noch sagen können: Was ist es denn Schlimmes, zum Tanze zu gehen? Es ist eine Unterhaltung für junge Leute, und wer wird so menschenfeindlich sein, daß er ihnen dieses Vergnügen nicht gönnt? Würden Frauen mit Frauen

und Männer mit Männern tanzen, ſo ließe ſich dieſe Sprache noch hören; aber nicht, da, wie es in der Wirklichkeit geſchieht, beide Geſchlechter vermiſcht tanzen. Die Erfahrung beweist auch das Gegentheil, und richtig iſt, was ein Schriftſteller ſagt: Entferne die Wolluſt, und du haſt die Tänze entfernt. Ja, gäbe es keine Wolluſt mehr in der Welt, ſo würde gewiß wenig mehr getanzt.

Darum, Jungfrauen, erbarmet euch euerer Seelen! Erwäget, welch einen großen Schatz ihr an euerer Jungfrauſchaft beſitzet, und welche Sorgfalt nöthig iſt, daß ihr ihn unverſehrt bewahret. Je gröſſer und werthvoller die Perlen ſind, welche die Muſcheln in ihrem Schooße haben, deſto tiefer verbergen ſie ſich im Meeresgrunde, nicht anders, als wären ſie von der Natur belehrt, ſich um ſo mehr vor Beraubung zu fürchten, je koſtbarer die Waare iſt, welche ſie in ſich bergen. Und ein Mädchen, das als Jungfrau einen ſo unermeßlichen Reichthum beſitzt, ſollte ſich ohne Beſorgniß an allen offenen Orten ſehen laſſen, und bei allen Tanzbeluſtigungen ohne Furcht, einen Verluſt zu erleiden, ſich einfinden dürfen? — Erbarmet euch euerer Seelen, Jünglinge! Denn erwäget, daß die Hitze des Blutes, der Trieb des Jugendfeuers, die Zügelloſigkeit der Begierden euch in die Gefahr, zu fallen, verſetzen, noch ehe die Verſuchung ſelbſt euch nahet. Was wird erſt geſchehen, wenn zu dieſer allgemeinen Gefahr noch eine andere, viel größere, die böſe Gelegenheit ſelbſt, hinzutritt? Leſet die Lebensgeſchichten der Heiligen, und ihr werdet finden, daß mehr als einer jener Einſiedler, wiewohl in einſamer Zelle wohnend, und durch Frömmigkeit wie eine Ceder zum Himmel aufſtrebend, nichts deſto weniger bei der Glut der Begierlichkeit und bei dem Sturme einer gewaltigen Verſuchung ſogar in der Wüſte von den Flammen der Unlauterkeit erfaßt worden ſei. Was wird an einem andern Baume geſchehen, wenn er, an und für ſich ſchon viel mehr zum Brennen geneigt, ringsum von loderndem Feuer umgeben iſt? Was wird geſchehen, wenn ein junger Menſch, der niemals die Abtödtung, das Gebet und die Buße geübt hat, mit Andern, in denen ſich mehr Feuer, als Blut zu befinden ſcheint, lange Zeit tanzend in einem Kreiſe geſchmückter Frauen ſich aufhält?

Saget nach all dieſem nicht mehr, der Tanz ſei keine Sünde, ſondern betrachtet vielmehr, was der Tanz in euerm Herzen an-

Digitized by Google

richtet. Was liegt auch daran, daß der Tanz an und für sich keine Sünde ist, wenn ihr aber dennoch eine Sünde begehet, sobald ihr euch zum Tanze einfindet? Cf. Segneri's sämmtliche Werke B. 17.

7) Alle Umstände vereinigen sich, die Tanzunterhaltungen gefährlich zu machen.

Laßt uns einmal die Umstände und Verhältnisse bei Tanzunterhaltungen näher in's Auge fassen, um uns von der Gefährlichkeit dieser Vergnügungen zu überzeugen. Die Zeit, zu welcher diese Vergnügungen gehalten werden, ist gewöhnlich die Nacht, welche durch ihre schimmernden Lichter zu solchen Vorstellungen am geeignetsten ist, und nebenbei alle Gegenstände schöner erscheinen läßt, als sie wirklich sind. Die, welche dazu geladen werden, sieht man gerne; sie sind überdieß lustig, und Solche, von denen man zu sagen pflegt, daß sie einen Spaß nicht verderben; traurige und betrübte Menschen pflegen sich hiebei nicht einzufinden. Die, welche bei den Tanzunterhaltungen erscheinen, verwenden auch auf Nichts mehr Mühe, als wie sie Andern gefallen. Der halbe Tag wird deßwegen mit Waschen, Ankleiden, Schmücken und Putzen hingebracht. Auch die Worte, die hier gewechselt werden, sind süßer Honig und schmeichelhafte Artigkeiten; die Mienen sind voll Freundlichkeit und Holdseligkeit; die Haltung des Körpers zeigt an, daß man zu allen Diensten bereit sei. Wer wird nun leugnen wollen, daß in diesem Allen nicht Fallstricke der Versuchung liegen? Regt sich doch die unreine Liebe beim jugendlichen Alter ohnehin so leicht: was wird nicht erst geschehen, wenn alle Umstände dazu anreizen? Welche Gedanken und Vorstellungen werden entstehen, die auch noch für die künftigen Tage zurückbleiben! Welche Gedanken und Wünsche werden sich daraus für die Zukunft entwickeln! Wie wird es ein Bedürfniß werden, diese oder jene Person, welche besondern Eindruck auf einen machte, später wieder aufzusuchen, mit ihr sich zu unterhalten, mit ihr umzugehen. Sehet, dieses und anderes Böse, was auszusprechen sich gar nicht schickt, sind die Uebel, wozu die Tanzunterhaltungen Gelegenheit geben.

8) Was es mit jener Rede auf sich habe, wenn Jemand sagt: Ich merke nicht, daß für mich die Tanzunterhaltungen gefährlich sind.

Es gibt allerdings Solche, welche das Gefährliche der Tanzunterhaltungen für sich in Abrede stellen und sagen: Wir unterhalten und belustigen uns bei solchen Gelegenheiten mit der größten Ruhe der Seele, und nehmen nicht wahr, daß schlimme Gedanken sich einstellen. Ihr müßt schon erlauben, daß man in die Wahrheit euerer Worte gerechten Zweifel setzt. Ihr müßtet ja eine andere Natur haben; es müßte in euch nicht der Stachel der Sinnlichkeit stecken; noch mehr, ihr müßtet nicht schwache Sterbliche, sondern Engel des Himmels sein. Was haben die Heiligen nicht Alles gethan, um der Versuchung den Zutritt zu sich abzuschneiden; und doch blieben sie nicht immer vollkommen frei. Und ihr meinet, mitten im Feuer stehen zu können, ohne zu brennen? Nein, es ist nicht möglich. Ihr täuscht euch; es ist bei euch vielleicht schon so weit gekommen, daß ihr diese innern Versuchungen gar nicht mehr achtet, kein Gewicht darauf leget, und nichts Verbotenes daran sehet. Wenn aber wirklich einer dahin es brächte, was übrigens unglaublich ist, daß er bei solchen Unterhaltungen keine Anwandlungen zur unreinen Lust bei sich spürte, wohnt er auch in den Herzen der Uebrigen? Ist er sicher, daß auch in ihrem Innern nichts Unlauteres sich regt? Ja, kann nicht gerade er selbst für viele Andere die Ursache sein, daß in ihrem Herzen die Fackel der unlautern Begierde sich entzündet? Darf man aber einem Andern Gelegenheit zur Sünde geben? Wird man dadurch nicht selbst zum Sünder? In doppelter Beziehung sind also die Tanzunterhaltungen gefährlich, weil man sich selbst augenscheinlicher Gefahr zu sündigen aussetzt, und weil man auch für Andere ein Stein des Anstosses werden kann.

9) Ob die allgemeine Sitte ein hinreichender Grund ist, seine Theilnahme an Tanzbelustigungen zu entschuldigen.

Man hört oft sagen: Hie und da auf den Ball zu gehen, oder den Tanzboden zu besuchen, ist ja für die Jugend überall

Sitte und Gebrauch. Was würden die Leute von mir sagen, wenn ich mich allein davon ferne hielte, als wäre ich allein weiser und frömmer, als alle Uebrigen? — Was redest du von dem Gebrauche? Es gibt auch andere, gute Gebräuche. So pflegen viele, fromme Christen täglich vor Tagesanbruch der heiligen Messe beizuwohnen; sie gehen häufig zum Tisch des Herrn; sie legen sich mancherlei Werke der Abtödtung auf. Warum ahmst du denn diese Gebräuche nicht nach? Du scheinst dich also nur um die schlimmen Gebräuche zu bekümmern. Aber weißt du nicht, daß der Jünger des Herrn dieser Welt sich nicht gleichförmig machen darf? Daher sagt der Apostel: Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; denn wenn Jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. 1. Joh. 2, 15. Und der heilige Jakobus sagt: Wisset ihr nicht, daß die Freundschaft dieser Welt Feindschaft gegen Gott ist. Wer also ein Freund dieser Welt sein will, der wird ein Feind Gottes. Jak. 4, 4. Gerade dieser Umstand, daß die Tanzunterhaltungen ein von der Welt eingeführter Gebrauch sind, sollen dich veranlassen, von denselben zurückzubleiben; denn die Welt und das Evangelium sind sich einander entgegengesetzt: wozu jene einladet, davon hält dieses zurück. Wer jetzt mit der Welt jubeln will, wird einstens an Christus keinen Antheil haben. Daher preist auch der Heiland die Trauernden selig; jenen aber, die hienieden sich freuen, ruft er ein Wehe zu. Willst du also jetzt die Gebräuche der Welt mitmachen, und nach ihrer Anweisung dich erlustigen, so wirst du einstens auch mit der Welt verdammt werden; das, was du jetzt für die süßeste Lust hältst, wird für dich die Ursache zu ewiger Trauer werden.

10) Durch die Tänze schadet man nicht selten auch der leiblichen Gesundheit.

Groß ist der Schaden, der durch Tanzunterhaltungen der Seele zugefügt wird; aber auch das leibliche Wohl erleidet oft große Einbuße. Wie oft wird durch das unmässige Tanzen die Blüthe der Gesundheit zerstört. Manche unserer Tänze üben schon an und für sich durch die mit ihnen verbundene, körperliche Anstrengung, wenigstens auf schwächliche Leiber, einen nachtheiligen Einfluß auf das leibliche Wohl aus. Wenn man dann erst auf die Unmässigkeit

ſieht, mit welcher dieſes Vergnügen genoſſen wird! Mancher Jüngling und manche Jungfrau fliegen ganze Nächte auf dem Tanzboden herum; bei jeder Tour findet man ſie unter den Tanzenden. Mit einer wahren Wuth ſtürmen Manche auf ihre Geſundheit los; es ſcheint, ſie können des Tanzens gar nicht ſatt werden; dabei erhitzt man ſich unmäßig. Die Folge iſt, daß man Abkühlung ſucht. Wie oft nimmt man aber dadurch den Keim der Krankheit in ſeinem Leibe auf. Man trinkt unvorſichtig in die Hitze hinein; nicht ſelten wird auch das Maaß im Trinken überſchritten. Wie viel Nachtheil erwächſt aus all dieſem für die Geſundheit! O wie Viele haben ihr unmäßiges Tanzen mit dem Leben bezahlen müſſen! Denn auf dem Tanzboden haben ſie das Gift in ihren Leib aufgenommen, das die Blüthe ihrer Geſundheit zerſtörte, und ſie einem frühzeitigen Tode in die Arme warf. Könnten manche unſerer Gräber reden, ſo würden ſie unſere Jugend nachdrücklich vom Tanzen warnen, um nicht ebenfalls, wie jene Opfer, die in ihrem Schooße modern, eine frühe Beute des Todes zu werden.

Tapferkeit.

Sieh den Artikel „Starkmuth" B. 15. S. 212 u. flgde.

Artikel CXLI.

Taufe.

1) Namen und Begriff.

Das deutsche Wort: „Taufe" hat seine Wurzel in „Tauchen", eine Benennung, die auf den Taufritus zurückführt, der früher im Untertauchen bestund. Der lateinische Ausdruck: „Baptisma" stammt aus dem Griechischen, und hat dieselbe Bedeutung.

Die Väter bedienen sich verschiedener Umschreibungen zur Bezeichnung des Sakraments der Taufe. Sie nennen es „das Bad" (lavacrum), oft noch mit verschiedenen Zusätzen, so: Das heilbringende Bad, das Bad der Wiedergeburt, des Lebens u. s. w.; sie nennen es „das Wasser" (aqua), und zwar mit dem Beisatz „des Lebens", oder „des ewigen Lebens"; sie nennen es auch: „Das Sakrament des Wassers, den heiligen Schwemmteich, den heiligen Brunnen; das Siegel Christi, das Geheimniß der Reinigung, die Wiedergeburt, die Einweihung, den Tod der Sünden u. s. w."

Um zum Begriff der Taufe überzugehen, sagen wir: Die Taufe ist jenes Sakrament, in welchem der Mensch durch das Wasser und Wort Gottes von allen seinen Sünden (sowohl von der Erbsünde, als bisher wirklich begangenen) gereiniget, und in Christus als eine neue Creatur zum ewigen Leben wieder geboren und geheiliget wird. Der römische Katechismus erklärt die Taufe kurz dahin, daß er sagt: Baptismus est sacramentum regenerationis per aquam in verbo vitae.

Es ist kaum nöthig, noch hinzuzufügen, daß die Taufe das erste und nothwendigste Sakrament ist. Sie ist das erste Sakrament, weil ohne dieselbe kein anderes Sakrament giltig empfangen werden kann. Daher nennen sie die heiligen Väter den Eingang

zum Reiche Gottes und das Thor zur Stadt Gottes oder zum Haus des Herrn (janua ecclesiae). — Sie ist das nothwendigste Sakrament, weil, wie Christus selbst sagt, wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, nicht in das Reich Gottes eingehen kann. Matth. 28, 19.

2) Schriftstellen.

Ich will reines Wasser über euch ausgießen, auf daß ihr von all euern Missethaten gereiniget werdet. Ezech. 36, 25.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28, 18.

Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann das Reich Gottes nicht sehen. Joh. 3, 3.

Wir sind durch die Taufe mit Jesus zum Tode begraben, damit, gleichwie Christus auferstanden ist von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also auch wir in einem neuen Leben wandeln. Röm. 6, 4.

Ein Jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung euerer Sünden. Apostelgesch. 2, 38.

Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerechtfertiget im Namen unsers Herrn Jesu Christi und im Geiste unsers Gottes. 1. Corinth. 6, 11.

Wir waren einst unverständig, ungläubig, verirrt, Sklaven von mancherlei Begierden und Lüsten, lebten in Bosheit und Neid, waren hassenswerth und haßten einander; als aber die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unsers Heilandes, erschien, hat er nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan, sondern nach seiner Barmherzigkeit uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes. Tit. 3, 3—6.

In der Arche (des Noe) wurden wenige, nämlich acht Seelen gerettet aus dem Wasser. So macht euch nun ähnlicher Weise die Taufe selig, welche keine Abwaschung körperlicher Unreinigkeit ist, sondern die Erforderung eines guten Gewissens vor Gott durch die Auferstehung Jesu Christi. 1. Petr. 3. 20, 21.

Ihr Alle, die ihr in Christus getauft seid, habet Christum angezogen. Galat. 3, 27.

3) Ausſprüche der heiligen Väter.

Die Taufe des Johannes hatte in Vergleich zur Taufe Chriſti die Kraft der Vorbereitung. Cyrill. Alex. in Joan. I. 2. c. 57.

Es iſt kein Unterſchied, ob man im Meere, oder See, oder Fluß, oder in einer Quelle, oder in einem Teiche abgewaſchen (getauft) werde. Tertullian de bapt. c. 4.

Der Herr ſagte, daß im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes die Völker untergetaucht und in der Taufe die begangenen Sünden nachgelaſſen werden. Der heil. Cyprian epist. ad Cler. Rom.

Durch drei Hinabſenkungen und eben ſo viele Anrufungen wird das große Geheimniß der Taufe vollbracht. St. Baſil. de spiritu sancto c. 15.

Die Taufe iſt das Waſſerbad im Worte. Nimm das Waſſer hinweg, und es iſt keine Taufe mehr; nimm das Wort hinweg, und es iſt nicht mehr die Taufe. St. Auguſtin Tract. in Joan. Tract. 15.

Mit Waſſer wird von Außen der Körper übergoſſen; der Geiſt aber tauft innerlich die Seele. Cyrill. v. Jeruſ. catech. 17.

Die Taufe reiniget den Menſchen von der Sünde und löſcht alle Entſtellung und Flecken gänzlich aus. Gregor v. Naz. Orat. 40.

Wenn die Taufe den Menſchen neu macht und einen ganz neuen ſchafft, und nichts an ihm von dem alten Menſchen behalten wird; ſo kann dem neuen Menſchen nicht zugerechnet werden, was einſtens an dem alten Menſchen geweſen iſt. St. Hieron. Ad Ocean. epist. 83. c. 1.

Die Kinder werden getauft zur Nachlaſſung der Sünden; welcher Sünden? Etwa zu welcher Zeit ſie geſündigt haben? Oder wie kann irgend eine Art von Bad bei den kleinen Kindern da ſein, außer nach jenem Sinne: Keiner iſt rein von Schmutz, auch nicht, wenn ſein Leben auf Erden nur Einen Tag gedauert hätte? Nur weil durch das Sakrament der Taufe der Schmutz der Geburt abgelegt wird, deßwegen werden auch die kleinen Kinder getauft. Origen. in Luc. Homil. 14.

Dieſe (Beſchneidung) haben wir durch die Taufe, als wir einſtens Sünder geweſen waren, aus Barmherzigkeit von Gott empfangen. Juſtin der Mart. Dialog. cum. Tryph.

4) Geſchichtliches.

Als Cedualla, König der Britten, nach Rom reiſ'te, um ſich dort taufen zu laſſen, flehte er inſtändig zu Gott, ihn ſogleich nach der Taufe als ſein reines Kind von der Welt hinwegnehmen zu wollen. Er fand in ſeinem Gebete auch Erhörung; denn noch am Charſamſtage nach empfangener heiligen Taufe erkrankte er, und ſtarb bald hierauf.

In den alten Zeiten wurden die heiligen Gebräuche der Chriſten oft zum Spotte von den Heiden nachgeahmt, und häufig im Theater lächerlich gemacht. So geſchah es auch mit der heiligen Taufe. Der Schauſpieler Geneſius ließ ſich, als wäre er krank, in einem Bette auf die Bühne tragen, und verlangte, um vorgeblich ruhig ſterben zu können, getauft zu werden. Es traten ſogleich zwei andere Schauſpieler hervor, und fingen an, dem Geneſius, zum Gelächter der anweſenden Heiden, worunter auch der Kaiſer Diokletian ſich befand, die Taufe zu ſpenden. Während der Handlung aber traf das Herz des Geneſius die göttliche Gnade; er machte den Scherz zum Ernſte, und als man ihn nach der Taufe zum Kaiſer führte, um ihn, wie die Marthyrer, zur Beluſtigung in's Verhör zu nehmen, erklärte er, daß er wirklich Chriſt und bereit ſei, für ſeinen neuen Glauben ſein Blut zu vergießen. Alles erſtaunte über dieſe plötzliche Umwandlung. Geneſius aber wurde ſeines Wunſches gewärtig, und ſtarb den Marthyrertod für den chriſtlichen Glauben. Cf. Schmid's hiſtoriſcher Katechismus.

Der heilige Auguſtin macht uns von der Stunde, wo er in das Taufbecken ſtieg, folgende, ergreifende Schilderung: „Ich ward getauft, und damit entfloh jeglicher Kummer über mein früheres, — ſündhaftes Leben. O welch' ein Tag! Ich konnte nicht ſatt werden, o Gott! die Wunder deiner Weisheit zur Errettung des menſchlichen Geſchlechtes anzuſtaunen. Wie weinte ich bei den öffentlichen Geſängen deiner Gemeinde. Mit ihren Thränen floß deine Wahrheit in mein Herz, Gottesfurcht entbrannte in mir; es floſſen Thränen, und doch war mir dabei ſo wohl!" Confess. lib. 9. c. 2.

König Ludwig, der Heilige, hatte eine ganz beſondere Vorliebe zu jener Stätte, wo er die heilige Taufe empfangen hatte. Oft

besuchte er daher die Schloßkapelle zu Poissy, wo er nicht selten vor dem Taufsteine auf den Knieen lag, und Gott für die hohe, ihm durch die Taufe verliehene Gnade dankte. Oft unterschrieb er sich auch nur als Ludwig von Poissy, um eben dadurch an den Ort hinzuweisen, wo er das wahre Leben empfangen habe. Cf. Mehler's Beispiel-Sammlung B. 4.

5) Vorbildliche Andeutung der Taufe im alten Bunde.

Es ist bekannt, daß auch die Juden eine Art Taufe hatten. Als solche können die levitischen Waschungen und Reinigungen bezeichnet werden, die dann zugleich als Vorbilder der christlichen Taufe gelten. Als Typen oder Vorbilder der christlichen Taufe erscheinen aber dann insbesonders, und werden auch von den heiligen Vätern als solche erklärt: Die Sündfluth, der Durchzug durch das rothe Meer und das Wasser aus dem Felsen; denn wie Gott zur Zeit der Sündfluth durch Wasser die Bosheit von der Welt hinwegnahm, und gleichsam über die ganze Erde ein Tauf-Meer ausgoß, so wird im neuen Bunde in der Taufe durch Wasser die Menschheit gereiniget, und werden die Sünden von ihr hinweggenommen. — Ebenso ist der Durchgang durch das rothe Meer ein Vorbild der Taufe; denn Gott befreit uns durch die Taufe von unseren Sünden, wie er die Israeliten im rothen Meere vom Untergang rettete, und die Aegyptier, ihre Feinde, zu Grunde gehen ließ. Die Beziehung des Durchzuges durch das rothe Meer auf die christliche Taufe spricht der heilige Paulus selbst aus 1. Corinth. 10, 1. — Auch das Wasser aus dem Felsen ist ein Vorbild der Taufe; denn der Fels ist überhaupt Christus, und das hervorsprudelnde Wasser ein Bild der durch Christus uns gewordenen Gnaden, wozu der Anfang in der Taufe gemacht wird.

Ebenso reden auch die Propheten, wenigstens in geheimnißvollen Andeutungen, vom Sakrament der Taufe. So Isaias in den Worten: Alle, die ihr dürstet, kommet zu den Wassern. Is. 55, 1. Und ein Anderer spricht: Ich will euch führen in euer Land, und über euch ausgießen reines Wasser, und ihr werdet gereiniget werden von eueren Missethaten. Ezech. 36, 25. Und am deutlichsten Zacharias: An jenem Tage wird sich eine Quelle öffnen für das Haus Davids und die Bewohner Jerusalems zur

Reinigung der Sünden. Zach. 13, 1. — Unter der sich öffnenden Quelle ist hier offenbar der Taufbrunnen zu verstehen.

6) Von den Taufen des Judenthums.

Fast noch häufiger als bei den Heiden (sieh S. 409) erscheinen die Waschungen und Reinigungen bei den Juden; die Vorschriften gingen hierin bis in das kleinste Detail hinein. All diese levitischen Reinigungen aber waren symbolische Zeichen von dem Bedürfnisse innerer Reinigkeit, welche im neuen Bunde durch das von Christus eingesetzte Sakrament der Taufe wirklich gegeben wird.

Besonders wichtig aber ist die Proselytentaufe, die als ein offenbares Vorbild von der christlichen Taufe erscheint. Diejenigen Heiden nämlich, welche vollständig zum Judenthum übertraten, und Proselyten der Gerechtigkeit hießen, mußten sich nicht nur der Beschneidung unterziehen, sondern empfingen, wenigstens in späterer Zeit, auch eine Art Taufe. Diese Ceremonie der Taufe galt als sehr wichtig, nach Einigen für wichtiger noch, als die Beschneidung selbst. Hiebei wurde der zu Taufende völlig untergetaucht. Ein solcher Proselyt der Gerechtigkeit galt als ein Neugeborner, so daß er als aus der Verbindung mit Aeltern und den übrigen leiblichen Verwandten herausgetreten angesehen wurde.

7) Von der Johannes-Taufe.

Ueber die Bedeutung der Johannes-Taufe herrschte ehedem eine abweichende Ansicht sowohl in als außerhalb der Kirche. So verwickelte sich selbst der berühmte Petrus Lombardus hier in einen Irrthum, indem er der Johannes-Taufe oft zu viel Gewicht beilegte. Die Reformatoren aber setzen die Johannes-Taufe und die von Christus eingesetzte Taufe häufig einander gleich. Daher sich auch das Concilium von Trient veranlaßt sah, eine solche Behauptung als einen Irrthum zu bezeichnen. Sess. 7. c. 1.

Daß die Johannes-Taufe an Kraft und Wirksamkeit nicht der christlichen an die Seite gesetzt werden darf, folgt

a) aus der heiligen Schrift. Johannes selbst spricht den großen Unterschied aus, — der zwischen seiner und Christi Taufe stattfindet; denn er sagt: Ich taufe euch mit Wasser, jener aber wird euch taufen mit dem heiligen Geiste. Mark. 1, 8. — Die

Johannes-Taufe wird in der heiligen Schrift genannt: „Eine Taufe zur Buße," Luk. 3, 3., d. h. eine Einweihung zur Buße. Wohl ist auch beigesetzt: „zur Vergebung"; aber dieses bezieht sich auf die Buße, nicht auf die Taufe selbst, d. h. nicht die Johannes-Taufe bewirkte die Sündenvergebung, sondern die durch die Johannes-Taufe erzielte, gläubige Gesinnung an Jesus, welche auch das Verlangen nach dem Empfange der christlichen Taufe in sich schloß. Daher fand man auch für nothwendig, denen, welche die Johannes-Taufe bereits empfangen hatten, noch die christliche Taufe zu spenden; denn in der Apostelgeschichte lesen wir: Paulus fand zu Ephesus gewisse Jünger, und er sprach zu ihnen: Habet ihr, nachdem ihr gläubig geworden, den heiligen Geist empfangen? Sie aber sprachen zu ihm: Wir haben nicht einmal gehört, ob ein heiliger Geist sei. Da sprach er: Womit seid ihr denn getauft worden? Sie sagten: Mit der Johannes-Taufe. Paulus aber sprach: Johannes taufte das Volk mit der Taufe der Buße, und sagte, daß sie an den, welcher nach ihm käme, glauben sollten, das ist an Jesus. Da sie das gehört hatten, wurden sie getauft im Namen des Herrn Jesu. Apostelgesch. 19, 1—5. Hier ist das Ungenügende der Johannes-Taufe, und ihr Abstand von der christlichen klar ausgesprochen.

b) Aus der Lehre der Kirche. Es muß hier gleich von vorne bemerkt werden, daß einige Väter, wie Basilius, Gregor von Nyssa, behaupten, die Taufe des heiligen Johannes habe einigermaßen Sündenvergebung bewirkt. Dieses kann immerhin zugegeben werden. Wenn aber die Johannes-Taufe Sündenvergebung wirkte, so hatte sie diese Kraft nicht opere operato nach Art eines Sakramentes, sondern opere operantis, d. h. die Wirksamkeit hing von der Disposition des Empfängers ab. Und hierin bestund der große Unterschied zwischen der Taufe Christi und jener des heiligen Johannes. Diesen Unterschied erkennen auch die heiligen Väter an. Unter diesen sagt Tertullian: Agebatur baptismus poenitentiae (per Joannem), quasi candidatus sanctificationis et remissionis in Christo subsecuturae. — Derselben Ansicht sind Cyprian, Hilarius, Optatus, Ambrosius, und unter den griechischen Vätern Gregor von Nazianz, Cyrillus von Alexandrien, Chrysostomus u. s. w. — Den großen Unterschied, welcher zwischen der Taufe Jesu statt-

findet, und jener des Johannes, hat denn auch das Concilium von Trient klar ausgesprochen: Si quis dixerit, baptismum Joannis habuisse eandem vim cum baptismo Christi, anathema sit. Sess. 7. can. 1.

c) Aus der Vernunft. Johannes ist nicht Christus selbst, sondern nur der Vorläufer Christi; von ihm kommt nicht die Gnade, sondern er weiset nur auf den hin, welcher die Gnade bringt. Demnach konnte auch die Taufe des Johannes kein eigentliches Gnadenmittel sein; sie konnte nicht den heiligen Geist, nicht die Kindschaft Gottes, nicht Sündenvergebung an und für sich bringen, sondern war nur eine Einweihung zur Buße, und wirkte bei einem Jeden so viel, als er hiezu disponirt war, d. h. wie bereits oben gesagt, die Wirkungen der Johannes-Taufe, wenn sie je für Einen Sündenvergebung zur Folge hatte, hingen von der Beschaffenheit des Empfängers ab. — Man kann auch sagen, was oben ebenfalls aus der Auffassung der Stellung des Johannes schon folgt, daß Johannes ein bloßer Mensch war, und daß er als solcher, wenn er auch noch so hoch steht, kein Gnadenmittel einsetzen konnte: dieses ist einzig und allein Sache Gottes. Es konnte daher auch die von ihm eingeführte und gespendete Taufe kein Sakrament im Sinne der katholischen Kirche sein.

8) Auch die Heiden hatten eine Art Taufe.

Es ist bekannt, daß fast in allen heidnischen Kulten vielfache Waschungen und Reinigungen, sogenannte Lustrationen, vorkamen. Bei den Griechen stunden an den Eingängen der Tempel Gefäße mit Sprengwasser. Das Wasser pflegte man durch einen vom Altar genommenen Feuerbrand, welchen man in dasselbe eintauchte, zu heiligen; die Besprengung geschah theils von den Eintretenden selbst, theils durch den Priester mittels eines eingetauchten Lorbeerzweiges. Bei den Persern gingen die Reinigungsgebräuche fast in's Endlose; dabei bediente man sich unter gewissen Gebetsformeln des Wassers und Ochsenurins. Schon das neugeborne Kind wurde dreimal mit Ochsenurin und einmal mit Wasser gewaschen. Ebenso hatten die Römer ihre Waschungen und Reinigungen, womit freilich der verderblichste Aberglaube und Unfug getrieben wurde. Daher rügt Laktantius diese heidnischen Reinigungen mit den Worten:

Pie se sacrificasse opinabantur, si tamen abluant, quasi libidines intra pectora inclusas ulli amnes abluant, ulla maria purificent. Eine Art Taufe kam ferner bei den Heiden vor bei der Aufnahme in die eleusinischen und samothracischen Mysterien, sowie bei dem persischen Mithrasdienst.

Mit all diesen Waschungen war offenbar das Bewußtsein der Schuld und das Bedürfniß nach einem Mittel ausgesprochen, das innerlich reinige, gleichwie das Wasser äußerlich rein macht.

9) Die Einsetzung der Taufe durch Christus.

Wie ein jedes Sakrament hat Christus, der Herr, auch die Taufe eingesetzt.

Angedeutet ist die Einsetzung der Taufe bereits durch die Taufe Jesu im Jordan durch Johannes. Daher sagen auch mehre heilige Väter, Christus habe dadurch das Wasser zur Taufe gleichsam im voraus geheiliget.

Näher hingewiesen, wie bereits voraus verkündet, auf die von ihm einzusetzende Taufe hat Christus, der Herr, in seiner Unterredung mit Nikodemus. Dabei sind insbesonders die Worte bezeichnend: Wahrlich, ich sage dir, wenn Jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, so kann er nicht in das Himmelreich eingehen. Joh. 3, 5. Daß diese Worte sich auf die christliche Taufe beziehen, hat das Concilium von Trient klar ausgesprochen, indem es sagt: Wer jene Worte unsers Herrn Jesu Christi: Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, metaphorisch versteht, sei im Bann. Sess. 7. can. 2.

Die eigentliche, feierliche Einsetzung der Taufe geschah im Augenblicke der Himmelfahrt des Herrn mit den Worten: Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28, 19. Cf. Mark. 16, 15. — Der Heiland sieht hier gleichsam im Geiste, wie sich alle Völker auf die Predigt der Apostel zu seiner Lehre bekennen; in dieser Voraussicht beauftragt er sie, dieselben durch die Taufe in seine Kirche aufzunehmen, und zu Christen und Gläubigen zu machen. Daher gibt er seinen Aposteln den Auftrag zur Spendung der Taufe, und setzt diese eben dadurch auch ein. Der Auf-

trag oder die Einsetzung der Taufe setzt die Gewalt hiezu voraus. Diese spricht der Herr in den Worten aus: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden!“ Matth. 28, 18.

In der heiligen Schrift wird die Taufe, als von Christus eingesetzt, an vielen Orten bezeichnet. So lesen wir: Es wurden Männer und Weiber getauft im Namen Jesu Christi, d. h. mit der von Jesus eingesetzten Taufe. Apostelgesch. 8, 12; Cf. Apostelgesch. 2, 38; 10, 48; 19, 5; Röm. 6, 3; 1. Corinth. 1, 13—17; Eph. 4, 4; Tit. 3, 5.

Aus der Tradition Zeugnisse für die göttliche Einsetzung der Taufe anzuführen, ist nicht nöthig, da alle Väter hierin einig sind, und hierüber ohnehin kein Zweifel besteht; nur bezüglich der Zeit, wann sie Christus eingesetzt habe, besteht einige Abweichung. Einige Väter nämlich meinen, schon durch die Taufe Jesu im Jordan sei das christliche Sakrament der Taufe instituirt; andere wollen die Einsetzung derselben in der berühmten Unterredung Jesu mit Nikodemus finden; die überwiegende Ansicht aber geht dahin, daß sie der Herr, wie oben erwähnt, vor seiner Himmelfahrt eingesetzt habe. Hiefür spricht auch die Analogie der übrigen Sakramente, indem die Einsetzung sämmtlicher Sakramente um den Tod des Herrn herum sich reihen, also in die letzten Tage seines Wandelns auf Erden fallen. Alle Sakramente haben ja von dem Tode des Herrn ihre Kraft; es ist daher bezeichnend, daß auch ihre Einsetzung in die Nähe jener Zeit fällt, wo Christus sein großes Opfer am Kreuze vollbracht hat. Noch sei erwähnt, daß das Concilium von Trient einfach die göttliche Einsetzung der Taufe ausspricht. Sess. 7. de sacrament. in genere can. 1.

10) Die Taufe ist ein wirkliches und wahres Sakrament.

Daß die Taufe ein Sakrament sei, bedarf keines weiteren Beweises; denn

I. Es ist Alles vorhanden, was zu einem Sakrament gehört, nämlich:

a) Die Einsetzung von Christus. Sieh oben den Absatz der Einsetzung der Taufe durch Christus.

b) Das äußere Zeichen. Sieh die Absätze von der Materie und Form bei der Taufe.

c) Die innere Gnadenwirkung. Sieh den Absatz von den Wirkungen des Sakraments der Taufe.

II. Durch die Tradition ist unanimiter anerkannt, daß die Taufe ein Sakrament sei; denn die heiligen Väter legen ihr entweder den Namen Sakrament bei, oder sie sprechen in solchen Ausdrücken von der Taufe, daß es klar ist, daß sie unter der Taufe ein Sakrament verstehen. Zeugnisse hiefür kommen allenthalben in der Abhandlung des Artikels vor. Daher belegt auch das Concilium von Trient einen Jeden mit dem Bann, der den sakramentalen Charakter der Taufe leugnet. Sess. 7. de sacram. in genere can. 1.

III. Wird die Taufe auch außer der Kirche, und zwar nicht bloß von den schismatischen Griechen und den übrigen orientalischen Sekten, sondern auch von den abendländischen Sektirern, und namentlich von den Reformatoren als Sakrament anerkannt.

11) Von der Art und Weise, wie die Taufe gespendet wird.

Die Taufe kann auf eine dreifache Art gespendet werden, nämlich:

a) durch Untertauchen (per immersionem);

b) durch Aufgießen (per infusionem);

c) durch Ansprengen (per aspersionem).

Eine jede dieser Arten ist giltig, wenn dabei, wie z. B. bei der Ansprengung, so viel Wasser gebraucht wird, daß man den Begriff einer Abwaschung darauf anwenden kann. Wir reden nun von den einzelnen Weisen selbst, und zwar:

a) Das Untertauchen ist die ursprüngliche Art zu taufen. Darauf weiset schon der Name Taufe (baptisma). So taufte auch Johannes; so taufte man auch zur Zeit der Apostel; denn es heißt z. B. vom Kämmerer, daß er in das Wasser hineingestiegen sei. Apostelgesch. 8, 38. Dafür zeugt auch die Bezeichnung der Taufe als Bad; Eph. 5, 26; ferner die Vergleichung der Taufe mit der Sündfluth, 1. Petr. 3, 12, und mit dem Durchzug durch das rothe Meer. 1. Corinth. 12, 2. Darauf bezüglich sagt der heilige Paulus: Wisset ihr nicht, daß wir alle, die wir in Christo Jesu getauft sind, in seinem Tode getauft worden sind? Denn wir sind mit ihm durch die Taufe zum Tode begraben, damit, gleichwie

Chriſtus auferſtanden iſt von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, alſo auch wir in einem neuen Leben wandeln. Röm. 6, 3. 4. Das Untertauchen bei der Taufe iſt nämlich dem Apoſtel ein Bild des geiſtigen Todes des ſündhaften Menſchen; das Herausgehen aus dem Taufbrunnen aber ein Bild von dem erhaltenen, neuen Leben der Gnade. — Dieſer Taufritus wurde auch von der abendländiſchen Kirche in den erſten zwölf Jahrhunderten beibehalten; die Griechen taufen noch heutigen Tages in dieſer Weiſe, wiewohl ſie angefangen haben, ebenfalls wenigſtens einigermaßen davon abzugehen, ſo z. B. tauchen ſie die Kinder nur bis zum Hals in das Waſſer, und helfen dann durch Aufgießen von Waſſer nach.

b) Das Aufgießen. Im zwölften Jahrhunderte ging man vom Untertauchen bei der Taufe ab, und es wurde allmälig das Aufgießen gewöhnlich. Der heilige Thomas von Aquin kennt bereits alle drei Arten von Taufe; ſpäter aber wurde das Aufgießen allgemein, und verſchwand das Untertauchen allmälig ganz. Die Griechen machen nun zwar der lateiniſchen Kirche bittere Vorwürfe darüber, daß ſie den urſprünglichen Taufritus verlaſſen hat, ſo namentlich der durch ſeinen Haß gegen die römiſche Kirche bekannte Markus, Erzbiſchof von Epheſus in ſeiner epistola encyclica an alle Biſchöfe des Erdkreiſes; ebenſo der Patriarch Jeremias in ſeinem Antwortſchreiben an die Wittenbergiſchen Theologen. Allein dieſe Vorwürfe ſind ungegründet, und iſt auch die durch Aufgießen ertheilte Taufe vollkommen giltig. Dieſes beweiſen wir:

I. Aus der heiligen Schrift. Wurde nämlich gleichwohl die Taufe urſprünglich durch Untertauchen geſpendet, ſo gab Chriſtus doch nirgends einen Auftrag, daß ausſchließlich in dieſer Weiſe getauft werden ſoll. Es gab daher ſchon in den erſten Zeiten auch Fälle, wo nicht durch Untertauchen getauft wurde. Wenn es z. B. Apoſtelg. 2, 41 heißt, daß an Einem Tage bei dreitauſend Menſchen getauft wurden, ſo darf man hier wohl nicht an das Untertauchen denken; denn wo hätte Solches damals zu Jeruſalem geſchehen können, und wie mühſam, wenn auch Gelegenheit vorhanden geweſen, wäre Solches geworden! Wieder leſen wir, daß Paulus zu Philippi im Kerker des Nachts den Kerkermeiſter und ſein ganzes Haus getauft habe. Apoſtelgeſch. 16, 33. Auch hier darf man wohl kaum an ein Untertauchen denken.

Digitized by Google

II. Aus der Tradition. Dieſe beſtätiget, daß auch eine durch Aufgießen oder Beſprengung ertheilte Taufe vollkommen giltig iſt, und daß in der That ſchon in den früheſten Zeiten auf dieſe Weiſe die Taufe ertheilt worden iſt. Es leuchtet nämlich ein, daß die ſchwer Kranken nicht durch Untertauchen getauft werden konnten, da ihnen dieſes möglicher Weiſe augenblicklich den Tod hätte bringen können. Dieſe mußten alſo durch Aufgießen oder Beſprengen getauft werden. Eine ſolche Taufe hielt man für vollkommen giltig. Daher ſagt der heilige Cyprian: „Man darf Keinen beunruhigen, weil es das Anſehen hat, daß ſie als Kranke mit Aufgießen oder Beſprengen getauft werden; denn ſie erlangen (auch ſo) die Gnade des Herrn, da die Schrift durch den Propheten Ezechiel ſagt: Ich will euch beſprengen mit reinem Waſſer. Daher iſt es klar, daß auch das Beſprengen mit Waſſer die Wirkung des heilſamen Bades habe. In epist. 76 (ad Magnum). Wohl wurden ſolche auf dem Todbette Getaufte (clinici) für die Weihen als irregulär angeſehen; aber nicht, weil man die Giltigkeit der Taufe in Abrede ſtellte, ſondern weil man entweder annahm, daß es an gehöriger Vorbereitung fehlte, oder es als tadelnswerth anſah, mit dem Empfange der Taufe ſo lange zugewartet zu haben. — Auch andere Väter ſprechen aus, daß eine mit Aufgießen oder Beſprengen ertheilte Taufe vollkommen giltig ſei. So Tertullian: Quis tibi tam infidae poenitentiae viro asperginem unam cujuslibet aquae commendabit? De baptism. 6. Hier iſt offenbar unter „Aspergo“, — d. h. Beſprengung, die Taufe zu verſtehen. Der heilige Auguſtin ſchreibt: Tantum valet verbum fidei in ecclesia Dei, ut per ipsam credentem, offerentem, benedicentem, tingentem vel tantillum mundet infantem. Die letztern Worte beziehen ſich unbeſtreitbar auf die Taufe, und iſt hiemit offenbar eine andere Weiſe, ſie zu ertheilen, bezeichnet, als das Untertauchen.

III. Aus der Vernunft. Wie ſchon oben angegeben, hat der Gebrauch des Waſſers bei der Taufe die ſymboliſche Bedeutung des Abwaſchens oder Reinigens. Daraus folgt, daß in jeder Art, in welcher dieſe Bedeutung ſich ausſpricht, die Taufe weſentlich giltig geſpendet wird. Daß aber der Begriff vom Abwaſchen auch im Aufgießen und im Beſprengen noch erhalten iſt, wenn es in gehöriger Weiſe geſchieht, fällt von ſelbſt in die Augen. Daher konnte

ſich die Kirche ſtatt des Untertauchens auch des Aufgießens und des Beſprengens bedienen, und ſie iſt hiebei um ſo mehr im Rechte, als ſie hiezu von wichtigen Gründen beſtimmt wurde. Und ſolche ſtunden der Kirche hier zur Seite; denn ſeit die Kindertaufe ganz allgemein geworden iſt, iſt das Untertauchen mehr als bedenklich, da es den Kindern, insbeſonders in unſern verweichlichten Zeiten und in ſtrengern Jahreszeiten, leicht gefährlich werden, oder doch als gefährlich erklärt werden könnte. Ferner iſt ſeit Abſchaffung der Diakoniſſinnen bei der Taufe erwachſener Frauensperſonen für die Schamhaftigkeit nicht mehr geſorgt, und könnte dieſelbe leicht verletzt werden; jeden Falles aber würde die Sache als ſehr anſtößig und ärgerlich erſcheinen. Aber von dieſem Allen abgeſehen, konnte die Kirche, da ſchon urſprünglich die Taufe nicht ausſchließlich durch Untertauchen, ſondern auch durch Aufgießen und Beſprengen geſpendet wurde, zugeben, daß dieſelbe auch in der letztern Weiſe geſpendet werde, und hat, nachdem nun in ihr dieſe Weiſe allgemein geworden iſt, um ſo weniger einen Grund, davon abzugehen, als die ſchismatiſchen Griechen eine ſolche Taufe für ungiltig erklären; denn durch Aufgeben ihrer Weiſe, die Taufe zu ſpenden, würde ſie dem Irrthum Vorſchub leiſten und thatſächlich erklären, die Taufe müſſe durch Untertauchen geſpendet werden.

c) Das Beſprengen. Daß die Taufe auch in dieſer Weiſe geſpendet giltig ſei, wenn in gehöriger Art vorgenommen, bedarf keines Beweiſes mehr, da er bereits im Obigen enthalten iſt.

Noch ſei hier beigefügt, daß in alter Zeit eine dreimalige Untertauchung ſtattfand, und heut zu Tage eine dreimalige Aufgießung des Waſſers ſtattfindet. Dieſe dreimalige Wiederholung ſoll die dreifache Perſönlichkeit des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes in Einer Natur bezeichnen, und wohl auch auf den Tod, die Begräbniß und Auferſtehung Jeſu Chriſti ſich beziehen. Doch iſt die dreimalige Wiederholung nur ſymboliſch, und übt auf die Giltigkeit des Sakraments keinen Einfluß aus. Als daher die Arianer in der dreimaligen Wiederholung eine Unterordnung des Sohnes und heiligen Geiſtes unter den Vater erblicken wollten, ſo taufte man im ſechſten Jahrhundert in Spanien mit einer einzigen Untertauchung, und hat bekanntlich Papſt Gregor, der Große, in dieſem Taufritus nichts Anſtößiges gefunden. — Ferner iſt vorgeſchrieben,

daß bei der Spendung der Taufe die Aufgießung des Wassers auf den Kopf, als den vorzüglichen Theil des menschlichen Leibes, stattfinden soll; doch wird auch durch Begießung eines andern Körpertheiles das Sakrament vollzogen.

12) Von der Begierde- und Blut-Taufe.

Die Wassertaufe wird außerordentlicher Weise unter gewissen Umständen ersetzt durch die sogenannte Begierde- und durch die Blut-Taufe.

I. Die Begierde-Taufe (baptisma flaminis) ist das Verlangen nach der Taufe, welche man, durch Umstände gehindert, oder durch den Tod übereilt, in der Wirlichkeit nicht mehr empfangen kann. Diese Begierd-Taufe ist bei Erwachsenen nichts Anders, als die aus reiner Liebe entsprungene, vollkommene Reue über die begangenen Sünden, verbunden mit dem Wunsche und dem Verlangen nach der Taufe. Wenn aber ein solcher Mensch vom Christenthume und der Taufe nichts wüßte, also auch das Verlangen darnach ausdrücklich nicht haben könnte, so lassen die meisten Theologen in diesem Falle das votum implicitum gelten, d. h. eine solche Gemüthsstimmung, welche die Taufe, sobald sie dem Menschen als unerläßliches Requisit des Heiles bekannt wäre, mit Sehnsucht verlangen, und im Falle der Möglichkeit auch wirklich empfangen würde.

Daß die Begierd-Taufe in Fällen, wo die Wassertaufe zu empfangen nicht möglich ist, zur Seligkeit hinreiche, folgt:

a) aus der heiligen Schrift; denn wir lesen in derselben: Wer Gott liebt, ist aus Gott geboren. 1. Joh. 4, 7. Hier ist offenbar gesagt, daß die vollkommene Liebe geistig wieder gebärt, also auch die Sünde hinwegnimmt und rechtfertiget. Auch sagt der Herr zur Magdalena, daß ihr viel vergeben worden, weil sie viel geliebt hat. Luk. 7, 37. Ueberdieß finden sich viele Stellen in der heiligen Schrift, aus welchen erhellet, daß Gott im Falle des Unvermögens den Willen für das Werk annimmt, so z. B.: Wenn Bereitwilligkeit da ist, so ist sie wohlgefällig nach dem, was Einer hat, nicht nach dem, was er nicht hat. 2. Corinth. 8, 12. Cf. jene Wittwe mit zwei Pfennigen beim Opferkasten. Luk. 21, 3.

b) Aus der Ueberlieferung. — Der heilige Gregor von

Nazianz bemerkt: Iſt nicht Gott barmherzig, daß er, ſo wie er die menſchlichen Gedanken kennt, die Begierden unſers Gemüthes erforſcht, und die Begierde nach der Taufe für die Taufe ſelbſt nimmt? Orat. 40, in s. bapt. — Der heilige Ambroſius ſagt in ſeiner Leichenrede auf den Kaiſer Valentinian, der, vom Tode übereilt, als Katechumenus ohne Taufe ſtarb: Ich höre euch ſchmerzlich klagen, daß er das Sakrament der Taufe nicht empfangen habe. Sagt mir, was Anders iſt in uns, als der Wille und das Verlangen? Auch er hatte ſchon längſt dieſen Wunſch, ſo daß er, ehe er nach Italien gekommen, eingeweiht worden, und er zeigte an, daß er nächſtens von mir ſich wolle taufen laſſen, und deßwegen glaubte er, mich vor andern Dingen noch rufen zu müſſen. Hat er alſo nicht die Gnade, wornach er Verlangen getragen? Gewiß, weil er ſie verlangte, hat er ſie empfangen. Wenn die Martyrer durch ihr Blut abgewaſchen werden, ſo hat dieſen ſeine Frömmigkeit und ſein Wille abgewaſchen. Orat. funebr. — Der heilige Auguſtin: Ich finde, daß nicht bloß das Leiden für den Namen Chriſti dasjenige, was vor der Taufe fehlte, ergänzen könne, ſondern daß auch der Glaube und die Bekehrung des Herzens dieſes thue, wenn vielleicht in bedrängten Zeiten mit der Feier des Geheimniſſes der Taufe ſelbſt nicht geholfen werden kann. De baptism. l. 4. c. 23. Der heilige Bernard ſchreibt: Durch den bloßen Glauben könne der Menſch gerettet werden, wenn er das Verlangen nach dem Empfange des Sakraments hat, dabei aber der Tod eintritt, ehe dieſem frommen Verlangen genügt werden konnte, oder ſonſt irgend ein unüberwindliches Hinderniß entgegen trat. Epist. 77. — Papſt Innocenz III. antwortete auf die Frage, was von einem Juden zu halten ſei, der ſich in der Todesſtunde ſelbſt getauft hatte, daß die Taufe ungiltig ſei, weil ſich dieſe Niemand ſelbſt ſpenden könne; er ſetzt aber auch hinzu, daß, wenn dieſer Jude geſtorben wäre, er nichts deſto weniger ſelig geworden wäre, nämlich propter fidem sacramenti, d. h. wegen ſeines Glaubens an das Sakrament und ſeines Verlangens darnach. — Endlich erklärt das Concilium von Trient ausdrücklich, daß der Menſch auch durch das Verlangen nach den Sakramenten (wo nämlich der wirkliche Empfang nicht möglich iſt), gerechtfertiget werde. Sess. 7.

de sacrament. in genr. c. 4. cf. Sess. 6. c. 4 de justificat. und Sess. 14, cap. 4. de sacram. poenit.

Bei all dem ist die Begierde-Taufe nur ein Ersatzmittel für den äußersten Nothfall; würde daher Einer aus dieser Noth gerettet, und ihm die Möglichkeit gegeben, die heilige Taufe selbst empfangen zu können, so müßte er sich dieselbe ohne weiters spenden lassen.

II. Die Blut-Taufe (baptisma sanguinis). Darunter versteht man das Martyrium. Wer für Christus gewaltsamer Weise sein Leben verliert, ist ein Martyrer. Hiebei ist zu bemerken, daß zum Begriff eines Martyrers der in Folge erlittener Torturen erfolgte Tod gehört. Daher ist noch kein Martyrer, wer etwa als Opfer seines Berufes fiel (wiewohl der religiöse Glaube Solche gleichsam wie Martyrer zu verehren pflegt) oder viele Martern erlitt, aber denselben nicht erlag. Nur wenn er in Folge eines Wunders am Leben blieb, gilt er als Blutzeuge, so z. B. der heilige Johannes, der Apostel. Daß man den Tod für Christus erleiden müsse, um Martyrer zu sein, ist ohnehin schon gesagt; denn richtig bemerkt der heilige Augustin: Non poena facit martyrem, sed caussa. — Dieses Martyrium nun ersetzt nicht bloß die Wassertaufe, sondern kann auch für den, der es erleidet, einen höhern Grad von Seligkeit bewirken.

Für die Vollgiltigkeit der Blut-Taufe zeugen:

a) Die heilige Schrift. Christus selbst nennt seinen Tod eine Taufe. Denn er sagt zu den Söhnen des Zebedäus: Könnet ihr den Kelch trinken, welchen ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, womit ich getauft werde? Matth. 10, 38. — Ferner sagt der Herr: Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Matth. 10, 32. Das Martyrium ist aber die feierlichste Art, Christum zu bekennen. — Wiederum sagt Christus: Wer sein Leben meinetwegen verliert, wird es zum ewigen Leben erhalten. Matth. 16, 25. — Auch lesen wir, daß es der höchste Grad der Liebe ist, für Jemanden sein Leben hinzugeben. Joh. 15, 13. Daraus folgt aber von selbst, daß der Ausdruck der höchsten Liebe, der sich im Martyrium ausspricht, auch zum Heile gereichen müsse.

b) Die Lehre der Kirche. Die heiligen Väter sahen im Martyrthum eine besondere Auszeichnung und Anwartschaft auf das Himmelreich. So sagt Clemens von Alexandrien: Das Martyrthum ist eine Reinigung der Sünden mit Ruhm. Strom. l. 4. c. 9. — Der heilige Cyprian erklärt, daß die der Taufe nicht beraubt sind, welche mit der rühmlichsten und größten Taufe, mit der des Blutes, getauft worden sind. (Ad Jubaj.) — Der heilige Basilius redet von Solchen, welche das Heil nicht in der Wassertaufe, sondern von dem für Christus erlittenen Tod haben. — Der heilige Ambrosius sagt: Wenn die Martyrer durch Blut abgewaschen werden, so wäscht auch der Wille zur Taufe ab. In Orat. funebr. in Valent. Hier unterscheidet der heilige Vater offenbar die Blut- von der Begierde-Taufe. — Der heilige Augustin schreibt: Welche immer ohne empfangenes Bad der Wiedergeburt für Christi Bekenntniß sterben, denen gilt es zur Nachlassung der Sünden so viel, als wenn sie durch die heilige Quelle der Taufe abgewaschen würden. De Civit. Dei l. 13. c. 7. — Der alte Tertullian sagt schlagend: Nemo fit membrum Christi, nisi aut baptismo in Christo aut morte pro Christo. De anima l. 2. c. 9. — Und Cyrillus von Jerusalem: Si quis non baptizatur, salutem non habet praeter solos martyres, qui vel sine aqua regno coelesti potiuntur. Cat. myst. 3. — Die Kirche hat auch von jeher an dem Heile der Martyrer so wenig gezweifelt, daß sie für dieselben nicht einmal zu beten nöthig fand, sondern vielmehr eine besondere Verehrung für sie hatte. Ja, Papst Innocenz III. erklärt: Injuriam facit martyri, qui orat pro martyre. Daraus folgt zugleich, daß die Blut-Taufe eine viel vollkommnere ist, als die Begierde-Taufe. Diese letztere fällt auch z. B. bei unmündigen Kindern aus; aber des Empfanges der Blut-Taufe sind auch sie fähig. Daher verehrt die Kirche auch die Bethlehemitischen Kinder als Martyrer. Die Heiligen sagen deßwegen: Das Martyrium wirkt gleichsam ex opere operato wie die Taufe selbst, indem es Schuld und Strafe erläßt. Indeß sagt man dennoch nur: „gleichsam", weil das Martyrium nicht so strikte, wie die Sakramente selbst, wirkt, sondern in Folge eines gewissen Privilegiums und seiner nahen Beziehung zum Leiden Christi. Daß zum Martyrthum eine bußfertige Gesinnung und Liebe zu Gott gehöre, bedarf kaum einer Erwähnung, da ja Nie-

mand sein Leben für Gott hingeben wird, der Gott nicht liebt. Dabei bemerken wir noch, daß es nicht erlaubt ist, ohne besondern göttlichen Antrieb oder ohne Gefahr eines Aergernisses sich freiwillig dem Martertode darzubieten, indem dieses eine Art wäre, Gott zu versuchen.

13) Von der Nothwendigkeit der Taufe.

Bezüglich der Nothwendigkeit der Taufe kann kein Zweifel bestehen; denn dafür zeugt:

I. Die heilige Schrift. Fast überall, wo in der Bibel von der Taufe die Rede ist, wird auch ihre Nothwendigkeit ausgesprochen. Schon das Gebot des Herrn an seine Apostel, alle ohne Ausnahme zu taufen, schließt von selbst auch für alle die Pflicht ein, sich taufen zu lassen. Matth. 28, 19. — Daß die Taufe das unerläßliche Heilmittel für alle ohne Ausnahme, und daher auch für die Kinder sei, spricht Christus insbesonders klar in seiner Unterredung mit Nikodemus aus, und zwar in den Worten: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn Jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen. Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist. Joh. 3, 5. 6. — Der Herr gibt in dieser Stelle auch den Grund an, warum die Taufe für Alle nothwendig ist: „Weil das vom Fleisch Geborne Fleisch ist," und Fleisch und Blut, wie an einer andern Stelle gesagt ist, nicht in das Himmelreich eingehen kann. Dieses gilt aber nicht bloß von den Erwachsenen, sondern auch von den Kindern. Die Stelle Joh. 3, 5 spricht also insbesonders die Nothwendigkeit der Taufe für die Kinder klar aus.

II. Die Erblehre. Schon Justin, der Marthyrer, setzt im Hinblick auf Joh. 3 die Nothwendigkeit der geistigen Wiedergeburt, wie dieses in der Taufe geschieht, umständlich auseinander. Apolog. 2. — Die Nothwendigkeit der geistigen Wiedergeburt spricht ferner aus der heilige Irenäus, Lib. 3, 17, wo er sagt, es sei nothwendig, aus dem Wasser und dem heiligen Geiste wiedergeboren zu werden, um das Leben in Gott zu haben. — Tertullian schreibt: Im neuen Bunde ist das Gesetz zu taufen aufgelegt, und die Form dazu vorgeschrieben: Gehet hin, sprach Christus, lehret

alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters u. s. w. Diesem Gesetze ist jene Entscheidung beigefügt: Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann nicht in das Himmelreich eingehen. Christus fügte also zum Glauben die Nothwendigkeit der Taufe. Daher werden von nun an auch Alle getauft. — Origenes: Wir erinnern uns auch, daß wir gesündiget haben, und daß keine Vergebung der Sünden ohne Taufe erhalten werden könne. Exhort. ad Mart. — Der heilige Cyprian: Niemand kann zum Reiche Gottes gelangen, wenn er nicht wiedergeboren wird, zu Folge des Ausspruches: Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste u. s. w. Advers. Jud. — Der heilige Ambrosius: Christus nahm (bei Johannes 3) Keinen aus, auch nicht das Kind; Niemand geht in das Reich Gottes ein, als nur durch das Sakrament der Taufe. De Abrah. lib. 2. c. 11. — Der heilige Augustin: Von den neugebornen Kindern bis zu den Greisen im höchsten Alter darf Niemand am Empfange der Taufe gehindert werden. Enchir. c. 43. — So sprachen sich auch aus Chrysostomus, Gregor, der Große, und alle übrigen Väter.

Hiemit stimmen die Aussprüche der Concilien ein. Schon die Synode von Milevi sagt: Es gefiel denjenigen, wer immer leugnet, daß die neugebornen Kinder zu taufen seien, mit dem Bann zu belegen. Can. 2. Das Concilium von Florenz sagt in seiner Instruktion an die Armenier: Da wegen des Menschen (Adam) der Tod auf die Gesammtheit überging, so können wir, wie die Wahrheit sagt, nicht in das Himmelreich eingehen, wenn wir nicht aus dem Wasser und dem heiligen Geiste wiedergeboren werden. — Endlich das Concilium von Trient erklärt: Wenn Jemand sagt, die Taufe sei freigestellt, d. h. nicht nothwendig zum Heil, so sei er im Bann. Sess. 7. de baptism. c. 5.

III. Die Vernunft. Es ist Dogma, daß alle von Adam Abstammenden von Geburt aus die Erbsünde an sich tragen, und in diesem Zustande ein Gegenstand des Mißfallens Gottes, und vom Himmel ausgeschlossen sind. Da nun die Taufe das einzige Befreiungsmittel von diesem Zustande ist, so folgt von selbst, daß sie auch für alle, auch die unmündigen Kinder, nothwendig sei. Es verhält sich auch hier wieder wie mit der leiblichen Geburt. Es

gibt für Niemanden einen andern Weg, in dieses zeitliche Leben einzutreten, und ein Menschenkind zu sein, als die Geburt aus dem Mutterleibe; so gibt es für den, der getauft zu werden Gelegenheit hat, auch kein anderes Mittel, des geistigen Lebens und in Folge dessen der Seligkeit theilhaftig zu werden, als die Taufe. Die Einwendung, daß auch die Blut- und Begierde-Taufe hinreicht, ändert in der Sache nichts, sondern zeugt vielmehr für die Nothwendigkeit der Taufe, da ja die Begierde- und Blut-Taufe nur in Fällen, wo die Wassertaufe zu empfangen nicht möglich ist, ausnahmsweise genügen, und auch hier mehr oder weniger klar das Verlangen nach der Wassertaufe hervortritt.

Es ist behauptet worden, daß die von christlichen Eltern geborenen Kinder der Taufe nicht bedürften, weil ja die Erbsünde schon in ihren Eltern zerstört worden sei. Allein diese Ansicht ist ganz unrichtig; denn die Erbsünde hängt der Natur an; die Rechtfertigung aber wird dem Menschen nur persönlich gegeben. Nur für das einzelne Individuum ist durch die Taufe das Sündhafte hinweggenommen; wenn aber der gerechtfertigte Mensch nach der Taufe als Naturwesen auftritt, wie dieses in der Zeugung geschieht, so verbleibt er im Kreise des Sündhaften. Durch den Zeugungsakt wird das Werk des Sünders Adam fortgesetzt, und ein Mensch in's Dasein gebracht, wie der Zeugende selbst von Natur gewesen ist. Daher können auch christliche Eltern nur adamitische, d. h. mit der Erbsünde behaftete Menschen, zeugen. Auf physischem Wege wird allenthalben dieselbe sündhafte Natur fortgepflanzt; die Gnade aber wird fortgeleitet auf sakramentalem Wege. Daher hat auch das Concilium von Trient erklärt: Wenn Jemand leugnet, daß man auch die erst neu aus dem Mutterleibe hervorgehenden Kinder taufen müsse, ungeachtet sie von getauften Eltern herstammen, so sei er im Bann. Sess. 5. n. 4.

14) Welche Bedingnisse werden zum würdigen Empfang des Sakraments der Taufe erfordert?

Man muß hier die Taufe der unmündigen Kinder und die der Erwachsenen unterscheiden.

Was die unmündigen Kinder betrifft, so kann bei ihnen von einer Vorbereitung keine Rede sein, und wird von ihnen eine solche

auch nicht gefordert. Bei ihnen supplirt die Kirche, was sie selbst nicht vermögen, indem an ihrer Statt die Eltern oder ihre Stellvertreter die Taufe für sie verlangen. Daher sagt das Concilium von Trient: Non actu proprio credentes baptizari in sola fide ecclesiae. Sess. 7. can. 13., d. h. die Eltern oder ihre Stellvertreter bringen, gemäß der Pflicht, die ihnen ihr Glaube auflegt, die Kinder zur Taufe dar. So kommt der Glaube der Eltern den Kindern zu gut, indem er für sie die Ursache ist, daß sie die Taufe empfangen; denn würden die Eltern den Glauben an die Taufe nicht haben, so würden sie ihre Kinder, wie es die Ungläubigen thun, auch nicht taufen lassen. Daraus folgt von selbst, daß der Glaube der Eltern, wie fälschlich die Reformatoren behaupteten, für das Sakrament eigentlich nicht wesentlich ist, den Kindern also auch nicht imputirt wird; und daß die Kinder gar wohl, auch wenn die Eltern oder ihre Stellvertreter diesen Glauben nicht hätten, dennoch das Sakrament giltig empfingen. Uebrigens haben die unmündigen Kinder bei der Taufe allerdings auch Stellvertreter in dem Sinne, daß diese statt ihrer zum Glauben sich bekennen; daher beten auch die Pathen statt der Kinder das apostolische Glaubensbekenntniß. Zum Wesen der Taufe gehört aber selbstverständlich auch dieses nicht.

Die Erwachsenen hingegen haben sich auf den Empfang der heiligen Taufe vorzubereiten. Dieß geschieht nun zunächst durch Unterricht. Daher sagt auch Christus: Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie u. s. w. Es soll nämlich der zu Taufende in den wesentlichsten Wahrheiten des Christenthums unterrichtet sein. Der Unterricht ist die entferntere Vorbereitung, und hilft gleichsam die nähere, nämlich den Glauben und die Reue, anbahnen. Das Concilium von Trient sagt hierauf bezüglich: Sie werden zur Gerechtigkeit selbst vorbereitet, indem sie geweckt und gestützt durch die göttliche Gnade, und den Glauben aus dem Gehör empfangend, freiwillig zu Gott sich hinneigen, und Alles unbezweifelt für wahr halten, was göttlich geoffenbart und verheißen worden ist, vornehmlich aber dieses, daß der Sünder von Gott aus Gnaden gerechtfertiget werde durch die Erlösung in Jesus Christus. Und da sie sich als Sünder erkennen, werden sie durch die Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit, wodurch sie heilsam erschüttert werden, zur

Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit hingezogen, und dadurch zur Hoffnung und zum Vertrauen aufgerichtet, Gott werde ihnen wegen Christus gnädig sein. Sie fangen an, ihn als die Quelle aller Gerechtigkeit zu lieben, und dieses bewegt sie zu einem Hasse und zu einer Verabscheuung gegen die Sünde, d. h. zu jener Buße, die man vor der Taufe wirken muß; und endlich nehmen sie sich vor, die Taufe zu empfangen, ein neues Leben zu beginnen, und die göttlichen Gebote zu halten. Sess. 6. cap. 6.

Daraus ist von selbst klar, daß zum Empfang der Taufe von Seite eines Erwachsenen Glaube erfordert wird. Der Glaube ist ja der Anfang und die Wurzel der Rechtfertigung. Daher heißt es auch in der heiligen Schrift: Wer sich Gott nähert, muß glauben. Hebr. 11, 6. Der Glaube setzt voraus, daß der Täufling die nöthigsten Wahrheiten auch wisse, und unter diesen begreift der heilige Liguori wenigstens die sieben heiligen Sakramente, die zehn Gebote und das Gebet des Herrn; ferner, daß es einen Gott gebe, der dreifach in den Personen ist; daß Gott der gerechte Belohner und Bestrafer sei, und daß die zweite Person in der Gottheit, Jesus Christus, Mensch geworden, und uns durch sein Leiden und Sterben erlöset hat.

Aus dem Glauben entwickelt sich die Bußgesinnung oder die Reue. Auch diese wird vom Täufling nach klaren Aussprüchen der heiligen Schrift verlangt, so wenn es heißt: Thuet Buße, und ein Jeder von euch lasse sich taufen. Apostelgesch. 2, 38. Freilich kann für den Täufling nicht die Erbsünde Gegenstand der Reue sein; diese kann er nur beklagen und bedauern: sondern seine wirklichen Sünden muß er bereuen, wovon er selbst die Ursache ist. Dabei genügt die unvollkommene Reue (attritio). Daher verlangt das Concilium von Trient nur eine Reue, vermöge welcher man Gott zu lieben anfängt.

Ein eigentliches Sündenbekenntniß, oder die sakramentale Beicht ist von Seite des Täuflings nicht nöthig; aber ein einfaches Bekenntniß, wenigstens eine genaue Selbstprüfung, um sich seiner Sünden bewußt zu werden, erscheint sehr rathsam, weil dadurch nur die bußfertige Gesinnung befördert werden kann. Bußwerke werden bei der Taufe ebenfalls nicht aufgelegt, weil durch die Taufe nicht bloß alle Sünden und die ewigen Strafen, sondern auch alle

zeitlichen Strafen hinweggenommen werden; aber aus Andacht wird sich der Täufling immerhin zu mancherlei Uebungen verstehen, indem dadurch nicht bloß sein Bußgeist vermehrt, sondern auch den Sünden nach der Taufe ein wohlthätiger Damm entgegengesetzt wird.

15) Ueber das Loos der ohne Empfang der Taufe gestorbenen Kinder.

Die Theologen beschäftigt vielfältig der Zustand jener Kinder, die ohne Taufe sterben. So viel wird allgemein anerkannt: Von Natur aus wird ein Jeder als Kind des Zornes geboren; wer im Leibesleben nicht zur Kindschaft der Gnade wiedergeboren wird, stirbt als Kind des Zornes, und wenn er auch nur die Erbsünde auf sich hat: in diesem Zustande aber kann Niemand Gott schauen, also nicht selig werden. Daher sagt das Concilium von Florenz: Credimus, illorum animas, qui in peccato mortali vel cum solo originali decedunt, mox in infernum descendere, poenis tamen disparibus puniendas. Und das Concilium von Trient sagt ausdrücklich, daß es nach verkündigtem Evangelium ohne Empfang des Bades der Wiedergeburt, oder ohne Verlangen darnach keine Rechtfertigung gibt. Da nun die ohne Taufe sterbenden Kinder weder das Sakrament der Rechtfertigung empfangen, noch die Blut-Taufe erhalten, auch die Begierd-Taufe bei ihnen nicht angenommen werden kann, so sind sie als noch im Zustande der Sünde befindlich zu betrachten, und kann es daher um ihre Seligkeit nicht anders, als schlimm bestellt sein. Indeß erscheint diese Ansicht denn doch den Meisten als zu hart; man sucht sie daher durch verschiedene Auskunftsmittel zu mildern.

Es fehlt nicht an Theologen, welche der Meinung sind, solche Kinder können durch die Begierd-Taufe ihr Heil finden. So sagt Klee: Es sei nichts begreiflicher, als daß die menschliche Seele, wie sie in Folge ihrer Verbindung mit dem Leibe unter dem Gesetze seiner Entwicklung gestellt, allmählig zum Bewußtsein und zur Freiheit sich entfaltet, ebenso aus den Banden und Bedingungen des Körpers entlassen, nach der Natur des reinen Geistes sich sofort unmittelbar zur vollen Intellektualität und Freiheit erhebt; es sei also nichts verständlicher, als daß der Seele bei dem weiter gediehenen Pro-

ceſſe der Auflöſung vom Körper und ſeinen Geſetzen ihre Erlöſungsbedürftigkeit aufgeht, und die göttliche Gnadenordnung präſent wird, und ſie alſo glaubend und liebend in letztere, wenn ſie nämlich, unterſtützt von der Gnade, will, eingeht. — Indeß wird dieſe Anſicht wohl wenige Anhänger finden.

Die meiſten Theologen entſcheiden ſich für einen Mittelzuſtand ſolcher Kinder. Schon der heilige Auguſtin, der ſich ſcharf dagegen ausſprach, daß ſolche Kinder ſelig würden, nimmt an, daß ihr Loos unter allen denen, die verloren gehen, das gelindeſte ſei. Gewöhnlich befreit man die ohne Taufe ſterbenden Unmündigen von den ſogenannten Strafen der Sinne (poenae sensuum). Daher ſagt Bellarmin, daß ſie keine Feuersqualen dulden. Papſt Innocenz III. erklärt: Poena originalis peccati est carentia visionis Dei; actualis vero poena peccati est gehennae perpetuae cruciatus. Bekannt iſt ferner, daß in neuerer Zeit Papſt Pius VI. die Behauptung der verrufenen Synode von Piſtoja, daß die Meinung mancher Theologen, die Unmündigen kämen an einen Ort, wo ſie ohne poena sensus nur mit der poena damni behaftet wären, bloß eine pelagianiſche Fabel ſei; — als falſch und verwegen in ſeiner Conſtitution Auctorum fidei bezeichnet hat.

Bei all dem aber wird es in dieſer Frage das Beßte ſein, in Demuth zu bekennen, daß wir hierüber nichts Beſtimmtes wiſſen; ſowie es das Klügſte ſein wird, das Loos dieſer Kinder der Barmherzigkeit Gottes zu überlaſſen, und ſtatt mit unnützen Grübeleien und Unterſuchungen ſich abzugeben, vielmehr Vorſicht zu lernen, und ja nie durch eigene Schuld zu veranlaſſen, daß eines der Kleinen ohne den Empfang der heiligen Taufe aus dieſem Leben gehe.

16) Von dem Empfänger (Subjekt) der Taufe, oder wer ſoll und darf getauft werden.

Der heilige Liguori ſagt hierauf: Ein der Taufe fähiges Subjekt iſt der von Adam abſtammende, lebende, noch nicht getaufte Menſch.

Zum giltigen Empfang dieſes Sakraments iſt alſo ein jeder noch nicht getaufter Menſch qualificirt, und es wird außer der menſchlichen Natur nichts weiter erfordert. Schon daraus folgt,

daß auch Kinder getauft werden können und dürfen; denn auf die Jahre kommt es dabei nicht an, auch auf den Vernunftgebrauch nicht. Daher dürfen auch Wahnsinnige getauft werden. Doch bemerkt der heilige Liguori, daß sie, wenn sie etwa irgend einmal den Gebrauch der Vernunft hatten, das Verlangen nach der Taufe geäußert haben müssen.

Daß der Mensch im Leben sein muß, wenn er getauft werden soll, versteht sich von selbst; für Todte gibt es kein Sakrament, also auch keine Taufe. Wenn daher ein Kind noch eher stirbt, als die Taufformel ausgesprochen ist, so gilt die Taufe selbst nicht. Wie es sich bezüglich der Taufe an einem Kinde verhält, das noch nicht vollkommen geboren ist, findet an seinem Orte Erörterung.

Auf die Frage, ob auch monströse Geburten getauft werden dürfen, gilt die Antwort, daß, was vom Menschen (Weibe) geboren wird, im Allgemeinen die Präsumtion für sich hat, daß es ein Mensch sei. Indeß bemerkt der heilige Liguori, daß monströse Geburten, die am Haupte und an der Brust die Gestalt eines Menschen haben, zu taufen seien; dagegen nicht, wenn sie am Haupte und der Brust die Thieresgestalt haben. In zweifelhaften Fällen wird bedingnißweise getauft. Wenn ein Monstrum mehre Häupter oder Brüste hat, so ist es ebenso oft zu taufen, weil dann eben so viele Seelen und Herzen vorhanden sind.

Getauft kann nur werden derjenige, welcher die Taufe noch nicht empfangen hat; denn wiederholt darf die Taufe nicht werden. Davon ist in einem eigenen Absatze gehandelt.

Kann gleichwohl ein jeder Mensch getauft werden, so hängt doch die wirkliche Ertheilung der Taufe von gewissen Umständen ab. Was einen Erwachsenen betrifft, so darf man ihm, wenn er die Taufe verlangt, dieselbe nicht verweigern; aber freilich hat, wenn kein periculum in mora ist, eine ernstliche Prüfung und Vorbereitung vorauszugehen, und es ist namentlich der nöthige Unterricht vorerst zu ertheilen; gegen seinen erklärten Willen darf aber ein Erwachsener nicht getauft werden. Daher wäre es verkehrt, sich an das Krankenbett eines erwachsenen Juden zu schleichen, um ihn zu taufen, während er bewußtlos daliegt.

Was die Kinder betrifft, so haben sie zwar alle das angeborne Recht auf die Taufe; sie können aber in ihrem unbehilflichen Zustande

ſelbſt ihr Recht nicht geltend machen, ſondern nur durch Vertreter. Dieſe ſind zunächſt die Eltern. Chriſtliche Eltern haben daher die heilige Pflicht, ihre Kinder zur Taufe zu bringen; eine Weigerung hierin von Seite der Eltern käme einem Abfall derſelben vom Glauben gleich. Es iſt daher ein weſentlicher Vorzug, eine beſondere Gnade, von chriſtlichen Eltern geboren zu ſein. Denn anders verhält es ſich mit Kindern, die nicht von chriſtlichen Eltern geboren werden. Ohne auf den Streit der Thomiſten und Skotiſten einzugehen, welchen dieſe im Mittelalter hierüber führten, iſt hierin die Praxis der Kirche entſcheidend, welche ohne Wiſſen und Willen der Eltern oder ihrer Stellvertreter die Kinder überhaupt nicht tauft. Zwar haben auch die Kinder der Nichtchriſten ein Anrecht auf die Taufe; allein es ſchlummert bis zum Erwachen ihres Bewußtſeins. Nach dem Naturrecht revolvirt dieſes Recht bis dahin auf die Eltern. Gegen den Willen dieſer ſollen daher auch ihre Kinder nicht getauft werden, ungeachtet, wenn es vorkäme, daß dennoch ein ſolches Kind getauft würde, die Taufe an und für ſich immerhin giltig wäre. Die Kirche übt hier weiſe Vorſicht; denn es läßt ſich erwarten, daß Kinder der Ungläubigen, wenn ſie gegen den Willen ihrer Eltern getauft würden, dennoch im Unglauben erzogen würden, und ſo würde die Kirche recht wahrhaft das Heilige den Schweinen vorwerfen. Wenn indeß chriſtliche Eltern vom Glauben abfallen, ſo dürfen ihre Kinder auch gegen ihren Willen getauft werden. Auch iſt das Recht der ungläubigen Eltern bezüglich ihrer Kinder in Hinſicht auf die Taufe möglichſt zu beſchränken, und zu Gunſten der Letzteren zu interpretiren. Daher iſt den Heidenkindern auch ohne Einwilligung ihrer Eltern die Taufe zu ertheilen, wenn ſie irgendwie der Autorität ihrer ungläubigen Eltern entzogen und unter chriſtliche Obhut geſtellt ſind, ſo z. B. dürfen Heidenkinder getauft werden, die in Kriegsgefangenſchaft gerathen; ebenſo Kinder von heidniſchen Eltern, die bei Chriſten in Sklaven-Dienſten ſtehen; deßgleichen Kinder, welche ihre heidniſchen Eltern ausſetzten; auch dürfen ſolche Kinder getauft werden, **wenn nur Eines von den Eltern einſtimmt; und überhaupts in allen Fällen, wo eine chriſtliche Erziehung ſolcher Kinder gehofft werden kann. Ohne Rückſicht auf den Willen der Eltern dürfen die Kinder der Ungläubigen in einer Todesgefahr getauft werden. Daher**

geſchieht es, daß die Miſſionäre die Heidenkinder in einer Todesgefahr auch heimlich taufen, und darf auf die Judenkinder unſerer Länder dasſelbe angewendet werden, wenn es citra insignem contumeliam parentum geſchehen kann. Endlich hört alle Einſprache der Eltern auf, wenn die Kinder ihren eigenen Willen erklären können, und dieſer Zeitpunkt hängt einzig und allein von ihrer moraliſchen Reife ab; im Falle eines Zweifels wird angenommen, daß dieſe Stufe mit vollendetem ſiebenten Jahre eingetreten ſei.

17) Ueber die Kinder-Taufe (Paedobaptismus).

Einige Sekten, wie namentlich die Wiedertäufer und Menoniten, erklären die Taufe der unmündigen Kinder als unſtatthaft. Dagegen iſt es ein Dogma der katholiſchen Kirche, daß auch die den unmündigen Kindern geſpendete Taufe giltig und erlaubt iſt. Dieß folgt:

I. Aus der heiligen Schrift. — Zwar ſind die Beweiſe aus der Bibel nicht ſtrikte. Daher kamen auch Luther und Melanchthon, nachdem ſie die heilige Schrift allein als Glaubensregel aufgeſtellt, bezüglich der Kinder-Taufe, welche ſie beibehielten, den Wiedertäufern gegenüber ſehr in Verlegenheit, ſo daß ſie ſelbſt hierin zur Ueberlieferung ihre Zuflucht nahmen. Indeß läßt ſich aus der Bibel doch Folgendes beibringen: Nach klaren Ausſprüchen der heiligen Schrift (Röm. 5, 12; Eph. 2, 3 u. ſ. w.) ſind alle Menſchen von Natur aus Kinder des Zornes und verdammlich, auch die unmündigen Kinder ſind davon nicht ausgenommen; nach Joh. 3, 5 iſt das Bad der Wiedergeburt das einzige Mittel, der Verdammniß zu entgehen, wobei wieder die Kinder nicht ausgenommen werden. Da nun nirgends zu leſen iſt, daß der Herr die Kinder vom Heile ausſchließe, ſondern vielmehr Jeſus ſich allenthalben als großer Kinderfreund zeigt, und ſo ihre Beſtimmung für das Himmelreich beſonders hervorhebt, z. B. wenn er ſagt: Ihrer iſt das Himmelreich, — oder: Wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen, ſo könnet ihr in das Himmelreich nicht eingehen, Matth. 18, 3 u. ſ. w.: ſo muß man offenbar annehmen, daß die Taufe, das einzige Seligkeitsmittel, auch den unmündigen Kindern zugänglich ſei. Ueberdieß wird in der heiligen Schrift öfters erzählt, daß ganze Familien getauft worden ſeien, z. B. Apoſtelgeſch. 10,

Digitized by Google

16. 18 u. ſ. w. Es iſt unwahrſcheinlich, daß in keiner dieſer Familien ein unmündiges Kind vorhanden geweſen ſei, und da ein ſolches von der Taufe nicht ausgenommen erſcheint, darf man wohl annehmen, daß es auch mitgetauft worden ſei. — Klarer und überzeugender aber iſt der Beweis:

II. Aus der Tradition. — Unter den Vätern ſagt der heilige Irenäus: Chriſtus kam, um Alle zu retten; ich ſage, Alle, die durch ihn für Gott geboren werden, nämlich die unmündigen Kinder, die Knaben, die Jünglinge und die Alten. Adv. Haer. l. 2. c. 22. — Origenes, der aus der Kinder-Taufe auf die Exiſtenz der Erbſünde ſchließt, ſagt: Die Kirche hat von den Apoſteln die Ueberlieferung empfangen, auch den Kindern die Taufe zu geben. In cap. 6. epist. ad Roman. — Gregor von Nazianz: Was wirſt du von denjenigen ſagen, welche noch im zarten Alter ſind? Werden wir dieſe taufen? Ganz gewiß, wenn irgend eine Gefahr es verlangt; denn beſſer iſt es, ohne Sinn für Heiligkeit geheiligt zu werden, als ohne Taufe und Erneuerung das Leben zu verlaſſen. Orat. 40. in s. baptism. — Der heilige Chryſoſtomus: Wir taufen auch die kleinen Kinder, ſei es, daß ſie gar nicht von einer Sünde (aktuellen) befleckt ſind, damit ſie erlangen Heiligkeit, Gerechtigkeit, Annahme an Kindesſtatt bei Chriſtus, Erbſchaft und Bruderſchaft Chriſti. Ad Neophyt. — Der heilige Auguſtin ſagt von der Kinder-Taufe: Dieſen Gebrauch hatte die Kirche allzeit, hielt daran immer feſt; ſie hat ihn von den Gläubigen der Vorzeit empfangen, und wird ihn bis an das Ende mit Beharrlichkeit feſthalten. De verb. Apost. serm. 176.

Die Kirchengeſchichte weist nach, daß immer in der Kirche die unmündigen Kinder getauft worden ſind. Allerdings kam es vor, daß mehre die Taufe bis auf ſpätere Jahre verſchoben, theils aus Beſorgniß, ſie möchten, wenn ſie ſich zu frühe taufen laſſen, die Taufgnade wieder verlieren, theils um mit einem Male von ſämmtlichen Sünden des Lebens gereiniget zu werden, und deſto ſicherere Hoffnung auf die Seligkeit zu haben. So ließ ſich Kaiſer Conſtantin, der Große, erſt gegen das Ende ſeiner Tage taufen, und viele Andere folgten dieſem Beiſpiele; allein ſolche Fälle bildeten immerhin doch nur die Ausnahme, wurden immer ſeltener, und endlich kam die Kinder-Taufe als ausnahmsloſe Regel zur Geltung.

Die Kirche hat sich auch in verschiedenen Verordnungen für die Kinder-Taufe ausgesprochen. Schon das Concilium von Karthago im Jahre 263 unter dem Vorsitze des heiligen Cyprian erklärt: Was die unmündigen Kinder betrifft, so haben wir dafür gehalten, daß keinem gebornen Menschen die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade zu versagen sei. — Das vierte Concilium im Lateran sagt: Das Sakrament nützt zum Heile sowohl den Kindern, als den Erwachsenen, mag sie nach Vorschrift der Kirche von wem immer ertheilt worden sein. Can. 1. — Endlich das Concilium von Trient hat sich hierüber in mehrern Bestimmungen ausführlich verbreitet. So sagt es: Wenn Jemand leugnet, das Verdienst Jesu Christi könne durch das Sakrament der Taufe, wenn es nach Vorschrift der Kirche rechtmäßig ertheilt worden ist, sowohl den Erwachsenen als den Kindern zugewendet werden, so sei er im Bann. Sess. 5. decret. de peccat. origin. n. 3. — Und gleich darauf: Wenn Jemand leugnet, daß die Kinder gleich vom Mutterleibe her zu taufen seien, indem sie von Adam her nichts von der Erbsünde an sich haben, was durch das Bad der Wiedergeburt gesühnt werden muß, um das ewige Leben zu erlangen, sei er im Bann; denn wegen der von den Aposteln durch die Ueberlieferung stammenden Glaubensregel werden auch die unmündigen Kinder, die noch keine wirkliche Sünde an sich begehen konnten, deßwegen zur Vergebung der Sünden wahrhaft getauft, damit in ihnen durch die Wiedergeburt gereiniget wird, was sie vermöge der (fleischlichen Geburt) an sich haben. — Wiederum sagt das Concilium: Wer behauptet, Niemand dürfe getauft werden, außer in jenem Alter, in welchem Christus getauft worden ist, oder in der Stunde des Todes, sei im Bann. Sess. 7. can. 12. de baptism.

III. Aus der Vernunft und Unstichhaltigkeit der dagegen vorgebrachten Einwendungen. — Es läßt sich kein stichhaltiger Grund gegen die Kindertaufe vorbringen; im Gegentheile bestehen wichtige Gründe, welche für die Kinder-Taufe sprechen; denn:

a) Es ist gewiß, daß auch die Kinder selig werden können; denn Jesus sagt selbst, daß ihnen das Himmelreich sei. Die Pforte zur Seligkeit ist aber die Taufe: daher können sie von derselben nicht ausgeschlossen sein.

b) Wenn die Kinder die Taufe nicht empfangen könnten, so müßte ein Verbot dazu bestehen; es hat aber weder Gott selbst, noch die Kirche ein solches Verbot erlassen. Auch liegt in der Sache selbst nicht diese Ausschließung. Wohl wird bei den Erwachsenen eine gewisse Vorbereitung erfordert, nämlich Glaube und Hinwendung zu Gott. Allein die Erwachsenen haben außer der Erbsünde auch wirklich begangene Sünden auf sich, wodurch sie sich freiwillig von Gott abwandten; billig wird daher auch bei der Rechtfertigung die freiwillige Hinwendung zu Gott verlangt. Die Kinder aber haben nur die Erbsünde auf sich; wie sie nun diese ohne Selbstbewußtsein und Einwilligung sich aufluden, so werden sie billig auch wieder davon befreiet, ohne daß dieses von einem freien Willensakt von ihrer Seite abhängig gemacht wird. Ferner wissen wir, daß Gott von dem Menschen nichts Unmögliches verlangt. Die unmündigen Kinder vermögen in keiner Weise, zu ihrer Rechtfertigung mitzuwirken, weil ihre Seelenkräfte noch schlummern. Gewiß verlangt hier Gottes Barmherzigkeit Solches auch nicht, sondern rechnet ihnen in Gnaden einen fremden Willen statt des eigenen an. Anders verhält es sich bei den Erwachsenen; sie sind bereits im Besitze ihrer Seelenkräfte: es ist daher billig, daß sie dieselbe bei ihrer Rechtfertigung auch in Anwendung bringen.

Völlig unstichhaltig sind dagegen die vorgebrachten Einwendungen, so z. B. wenn man sagt:

a) In der heiligen Schrift findet sich nirgends ein Auftrag, die Kinder zu taufen. — Mit demselben Rechte kann man sagen, daß sich in derselben auch kein Verbot der Kinder-Taufe findet. Indirekte Zeugnisse enthält aber die heilige Schrift allerdings für das katholische Dogma. Dann wissen wir aber, daß auch die Tradition zu hören sei, und wie ihr Zeugniß lautet, ist oben hinlänglich erörtert.

b) Christus befiehlt seinen Aposteln, die Völker zuerst zu lehren, und dann sie zu taufen. Der Unterricht muß also der Taufe vorangehen. Da die unmündigen Kinder nicht zuvor unterrichtet werden können, so sind sie auch der Taufe nicht fähig. — Christus gibt hier nur die Ordnung an, in welcher seine Apostel die Völker bekehren sollen; zuvor sollten sie dieselben unterrichten, und dann

taufen. Dieſe Ordnung wird noch eingehalten, wo es möglich iſt. Chriſtus ſchließt aber dadurch die Kinder von der Taufe nicht aus; denn da ſie des Unterrichtes nicht fähig ſind, die Verſchiebung der Taufe aber bis zu jener Zeit, wo ſie unterrichtet werden können, für ſie große Gefahr hat, wird bei ihnen dieſe Ordnung nur eine andere: ſie empfangen vorerſt die Taufe, welcher ſie fähig ſind, und wenn die Zeit kömmt, wo ſie unterrichtet werden können, erhalten ſie den Unterricht. Es wird alſo auch bezüglich ihrer der Auftrag des Herrn erfüllt, nur in der für ſie möglichen Weiſe.

Aus dem Voranſtehenden geht klar hervor, daß auch die unmündigen Kinder der Taufe fähig ſind. Daraus folgt aber weiters, daß die getauften Kinder bereits wahre Chriſten und Glieder der Kirche ſind, und von ſelbſt aller Rechte der Chriſten theilhaftig werden, und alle Pflichten derſelben auf ſich nehmen, ſobald ſie zum Bewußtſein kommen. Darum iſt es ein grober Irrthum, zu behaupten, die Kirche hätte die Kinder, wenn ſie zu den Jahren der Unterſcheidung gelangen, erſt zu fragen, ob ſie den bei der Taufe übernommenen Pflichten ſich unterziehen wollen, und im Weigerungsfalle ſich um ſie nicht zu bekümmern. Die Kirche hat es für nöthig gefunden, dieſen Irrthum eigens zu verdammen; denn das Concilium von Trient erklärt: Wenn Jemand ſagt, die getauften Kinder müßten, wenn ſie herangewachſen ſind, erſt gefragt werden, ob ſie als giltig anerkennen wollen, was die Pathen in ihrem Namen bei der Taufe verſprachen, und daß ſie im Weigerungsfalle ihrem eigenen Gutdünken zu überlaſſen ſeien, und daß man ſie vorläufig auf keine andere Weiſe zu einem chriſtlichen Leben zwingen dürfe, als daß man ſie, bis ſie zur beſſern Einſicht gelangen, vom Empfange der Euchariſtie und der übrigen Sakramente abhalte, ſei er im Bann. Sess. 7. can. 14.

18) Von dem bei der Taufe zu gebrauchenden Waſſer (der Materie), und der Bedeutung des Waſſers hiebei.

Die entferntere Materie dieſes Sakraments iſt das Waſſer. Die nähere Materie aber iſt der Gebrauch des Waſſers ſelbſt bei der Taufhandlung. — Daß die Materie der Taufe Waſſer ſei, dafür zeugen:

a) Die heilige Schrift. Denn wo immer der Taufe Erwähnung geschieht, ist auch des Wassers gedacht. So lesen wir: Wenn Einer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser u. s. w. Joh. 3, 5. — Sieh, hier ist Wasser, was hindert es, mich zu taufen... Sie stiegen Beide in das Wasser hinab, und er taufte ihn. Apostelgesch. 8, 36. 38. — Wiederum: Wer kann ihnen das Wasser wehren, daß sie nicht getauft werden? Apostelgesch. 10, 47 u. s. w.

b) Die Erblehre. Einige ketzerische Parteien verschmähten zwar das Wasser bei der Taufe. So mußten es die Manichäer grundsätzlich thun, weil sie das Wasser als vom bösen Prinzip geschaffen ansahen; die Markosier tauften mit Oel; auch mit Feuer tauften einige Sekten. Die Kirche aber bediente sich von jeher des Wassers zur Taufe. Schon der alte Tertullian sagt: O glückliches Sakrament unsers Wassers, womit gewaschen wir von den Vergehungen der alten Blindheit zum ewigen Leben befreit werden. De baptismo. — Der heilige Cyprian schreibt: Es muß das Wasser zuerst von dem Priester gereiniget und geheiliget werden, daß es in der Taufe die Sünden des Täuflings hinwegnehmen kann. Epist. ad Januar. — Gregor von Nyssa: Das gesegnete Wasser reiniget und belebt den Menschen. — Der heilige Augustin erklärt: Nimm das Wasser hinweg, und es ist keine Taufe vorhanden. Tract. in Joan. 15. — Daher erklärt auch das Concilium von Trient der Behauptung der Reformatoren gegenüber, daß im Falle der Noth die Taufe mit jeder Flüssigkeit giltig vollzogen werden könne, sich also: Wenn Jemand sagt, wahres und natürliches Wasser sei nicht absolut nothwendig zur Taufe, so sei er im Bann. Sess. 7. can. 2.

c) Die Vernunft sieht leicht ein, daß vor Allem das Wasser zur Taufe sich eigne; denn das Wasser ist das Reinigungsmittel für den Leib, und soll daher durch den Gebrauch desselben die innere Reinigung, die Abwaschung der Seele von dem Schmutz der Sünden ausgedrückt werden. Durch die Taufe wird der Seele ein neues Leben eingehaucht; es löset also gleichsam die Starrheit der Natur; die Härte der Seele wird erweicht, ihre Dürre und Trockenheit erfrischt und befeuchtet. Von all dem ist das Wasser ein bezeichnungsvolles Symbol. Denn das Wasser erweichet, zersetzt und löset auf. — In der der Taufe wird die Seele durch Entsündigung

von ihren Wunden geheilt; das Waſſer aber hat eine heilende Kraft. — Mit der Entſündigung iſt geiſtige Abkühlung verbunden; die Hitze der Begierlichkeit und der Brand der Leidenſchaften ſollen gedämpft werden. Auch darauf weiſet das Waſſer hin; denn es erfriſcht und kühlt ab, und iſt insbeſonders ein Löſchmittel. — Ferner iſt die Taufe das Sakrament der Wiedergeburt. Nun geſchehen alle phyſiſchen Bildungen vom Flüſſigen aus zum Feſten. Aus der flüſſigen Materie bildete ſich urſprünglich die Erde. Noch fortwährend entwickelt ſich mehr oder weniger aus Flüſſigem das Feſte; ſelbſt im Pflanzenleben läßt ſich dieſes nachweiſen; deutlicher aber tritt es beim thieriſchen Leben hervor. Hat nicht der Menſch dem Keime nach ſeinen Urſprung aus einer wäſſerigen Subſtanz? Wie alſo die natürliche Geburt aus einer wäſſerigen Lymphe, ſo geſchieht die geiſtige Wiedergeburt aus dem Taufwaſſer. Aus dem mit göttlicher Kraft befruchteten Waſſer der Taufe erzeugt ſich hier der Keim des neuen Menſchen, welcher nicht nach Adam auf dem vom Peſthauche der Sünde befleckten Weg der Natur, ſondern auf dem Wege der Gnade nach Chriſtus erſchaffen iſt. Daher heißt es ſchon urſprünglich bei der Schöpfung höchſt bedeutungsvoll: Der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern. Gen. 1, 2. Wie gleichſam ein Vogel über den Eiern ſitzt und ſie ausbrütet, ſo ruhte der Geiſt Gottes über den Waſſern, und hat ſo zu ſagen aus ihnen die Geſtalten ausgeboren, oder den Waſſern die Bildungsfähigkeit verliehen. Auf gleiche Weiſe ſchwebt der heilige Geiſt über dem Taufwaſſer, und verleiht ihm die Kraft zur Mittheilung des geiſtigen Lebens. Daher ſagt der heilige Chryſoſtomus: Das Wort Gottes bildet den Täufling und gebärt ihn wieder im heiligen Schwemmteiche wie in einem Mutterleibe. Gemäß dieſer Anſchauungsweiſe, daß der Chriſt ſein geiſtiges Leben aus dem vom heiligen Geiſte geheiligten Waſſer hat, und ohne dieſes geiſtige Lebenselement, wie die Waſſerthiere auf trockenem Boden ſterben, todt iſt, wurden die Chriſten im Alterthume häufig mit den Fiſchen verglichen, ja die Fiſche Chriſti (pisciculi Christi) genannt, und Chriſtus ſelbſt wurde oft „Fiſch" (ἰχθύς) genannt. — Hiebei iſt noch aufmerkſam zu machen, daß durch Chriſtus auch von der lebloſen Natur der Fluch wieder hinweggenommen werden ſoll, und daß daher die Sakramente, als die eigentlichen Heiligungsmittel, zu ihr in einer

gewissen Beziehung stehen. Die Natur zerfällt in zwei Hälften, in die organische und anorganische. Die anorganische Natur hat ihren Repräsentanten im Elemente des Taufwassers; die organische in den höchsten Blüthen ihres organischen Lebens, im Rebzweig und in der Aehre, den Elementen der Eucharistie. So wird in den beiden bedeutungsvollsten Sakramenten, der Taufe und Eucharistie, gewissermaßen auch die Natur geheiliget, und es erscheint das Wasser bei der Taufe auch in dieser Beziehung bedeutungsvoll. Endlich wissen wir, daß aus der Herzenswunde Jesu am Kreuze Wasser und Blut geflossen ist. Wie nun im Blute das heilige Sakrament der Eucharistie angedeutet ist, so im Wasser die Taufe. So erscheint es nach allen Seiten hin als höchst bedeutungsvoll, daß die Taufe mit Wasser gespendet wird. Cf. Oswald's dogmatische Lehre von den heiligen Sakramenten. B. 1.

19. Ueber die bei der Taufe zu gebrauchenden Worte (Form).

Die Tauf-Formel lautet in der römischen Kirche bekanntlich: Ego te baptizo in nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen. Die Griechen bedienen sich des Ausdruckes: Es wird getauft (es werde getauft) der Diener (die Dienerin) Gottes N. N. auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. — In beiden Formen ist die Taufe giltig, wie dieses ausdrücklich Papst Eugen IV. erklärt hat.

Wesentlich ist in der Tauf-Formel die Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit, und zwar mit ausdrücklicher Bezeichnung der drei göttlichen Personen; denn die Taufe ist das Sakrament des Glaubens, und wird vollzogen auf den Glauben an Christus und seine Lehre. Diese aber ist im Glauben an die heilige Dreifaltigkeit auf ihren kürzesten und wesentlichsten Ausdruck gebracht. In einer Form, wo dieser Glaube nicht ausgesprochen ist, wäre demnach die Taufe ungiltig. So wäre z. B. die Formel: In nominibus patris u. s. w. unzulässig, weil sie die Wesenseinheit verletzt. Ebenso ist die Nennung der drei göttlichen Personen wesentlich, und müßte die Form: Ego te baptizo in nomine trinitatis, als unstatthaft verworfen werden. Nicht minder wesentlich sind die Worte: „Ego te baptizo“ oder ein gleichbedeutender Ausdruck, weil ohne diesen Ausdruck

keine bestimmte Handlung bezeichnet wird. Daher hat auch Alexander III. den Ausspruch gethan: Si quis puerum ter in aquam merserit in nomine patris et filii etc., et non dixerit: „Ego te baptizo", — puer non est baptizatus.

Daß die oben angeführten Worte bei der Spendung der Taufe zu gebrauchen sind, dafür zeugt:

a) Die heilige Schrift; denn Christus selbst bedient sich derselben, indem er seinen Aposteln den Auftrag gibt: Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. — Matth. 28, 19. — Deutlicher erhellt dieses noch:

b) Aus der Ueberlieferung. Diese bezeugt, daß unsere Tauf-Formel dem Wesen nach immer gebraucht worden sei. So schreibt schon Justin, der Martyrer: Im Namen des Vaters aller Dinge, des Herrn und Gottes, und unseres Heilandes Jesu Christi und des heiligen Geistes werden sie gewaschen (getauft). Apolog. I, 61. — Tertullian sagt: Die vorgeschriebene Form bei der Taufe ist: Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. De baptism. 13. — Origenes: Die heilsame Taufe wird nicht anders, als auf das Ansehen der vor Allem so ausgezeichneten Dreieinigkeit, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes gespendet, und zu dem ungezeugten Gotte, dem Vater, und dem eingebornen Sohne auch der Name des heiligen Geistes hinzugestellt. De princip. l. 1. c. 3. — Athanasius: Der Erlöser befahl nicht, daß man auf jegliche Weise taufen soll, sondern er sagte zuerst: „Lehret"! — und dann: „Taufet im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." Contr. Arian. Orat. 3. — Auf gleiche Weise lauten die Aussprüche der Concilien. Das Concilium von Florenz sagt im Dekret des Papstes Eugenius: Forma est: Ego te baptizo in nomine patris et filii et spiritus sancti.

Dabei bleibe nicht unerwähnt, daß in der heiligen Schrift allerdings von einer Taufe im Namen Jesu die Rede ist, z. B. Apostelgesch. 2, 38; 8, 12 u. s. w. Allein dieser Ausdruck bezieht sich eigentlich nicht auf die Form, so daß der Sinn darin läge, als ob man sich bei der Taufe der Form bedient hätte: „Ich taufe dich im Namen Jesu;" — sondern es ist damit nur angedeutet, daß

die Taufe von Christus eingesetzt, und damit überhaupts nichts Anders, als die christliche Taufe bezeichnet ist.

Daß die Taufe im Namen der drei göttlichen Personen zu spenden sei, liegt am Tage; denn die Taufe ist eine Einweihung zum Dienste des wahren Gottes. Es muß also auch der wahre Gott, der dreifach ist in den Personen, und dem der Täufling be Spendung dieses Sakraments geweihet wird, genannt werden.

20) Einige besondere Bemerkungen über die Materie, Form und andere Dinge bei der Taufe.

Zur Taufe ist das hiezu besonders geweihte Wasser zu nehmen; giltig wird aber die Taufe mit jedem natürlichen Wasser gespendet, sei es nun Meer-, Brunnen-, Regen-, Fluß- oder aus Eis und Schnee geschmolzenes Wasser, mag es warm oder kalt sein. Auch verschlägt es nichts, wenn dem Wasser zufällig einige, andere Bestandtheile beigemischt sind, vorausgesetzt, daß es nach allgemeinem Dafürhalten noch als gewöhnliches Wasser angesehen wird.

Hingegen ist die Taufe ungiltig, wenn sie mit Blut, Wein, Milch, Speichel, Thränen, Oel oder einer ähnlichen Flüssigkeit gespendet wird. Dasselbe gilt vom Safte, der aus Blumen oder Kräutern gepreßt wird.

Die Moralisten werfen die Frage auf, ob ein Kind im Mutterleibe getauft werden könne. Diese Frage ist zu verneinen, wenn das Kind noch im Mutterleibe verschlossen ist; hingegen nach der Ansicht der meisten Theologen, wofür auch Benedikt XIV. sich entscheidet, zu bejahen in dem Falle, wenn die Geburt des Kindes bereits so weit vorgeschritten ist, daß es mit dem Wasser erreicht werden kann. Der heilige Thomas von Aquin sagt hierüber: Expectanda est totalis egressio pueri ex utero ad baptismum, nisi mors immineat; si tamen primo caput egrediatur, debet baptizari, periculo imminente, et non est postea rebaptizandus, si eum perfecte nasci contigerit. Et videtur idem faciendum, quaecunque alia pars egrediatur periculo imminente. Quia tamen in nulla exteriorum partium integritas vitae ita consistit sicut in capite, videtur quibusdam, quod propter dubium, quacunque alia parte corporis abluta, puer post perfectam nativitatem sit baptizandus sub hac forma: Si non es baptizatus, ego te baptizo etc.

Hiebei kömmt auch der ſogenannte Kaiſerſchnitt in Betracht. Die anſehnlichſten Theologen ſagen, daß die Mutter ſchuldig iſt, ſich dieſer Operation zu unterwerfen, wenn Hoffnung vorhanden, daß dadurch das Kind die heilige Taufe erlangt, und die Todesgefahr für die Mutter nicht als zunächſt vorhanden, ſondern nur entfernt angenommen werden kann. Es behaupten indeß die Aerzte unſerer Tage, das Leben der Mutter ſchwebe bei dieſer Operation immer in Gefahr; jedoch dürfe man annehmen, daß von drei Müttern, bei welchen der Kaiſerſchnitt angewendet wird, zwei am Leben möchten erhalten werden können. Es ſei aber zu bemerken, daß in Folge dieſer Operation das Kind nicht bloß zur heiligen Taufe gelangt, ſondern auch am Leben bleiben könne, und daß, wenn die Operation unterbleibt, die Gefahr für die Mutter nicht geringer ſei, da der todte Fötus nicht ohne große Lebensgefahr für die Mutter aus ihrem Leibe geſchnitten werden könne.

Eine weitere Frage iſt, ob eine Taufe giltig ſei, wobei nur die Kleider oder Haare des Täuflings vom Waſſer erreicht worden ſind. Die Antwort lautet: Im erſten Falle iſt die Taufe offenbar ungiltig. Dasſelbe behaupten mehre Theologen vom zweiten Falle; andere nehmen jedoch hier eine Giltigkeit an, weil die Haare, wenn auch nicht belebt, doch Theile des Menſchen ſind. Wieder andere Theologen halten eine ſolche Taufe wenigſtens für zweifelhaft und wollen ſie bedingnißweiſe wiederholt wiſſen, was allerdings das Sichere iſt. Dasſelbe, ſagt der heilige Thomas und Andere, ſei der Fall, wenn die Taufe nur am Finger, am Fuße oder einem andern, unanſehnlichen Theile ertheilt werden könne. Hingegen erklären mehre Theologen, daß die Taufe an einem bedeutenden Theile des Körpers, wie an der Bruſt, auf den Schultern geſpendet, giltig ſei, wiewohl Andere der Anſicht ſind, auch eine ſolche Taufe ſei bedingnißweiſe zu wiederholen. Als Grund gibt der heilige Thomas von Aquin an, weil in keinem übrigen Theile des Leibes das Leben ſo repräſentirt iſt, wie im Haupte.

Daß ein dreimaliges Aufgießen oder Beſprengen mit Waſſer nicht de essentia des Sakraments iſt, wurde bereits an einem andern Ort erwähnt.

Was die Form der Taufe betrifft, ſo iſt es überhaupts nöthig, daß durch dieſelbe ausgedrückt werde:

1) Die Person, welche tauft, was allerdings auch in der griechischen Formel liegt, da der Ausdruck: „Es soll getauft werden," die Worte in sich schließt: „Von mir."

2) Der Akt des Taufens, weil sonst die Handlung keine Beziehung zur Taufe hätte.

3) Die zu taufende Person.

4) Die Einheit des göttlichen Wesens, was in dem Worte: „Im Namen" ausgesprochen wird.

5) Die Dreiheit der Personen; daher die Worte des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Eine Aenderung in der Form bei der Taufe ist entweder wesentlich oder zufällig. Eine wesentliche Aenderung, wodurch das Wesen des Sinnes der von Christus vorgeschriebenen Worte alterirt wird, macht das Sakrament ungiltig; eine bloß zufällige Aenderung aber, wobei der Sinn der Tauf-Formel noch bleibt, macht das Sakrament selbst nicht ungiltig, es müßte nur Jemand dadurch, wie der heilige Thomas sagt, einen andern Tauf-Ritus beabsichten, als der von der Kirche eingeführte, weil er in diesem Falle nicht die Absicht hätte, zu thun, was die Kirche thut.

Die Aenderung der Tauf-Formel selbst kann auf mehrfache Weise geschehen, und zwar:

I. Durch Vertauschung oder Aenderung schlechthin (per mutationem). Eine zufällige Aenderung ist es hier, wenn man eine andere Sprache, als die lateinische wählt.

II. Durch Verderben der Worte (per corruptionem). Hiebei bemerkt der heilige Thomas, daß es eher auf eine wesentliche Corruption deutet, wenn das Wort von Vorne korrumpirt wird, als wenn es von Hinten geschieht. Wenn z. B. Matris statt Patris gesetzt wird, so ist die Corruption eine wesentliche. Dagegen hat bekanntlich Papst Zacharias die Taufe mit den Worten gespendet: Ego te baptizo in nomine Patria et Filia et Spiritus sancta — für giltig erklärt.

III. Durch Versetzung (per transpositionem). Eine Versetzung an und für sich ändert den Sinn der Worte nicht, und macht daher auch die Taufe nicht ungiltig, so z. B. wenn Jemand in folgender Weise taufte: Te baptizo ego in nomine Patris u. s. w.

IV. Durch Hinzufügung (per additionem). Hinzugefügte Worte,

welche den Sinn der Tauf Formel nicht ändern, machen die Taufe nicht ungiltig, ſo z. B. wenn Jemand taufte mit den Worten: Ego te baptizo in nomine Patris omnipotentis, et filii unigeniti etc. Anders aber verhielte es ſich, wenn man der Formel ſich bediente: In nomine Patris majoris et filii minoris u. ſ. w.

V. Durch Minderung (per diminutionem). Eine bloß zufällige Minderung der Tauf-Formel wäre das Hinweglaſſen des Wortes: „Ego"; hingegen wäre die Minderung weſentlich, wenn der Ausdruck: „Te" hinwegbliebe: es würde dadurch die Taufe ungiltig.

Kann und darf im Nothfalle gleichwohl auch der Laie taufen, ſo darf er doch nicht feierlich taufen, d. h. mit Einhaltung aller vorgeſchriebenen Ceremonien, wie der Prieſter die Taufe ſpendet. Daß auch im Nothfalle eine gewiſſe Ordnung bezüglich deſſen, der tauft, eingehalten werden müſſe, iſt an einem andern Orte bemerkt worden. Einige Moraliſten erklären es für eine Todſünde, wenn man in Gegenwart eines Rechtgläubigen die Taufe von einem Häretiker vornehmen ließe.

Schwer ſündigen diejenigen, welche die Taufe eines Kindes längere Zeit verſchieben. Mehre Provincialconcilien befehlen ſtrengſtens, die Kinder ſobald als möglich zu taufen, und das römiſche Ritual ermahnt den Pfarrer, daß er die Spendung eines ſo nothwendigen Sakraments ja mit Gefahr für das Heil der Kinder nicht allzuſehr verſchiebe. Die Sache iſt von ſich ſelbſt klar; denn da die Taufe zur Erlangung des Heiles ſo nothwendig, und das Leben der neugebornen Kinder ſo vielen Zufälligkeiten ausgeſetzt iſt, ſo räth ſchon die gewöhnliche Vorſicht, die Spendung der Taufe nicht lange zu verſchieben.

Der Taufort iſt die Kirche; nur den Fürſten und ihren nächſten Verwandten erlaubt das kanoniſche Recht eine Haustaufe. Indeß dürfen da, wo es hergebracht iſt, auch die Kinder der Adeligen zu Hauſe getauft werden. Dieß iſt die Meinung des heiligen Liguori. Für die Uebrigen aber, erklären die Moraliſten, ſind die ſogenannten Haustaufen eine ſchwere Sünde.

Auf die Frage, ob zugleich Mehre Einen taufen können, iſt zu antworten, daß es keine Taufe iſt, wenn Einer die Materie anwendet, und der Andere die Form, d. h. die Worte hervorbringt;

wenn jedoch ein Jeder ganz unabhängig von dem andern Materie und Form anwendet, und selbst zu taufen beabsichtet, so ist die Taufe giltig.

Auf die Frage, ob man auch einen Abortus taufen soll, antworten die Moralisten: Eine bloße Fleischmasse ohne alle organische Bildung nicht; außerdem aber wohl, wenn an demselben irgend ein Lebenszeichen wahrgenommen wird. Hier kann indeß auch oft der Fall eintreten, daß man bedingter Weise tauft, nämlich nach Umständen mit dem Beisatze: „Si homo es“ oder: Si vivis.

Was die bedingnißweise gespendete Taufe überhaupts betrifft, so kennt man geschichtlich erst seit dem achten Jahrhundert dieselbe, und zwar aus den Kapitularien der fränkischen Könige. Die am meisten vorkommende Bedingniß aber dürfte sein: Si non baptizatus es u. s. w. Um indeß die Taufe bedingnißweise wiederholen zu dürfen, genügt ein geringer Zweifel nicht, sondern es muß ein gewichtiger und vernünftiger Zweifel vorhanden sein. Der Zweifel selbst kann sein:

a) juris,

b) facti.

Im erstern Falle, wo der Zweifel die Materie, Form oder die Intention betrifft, ist die Taufe bedingnißweise zu wiederholen. Im letztern Falle wird gezweifelt, ob die Taufe selbst gespendet sei. Auch hier ist bedingnißweise zu taufen, wenn es an allen Anzeichen fehlt, daß Jemand getauft ist. Indeß genügt ein einziger Zeuge, auch wenn es ein Weib ist, der bestätigen kann, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie die fragliche Person getauft worden sei. Auch ein von christlichen Eltern geborner und in Mitte von Christen aufgewachsener und als Christ lebender Mensch hat in der Regel die Präsumtion für sich, daß er getauft sei.

Was die ausgesetzten Kinder betrifft, so sind sie, wenn man keine sichern Kennzeichen hat, daß sie bereits getauft sind, bedingnißweise zu taufen.

Kinder, welche von gewissenhaften, wohl unterrichteten Hebammen die Nothtaufe empfangen haben, sind nicht mehr zu taufen, da man an der Giltigkeit der empfangenen Taufe zu zweifeln keinen vernünftigen Grund hat. Uebrigens sind sowohl in diesem Falle, als wenn sonst ein Laie im Nothfalle die heilige Taufe, und

zwar giltig ertheilt, die kirchlichen Ceremonien von dem zuständigen Prieſter nachzutragen.

21) Von dem Ausſpender (Miniſter) des Sakraments der Taufe.

Auch bezüglich des Miniſters bei der Taufe hegte man Irrthümer aus, und namentlich behauptete Kalvin, daß auch im Nothfalle jene nicht taufen können, welche nicht als außerordentliche Diener von der Kirche hiezu aufgeſtellt ſind.

Die katholiſche Lehre hingegen heißt: Die ordentlichen Ausſpender der Taufe ſind die Prieſter, nämlich die Biſchöfe und Presbyter, und mit ihrer Bevollmächtigung ſind auch die Diakonen Miniſter der Taufe, ministri extraordinarii; im Falle der Noth aber kann Jedermann giltig taufen.

I. Daß die Biſchöfe die ordentlichen Ausſpender der Taufe ſind, unterliegt keinem Zweifel. Denn Chriſtus, der Herr, hat zunächſt ſeine Apoſtel dazu aufgeſtellt, und ihnen die Vollmacht, zu taufen ertheilt. Matth. 28, 19. Die Apoſtel werden uns ferner in der heiligen Schrift als die Ausſpender der Geheimniſſe (Sakramente) Gottes bezeichnet. 1. Corinth. 4, 1. Die eigentlichen Nachfolger der Apoſtel ſind aber die Biſchöfe; ihnen kömmt es alſo auch zunächſt zu, das Sakrament der Taufe zu ſpenden. In der erſten Zeit der Kirche tauften auch die Biſchöfe ausſchließlich. Daher ſagt der heilige Ignatius, der Marthyrer: Es iſt nicht erlaubt, ohne den Biſchof zu taufen oder ein Liebesmahl zu halten. Epist. ad Smyrn. — Tertullian ſagt: Das Recht, die Taufe zu ſpenden, hat der höchſte Prieſter, welches der Biſchof iſt; hernach können auch die Presbyter und Diakonen taufen, aber nicht ohne Vollmacht vom Biſchof. De baptism. c. 17.

II. Erſt als wegen Größe der Diözeſen der Biſchof zur Spendung der Taufe nicht mehr ausreichte, überließ man auch den Prieſtern es, die Taufe zu ſpenden. Dieſe Sitte nahm insbeſonders ſeit dem neunten und zehnten Jahrhundert zu, und in unſerer Zeit iſt es eben ſo ſelten geworden, daß ein Biſchof tauft, als es früher ſelten war, daß ein Prieſter die Taufe ſpende. Daß nun aber auch die Prieſter die ordentlichen Ausſpender der Taufe ſind, erhellet:

a) Aus der heiligen Schrift; denn Christus schickte außer den Aposteln auch noch zweiundsiebenzig Jünger aus, um das Evangelium zu predigen, und wahrscheinlich auch zu taufen. Luk. 10. Diese zweiundsiebenzig Jünger aber sind ein Vorbild der spätern Priester in der Kirche Jesu. Wir lesen, daß selbst die Diakonen die Taufe spendeten. Apostelgesch. 8, 12. Daraus läßt sich offenbar der Schluß ziehen: Wenn es zur Amtsgewalt der Diakone gehört, zu taufen, so sind um so mehr die höher stehenden Priester ordentliche Ausspender des Sakraments der Taufe.

b) Aus der Erblehre der Kirche. Schon Tertullian sagt, wie oben angeführt worden, daß nach den Bischöfen es auch den Priestern zukömmt, zu taufen. De baptism. c. 17. — Der heilige Chrysostomus: Ein Jeder darf taufen, der ein priesterliches Amt begleitet. Hom. 3. in I. Corinth. — Der heilige Hieronymus fragt: Was thut der Bischof mit Ausnahme der Ordination, das nicht auch der Priester thut? — Das Concilium von Laodicea erklärt im achten Canon, daß die Taufe von den Bischöfen und Priestern der Kirche gespendet werden dürfe. Endlich das Concilium von Florenz sagt im Dekret des Papstes Eugenius: Der Ausspender dieses Sakraments ist der Priester, dem es von Amtswegen zukömmt, zu taufen. — Dabei sei erwähnt, daß einige Väter nur in Abwesenheit des Bischofs dem Priester das Recht, zu taufen, zuschreiben. So sagt Papst Innocenz: Der Priester darf in Abwesenheit des Bischofs taufen. Andere verlangen eine besondere Bevollmächtigung von Seite des Bischofs für den Priester. So sagt der heilige Hieronymus: Ohne bischöflichen Befehl hat weder der Priester, noch der Diakon das Recht, zu taufen. Advers. Lucif.

III. Auch der Diakon kann nicht bloß, wie etwa in einem Nothfalle, sondern er darf auch außerdem die Taufe spenden; doch ist seine Vollmacht keine ordentliche mehr, sondern eine übertragene oder delegirte, d. h. er darf taufen mit ausdrücklicher Genehmigung des Bischofs oder des ordentlich bestellten Pfarrers; er soll es aber nicht thun, wenn ein Priester zu Handen ist. Auch dieses folgt wieder aus der heiligen Schrift, aus welcher bekannt ist, daß der Diakon Philippus taufte. Apostelgesch. 8, 12 u. 38. Ebenso zeugt hiefür die Tradition. Tertullian bezeugt in der mehrmals angeführten Stelle, daß nach den Priestern auch die Diakonen taufen

dürfen, jedoch nicht ohne Ermächtigung des Biſchofs. De baptism. c. 17. — Der heilige Hieronymus ſagt: Ohne biſchöflichen Befehl hat weder der Prieſter, noch der Diakon das Recht, zu taufen. — Advers. Lucif. c. 4. — Allerdings erhält der Diakon ſchon bei ſeiner Weihe die Vollmacht, zu taufen; denn der Biſchof ſagt zu ihm: Der Diakon muß dienen beim Altare, taufen und predigen; allein der heilige Liguori ſagt, daß er deſſenungeachtet der beſonderen Bevollmächtigung von Seite des Biſchofs oder Pfarrers bedürfe, weil dieſe allein die ordentlichen Miniſter der Taufe ſind.

IV. Im Nothfalle kann ein jeder Menſch, auch ein Irrgläubiger und ſelbſt ein Nichtchriſt taufen. Davon werden wir ausführlicher in einem eigenen Abſatze handeln.

22) Im Nothfall kann ein jeder Menſch, auch ein Irrgläubiger und ſelbſt ein Nichtchriſt giltig taufen.

Es iſt Lehre der Kirche, daß im Nothfalle ein jeder Menſch, ſelbſt ein Häretiker und auch ein Nichtchriſt giltig taufen kann; ja es iſt ſogar Pflicht, dieſe Handlung vorzunehmen. In dem mehrmals angezogenen Dekret ſagt Papſt Eugen IV.: Im Falle der Noth kann nicht bloß der Prieſter und Diakon, ſondern auch der Laie, auch ein Weib, ja ſogar der Heide und Ketzer taufen, wenn er nur die Form der Kirche beobachtet, und das zu thun beabſichtet, was die Kirche thut. — Um indeß die Sache ausführlicher darzuſtellen, ſagen wir:

I. Der Laie kann taufen. Die heilige Schrift gibt hierüber allerdings keinen Aufſchluß; denn die Berufung auf Apoſtelgeſch. 9, 18 ſchlägt nicht an, da nicht erwieſen iſt, daß Ananias wirklich die Taufe an Paulus vollzogen habe, und wenn auch, daß er ein Laie geweſen iſt.

Die Ueberlieferung legt aber hiefür klares Zeugniß ab. Schon Tertullian ſagt: Auch die Laien haben das Recht (zu taufen).... Daher kann die Taufe von allen Menſchen geſpendet werden;.... aber es genüge (dem Laien), dieſes Recht im Nothfalle auszuüben. De baptism. 17. — Der heilige Hieronymus ſchreibt: Wenn die Noth es verlangt, wiſſen wir, iſt es auch den Laien erlaubt, zu taufen. Dial. adv. Lucif. — Der heilige Auguſtin beſpricht die Sache umſtändlich, und ſagt, daß auch der Laie in allen Fällen

giltig, aber nur im Falle der Noth erlaubter Weise taufen kann. Er sagt unter Anderm: Wenn die Taufe ohne Noth von einem Laien gespendet wird, so ist es die Anmassung eines fremden Amtes. Allein wenn man auch ohne Noth sich ein fremdes Recht anmaßte, so läßt sich doch nicht sagen, daß die ertheilte Taufe, mag sie von wem immer welchem immer gegeben sein, nicht ertheilt sei; aber mit Recht läßt sich sagen, daß sie unerlaubter Weise gegeben sei. Cont. epist. Parmen. lib. 2. c. 12. — Das vierte Concilium im Lateran erklärt: Das Sakrament der Taufe, mag es von wem immer nach Vorschrift der Kirche gespendet sein, nützt sowohl den Kindern, als den Erwachsenen zum Heile. — Ein Concilium zu Trier vom Jahre 1227 verordnet: Die gallischen Priester sollen die Laien unterrichten, wie sie im Nothfalle ihre Kinder taufen müssen. — Der Ausspruch des Papstes Eugen IV. in Sachen ist bereits oben angeführt. Hiebei sei noch bemerkt, daß die alte, griechische Kirche eine von Laien ertheilte Taufe nicht anerkennt; in späterer Zeit aber milderte sie hierin ihre Ansicht, und namentlich lautet ein vom Patriarchen Nicephorus stammender Kanon: „Findet man ungetaufte Kinder an einem Orte, wo kein Priester vorhanden ist, so mag der Vater, oder wer sonst sich findet, taufen; nur muß er ein Christ sein. Wenn auch der eigene Vater tauft, ist es keine Sünde."

Hiebei ist die Frage entstanden, ob auch die Weiber taufen können. Mit Berufung auf die Stelle 1. Corinth. 14: „Das Weib schweige in der Kirche" — gestattete man im Alterthume den Weibern es nicht, zu taufen. Die spätere Praxis der Kirche gestattet aber im Nothfalle es auch den Weibern, zu taufen. Schon Papst Urban II. sagt im Jahre 1088 in einem Briefe an Vitalis: Auf das, worüber uns deine Liebe um Rath fragte, glauben wir den Ausspruch thun zu müssen, daß es auch eine Taufe ist, wenn im dringenden Nothfalle ein Weib das Kind im Namen der Dreifaltigkeit tauft. — Eugen IV. hat es im oben angeführten Dekret klar ausgesprochen, daß auch die von einem Weibe gespendete Taufe giltig sei.

II. Der Ketzer kann taufen. — Bekannt ist der im dritten Jahrhundert hierüber entstandene Streit zwischen Papst Stephan und Cyprian, wo der Letztere die Giltigkeit der von einem Ketzer gespendeten Taufe in Abrede stellt, während Papst Stephan be-

harrlich an dem Satze feſthielt: Si quis de quacunque haeresi venerit ad nos, nihil innovetur, nisi quod traditum est, ut manus ei imponantur ad poenitentiam. Unter dem Ausdruck: „de quacunque haeresi“ verſtund übrigens der Papſt nur jene Ketzer, die den Glauben an die Trinität feſthielten, und daher auch die richtige Taufformel einhielten. — Bereits das erſte Concilium von Nicäa im Jahre 325 hat hierüber endgiltige Entſcheidung getroffen, es hat die Taufe der Ketzer für giltig erklärt, in ſo ferne ſie den wahren Glauben an die heilige Dreifaltigkeit feſthalten. Weil aber die Paulicianer in der Trinitätslehre irrten, ſo befahl es, dieſelben bei ihrer Aufnahme in der Kirche zu taufen. — Der heilige Auguſtin iſt ſpäter gründlich in die Sache eingegangen. Er geht vom Standpunkt aus, daß die ſubjektive Beſchaffenheit des Miniſters die Würde des Sakraments nicht gefährdet. Die Häretiker haben bei ihrer Trennung von der Kirche die Taufe mitgenommen; ihre Taufe iſt daher nicht die häretiſche, ſondern die Taufe der Kirche. Seine Verkehrtheit trägt der häretiſche Ausſpender ſo wenig auf den Täufling über, als der laſterhafte Orthodoxe; ſondern beide tragen nur das Sakrament Chriſti über. Das, was die Häreſie noch Gutes und Wahres hat, hat ſie von der Kirche; ſo verhält es ſich auch bei der Taufe. Indem die Kirche die häretiſche Taufe anerkennt, kennt ſie nur ihr eigenes Gut, ihre eigene Taufe an u. ſ. w. Auguſtin in ſeinen Schriften gegen die Donatiſten. — Später hat Eugen IV. klar ausgeſprochen, daß auch die vom Häretiker geſpendete Taufe giltig ſei. Endlich das Concilium von Trient ſagt: Wenn Jemand behauptet, die Taufe, welche auch von den Häretikern im Namen des Vaters u. ſ. w. ertheilt wird, und zwar mit der Intention zu thun, was die Kirche thut, ſei kein wahres Sakrament, ſo ſei er im Bann. Sess. 7. can. 4.

III. Selbſt der Ungläubige kann taufen. Auch hierüber hat ſich die kirchliche Autorität in beſtimmten Ausſprüchen erklärt, wenn gleichwohl dieſe einer etwas ſpätern Zeit angehören. Im neunten Jahrhundert ſagt Papſt Nikolaus I. in ſeinem Antwortſchreiben an die Bulgaren: Ihr behauptet, daß es in euerem Lande Viele gibt, die von einem gewiſſen Juden, von welchem ihr nicht wißt, ob er ein Chriſt oder noch ein Heide iſt, getauft worden ſind, und ihr fraget, was mit dieſen zu thun ſei. Wenn ſie

im Namen der heiligen Dreifaltigkeit getauft sind, so dürfen sie bekanntermaßen nicht mehr getauft werden. — In dem mehrmals angeführten Dekret des Papstes Eugen IV. an die Armenier wird die von einem Ungläubigen (Heiden) gespendete Taufe ebenfalls als giltig anerkannt.

Es ist offenbar eine besondere Erbarmung Gottes, daß das Sakrament der Taufe, das zum Heile so nothwendig ist, in ihrer Ausspendung nicht auf die Priester allein beschränkt ist, sondern im Nothfalle von Jedermann gespendet werden kann, so daß jetzt, insbesonders wenn auch auf die leicht zu habende Materie des Wassers Rücksicht genommen wird, überall die Taufe erlangt werden kann. Uebrigens lassen sich hiefür auch noch in der Sache selbst liegende Gründe angeben. Es ist von sich klar, daß ein jeder Mensch als solcher die Bestimmung zur Theilnahme an der Erlösung, und somit auch zur Taufe hat. Daher sagt der heilige Augustin: Niemand wird geboren, außer um wiedergeboren zu werden; denn was hälfe ihm die Geburt, wenn ihm nicht die Wiedergeburt nützte. Daraus folgt, daß ein jeder geborne Mensch gleichsam ein Anrecht an die Taufe hat. Zur Taufe gehören aber zwei: Der Täufling und der Taufende. So erwächst aus dem Rechte an der Taufe auf der andern Seite die Pflicht zu taufen. Wie nun der Mensch als Glied des Menschengeschlechtes, d. h. durch seinen Eintritt in das sündhafte Geschlecht, ein Anrecht hat auf die vom Erlöser gebotene Gnade und Entsündigung in der Taufe; so hat offenbar auch das Menschengeschlecht als solches die Pflicht, ihn zu taufen, und mit der Pflicht ist auch das Recht oder die Vollmacht hiezu gegeben. Die Menschheit besteht aber aus den einzelnen Individuen; die Individuen haben also in ihrer Gesammtheit, und da die allgemeine Menschennatur in allen dieselbe ist, so haben sie auch einzeln die Pflicht und das Recht, und damit auch die Vollmacht zu taufen. Auf diese und ähnliche Weise sucht man in der Lehre von den heiligen Sakramenten es rationell zu begründen, warum auch Laien, und selbst Ungläubige taufen können. Indeß bleibt uns immer Hauptgrund dieser: Die Barmherzigkeit Gottes hat es in Rücksicht auf das Bedürfniß also in Gnaden gefügt.

Kann gleichwohl im Fall der Noth Jeder taufen, so soll dennoch eine gewisse Ordnung eingehalten werden, nämlich der Kleriker

geht dem Laien, der Katholik dem Akatholiken, der Mann dem Weibe vor. Indeß können Rückſichten des Anſtandes maßgebend werden, und ſo kann es geſchehen, daß für den Nothfall häufig die Hebamme die heilige Taufe zu ſpenden hat.

Daß übrigens Niemand ſich ſelbſt taufen kann, liegt auf der Hand; denn wie Niemand ſich ſelbſt Vater iſt, ſo kann auch Niemand ſich ſelbſt taufen. Auch beſtehen hierüber poſitive Vorſchriften. Es kam unter dem Pontifikate Innocenz III. vor, daß ein Jude in Todesgefahr ſich ſelbſt taufte. Als man den Papſt über die Giltigkeit dieſer Taufe fragte, gab er dem Biſchof von Metz zur Antwort, der Jude müſſe von jemand Anderm getauft werden, da zwiſchen dem Täufling und dem Taufenden ein Unterſchied zu beſtehen habe.

23) Von den Wirkungen des Sakraments der Taufe.

Die Taufe iſt eine geiſtige Wiedergeburt; in Folge deſſen verleiht ſie:

I. Aufnahme oder Eintritt in die Kirche. Wie nämlich der Menſch durch die leibliche Geburt in die irdiſche Welt eintritt, und ein Mitglied derſelben wird; ſo tritt er durch die Taufe in das geiſtige Reich Gottes, in die Kirche, ein, und wird ein Mitglied derſelben. Darum wird die Taufe die Pforte zur Kirche (janua ecclesiae) genannt, und iſt ſie das erſte unter den Sakramenten, und die Vorbedingung zu allen übrigen, wie die leibliche Geburt der erſte Lebensakt und die Bedingung zu allen übrigen Lebenserſcheinungen iſt. Erſt durch die Taufe wird man ein Glied der chriſtlichen Kirche; der Nichtgetaufte ſtehet noch außer der Kirche. — Daß dem ſo ſei, folget aus den Worten Jeſu ſelbſt; denn wenn der Herr ſagt, daß der, welcher nicht wiedergeboren iſt aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, nicht in das Himmelreich eingehen kann, ſo hat er offenbar ausgeſprochen, daß der Nichtgetaufte außerhalb dem Reiche Gottes, alſo auch der Kirche ſteht. Wenn ferner der Heiland ſeinen Apoſteln den Auftrag gibt, alle Menſchen zu ſeinen Schülern zu machen, ſo befiehlt er ihnen wiederum, dieſelben zu taufen. Matth. 28, 19. Die Apoſtel kamen auch dieſem Befehle nach, und nahmen allenthalben die, welche an Jeſus glaubten, durch die Taufe in die Kirche auf. Apoſtelgeſch. 2.

Die Taufe setzt überhaupts mit Christus in die innigste Vereinigung. Daher sagt der Apostel: Alle, die ihr in Christus getauft seid, habt Christum angezogen, Gal. 3, 27, d. h. seid wahre Christen geworden. Christ werden, heißt Christo einverleibt werden, gleichsam in ihn hineingehen, ihm gleichförmig werden. Nun aber ist Christus für die Sünde gestorben und hat dadurch die Sünde überwunden, und ist aus dem Tode zum neuen Leben hervorgegangen. Dieß Alles soll sich durch die Taufe an dem Täufling geistiger Weise erneuern, und wurde insbesonders durch die alte Weise, die Taufe zu spenden durch Untertauchen, recht sinnvoll dargestellt. — Aus Allem folgt, daß die Taufe, wie sie überhaupts immer ein Einweihungs- und Aufnahmssymbol in irgend eine religiöse Gesellschaft war, auch im christlichen Sinne diese Bedeutung hat, und das Sakrament der Einweihung zum Christen und der Aufnahme in die Kirche Jesu ist.

II. Die Taufe wirkt Sünden-Nachlaß. — Die Sünde, welche der Mensch schon auf die Welt mit sich bringt, ist die Erbsünde. Sie wird zunächst durch die Taufe, und einzig und allein durch die Taufe hinweggenommen, und ist dieses eine specielle Wirkung des Sakraments der Taufe. Daß dem so sei, bestätiget die heilige Schrift; denn wo immer von der Taufe die Rede ist, wird gesagt, daß durch sie alle Sünden nachgelassen werden, so z. B. heißt es schon im alten Bunde von der Taufe: Ich will reines Wasser über euch ausgießen, auf daß ihr von all euern Missethaten gereiniget werdet. Ezech. 36, 25. Der heilige Petrus spricht: Thut Buße und laßt euch taufen zur Vergebung euerer Sünden. Apostelgesch. 2, 38. Cf. Ephes. 5, 26. Wenn die Taufe alle Sünden hinwegnimmt und von Allem reiniget: so muß sie nothwendig auch von der Erbsünde befreien. Dieses hat auch die unfehlbare Kirche durch das Concilium von Trient klar ausgesprochen: Wenn Jemand leugnet, daß durch die Gnade Jesu Christi, welche in der Taufe ertheilt wird, der Reat der Erbsünde erlassen werde, sei er im Bann. Sess. 5. c. 5.

Außer der Erbsünde nimmt die Taufe auch jede andere, vor ihrem Empfang begangene Sünde hinweg, welche Wirkung eintritt, wenn ein Erwachsener getauft wird. Dieses spricht die heilige Schrift klar aus, und wir berufen uns hiebei auf die oben ange-

führten Stellen. Ezech. 36, 25; Apoſtelgeſch. 2, 38. Hieher gehören auch folgende Stellen: Chriſtus hat die Kirche geliebt und ſich ſelbſt für ſie hingegeben, um ſie zu heiligen und zu reinigen in der Waſſertaufe durch das Wort des Lebens, um ſelbſt herrlich die Kirche ſich darzuſtellen, ohne Makel, ohne Runzeln oder etwas dergleichen, ſondern daß ſie heilig und unbefleckt ſei. Eph. 5, 25—28. — Cf. 1. Corinth. 6, 11 und Tit. 3, 1—6. — Hiemit ſtimmt die Tradition überein; denn alle Väter bekennen, daß die Taufe eine ſündentilgende Kraft habe. So nennt Clemens von Alexandrien die Taufe ein Bad, durch welches wir die Sünden abwaſchen. — Origenes ſchreibt: Die Sünden werden hinweggeſchnitten von den Menſchen, wenn in der Taufe Nachlaſſung der Sünden ertheilt wird. — Firmilian ruft: Wer noch im Leben iſt, laſſe ſich taufen durch die Taufe der Kirche, damit er Nachlaſſung der Sünden erlangen könne. — Der heilige Ambroſius: Unſer Herr Jeſus Chriſtus verlieh durch das Bad der Wiedergeburt Allen Nachlaſſung der Sünden. Lib. 4. in Luc. c. 4. — Auf gleiche Weiſe erklären ſich die Concilien. Schon das erſte allgemeine Concilium von Nicäa ſagt: Ich glaube Eine Taufe zur Nachlaſſung der Sünden. Ebenſo erklärt ſich das allgemeine Concilium zu Conſtantinopel vom Jahre 381. Das Concilium von Florenz ſagt im Dekret des Papſtes Eugen IV.: Durch die Taufe wird der Menſch geiſtig wieder geboren. Die heilige Taufe iſt die Thüre des geiſtigen Lebens; denn durch ſie werden wir Glieder Chriſti und dem Leibe der Kirche einverleibt. Die Wirkung dieſes Sakramentes iſt Nachlaſſung aller Schuld der Erbſünde und der wirklichen Sünde, und auch einer jeden Strafe, welche für die Schuld ſelbſt gebührt.

Durch die Taufe wird die Sünde wirklich hinweggenommen, und nicht etwa bloß, wie die Reformatoren lehrten, zugedeckt, und nicht mehr angerechnet. Hievon iſt ausführlich gehandelt B. 9. S. 618 u. flgde.

Es wird aber durch die Taufe nicht bloß eine jede Sünde getilgt, ſondern auch alle Strafe derſelben hinweggenommen. Dieß deutet ſchon die heilige Schrift an, ſo z. B. wenn es heißt: Er hat uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt, ... daß wir gerechtfertiget durch ſeine Gnade Erben ſeien nach der Hoffnung des ewigen Lebens. Tit. 3, 5 u. 7. Cf. 1. Petr. 2, 21. In

diesen Stellen wird, ohne irgend ein weiteres Mittel zu nennen, das Heil einzig und allein an die Taufe gebunden. Auf gleiche Weise erklären sich mehre Väter; so nennt Clemens von Alexandrien die Taufe ein Gnadenmittel, wodurch die für die Sünden verdienten Strafen nachgelassen werden. Paedagog. 1, 26. Dasselbe sagt der heilige Chrysostomus. Aus diesem Grunde nennen die Väter die Sündennachlassung in der Taufe im Verhältniß zur Buße etwas Leichtes, so z. B. der heilige Ambrosius in der Schrift: De Elia et jejunio c. 22. Die unfehlbare Kirche hat endlich diese Lehre dogmatisch festgestellt. Das oben angeführte Concilium von Florenz sagt in seinem Dekret durch Papst Eugen IV.: Die Wirkung des Sakraments der Taufe ist Nachlassung aller Schuld der Erbsünde und der wirklichen Sünde, und auch einer jeden Strafe, welche für die Schuld selbst gebührt. Deßwegen ist den Getauften für die vergangenen Sünden keine Genugthuung aufzulegen, sondern die, welche sterben, ehe sie eine Schuld sich aufladen, kommen sogleich in den Himmel, und gelangen zur Anschauung Gottes. — Und das Concilium von Trient erklärt sich: Die Vernunft scheint von der göttlichen Gerechtigkeit zu verlangen, daß anders diejenigen in Gnaden aufgenommen werden, welche vor der Taufe aus Unwissenheit sündigten, und anders diejenigen, welche, einmal befreit von der Knechtschaft der Sünde und des Teufels, und nachdem sie das Geschenk des heiligen Geistes erlangt haben, wissentlich den Tempel Gottes zu verletzen und den heiligen Geist zu betrüben sich nicht scheuen. Sess. 14. cap. 8. Und deutlicher noch: An den Wiedergebornen haßt Gott nichts, weil an jenen sich nichts Verdammungswürdiges findet, welche wahrhaft mit Christus durch die Taufe in den Tod begraben sind, die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern den alten Menschen auszogen, und unschuldig, unbefleckt, rein, schuldlos und von Gott geliebt, und als Solche Erben und Miterben Christi geworden sind, so daß sie nichts von dem unverweilten Eintritt in den Himmel zurückhält. Sess. 5. can. 5. — Daher wird denn auch selbst erwachsenen Täuflingen keine Buße aufgelegt. Wurden dennoch z. B. den Katechumenen solche Uebungen aufgelegt, so geschah dieses nur, um sie würdig auf den Empfang der Taufe vorzubereiten.

Nach diesem Allen ist noch zu bemerken, daß, wenn gleichwohl

durch die heilige Taufe alle Sünden sammt den dadurch verdienten Strafen hinweggenommen werden, dennoch die Begierlichkeit zurückbleibt. Das Concilium von Trient erklärt sich hierüber: Wer in Abrede stellt, daß durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche in der Taufe ertheilt wird, der Reat der Erbsünde erlassen werde, oder behauptet, daß nicht das Ganze, was eine wahre und eigenthümliche Beschaffenheit der Sünde hat, aufgehoben werde, sondern sagt, daß jenes nur ausgebessert oder nicht mehr angerechnet werde, sei im Bann. Uebrigens bekennt und glaubt die heilige Synode, daß in den Getauften die Begierlichkeit oder ein Zunder zurückbleibe. Sess. 5. c. 5. — Von dieser Begierlichkeit sagt die Synode weiters: Da sie zum Kampfe zurückbleibt, so vermag sie denen, welche nicht einwilligen, sondern durch die Gnade Jesu Christi mit Nutzen widerstehen, nicht zu schaden; im Gegentheil wird ja der, welcher gesetzmäßig kämpft, gekrönt werden. Von dieser Begierlichkeit, die der Apostel sonst auch Sünde nennt, erklärt die heilige Synode, daß sie die katholische Kirche nie in dem Sinne eine Sünde nenne, als sei sie in den Wiedergebornen wahrhaft und eigenthümlich eine Sünde, sondern weil sie von der Sünde ist und dazu hinneigt. Ebendaselbst. Vergl. B. 9. S. 623 u. flgde.

III. Die Taufe verleiht die heiligmachende Gnade. Wir werden nämlich, wie der römische Katechismus sich erklärt, durch die Kraft der Taufe nicht bloß von dem Uebel befreit, sondern auch mit ausgezeichneten Gütern und Gaben bereichert; was in derselben die Gnade bewirkt, ist nicht bloß Nachlaß der Sünden (dieß ist erst die negative Wirkung der Taufe), sondern eine gottgereinigte Gesinnung und Kraft, die der Seele wie eine Eigenschaft inne wohnt, und wie ein Glanz und Licht erscheint, das nicht bloß alle Makel unserer Seele tilgt, sondern diese auch schöner und glänzender macht. Diese Gnadeneinflößung ist die eigentlich positive Wirkung der Taufe. Ueber die Beschaffenheit der heiligmachenden Gnade und von dem innigen Verhältnisse, in welches dadurch der Mensch mit Gott tritt, haben wir ausführlich gehandelt B. 9. 474—483. Als Folgen der heiligmachenden Gnade wollen wir kurz nennen: Es wird der Mensch dadurch ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens, ein Kind Gottes, ein Erbe seines Reiches; ein Mitbruder und Miterbe Jesu Christi; das Siegel

der Freundschaft Gottes wird seiner Seele durch den heiligen Geist aufgedrückt u. s. w. Daß mit der heiligmachenden Gnade in der Taufe auch die wirklichen Gnaden zur Führung eines christlichen Lebens gegeben oder doch in sichere Aussicht gestellt werden, versteht sich von selbst.

Wir müssen indeß die wirkliche Verleihung der heiligmachenden Gnade durch die Taufe noch näher begründen, und zwar:

a) Aus der heiligen Schrift. Christus sagt: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist. Joh. 3, 6. Hier wird das geistige Leben, welches man in der heiligen Taufe erhält, dem leiblichen gegenüber gestellt, das der Mensch vermöge seiner leiblichen Geburt hat. Im geistigen, durch die Taufe empfangenen Leben besteht aber das Leben nach dem Wohlgefallen Gottes und die Kindschaft Gottes. — Der heilige Paulus verbindet offenbar mit der Taufe die Gnade der Rechtfertigung oder die heiligmachende Gnade, wenn er sagt: Er hat uns durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes gerettet, daß wir, gerechtfertiget durch seine Gnade, Erben seien nach der Hoffnung des ewigen Lebens. Tit. 3, 5. 7. — Wiederum sagt der Apostel: Ihr seid abgewaschen, geheiliget, gerechtfertiget im Namen unsers Herrn Jesu Christi und im Geiste unsers Gottes. 1. Corinth. 6, 11. — Abermals sagt der Apostel, daß man durch die Taufe Christum anzieht, also ihm gleichförmig wird. Galat. 3, 26—29. Insbesonders beweisend ist die Stelle Röm. 6, 1—12.

b) Aus der Tradition. Nach den heiligen Vätern wird Heiligung der Seele durch die Taufe erlangt (Cyrill. von Jeruf.); eine geistige Wiedergeburt (Gregor von Nyss.); es wird der Mensch als Kind Gottes angenommen (Basil.); er erlangt die Hoffnung auf die ewige Glückseligkeit (Irenäus). Dieses sind lauter Zeugnisse für die besondern Gnadengüter, welche der Mensch in der Taufe erhält, und die ohne heiligmachende Gnade nicht denkbar sind. Der Kirchenvater Laktantius sagt: Die Erfahrung lehret, daß der Mensch sterblich geboren wird, nachher aber unsterblich gemacht wird, wenn er nämlich anfängt, aus Gott zu leben, d. h. die Gerechtigkeit zu erlangen. . . . Dieses geschieht dann, wenn er mit dem himmlischen Bade gereiniget, die Kindheit mit aller Makel des

frühern Lebens auszieht, und nach Erlangung des Wachsthums der göttlichen Kraft ein vollendeter und vollkommener Mensch wird. Divin. instit. c. VII, 5. — Ein anderer Kirchenlehrer schreibt: Ein Jeder, der getauft wird, hat Christum, und indem er Christum hat, ist er in Christus; indem er Christum hat, ist er auch ein Kind Gottes, weil Christus der Sohn Gottes ist. Mar. Victorin. — Wir schließen mit einem Ausspruche des Conciliums von Trient: Wer behauptet, die Menschen werden gerechtfertiget entweder nur durch die Zurechnung (der Verdienste) Christi, oder nur durch Nachlassung der Sünden, mit Ausschluß der Gnade und der Liebe, welche in ihre Herzen durch den heiligen Geist eingegossen wird, und ihnen anhängt, oder es sei die Gnade der Rechtfertigung nur eine Gunst (Zuneigung) Gottes, sei im Bann. Sess. 6. can. 11.

c) Aus der Vernunft. Die Taufe wird allenthalben eine geistige Wiedergeburt genannt. Dadurch ist klar ausgesprochen, daß der Geist erneuert wird. Dieser neu gewordene Geist hat nicht bloß die Sünde völlig abgelegt, so daß nichts von derselben in ihm vorhanden ist, mit Ausnahme der Conkupiscenz, sondern er ist auch mit jenen Gütern der Gnade ausgerüstet, die ihn zum Gegenstande des Wohlgefallens Gottes machen. Eine jede andere Auffassung verwickelt in Widersprüche, und ist Gottes unwürdig.

Hier muß aber noch einem Irrthume begegnet werden. Es hat nämlich Solche gegeben, welche behaupteten, der Mensch könne die Gnade der Rechtfertigung, wie er sie in der Taufe erhält, nicht mehr verlieren, oder was dasselbe ist, der Mensch werde durch die Taufe unsündlich gemacht. Daß dem nicht so sei, sondern die Rechtfertigungsgnade allerdings verloren gehen könne, haben wir gezeigt B. 9. S. 623 u. 624.

IV. Die Taufe drückt der Seele ein unauslöschliches Zeichen (Charakter) ein, wovon in einem eigenen Absatze gehandelt ist.

24) Die Taufe darf nur einmal empfangen werden, oder von dem Charakter, welchen die Taufe der Seele eindrückt.

Die Taufe ist eines jener Sakramente, welche der Seele ein unauslöschliches Zeichen eindrücken. Wie nämlich die leibliche Geburt den Menschen unwiderruflich zum Kinde der Natur macht,

so macht ihn die Taufe unwiderruflich zum Christen (Kind der Gnade wenigstens dem Berufe nach), und das unauslöschliche Merkmal hievon erhält er durch den Taufcharakter. Diesen Charakter nennen die heiligen Väter oft Siegel, Soldatenzeichen, Münzgepräge, Mark einer Heerde, Beschneidung u. s. w. Als Sigill bezeichnet den Taufcharakter Hermas. Der heilige Augustin vergleicht ihn mit dem Zeichen, welches den Soldaten aufgedrückt wird; er sagt nämlich: Die Taufe ist wie ein Charakter eingedrückt, sie schmückt den Soldaten und zeugt gegen den Ueberläufer. In Psl. 29. Der nämliche heilige Augustin vergleicht den Taufcharakter mit einem Münzgepräge, und Cyrillus von Jerusalem mit dem Zeichen, welches man einer Heerde aufdrückt. Auch das Concilium von Trient hat die Wirklichkeit des Taufcharakters scharf ausgesprochen, indem es sagt: Wer leugnet, daß in der Taufe der Seele ein Charakter eingedrückt werde, d. h. ein gewisses, geistiges, unauslöschliches Zeichen, der sei im Bann. Sess. 7. can. 9. Wir weisen übrigens auf das zurück, was wir oben von dem Charakter der Sakramente im Allgemeinen bemerkten.

Der Umstand nun, daß die Taufe einen unauslöschlichen Charakter eindrückt, macht auch, daß sie nur einmal empfangen werden dürfe. Dafür zeugen:

I. Die heilige Schrift selbst. Darauf bezügliche Stellen sind: Es ist Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Eph. 4, 5. — Es ist unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet werden, auch gekostet haben die himmlische Gabe, und theilhaftig worden sind des heiligen Geistes, wieder zur Sinnesänderung zu erneuern. Hebr. 6, 4 u. flgde. — Angedeutet ist die Unwiederholbarkeit der Taufe in den Worten: Wer rein ist (gewaschen, getauft ist), bedarf nur noch, daß ihm die Füße gewaschen werden. Joh. 13, 10.

II. Die Ueberlieferung. Die heiligen Väter sprechen es in ihren Schriften klar aus, daß die Taufe nur einmal empfangen werden darf. So schreibt Tertullian: Es ist nicht erlaubt, neuerdings abgewaschen (getauft) zu werden. De poenit. I. — Der heilige Chrysostomus sagt: Wie Christus nicht wieder gekreuzigt wird, so darf man auch nicht zum zweiten Male getauft werden. In Hebr. hom. 9. — Der heilige Augustin schreibt: Was thust du? Du legest Christus über Christus. Wärest du einfach, so

würdeſt du Chriſtum nicht verdoppeln. In Ps. 39. — Daher wurden die außerhalb der Kirche giltig Getauften, wenn ſie zur Kirche zurückkehrten, nicht wieder getauft, ſondern durch Händeauflegung in dieſelbe aufgenommen. Hingegen eiferten die heiligen Väter mit allem Ernſte gegen die Ruchloſigkeit der Novatianer und Donatiſten, welche die zu ihnen Uebertretenden wiederum tauften, während dieſe Sektirer ſelbſt nachdrücklich ſich gegen den Vorwurf verwahrten, als ob ſie die Taufe wiederholten, indem ſie vorgaben, ſie taufen die zu ihnen Uebertretenden nur, weil ſie die Taufe, welche ſie bereits empfangen, nicht als giltig anerkennen, ſo daß alſo auch dieſe Sektirer von der Unwiederholbarkeit der einmal giltig geſpendeten Taufe überzeugt waren. — Endlich heißt der Ausſpruch des Conciliums von Trient: Wenn Jemand ſagt, die wahre und rechtmäßig ertheilte Taufe müſſe man bei demjenigen, der bei den Ungläubigen den Glauben Chriſti verleugnet hat, bei ſeiner Rückkehr zur Buße wiederholen, ſei er im Bann. Sess. 7. can. 11.

III. Die Vernunft. Die Taufe iſt das Gegenbild der leiblichen Geburt: wie der Menſch nur einmal geboren werden kann, um Menſch zu ſein; ſo kann er auch nur einmal getauft werden, um Chriſt zu ſein. Wie alſo die leibliche Geburt nur Eine iſt, ſo iſt auch die geiſtige Geburt nur Eine. — Chriſtus iſt nur einmal geſtorben, und ſein blutiger Tod wird nicht mehr wiederholt. Die Taufe ſteht mit dem Tode Jeſu in nächſter Beziehung; durch dieſelbe ſtirbt ſo zu ſagen der Menſch und ſteht mit Chriſtus wieder auf, wie dieſes der heilige Paulus ſchon ausgeſprochen hat: es kann daher auch die Taufe nicht mehr wiederholt werden. — Die Taufe iſt ferner der Eingang in die Kirche Chriſti, und auch in dieſer Beziehung weſentlich nur Eine; denn ein wiederholter Eintritt iſt für den, der bereits darin iſt, nicht wohl denkbar; wenn aber auch Einer von der Kirche wieder abfällt, ſo verliert er doch den Charakter, gerade jenes, was ihn zum Chriſten macht, nicht mehr. Es darf alſo nur das Hinderniß, welches ihn aus der Kirche zurückhält, gehoben werden, und er iſt eben dadurch in ſeine vorigen Rechte wieder eingeſetzt. Zur Entfernung dieſes Hinderniſſes, d. h. zur Vergebung der nach der Taufe begangenen Sünden, hat aber Chriſtus ein neues Gnadenmittel eingeſetzt, nämlich die Buße. Daher iſt zur Wiederholung der Taufe um ſo

weniger ein Grund gegeben, als die einmal hinweggenommene Erbsünde nicht mehr auflebt, für deren Erlaß die Taufe zunächst bestimmt ist. Durch die Taufe wird bekanntlich nicht bloß die Sünde, sondern auch die Strafe für dieselbe hinweggenommen. Es ist nicht gut, daß der Mensch wiederholt so leicht das Verlorne erhält; er würde dadurch nur leichtsinnig gemacht und zum Sündigen eingeladen. Daher ist es billig, daß der Mensch zum zweiten Male nicht auf dem leichten Weg der Taufe, sondern auf dem beschwerlichen der Buße begnadigt wird. Endlich läßt der Charakter eine Wiederholung nicht zu; denn wozu ein einmal eingedrücktes Merkmal noch einmal aufdrücken? Das würde nur verwirrt machen. Daher sagt der heilige Augustin: Willst du Christum auf Christum häufen?

25) Verhältniß zwischen Taufe und Buße.

Beide Sakramente, sowohl die Taufe, als die Buße, sind Sakramente der Todten, weil durch beide die Sünde erlassen wird; aber dennoch sind beide sehr von einander verschieden. Die Taufe ist die Pforte zum Heile; durch sie tritt man in die Kirche ein. Es werden daher alle vor der Taufe begangenen Sünden durch dieses Sakrament nachgelassen, und namentlich auch die Erbsünde. Die Buße ist das Mittel, sein nach neuen Sünden beschmutztes Gewand der Unschuld wieder zu reinigen. Durch die Buße werden daher die nach der Taufe begangenen Sünden erlassen. Während die Taufe nur einmal empfangen werden darf, kann die Buße so oft wiederholt werden, als man neuerdings in den Zustand der Sünde sich versetzte. Die Erlangung der Rechtfertigung durch die Taufe ist an keine, besonders schwierigen Bedingnisse gebunden. Die Buße aber ist das zweite Brett nach dem Schiffbruche, also eine mühevolle Rettung. Es wird unter Anderm das beschämende Bekenntniß der Sünden vor dem Priester verlangt, und ist man auch nach erlangter Lossprechung zur Uebernahme von Bußwerken verpflichtet. Denn die Taufe erläßt nicht bloß mit der Sünde die ewige Strafe, sondern auch die zeitliche, so daß dem Getauften, so lange als er nicht neuerdings sündiget, unmittelbar nach dem Scheiden aus diesem Leben die Aufnahme in den Himmel bereit steht; bei der Buße aber bleiben die zeitlichen Strafen, und hat

der Mensch hiefür der göttlichen Gerechtigkeit entweder in diesem Leben Genugthuung zu leisten, oder es steht ihm eine schmerzliche Läuterung im Fegfeuer bevor. So besteht also in jeder Beziehung zwischen der Taufe und der Buße ein großer Unterschied.

26) Von dem Taufnamen.

Die Gewohnheit, bei der Taufe einen eigenen Namen zu erhalten, kommt in einzelnen Fällen schon ziemlich frühe vor; so erzählt Baronius in den Marthyrer-Akten zum Jahre 259, daß bei der Taufe des Adrias und der Paulina jener den Namen Leo und diese den Namen Maria erhalten habe. Weiter wird erzählt: Als der Statthalter Severus den heiligen Petrus Balsamus um den Namen fragte, gab dieser folgende Antwort: Nomine paterno Balsamus dicor; spirituali vero nomine, quod in baptismo accepi, Petrus dicor. Zur Regel wurde indeß die Namengebung bei der Taufe erst seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. — Bezüglich der Namengebung verordnet das römische Ritual: Curet sacerdos, ne obscoena, fabulosa, ridicula vel inanium deorum vel impiorum ethnicorum hominum nomina imponantur, sed potius quatenus fieri potest, Sanctorum, quorum exemplis fideles ad pie vivendum excitentur et patrociniis protegantur.

Die doppelten Namen, welche der Christ führt, geben zu lehrreichen Erwägungen Anlaß; sie deuten unsere zweifache Geburt an. Der Familien-Name entspricht der leiblichen Geburt, und wird daher vom natürlichen Vater genommen; der Taufname entspricht der geistigen Wiedergeburt, und wird vom geistigen Vater, dem Taufpathen, genommen. Der Familien-Name erinnert uns an unser irdisches Dasein; der Taufname an unsere himmlische Bestimmung: daher ist jener von einem Menschen auf Erden, dieser von einem Heiligen des Himmels genommen. Darnach leuchtet das Verhältniß des Geburtstages zum Namenstage ein. Auch die Feier des Geburtstages ist ohne Zweifel löblich; denn wir verdanken Gott auch in Beziehung auf unser irdisches Dasein sehr viel. Aber die Feier des Namenstages ist noch viel wichtiger; der Namenstag erinnert uns an unsere geistige Geburt und an alle Gnaden, die daran gebunden sind; er erinnert uns an unsere Bestimmung zum

Himmel, und an die Pflicht, den Heiligen, deſſen Namen wir tragen, nachzuahmen. Daher heißt es, einer heidniſchen Sitte huldigen, dieſes Verhältniß zu verkennen und den Geburtstag auf Koſten des Namenstages hinaufſetzen. Möge beherziget werden, was der heilige Auguſtin ſagt: Quid nasci prodesset, nisi renasci profuisset.

27) Von den Taufpathen und ihrer Pflicht.

I. Allgemeine Bemerkungen. Die Taufpathen kennt bereits das graueſte Alterthum. Tertullian redet von ihnen als bekannten Perſonen. De bapt. c. 18. Auch Cyrillus von Alexandrien erwähnt ſie. In cap. 12 Joan. Später gab man eigene Verordnungen hierüber. Das zweite Concilium von Chalons unterwarf die Mutter, welche ihr eigenes Kind aus der Taufe hob, einer lebenslänglichen Buße; und die Synode von Mainz verbot ebenfalls den Eltern, ihre eigenen Kinder aus der Taufe zu heben. In frühern Zeiten war nur Einer Pathe bei der Taufe; allmälig aber vermehrten ſich dieſe, ſo daß ſich die Kirche veranlaßt ſah, ihre Zahl durch beſondere Verordnungen zu beſchränken. Schon ein Concilium von Trier verordnete, daß nur drei oder höchſtens vier ein Kind aus der Taufe heben dürften; ſo auch die Synoden von Mainz und Köln.

Durch Uebernahme der Pathenſtelle entſteht eine geiſtliche Verwandtſchaft. Dieſe kennt ſchon die Juſtinianiſche Geſetzgebung; denn es heißt in derſelben: Diejenigen Perſonen ſollen ſchlechterdings ſich nicht verehelichen mit einem Kinde, welches ſie über die Taufe gehalten haben, weil nichts ſo ſehr eine väterliche Zuneigung erwecken, und folglich ein gerechtes Ehehinderniß erzeugen kann, als eben eine ſolche Verbindung. Cod. l. 5. tit. 4. de nupt. Das Trullaniſche Concilium verbietet nicht bloß die Ehe mit dem Kinde, ſondern auch mit der Mutter des Kindes, welches man zur Taufe gehalten hat. Endlich das Concilium von Trient hat folgende Beſtimmungen getroffen: Nur Eine Perſon, entweder ein Mann oder ein Weib, oder höchſtens Ein Mann und Ein Weib zugleich ſollen nach den kanoniſchen Beſtimmungen den Täufling zur Taufe halten. Zwiſchen ihnen und dem Täufling und ſeinem Vater und ſeiner Mutter, ſowie zwiſchen dem, der tauft, und dem Täufling und dem

Vater und der Mutter des Täuflings entsteht eine geiſtige Verwandtſchaft. Der Pfarrer ſoll, ehe er zur Ertheilung der Taufe ſchreitet, fleißig von den Betreffenden erforſchen, welchen oder welche ſie wählten, um den Täufling zur Taufe zu halten, und nur dieſe Perſonen zulaſſen, den Täufling zu heben; er ſoll auch ihre Namen in das Taufbuch eintragen, und ſie belehren, welche Verwandtſchaft ſie eingingen. Sess. 24. de reform c. 2.

Um die geiſtige Verwandtſchaft zu kontrahiren, genügt übrigens nach der Lehre der Theologen ein bloßes Zugegenſein bei der Taufe nicht, ſondern es wird von Seite des Pathen irgend eine Berührung des Täuflings erfordert. Iſt jedoch Jemand nur Stellvertreter eines Andern, ſo kontrahirt, nach der gewöhnlichen Anſicht der Theologen, derjenige die Verwandtſchaft, deſſen Stelle vertreten wird, nach dem Grundſatze: Quod quis per alium facit, per se facit.

Um giltig Pathe ſein zu können, kommt es auf das Alter nicht an; aber es wird erfordert, daß der Pathe:

a) beim vollen Gebrauch ſeiner Vernunft iſt;

b) daß er ſelbſt, und zwar giltig getauft iſt;

c) daß er zu dieſem Geſchäfte bezeichnet wird;

d) daß er ſelbſt oder durch ſeinen Stellvertreter den Täufling berühre, und den Willen habe, Pathe zu ſein.

Ausgeſchloſſen von der Pathenſchaft ſind:

a) die Mönche;

b) die Gatten bezüglich ihrer Gatten und die Eltern bezüglich ihrer Kinder,

c) welche an dem Gebrechen der Infamität leiden;

d) die vom Glauben Abgefallenen, wohin wohl auch die Häretiker gehören. Dieſes liegt wohl in der Natur der Sache; denn wer ſelbſt zur Kirche nicht gehört, kann ja auch niemand Andern in dieſelbe einführen, und noch viel weniger die Pflichten erfüllen, welche die Pathenſchaft ihm auflegt. Es beſtehen daher auch eigene kirchliche Beſtimmungen, welche ſich dagegen erklären. Die Synode von Augsburg vom Jahre 1567 und die von Conſtanz desſelben Jahres verbieten durchaus die Zulaſſung eines Irrgläubigen zur Pathenſtelle. Die Conſtitutionen des Regensburger Bisthums vom Jahre 1787 ſagen: Wenn ein Irrgläubiger als Pathe nicht aus-

geschlagen werden kann, so muß außer ihm auch ein Katholik beigezogen werden.

e) Eine jede dritte Person, da das Tridentinum ausdrücklich nur zwei zuläßt.

Der Pathe entspricht gewöhnlich dem Geschlechte; doch ist eine Abweichung nicht absolut unstatthaft, so daß Männer auch bei weiblichen Kindern als Pathen erscheinen können.

Nach diesen Bemerkungen kommen wir

II. zu den Pflichten der Pathen. Die Taufpathen werden die geistigen Eltern ihrer Täuflinge. Schon daraus gehen die Pflichten der Taufpathen hervor. Dieselben sind nämlich schuldig:

1) Sie sollen ihre Täuflinge, so viel als möglich, zu einem gottesfürchtigen Wandel anleiten, und sie, wenn es Noth thut, auch im Christenthum unterrichten. Die Pathen, sagt der heilige Cäsarius, sollen ihre Täuflinge ermahnen, daß sie die Jungfrauschaft bis zur Ehe erhalten, ihre Zunge vom Fluchen und Schwören bewahren; daß sie keine schändlichen und wollüstigen Lieder singen, nicht stolz, nicht neidig, nicht zornig, nicht feindselig seien; daß sie den katholischen Glauben bewahren, gerne und oft die Kirche besuchen; den Priestern und Eltern Ehrfurcht und Liebe erweisen... Wenn ihr beeifert seid, zu diesem und Aehnlichen euere geistigen Söhne und Töchter zu ermahnen, so werdet ihr mit ihnen glücklich zur ewigen Seligkeit kommen. — Das Concilium von Arles aber im Jahre 813 sagt: Die Väter sollen es sich auf das Beßte angelegen sein lassen, ihre Kinder, und die Taufpathen jene zu unterrichten, die sie aus dem heiligen Bade gehoben haben; die Väter, weil ihre Kinder ihnen von Gott gegeben; die Pathen, weil sie für sie Bürge gestanden sind. — Auch der heilige Thomas von Aquin sagt: Jener, welcher einen zur Taufe hält, übernimmt die Pflicht eines Erziehers; daher ist er schuldig, dafür Sorge zu tragen. — Daraus folgt:

2) Daß die Pathen jene Eltern ihrer geistigen Söhne und Töchter, die es an christlicher Erziehung fehlen lassen, im Falle der Noth zur Erfüllung ihrer Pflicht einer christlichen Erziehung ermahnen. — Die Eltern selbst übergaben denen, welche sie als Pathen für ihre Kinder suchten, auch das Recht, wenn es Noth thut, Einsprache in die Erziehung ihrer Kinder zu thun, da ja ohne

dieſes Recht eine Bürgſchaft von Seite der Pathen für die Kinder nicht möglich wäre. Daher müſſen ſich die Taufpathen allerdings auch umſehen, ob die Eltern ihrer geiſtigen Kinder auch für die Erziehung derſelben beſorgt ſind, und im Unterlaſſungsfalle ſollen ſie dieſelben an ihre Pflicht erinnern. Die Eltern aber ſollen nicht entgegnen: Was gehet das euch an, wir erziehen unſere Kinder nach unſerm Gutdünken; ſie ſollen vielmehr die Ermahnungen ſolcher pflichtgetreuen Pathen ehren und ſie befolgen.

3) Beim Abſterben der Eltern müſſen ſich die Pathen insbeſonders um ſolche Kinder annehmen; denn ſo lange die Eltern leben, ſind dieſe die nächſten und erſten Erzieher ihrer Kinder, wie im Leiblichen, ſo im Geiſtigen; der Pathe ſteht in ſo lange nur in zweiter Linie. Sterben aber die Eltern, ſo liegt in der Pathenſchaft, ſtrenge genommen, zwar keine Verbindlichkeit zur leiblichen Verpflegung der Kinder; aber die geleiſtete Bürgſchaft macht nun die Pathen zu den erſten geiſtlichen Erziehern derſelben, ſo daß ſie als ſolche vor allen andern Perſonen, ſelbſt vor den nächſten Verwandten, verantwortlich ſind. Daher ſollen ſie darüber wachen, wie ſolche Kinder in religiöſer Hinſicht erzogen werden, ſie mögen Anverwandten oder andern Perſonen zur Erziehung anvertraut ſein.

Die Taufpathen haben alſo wichtige Pflichten auf ſich. Als Beiſpiel, wie eifrig dieſe Pflichten erfüllte, kann aus dem Alterthum der Diakon Muritta aufgeſtellt werden. Dieſer hatte einen gewiſſen Elpidophorus aus der Taufe gehoben, der vom Glauben wieder abfiel. Als ſpäter Muritta ſeines Glaubens wegen zur Marter geführt wurde und den Elpidophorus unter ſeinen Feinden erblickte, zog er jenes weiße Kleid hervor, welches er einſtens dem Elpidophorus in der Taufe angelegt hatte, hielt es ihm hin und ſprach: Dieſes Taufgewand Elpidophorus, du Verirrter, iſt es, welches dich anklagen wird, wenn der Richter in ſeiner Herrlichkeit kommen wird; ich habe es ſorgſam aufbewahrt zum Zeugniſſe deines Unterganges und Sturzes in den Abgrund der Hölle. Dieſes Gewand hat dich einſtens als Unſchuldigen umgeben, da du aus der Taufquelle hervorgingſt; nun iſt es dir zur Anklage, wenn dich die feurige Hölle verſchlingen wird: denn du haſt nun den Fluch wie ein Kleid angezogen, weil du das Geheimniß der Taufe und

des Glaubens entehrt und verloren haſt. — O daß ein jeder Taufpathe ſeinen Taufanbefohlenen, wenn ſie ſich in Sünde und Laſter ſtürzen, dieſes Beiſpiel zur Nachahmung vorhalten, und die Treuloſen mit Kraft und Ernſt an die Bürgſchaft erinnern würde, die er für dieſelben übernommen hat. O daß er dieſelben mit Bitten und Ermahnungen zur Reue und zur Buße bewegen möchte, ſo könnte er doch ſagen, daß er unſchuldig iſt und keine Verantwortung wegen ihres Unterganges hat.

28) Ueber den Taufort.

In den älteſten Zeiten wurde hierüber nichts beſtimmt; man taufte, wo es eben ſein konnte. So taufte Philippus den königlichen Kämmerer in dem Waſſer, welches in ihrer Nähe war; der Kerkermeiſter zu Philippi wurde in ſeiner Wohnung getauft, ebenſo der Hauptmann Cornelius. In dieſen Zeiten und den nächſten Jahrhunderten der Verfolgung konnte wohl ſchon der Umſtände wegen auf einem beſtimmten Tauforte nicht beſtanden werden. Als jedoch die Kirche den Frieden erhalten hatte, dachte man bald auch an die Errichtung beſonderer Tauforte, die man baptisteria hieß. Dieſe Taufgebäude waren gewöhnlich an die biſchöfliche Kirche angebaut. Als ſpäter die Taufe der Erwachſenen immer ſeltener wurde, und in Folge deſſen die großen Taufwaſſerbehältniſſe um ſo mehr unnöthig waren, als das Untertauchen der Täuflinge aufhörte, erbaute man kleinere Taufbehältniſſe, die man Taufſteine nannte, die allmählig in allen Pfarrkirchen errichtet wurden. Nun entſtunden aber auch bald ſtrenge Vorſchriften, außer dieſen Tauforten nicht zu taufen. Papſt Clemens V. verordnete: Wir verbieten, daß in Zukunft ſich Jemand herausnehme, in Sälen oder Gemächern oder andern Privathäuſern zu taufen, ſondern nur in den Kirchen, in welchen dazu Taufquellen errichtet ſind, außer es ſeien Kinder der Könige und Fürſten, oder es finde ein Nothfall ſtatt, in welchem man ohne Gefahr nicht zur Kirche kommen kann. — Eine Synode von Eichſtädt ſagt: Die Prieſter ſollen die Kinder nicht außer der Kirche taufen, außer zur Winterszeit, wenn etwa eine ſtrenge Kälte anders zu thun es nothwendig macht. — Die Regensburger Diözeſanſtatuten verordnen: Wenn ein Pfarrer außer dem Falle der Noth ohne ausdrückliche Erlaubniß des hoch-

würdigſten Ordinariats es ſich herausnimmt, in Privathäuſern die Taufe vorzunehmen, ſo verfällt er in eine Strafe.

Daher muß die überhand nehmende Gewohnheit, ohne irgend eine hinreichende Urſache in den Privathäuſern zu taufen, als ein Mißbrauch bezeichnet werden. Dieſe Gewohnheit widerſtreitet klar den ausgeſprochenen Anordnungen der Kirche, und iſt daher ein Ungehorſam gegen ſie und ihre Gebote, wie oben dargethan iſt. Dieſe mißbräuchliche Gewohnheit verſtoßt gegen die der Taufe ſchuldige Ehrerbietung; denn abgeſehen, daß zu einer ſolchen heiligen Handlung, wie die Spendung der Taufe iſt, die gewöhnliche Wohnſtube oder ein dazu gehöriger Raum ſich nicht eignet, iſt auch das, was ſonſt in der Nähe des Ortes geſchieht, wo die Taufe geſpendet wird, nicht geeignet, die Erbauung der heiligen Handlung zu fördern, ja dieſe wird oft geradezu geſtört und herabgewürdiget. Ueberdieß fördern ſolche Haustaufen nur die Gleichgiltigkeit gegen die Kirche, und machen, daß man derſelben immer mehr entfremdet wird; ja ſie erſcheint einem ohnehin im Glauben ſchwachen Chriſten bald völlig entbehrlich, da man ja die heiligſten Handlungen auch außer derſelben haben und vornehmen kann.

29) Einige Bemerkungen über das Katechumenat.

In den frühern Zeiten des Chriſtenthums hat man die, welche ſich aus dem Heiden- und Judenthume zum Chriſtenthume meldeten, nicht ſogleich zur Taufe zugelaſſen, ſondern ſie zuerſt einer längern Vorbereitung unterworfen. So lange ſie in der Vorbereitung ſich befanden, hießen ſie Katechumenen.

Die Aufnahme in das Katechumenat geſchah durch Händeauflegung und Gebet. Der heilige Ambroſius ſchreibt hierüber: Gleichwie das Kind im mütterlichen Schooße ſich bildet, eine menſchliche Geſtalt annimmt und Leben gewinnt; ebenſo trägt auch die Kirche die Ungläubigen in ihrem Schooße, indem ſie dieſelben durch Unterricht ſo lange nährt, bis ſie eine menſchliche Geſtalt annehmen, d. h. an Chriſtus glauben und ein geiſtiges Leben empfangen, welches ihnen durch die Taufe ertheilt wird, indem ſie dadurch zu Kindern Gottes werden.

Wie die Büßer, wovon wir an ſeinem Orte ſprachen, zerfielen auch die Katechumenen in mehre Klaſſen. Es hatte nämlich das

Katechumenat drei Rangstufen. Die erste Klasse hieß die der Hörenden (audientium). Sie durften die Predigten und Vorlesungen aus der heiligen Schrift anhören und hatten davon ihren Namen; mußten sich aber entfernen, wann die Feier der eigentlichen Mysterien begann. Daher kommt die Unterscheidung von Missa catechumenorum und Missa fidelium. Die zweite Klasse war die der Knieenden (flectentium), so genannt, weil sie sich, ehe sie die Kirche verließen, niederknieten, und sie mit über sie ausgesprochenem Segen und mit Gebet entlassen wurden. Diese nahm an dem eigentlichen, zum Empfang der Taufe vorgeschriebenen, katechetischen Unterricht Theil. War dieser vollendet, und meldeten sich die Katechumenen bereits zur Taufe, so rückten sie in die dritte Stufe vor, und hießen die Auserwählten oder Befähigten (competentes).

Der Unterricht oder die Zeit des Katechumenats dauerte je nach Umständen bald länger, bald kürzer. Ueber den Gegenstand des Unterrichtes der Katechumenen verordnen die apostolischen Constitutionen Folgendes: Wer in der Lehre der Frömmigkeit will unterwiesen werden, der lasse sich vor der Taufe unterrichten in der Wissenschaft von dem Ungebornen, in der Kenntniß des Eingebornen und in der sichern Ueberzeugung vom heiligen Geiste. Er lerne kennen die mannigfaltige Ordnung der Schöpfung, die ununterbrochene Reihe der Vorsehung, die unerschütterlichen Richterstühle der Gesetzgebung. Man mache ihm begreiflich, warum die Welt erschaffen worden sei, man zeige ihm das Ziel und Ende, warum der Mensch in diese Welt gesetzt worden. Man belehre ihn, wie Gott die Ruchlosen strafe; die Frommen aber mit Ehre und Herrlichkeit kröne. Man stelle ihm die Frommen aller Zeitalter als ermunterndes Beispiel vor: einen Seth, Hennoch, Noe, Abraham, Melchisedech, Job, Moses, Kaleb u. s. w. Man lasse ihn fühlen, wie die ewige Vorsicht zu allen Zeiten die Menschen aus dem Irrthum und den eitlen Täuschungen zum hellen Lichte der Wahrheit und Kenntniß väterlich geführt und geleitet; wie er sie aus Knechten und Sklaven zu Kindern und Freien gemacht; wie er sie aus ihren Lastern und Verirrungen auf den Weg der Tugend und Frömmigkeit zurückgeführt, die durch die Ungerechtigkeit verdrängte Gerechtigkeit wieder auf den Altar gesetzt und ein ewiges Leben für einen zeitlichen Tod gegeben habe. Lib. 7. c. 39. — Daraus ist ersichtlich, wie umfangreich der Unterricht

für die Katechumenen war, ungeachtet ihnen die eigentliche Geheimnißlehre noch vorbehalten war. Für die Unterweisung der Katechumenen waren von den Bischöfen häufig eigene Lehrer, Priester und Laien angestellt. — Berühmt war die katechetische Schule zu Alexandrien, wo Clemens und Origenes blühten. Die nähere Vorbereitung der Katechumenen nahmen gewöhnlich die Bischöfe selbst vor; wir haben noch solche katechetische Reden von Bischöfen an die Katechumenen, so vom heiligen Cyrillus von Jerusalem.

Die Taufe selbst wurde im Alterthume in feierlicher Weise zu Ostern und Pfingsten gespendet, zu welchen Zeiten auch das Taufwasser geweihet wurde. Nach der Taufe wurden die Neulinge gewöhnlich sogleich gefirmt und empfingen die heilige Kommunion.

Das Katechumenat erhielt sich bis in das zwölfte Jahrhundert, nahm aber in dem Grade ab, als die Bekehrungen der Ungläubigen, weil die europäischen Länder bereits christlich waren, von Seite der Erwachsenen selten wurden. In Ländern jedoch, in welchen das Evangelium erst verkündet wird, muß selbstverständlich noch heutigen Tages eine Art von Katechumenat zum Vorscheine kommen.

30) Ueber den Taufbund.

Durch die Taufe schließt der Mensch einen Bund mit Gott, durch welchen er sich feierlich verpflichtet, Gott angehören und ihm allein dienen zu wollen. Zuvor war der Mensch ein Kind des Zornes, und als solcher der Hölle angehörig; sein Herr war gleichsam der Teufel. Durch die Taufe wird er aus der Dienstbarkeit des Teufels befreiet, und Gott, seinem wahren Herrn, wieder zurückgegeben, welchem er nun doppelt angehört, nicht bloß durch die Schöpfung, sondern auch durch die Erlösung. Dieses neuerdings eingegangene Verhältniß wird durch den Taufbund besiegelt. Daraus ist aber zugleich klar, daß der Taufbund ein Doppeltes enthält, ein Abschwören und ein Zuschwören. Der Täufling schwört nämlich

a) ab dem Teufel und seinem Anhange, d. h. er entsagt ihm, oder wie die alte Form es deutlicher ausdrückt: Er wird ein Widersacher des Teufels, d. h. ein Gegner und Feind desselben.

b) Gott aber schwört er zu, d. h. er will ihm allein angehören, und ihm allein seine Kräfte und seine Dienste weihen.

Dieſes Verhältniß gibt den Sünden nach der Taufe eine eigene Bösartigkeit; ſie erſcheinen nämlich jetzt zugleich als Bundesbruch, als Verrath und Treuloſigkeit.

Sprechen wir aber von der Bedeutung des Taufbundes in ſeiner doppelten Richtung ausführlicher. Wir haben nämlich in der Taufe

I. abgeſchworen dem Teufel und ſeinem Dienſte. Dieſes geſchah in feierlicher Weiſe durch dreifache Abſchwörung; denn auf die dreifache Frage des taufenden Prieſters: „Widerſagſt du dem böſen Feinde? — Und allen ſeinen Werken? — Und aller ſeiner Pracht?“ — antwortete der Täufling jedesmal: „Ich widerſage.“

Ihr habt alſo bei der Taufe entſagt

a) dem Teufel. Ihr habt dadurch verſprochen, ihm und ſeinem Reiche nicht mehr anzugehören, von ihm Nichts mehr anzunehmen, auf ſeine Stimme nicht mehr zu hören; ſeine Blendwerke, wodurch er ſo viele Menſchen bethört, zu verachten, ſeine Schmeicheleien zurückzuweiſen, ſeinen Einflüſterungen zu widerſtehen. Ihr habt dem Teufel abgeſagt, und dadurch auch mit ſeiner Bundesgenoſſin, welches die Welt iſt, gebrochen. Ihr habt verſprochen, mit dieſer Betrügerin keine Gemeinſchaft mehr zu haben; ihre Ergötzlichkeiten und ſündhaften Freuden zu fliehen; ihre Betrügereien und ihre ſchändlichen Grundſätze zu verabſcheuen; ihre gefährlichen Geſellſchaften und ſündhaften Zuſammenkünfte zu meiden. — Aber Chriſten, haltet ihr auch euern Schwur? Hängt ihr dem Teufel nicht eben ſo beharrlich an, als die Ungläubigen? Stehet ihr nicht fortwährend in ſeinem Dienſte? Huldiget ihr ihm nicht, als euerem Herrn? Thut ihr nicht, was er von euch verlangt? Wo hätte der Teufel eifrigere Diener, als gerade in Mitte der Chriſten? Wo die Welt treuere Anhänger, als im Schooße der Kirche? Ach, wie Viele gibt es unter uns, denen die Genüſſe dieſes Lebens das einzige Geſchäft zu ſein ſcheinen; die ihren Sinnen nichts mehr verſagen können, wornach ihr Herz gelüſtet; die alle Thorheiten der Welt mitmachen; die ſich nur in frechen Sitten und in unverſchämten Reden gefallen! Heißt das ſeinem Schwur treu ſein? Heißt das ſeinen Taufbund halten?

Ihr habt bei der Taufe entſagt:

b) **den Werken des Teufels.** Ihr kennt die Werke des Teufels; denn ihr wißt, was der Teufel will, und was er fortwährend thut. Die Sünde iſt ſein Werk; denn durch ſeine Verführung iſt ſie in die Welt gekommen, und fortwährend ſucht er uns zu neuen Sünden zu verleiten. Die Sünden ſind alſo ſeine Werke. Der heilige Apoſtel Paulus bezeichnet die Werke des Teufels genauer, wenn er ſagt: Offenkundig ſind die Werke des Fleiſches (Teufels), als da ſind: Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Geilheit, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Zank, Neid, Zorn, Hader, Uneinigkeit, Ketzerei, Mißgunſt, Todſchlag, Völlerei, Schwelgerei und was dergleichen iſt. Galat. 5, 19—21. Dieſen und ähnlichen Werken haben wir in der heiligen Taufe abgeſchworen. An dieſen Schwur erinnert uns der Apoſtel, wenn er ſagt: Ihr ſollet dafür halten, daß ihr der Sünde abgeſtorben ſeid... Darum laſſet die Sünde nicht herrſchen in euerm ſterblichen Leibe, ſo daß ihr ſeinen Gelüſten gehorchet, noch gebet euere Glieder hin der Sünde als Werkzeuge der Ungerechtigkeit, ſondern gebet euch Gott als lebendig Gewordene von den Todten, und gebet euere Glieder Gott als Werkzeuge der Gerechtigkeit. Röm. 6, 11—14. Aber ach, ſind wir in der That der Sünde abgeſtorben? Sie lebt ja in allen Geſtalten unter uns und blühet auf das üppigſte, und gerade jene Werke, welche der Apoſtel als Werke der Finſterniß bezeichnet, werden von uns in zahlloſer Menge vollbracht. Denn der Geiſt der Wolluſt feſſelt uns; die Ausgelaſſenheit bethört uns; die Unverſchämtheit redet aus uns; der Müſſiggang verweichlichet uns; die Geldſucht leitet uns; der Betrug belebt uns; die Unbarmherzigkeit verhärtet uns; der Meineid verkehrt uns; die Rachgierde kocht in uns; der Zorn flammt in uns; die Schadenfreude labt uns; der Neid verzehrt uns; die Verleumdung ſpricht aus uns; die Zwietracht ſpaltet uns; die Schwelgerei mordet uns. Ach, wo ſind die Werke des Satans zu finden, wenn nicht in Mitte der Chriſten, im Schooß derjenigen, welche bei der Taufe dem Teufel und ſeinen Werken abgeſchworen haben?

Ihr habt bei der Taufe entſagt

c) **aller Hoffart des Teufels.** Wiewohl die Hoffart ſchon in den Werken des Teufels enthalten iſt, ſo wird ſie dennoch hier beſonders hervorgehoben, und der Chriſt muß ihr noch aus-

drücklich abschwören; und dieses aus einem doppelten Grunde, nämlich weil die Hoffart eine reiche Quelle der Sünden ist, und weil der Täufling unter allen Tugenden vorzüglich die Demuth sich aneignen muß, und die Taufe selbst im Geiste der Demuth und der Zerknirschung empfangen soll, wenn er anders dieser Gesinnung, wie bei einem Erwachsenen, fähig ist. Bei der Taufe haben wir also dem Geiste der Hoffart, welche recht wahrhaft der Geist des Teufels ist, da er ja durch Hoffart zum Teufel geworden ist, entsagt; wir haben geschworen, diesen Geist bekämpfen und aller Eitelkeit widerstehen zu wollen, und damit zugleich die Pflicht auf uns genommen, nach dem Geiste Jesu Christi, welches der Geist der Demuth und Bescheidenheit ist, leben zu wollen. Aber wo ist auch hierin unsere Treue? Wenn wir der Hoffart entsagt haben, warum lieben wir denn noch die Eitelkeit und den vergänglichen Tand der Welt? Sohn, Tochter, wenn ihr der Hoffart abgeschworen habt, warum verwendet ihr das Vermögen euerer Eltern auf Eitelkeiten und Ueppigkeiten? Mütter, wenn ihr der Hoffart entsagt habt, warum verschwendet ihr den Erwerb euerer Männer auf euere Kleider? Putzsüchtige Dienstmagd, wenn du der Eitelkeit abgeschworen hast, warum greifst du im Falle, daß dein Lohn nicht ausreicht, selbst zum Betrug und Diebstahl, um in Gold und Seide prahlen zu können? Eitles Mädchen, wenn du der Hoffart entsagt hast, warum suchst du so künstlich deine Reize zu entwickeln und zu einer Lockspeise für unschuldige Seelen zu machen? Wenn wir alle der Hoffart abgeschworen haben, warum sind unsere Geberden so eitel, warum ist unsere Rede so übermüthig, warum unser ganzes Betragen so stolz, so zurückstoßend, so beleidigend? Warum sind wir von unsern oft erträumten Vorzügen so eingenommen? Warum überschätzen wir uns selbst so sehr? Warum verlangen wir so heißhungrig nach Schmeicheleien, und finden an Lobsprüchen solches Wohlgefallen? Sind das nicht sichere Kennzeichen, daß der Geist Jesu Christi in uns nicht lebt, sondern jener Geist, dem wir abgeschworen haben, der Geist der Hoffart, der Geist des Teufels? So haben wir die Gott geschworne Treue gebrochen; wir sind bundesbrüchig, fahnenflüchtig, meineidig geworden. Ach, die Menschen dringen auf die Erfüllung der Verträge, weltliche Gesetze bestrafen mit aller Schärfe den Meineid, und Gott

ſoll gleichgiltig zuſehen, wenn wir den feierlich mit ihm geſchloſſenen Bund brechen? Darum gedenket, Chriſten, eueres Taufbundes; ihr habt in demſelben nicht bloß dem Teufel abgeſchworen, ſondern auch

II. Gott zugeſchworen, d. h. die Verpflichtung auf euch genommen, ihm allein angehören, ihm allein dienen zu wollen; denn auf die Frage: „Glaubſt du an Gott Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? — Glaubſt du an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn, unſern Herrn, der geboren worden und gelitten hat? — Glaubſt du an den heiligen Geiſt, eine heilige, allgemeine, chriſtkatholiſche Kirche, Gemeinſchaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben?" — auf dieſe dreifache Frage habet ihr dreimal erwidert: „Ich glaube; — ich glaube; — ich glaube." Dadurch habt ihr euch Gott zugeeignet durch den Glauben. Wie ſteht es aber mit euerm Verſprechen? Ihr habt gelobt, Alles für gewiß und wahr halten zu wollen, was Gott geoffenbart hat, und die Kirche zu glauben vorſchreibt; und zwar dieſes glauben zu wollen, einzig und allein auf das Anſehen Gottes und der Kirche hin, ohne Rückſicht, ob es der Vernunft einleuchtet oder nicht. Aber wie Viele machen ihren Glauben von den Einſichten ihrer Vernunft abhängig, und ſagen: Was ich nicht verſtehe, glaube ich nicht. Wie Viele leugnen das Anſehen der Kirche und ſetzen ſich unter dem eitlen Vorwande, dieſes habe nur die Kirche vorgeſchrieben, über die wichtigſten Lehren gleichgiltig hinweg! Wie oft geſchieht es, daß wir in unſerm Glauben wanken, uns der Zweifelſucht und den Grübeleien hingeben oder durch vorwitzige Streitigkeiten das Gebäude des Glaubens erſchüttern? Wie oft haben wir uns durch leichtfertigen Umgang mit Un- oder Irrgläubigen der augenſcheinlichen Gefahr ausgeſetzt, am Glauben Schiffbruch zu leiden! Wie oft haben wir uns des Bekenntniſſes unſers Glaubens geſchämt! Ja, iſt es nicht ſelbſt vorgekommen, daß wir über unſern Glauben geſpottet oder doch die Spöttereien Anderer wohlgefällig aufgenommen haben? Wir haben gelobt, an Gott, den Vater, zu glauben; dadurch haben wir uns auch als Kinder Gottes bekannt. Aber wo iſt unſere Kindſchaft Gottes? Iſt unſer Benehmen gegen Gott ein kindliches? Lieben und ehren wir Gott, unſern Vater, wie es einem Kinde geziemt? —

Wir haben gelobt, an Jesum Christum, unsern Erlöser, zu glauben. Haben wir uns aber auch des Werthes seiner Erlösung theilhaftig gemacht? Sind wir seine Jünger und Nachfolger, wie er es von uns verlangt? O vergleichen wir unser Leben mit dem unsers Herrn und Heilandes, und wir werden sehen, welch' ein großer Unterschied stattfindet, und wie wir oft das Gegentheil von dem sind, wozu uns unser Glauben und unsere Jüngerschaft verpflichtet. — Wir haben gelobt, glauben zu wollen an den heiligen Geist, und dadurch die Pflicht übernommen, unser Herz rein und keusch bewahren zu wollen. Aber haben wir unser Herz, das eine Wohnstätte des heiligen Geistes hätte sein sollen, nicht zur Werkstätte des Teufels gemacht? — Wir haben versprochen, an die heilige, katholische Kirche zu glauben. Dadurch haben wir gelobt, die katholische Kirche als die Säule und Grundfeste der Wahrheit, als unsere Mutter, außer welcher wir Gott nicht zum Vater haben können, als jene Gemeinschaft ansehen zu wollen, in der wir allein unser Heil erlangen können; haben gelobt, die Aussprüche der Kirche als unfehlbare Wahrheit anzuerkennen; ihr zu gehorchen, ihre Gebote zu befolgen. Aber unsere Gleichgiltigkeit gegen die Kirche, unsere Geringschätzung gegen sie, unsere Verachtung gegen ihre Diener, unser Ungehorsam gegen ihre Vorschriften: was ist dieses Anders, als eine Bundbrüchigkeit? — Wir haben gelobt, an die Gemeinschaft der Heiligen, die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben zu glauben. Aber wo ist unsere Gemeinschaft, in welcher wir mit den Heiligen des Himmels oder den leidenden Seelen im Reinigungsorte stehen? Ehren wir die Heiligen und ahmen wir nach ihren Wandel? Beten wir für die Seelen im Fegfeuer oder kommen wir ihnen auf andere Weise in ihrem Leiden zu Hilfe? Bethätigen wir unsern Glauben an ein ewiges Leben, oder leben wir nicht vielmehr im Leichtsinne dahin, als hätten wir jenseits des Grabes Nichts mehr zu erwarten?

Ach, wie schlecht halten wir unsern Taufbund, den wir doch so feierlich eingegangen haben. Denke nach, spricht der heilige Ambrosius, um was man dich gefragt hat; besinne dich, was du geantwortet hast. Du hast in Gegenwart der Engel geredet, du kannst es ihnen nicht ableugnen. O denken wir oft an diese Wahrheit; erinnern wir uns, was wir durch den Mund unserer Pathen

in der Stunde der Taufe versprochen, welche Pflichten wir eingegangen, und halten wir dieselben gewissenhaft.

31) Von der Weihe des Taufwassers.

Sieh unten beim Artikel „Weihungen."

32) Die Ceremonien bei der Taufe.

Die heilige Taufe wird unter Einhaltung verschiedener, höchst lehrreicher und bedeutungsvoller Ceremonien gespendet.

Anfangs steht der Täufling mit seinem Pathen außer der Kirche beim Eingang in dieselbe. Diese Ceremonie hat ihren geschichtlichen Ursprung darin, weil in den frühesten Zeiten der Kirche die Katechumenen oder Neulinge des Christenthums vor ihrer Einweihung in die Christengemeinde den Geheimnissen des Gottesdienstes nicht beiwohnen durften. Heut zu Tage aber erinnert diese Ceremonie, daß der noch nicht Getaufte nicht das Recht hat, in der Kirche zu erscheinen, an dem Gottesdienste der Christen Theil zu nehmen, oder unter die Bekenner Jesu sich zu zählen. Die heilige Taufe ist erst die Thüre, wodurch man in die Kirche eingehet und der Gemeinschaft mit den Gläubigen theilhaftig wird, so wie zu den übrigen Gnadenmitteln den Weg sich bahnt. Zugleich wird angedeutet, daß man ohne die heilige Taufe nicht in das Himmelreich eingehen und unter die Zahl der Auserwählten gehören könne, wie Christus sagt: Wenn Einer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, so kann er nicht eingehen in das Reich Gottes. Joh. 3, 3.

Der Priester, angethan mit dem Chorrock und einer blauen Stolle, welches die Farbe der Buße ist, und hier auf den Zustand der Sünde beim Täufling deutet, fragt zuerst: „Wie soll dieses Kind heißen?" Auch dieses erinnert an die ersten Zeiten der Kirche. Nach genossenem Unterrichte und der übrigen Vorbereitung mußten nämlich die Täuflinge vorerst ihren Namen beim Bischof angeben, und sich zur Taufe einschreiben lassen. Dadurch drückten sie ihr Verlangen aus, Christen werden zu wollen. Warum das Kind bei der Taufe einen Namen erhält, und was dieses zu bedeuten habe, wurde an einem andern Orte erklärt.

Der Priester fragt: „N., was begehrst du von der Kirche

Gottes?" Und der Pathe antwortet: „Den katholischen Glauben." — Der Glaube ist das Erste und das Nothwendigste; denn ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Wer zu Gott hinzutreten will, muß glauben. Es wird daher mit Recht vor allem Andern der Glaube verlangt. Der Täufling verlangt aber von der Kirche den Glauben, weil er nur in der Kirche rein und unverfälscht erhalten und überliefert wird. Der Täufling verlangt den Glauben und bekennt dadurch, daß der Glaube nicht durch eigenes Forschen und Grübeln erlangt wird, sondern daß er eine Gnade Gottes sei.

Der Priester fragt weiter: „Was gibt dir der Glaube?" Und die Antwort heißt: „Das ewige Leben." — Der Täufling soll vor dem Empfange der heiligen Taufe in den christlichen Wahrheiten wohl unterrichtet sein. Um sich hievon zu überzeugen, wurde ehedem eine Prüfung angestellt. Daran erinnert obige Frage.

Der Glaube macht selig, er gibt das ewige Leben; aber daß dieses geschehe, muß der Glaube in Liebe thätig sein; es muß ein lebendiger, an guten Werken fruchtbarer Glaube sein. Daran erinnert der Priester, indem er sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus ganzem deinen Herzen, aus ganzer deiner Seele und aus ganzem deinen Gemüthe, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Der Priester haucht dem Kinde dreimal in Form eines Kreuzes in das Gesicht, und spricht dabei: „Gehe hinaus von ihm, unreiner Geist, und mach' dem heiligen Geiste, dem Tröster, Platz." — Der leiblichen Geburt nach sind wir Kinder des Zornes, der Fluch lastet auf uns. In diesem Zustande hat der Teufel ein Anrecht auf uns, und sein Geist, weil der Geist der Sünde, lebt in uns. Dieser böse Geist muß zuerst weichen, damit der heilige Geist Wohnung nehmen könne. Daher befiehlt ihm der Priester, auszufahren. Sodann haucht der Priester den Täufling dreimal an. Das Anhauchen ist ein Bild von der Mittheilung des neuen, geistigen Lebens. So hauchte auch Gott den ersten Menschen an, und theilte ihm dadurch die Seele mit; ebenso verlieh Jesus Christus seinen Jüngern den heiligen Geist durch Anhauchen. Der Hauch geht in das Gesicht, weil dieses der vornehmste Theil des menschlichen Leibes ist, und an demselben sich insbesonders die in-

inneren Regungen des Herzens ausdrücken und erkennen lassen. Dreimal wird der Täufling angehaucht, zur Erinnerung an die heilige Dreifaltigkeit, von welcher die Mittheilung des neuen Lebens geschieht, und zwar in Form eines Kreuzes, zur Erinnerung, daß uns am Kreuze das neue Leben des Geistes und alle Gnade verdient worden sei. — Wenn der böse Geist von dem Menschen gewichen ist, nimmt der heilige Geist Wohnung bei ihm. Daher die Worte: „Mach Platz dem heiligen Geiste, dem Tröster." Wir wissen ja, daß das Herz des Christen ein Tempel des heiligen Geistes ist, und Gott in ihm wohnt.

Der Priester bezeichnet mit dem Daumen seiner Rechten die Stirn und die Brust des Kindes mit dem Zeichen des Kreuzes und spricht: „Empfange das Zeichen des Kreuzes sowohl an der † Stirne, als am † Herzen; nimm auf den Glauben an die himmlischen Gebote, und betrage dich so, daß du jetzt schon ein Tempel Gottes sein mögest." — Das Kreuzzeichen auf der Stirne und der Brust des Kindes bedeutet, daß es nunmehr als ein neugeborner Christ unter das Heer des Kreuzes, d. h. unter das auserwählte Geschlecht aufgenommen sei; daß es sich des Kreuzes künftig nicht schämen, sondern vielmehr in demselben sich rühmen und mit ritterlichem Muthe unter dem Kreuze kämpfen wolle. Es wird aber das Kreuz insbesonders auf die Stirne gemacht, weil diese der Sitz des Verstandes, und auf das Herz, weil dieses der Sitz der Liebe ist; womit angedeutet wird, daß der Getaufte mit voller Ueberzeugung und zugleich mit innerer Bereitwilligkeit unter der Fahne des Kreuzes alle Tage seines Lebens wandeln und seinem Herrn und Heiland nachfolgen wolle, wie er selbst sagt: Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Daß diese Ceremonie uralt sei, bestätiget z. B. der heilige Hieronymus, wenn er sagt: „Ich bin ein Christ und trage die Fahne des Kreuzes auf meiner Stirne." — Um diesen Verpflichtungen nachkommen zu können, bedarf der Täufling der besondern Gnade Gottes. Um diese wird gefleht im nachstehenden Gebete: „Wir bitten dich inständig, o Herr, erhöre unsere Gebete gnädig, und beschirme diesen deinen Auserwählten N., welchen wir durch Eindrückung des Kreuzes des Herrn bezeichneten, mit beständiger Kraft, daß er die Anfänge der Größe deines Ruhmes bewahre, und durch wachsames

Halten deiner Gebote zur Herrlichkeit der Wiedergeburt zu gelangen verdiene; durch Christum, unsern Herrn. Amen."

Nach diesem Gebete legt der Priester dem Haupte des Kindes die Hand auf und spricht: „Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, würdige dich, herabzuschauen auf diesen deinen Diener N., welchen du zur Aufnahme der Anfänge des Glaubens berufen hast; treibe aus von ihm alle Blindheit des Herzens; zerreiß alle Stricke des Satans, womit er gefesselt war; öffne ihm, Herr, die Thüre der Frömmigkeit, daß er, von den Wundern deiner Weisheit unterrichtet, sich stets rein erhalte von dem Unrath aller Leidenschaften, und nach dem angenehmen Wohlgeruche deiner Gebote dir mit Freuden in deiner Kirche diene und fortschreite von Tag zu Tag; durch eben denselben Christum, unsern Herrn. Amen." — In diesem Gebete ist es klar ausgesprochen, daß Gott den Täuflung nicht bloß aus Gnade zur Taufe geführt, also die Berufung schon eine Gnade ist, sondern daß auch künftig der Getaufte nur mit Hilfe der Gnade würdig seines Standes wandeln könne. Und gerade durch die Händeauflegung wird das Flehen um Mittheilung dieser Gnade gesinnbildet; denn die Händeauflegung ist ein Symbol von der Mittheilung des heiligen Geistes. Das Auflegen der priesterlichen Hände bedeutet sodann auch, daß die Kirche von diesem ihren neuen Mitgliede Besitz ergreife, ihn unter ihren Schutz stelle und ihm alle Schätze der Gnade angedeihen lassen wolle.

Jetzt wird das Salz geweiht, wenn Solches noch nicht geschehen ist, und dabei folgendes Gebet gesprochen: „Ich beschwöre dich, Kreatur des Salzes, im Namen Gottes, † des allmächtigen Vaters, in der Liebe unsers Herrn † Jesu Christi und in der Kraft des † heiligen Geistes. Ich beschwöre dich durch den lebendigen † Gott, durch den wahren † Gott, durch den heiligen † Gott, durch den † Gott, der dich zum Nutzen des Menschengeschlechtes erschaffen, und der den Befehl ertheilt hat, daß du für das zum Glauben gelangende Volk von seinen Dienern geweiht werdest, damit du im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ein kräftiges Heilmittel werdest, den Feind zu verscheuchen: wir bitten dich also, Herr, unser Gott, du wollest diese Kreatur des Salzes mit deiner Heilkraft † heiligen und mit deinem Segen † segnen, auf daß es Allen, welche es

empfangen, ein vollkommenes Heilmittel werde, und ſtets in ihrem Innern kräftig wirke im Namen desſelben unſers Herrn Jeſu Chriſti, welcher kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, und die Welt durch das Feuer. Amen." — Wie der Menſch, ſo iſt auch das lebloſe Geſchöpf unter dem Fluche der Sünde; ſoll es daher zu einem heiligen Zwecke gebraucht werden, ſo wird es zuvor geweiht und geſegnet. Dasſelbe geſchieht hier mit dem Salze.

Von dem geweihten Salze nimmt der Prieſter einige Körner, und legt ſie dem Täufling in den Mund, wobei er ſpricht: „N., empfang das Salz der Weisheit; es ſei dir eine Verſöhnung zum ewigen Leben." — Der Heiland bediente ſich gern des Salzes als eines Gleichniſſes; ſo nennt er z. B. ſeine Jünger ſelbſt ein Salz. Matth. 5, 13. Hier aber hat das Salz eine mehrfache Bedeutung. Es iſt bitter, und iſt damit angedeutet, daß der Getaufte ſich auf mancherlei Leiden und Trübſale gefaßt machen muß. Durch die Taufe wird man ja Chriſto zu einem Opfer eingeweihet und eingeſalzen, d. h. in dem Sinne, daß man Chriſto immer, das ganze Leben hindurch, angehören will; denn was man lange erhalten will, ſalzt man ein. Darauf deutet der Herr ſelbſt hin, wenn er ſagt: Ein Jeder wird mit Feuer geſalzen, und ein jedes Opfer wird mit Salz geſalzen. Mark. 9, 48. Es wird aber dem Täufling nur wenig Salz in den Mund gelegt, zum Zeichen, daß alle Leiden dieſer Welt gering ſind in Vergleich zur Herrlichkeit, die wir dadurch verdienen. Auch zerfließt das Salz im Munde, was andeutet, daß die Trübſale und Bitterkeiten des Lebens ſchnell vorübergehen. Das Salz iſt ein Sinnbild der Klugheit. In dieſer Beziehung ſagt der Apoſtel, daß unſere Rede mit Salz gewürzt ſei. Kol. 4, 6. So ſoll auch der Getaufte jetzt die chriſtliche Klugheit ſich aneignen und vorſichtig wandeln. Endlich bewahrt das Salz vor Fäulniß, wodurch angedeutet wird, daß der Getaufte ſich vor der Fäulniß der Sünde hüten wolle. Um dieſes zu erreichen, iſt Abtödtung und Selbſtverleugnung nöthig, wovon wiederum das Salz ein Gleichniß iſt. Daraus erhellet, wie bedeutungsvoll das Salz bei der Taufe iſt.

Nach der Darreichung des Salzes gibt der Prieſter dem Kinde den Frieden mit den Worten: „Der Friede ſei mit dir; — und mit

deinem Geiſte." Hiemit iſt angedeutet, daß der Täufling den Frieden nur haben wird, wenn er Allem nachkömmt, wovon das Salz ein Sinnbild iſt, d. h. namentlich in wahrer, chriſtlicher Weisheit und Klugheit wandelt. Dieſe und ähnliche Gnaden erflehet der Prieſter dem Täufling im nachſtehenden Gebete:

„Laßt uns beten! Gott unſerer Väter, Gott, du Urheber der geſammten Wahrheit, flehend bitten wir dich, daß du gnädig herabſchaueſt auf dieſen deinen Diener N.; laß nicht zu, daß er, der die Erſtlingsſpeiſe des Salzes koſtete, länger Hunger leide; erfülle ihn mit himmliſcher Nahrung, auf daß er immer im Geiſte eifrig, in der Hoffnung freudig ſei, und unaufhörlich deinem Namen diene. Führe ihn, o Herr, wir bitten dich, zum Bade der neuen Wiedergeburt, daß er mit deinen Gläubigen die ewigen Belohnungen deiner Verheißungen zu erlangen verdiene; durch Chriſtum, unſern Herrn. Amen."

Es folgt jetzt der Exorcismus. Der Prieſter ſpricht nämlich: „Ich beſchwöre dich, unreiner Geiſt, im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † heiligen Geiſtes, daß du geheſt und weicheſt von dieſem Diener Gottes N. Er ſelbſt, der trockenen Fußes über dem Meere wandelte und dem Petrus die Hand reichte, daß er nicht unterſank, gebietet dir dieſes, verworfener Geiſt. Erkenne alſo, verdammter Teufel, dein Urtheil, und gib Gott, dem Lebendigen und Wahren, die Ehre; gib die Ehre ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus und dem heiligen Geiſte, und weiche von dieſem Diener Gottes N., weil ihn Gott, unſer Herr Jeſus Chriſtus, ſeiner heiligmachenden Gnade und ſeines Segens gewürdiget, und ihn berufen hat zur Quelle der Taufe."

Wie ſchon oben bemerkt, ſteht der Menſch ſeiner leiblichen Geburt nach als Kind des Zornes und dem Fluche verfallen mehr oder weniger unter dem Einfluſſe des böſen Geiſtes. Durch den Exorcismus wird ſeine Befreiung aus der Botmäßigkeit des böſen Feindes angedeutet. Dieſem wird daher in der Kraft des dreieinen Gottes befohlen, ſeine Anſprüche auf den Täufling aufzugeben und von ihm zu weichen. Uebrigens iſt der Exorcismus uralt. Schon Juſtinus, der Martyrer, in ſeinem Geſpräche mit dem Juden Triphon und Tertullian in ſeiner Schrift über die Verjährung gedenken desſelben. Der heilige Cyrillus von Jeruſalem ſagt hierüber:

Eile zu den Katecheſen, empfange mit Sehnſucht die Exorcismen. Du magſt angehaucht oder beſchworen werden, es geſchieht zu deinem Heile. Wiſſe, das Gold iſt mit allerlei Zuſätzen, Erz, Zinn, Eiſen und Blei vermiſcht, und kann ohne Feuer von den Schlacken nicht gereinigt werden; ſo wird auch die Seele nicht rein ohne die Exorcismen; denn dieſe ſind göttlich, und aus verſchiedenen Schriften geſammelt. Wenn euch durch den heiligen Geiſt die Exorcismen mit Schauer erfüllen, und die Seele in dem Schmelztiegel des Leibes erglüht, weicht der feindſelige Dämon. In praef. ad Catech.

Der Täufling wird abermals auf der Stirne mit dem Kreuz bezeichnet, über deſſen Bedeutung ſchon oben die Rede war; hier aber iſt insbeſonders dadurch geſinnbildet, daß das Zeichen des Kreuzes ein mächtiges Schutzmittel gegen die teufliſchen Verſuchungen ſei, und wird der zu Taufende zugleich erinnert, daß er ſich desſelben in ähnlichen Fällen bedienen ſoll. Dabei ſpricht der Prieſter: „Dieſes Zeichen des heiligen Kreuzes, welches wir ſeiner Stirne eindrücken, ſollſt du, verdammter Teufel, nie zu verletzen wagen; durch eben denſelben Chriſtum, unſern Herrn. Amen.“ — Der Teufel ſoll alſo von dem zu Taufenden nicht bloß weichen, ſondern ihm auch künftig nicht mehr ſchaden können.

Der Prieſter legt dem Täufling abermals die Hand auf und ſpricht: „Zu deiner ewigen, gerechteſten Güte flehen wir, Vater, ewiger Gott, Urquell des Lichtes und der Wahrheit, würdige dich, dieſen deinen Diener N. zu erleuchten mit dem Lichte deiner Erkenntniß, reinige und heilige ihn; gib ihm die wahre Wiſſenſchaft, daß er, gewürdiget der Gnade deiner Taufe, feſthalte unwandelbare Hoffnung, heilſamen Rath und heilige Lehre, durch Chriſtum, unſern Herrn. Amen.“ — Durch dieſe wiederholte Handauflegung wird bekräftiget, daß der Täufling nunmehr Gott und ſeiner Kirche angehöre. Es folgt daher auch jetzt die Einführung des Täuflings in die Kirche. Der Prieſter bedeckt ihn mit dem äußerſten Ende der Stole, und ſpricht: „N., tritt herein in den Tempel Gottes, damit du mit Chriſtus Theil habeſt im ewigen Leben. Amen.“ — Erſt nach ſolchen Vorbereitungen darf der Täufling ſeinen Fuß in das Heiligthum der Kirche ſetzen. Der Prieſter legt ihm dabei die Stole auf, um anzudeuten, daß er ihn nicht aus eigener Vollmacht,

ſondern in der Gewalt, die ihm von Gott und der Kirche verliehen iſt, in die Kirche einführe und aufnehme. Die Stole deutet zugleich auch an, daß Gottes Gnade es iſt, die den Täufling zum Kinde Gottes und Glied der Kirche macht, ſowie ſie hinwiederum ein Bild der Verbindung iſt, in welche nunmehr der Täufling mit Gott und der Kirche tritt.

Betend das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, tritt der Täufling in die Kirche ein und ſchreitet mit dem Prieſter zum Taufſtein. — In die Kirche eingehend ſpricht der Täufling ſeinen Glauben aus; daher das Herſagen des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, welches bei Kindern der Pathe ſtatt desſelben verrichtet. Gott möge dieſen Glauben ſtärken und beleben, iſt der innige Wunſch des Täuflings; um dieſe Gnade zu erflehen, wird gemeinſchaftlich das Gebet des Herrn gebetet.

Der Teufel iſt hartnäckig, und kann oft nur mit vieler Mühe zum Weichen gebracht werden. Die heilige Schrift ſelbſt erzählt uns davon Beiſpiele. Mark. 9, 19—26. Daher nimmt der Prieſter abermals einen Exorcismus vor und ſpricht: „Ich beſchwöre dich, unreiner Geiſt mit aller Genoſſenſchaft, im Namen Gottes, des allmächtigen † Vaters, und im Namen Jeſu Chriſti, ſeines † Sohnes, unſers Herrn und Richters, und in der Kraft des heiligen † Geiſtes, weiche aus dieſem Geſchöpfe Gottes N., welches unſer Herr zu ſeinem heiligen Tempel zu rufen ſich gewürdigt hat, auf daß es werde ein Tempel des lebendigen Gottes, und der heilige Geiſt in ihm wohne; durch denſelben Chriſtum, unſern Herrn, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten und die Welt durch das Feuer. Amen.“

Hierauf nimmt der Prieſter Speichel und beſtreicht damit die Ohren und die Naſe des Täuflings. Bei Beſtreichung der Ohren ſpricht er: „Ephpheta, das iſt: Schließ dich auf.“ Und bei Beſtreichung der Naſen fährt er fort: „Zum Wohlgeruche der Annehmlichkeit; du aber, Teufel, entfleug: denn es wird ſich nahen das Gericht Gottes.“ — Dieſe Ceremonie iſt eine Nachahmung deſſen, was Chriſtus ſelbſt gethan. Wir leſen nämlich, daß Jeſus einmal, als er einem Blinden das Geſicht gab, Koth und Speichel nahm, und damit ſeine Augen beſtrich Joh. 9, 6.; ein anderes Mal, als er einen Taubſtummen heilte, blickte er zum Himmel auf

und ſprach: Ephpheta! d. h. öffne dich. Mark. 7, 31 u. ſ. w. Die Ceremonie ſelbſt aber deutet an, daß dem Täufling die geiſtigen Ohren geöffnet werden, daß er die göttlichen Wahrheiten mit Nutzen anhöre, und daß ihm der geiſtige Geſchmacksſinn verliehen ſei, auf daß er Wohlgefallen und Geſchmack an denſelben finde. Der heilige Ambroſius ſagt hierüber: Der Prieſter berührt deine Ohren, auf daß ſie ſich öffnen der prieſterlichen Ermahnung; deine Naſe, auf daß du guten Geruch zur ewigen Frömmigkeit erlangeſt, und damit du mit dem Apoſtel ſprechen könneſt: Wir ſind für Gott Chriſti guter Geruch; und auf daß in dir entbrenne die Glut des Glaubens und der Andacht.

Jetzt folgt die Abſchwörung von Seite des Täuflings oder bei Kindern an ihrer Statt durch die Pathen. Der Prieſter fragt nämlich: „N., widerſagſt du dem böſen Feinde? — Und allen ſeinen Werken? — Und aller ſeiner Hoffart?“ Auf eine jede dieſer drei Fragen erwidert der Täufling ein jedes Mal: „Ich widerſage.“ — Ueber die Bedeutung dieſer Abſchwörung iſt bei dem Abſatze „Taufbund“ geſprochen. Wie alt übrigens dieſe Abſchwörung iſt, beſtätigen Zeugniſſe aus der graueſten Vorzeit. Schon Tertullian ſagt: Wenn wir getauft werden, ſo legen wir vor dem Biſchofe das Verſprechen ab, dem Teufel, ſeiner Pracht und ſeinen Engeln abzuſagen. De coron. milit. c. 3. In ähnlicher Weiſe drückt ſich der heilige Cyprian aus. De laps. Und der heilige Ambroſius ſagt: Du haſt das Bad der Wiedergeburt empfangen; wiederhole, was du biſt gefragt worden; überlege, was du geantwortet haſt. Du haſt dem Teufel und ſeinen Werken, der Welt, ihrer Pracht und Wolluſt abgeſchworen. De baptiz. c. 2.

Sofort wird der Täufling mit dem Oel der Katechumenen auf der Bruſt und zwiſchen den Schulterblättern in Form eines Kreuzes geſalbt. Dabei ſpricht der Prieſter: „Ich ſalbe dich mit dem † Oel des Heiles in Chriſto † Jeſu, unſerm Herrn, auf daß du habeſt das ewige Leben. Amen.“ — Die Salbung iſt ein Bild der Stärkung; daher ſalbte man in den alten Zeiten die Kämpfer und Ringer, um ſie zum Kampfe zu ſtärken. Auch der Geiſt hat zu kämpfen und zu ſtreiten gegen gar viele Feinde ſeines Heiles. Daß ihm hiezu Kraft verliehen ſei, deutet die Salbung an. Daher ſagt Ambroſius: Du biſt geſalbt gleich einem Kämpfer

Christi. De sacram. l. I. c. 2. Der heilige Augustin sagt: Alle, die mit dem Salböle Christi gesalbt sind, können wir Christus nennen, doch so, daß dieser ganze Leib mit seinem Haupte für Einen Christus angesehen werden muß. De civit. Dei l. 17. c. 4. — Die Salbung geschieht in Form eines Kreuzes, weil vom Kreuze alle Kraft kommt. Und es wird der Täufling auf der Brust gesalbt, weil daselbst der Sitz der sinnlichen Triebe und Regungen, der Leidenschaften überhaupts zu sein pflegt, und damit der kräftige Widerstand gegen dieselben angedeutet ist. Die Salbung zwischen den Schulterblättern, wo man sich die Kraft gesammelt denkt, bedeutet, daß der Täufling das Joch Christi geduldig und beharrlich tragen werde.

Der Priester ändert die Stole, und nimmt statt der blauen eine weiße. Wie die blaue Stole den sündhaften Zustand des Täuflings anzeigt, so ist die weiße ein Symbol der Unschuld und Reinheit. Diese Veränderung der Stole ist also eine Darstellung der Versetzung des Menschen aus dem Zustande der Sünde und des Mißfallens Gottes in den Zustand der Reinheit und des Wohlgefallens Gottes, wie es durch die Taufe geschieht. Zugleich wird dadurch der Täufling erinnert, künftig mit allem Eifer nach Heiligkeit und Gerechtigkeit zu streben.

Der Täufling wird nunmehr gefragt: „Glaubst du an Gott Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? — Glaubst du an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, der geboren worden und gelitten hat? — Glaubst du an den heiligen Geist, eine heilige, allgemeine, christkatholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben?“ — Auf eine jede dieser drei Fragen antwortet der Täufling oder bei Kindern dessen Pathe: „Ich glaube.“ — Der Täufling muß glauben. Schon Philippus forderte vom königlichen Kämmerer den Glauben; denn er sprach zu ihm: Wenn du glaubst, kannst du getauft werden. Und als dieser antwortete: „Ich glaube,“ taufte ihn Philippus. Dieses wurde denn auch immer in der Kirche beobachtet; denn die ältesten Väter, wie Tertullian, Cyprian u. s. w. reden davon, daß man vor der Taufe das Glaubensbekenntniß ablegte. Cyrillus von Alexandrien schreibt: Man soll die Täuflinge belehren, daß die Kirche vor der Taufe das Bekenntniß

an Chriſtum dreimal von denen fordert, die ſich entſchloſſen haben, ihn zu lieben. Lib. 12. in cap. 21. Joan. Es erinnert dieſe dreimalige Frage den Täufling an die dreimalige Frage, welche Chriſtus an Petrus richtete, ſprechend: Simon, Sohn des Jonas, liebſt du mich? u. ſ. w. Joh. 21. 15—18. So ſchreibt der heilige Ambroſius: Deßwegen fragt man bei der Taufe dreimal, und aus dieſer Urſache bekräftigen wir auch eben ſo oft unſere Antwort, weil wir ohne dieſes dreifache Bekenntniß nicht gereinigt werden können. Petrus ward wegen keiner andern Urſache im Evangelium gefragt, ob er den Herrn liebe, als damit er durch ſein dreimaliges Bejahen die Bande zerbreche, die ihn feſſelten, da er Chriſtum dreimal verleugnete. De spirit. sancto l. 2. c. 11.

Nun wird der Täufling dreimal vom Prieſter gefragt: „N., willſt du getauft werden?“ Der Täufling antwortet auf eine jede Frage: „Ich will.“ Dadurch wird angedeutet, daß es der freie Wille des Täuflings iſt, ſich taufen zu laſſen. Dieſem folgt die Taufe ſelbſt, wobei der Prieſter dreimal Waſſer aufgießt auf das Haupt des Täuflings, und dabei ſpricht: „N., ich taufe dich im Namen † des Vaters und des † Sohnes und des heiligen † Geiſtes. Amen.“ Die äußere Abwaſchung mit Waſſer iſt ein Symbol der innern Reinigung; die Worte aber: „Im Namen des Vaters u. ſ. w. erinnern den Täufling, daß er durch die Taufe zum Bekenner des dreieinigen Gottes berufen und zu einem Tempel der heiligen Dreifaltigkeit umgewandelt und eingeweiht ſei.

Der Taufe folgt die Salbung mit Chryſam. Der Prieſter ſalbt nämlich den Getauften in Form eines Kreuzes am Scheitel, und ſpricht dabei: „Gott, der Allmächtige, der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, welcher dich wiedergeboren hat aus dem Waſſer und dem heiligen Geiſte, und der dir gegeben hat die Nachlaſſung aller deiner Sünden, er ſelbſt ſalbe dich mit dem Chryſam des Heiles in demſelben Chriſtus Jeſus, unſerm Herrn, zum ewigen Leben. Amen.“ — Dieſem fügt der Prieſter noch bei: „Der Friede ſei mit dir,“ — worauf der Diener erwidert: „Und mit deinem Geiſte.“ Durch dieſe Salbung wird angedeutet, daß der Getaufte nunmehr ein Chriſt ſei und Chriſto angehöre; denn Chriſtus heißt ſo viel als der Geſalbte. Ueberhaupts iſt die Salbung bei der Taufe gleichſam die Krönung des Chriſten, und iſt damit ange-

deutet, daß der Getaufte zur Theilnahme am Königthum und Prieſterthum Chriſti berufen ſei; denn Könige und Prieſter werden geſalbt. In dieſer Beziehung ſagt der heilige Petrus: Ihr ſeid ein auserwähltes Geſchlecht, ein königliches Prieſterthum, ein heiliges Volk. 1. Petr. 2, 9. In der That ſind die Chriſten in einem gewiſſen Sinne Prieſter, indem ſie ſich nicht bloß ſelbſt Gott opfern, ſondern auch das Opfer des Altares gemeinſchaftlich mit dem Prieſter darbringen. Sie ſind auch im geiſtlichen Sinne Könige, weil ſie über ſich ſelbſt herrſchen ſollen, und die Beſtimmung haben, einſtens mit Chriſtus im Himmel zu regieren. — Von der Salbung bei der Taufe ſpricht ſchon Tertullian De carn. resurrect. c. 8. Der heilige Ambroſius aber ſchreibt: Du empfängſt eine Salbe auf dem Haupt; und warum wohl auf dem Haupte? Weil da der Weisheit Sitz iſt. Weisheit ohne Gnade iſt nichts, allein wo Weisheit Gnade erlangt hat, da beginnt deſſen Werk vollkommen zu ſein. De sacrament. l. 3. c. 1. — Dieſe Salbung aber iſt verſchieden von der heiligen Firmung, und heben auch dieſen Unterſchied die heiligen Väter hervor.

Es wird dem Getauften das weiße Taufkleid dargereicht, wobei der Prieſter ſpricht: Empfange das weiße Kleid, welches du unbefleckt vor den Richterſtuhl Jeſu Chriſti, unſers Herrn, bringen ſollſt, auf daß du haſt das ewige Leben. Amen." — In den früheſten Zeiten wurde dem Getauften ein weißes Kleid angezogen, welches ſeine nunmehrige Unſchuld und Reinigkeit ſinnbildete. Dieſes Gewand trug der Getaufte acht Tage hindurch, und legte es dann in der Kirche wieder feierlich ab. Davon ſtammt der weiße Sonntag, weil an dieſem die in der Oſternacht Getauften, welches ehedem die vorzüglichſte Taufzeit war, ihre Taufkleider abzulegen pflegten. Von dieſem Taufgewande ſagt der heilige Cyrillus von Jeruſalem: Ihr habt die alten Kleider ausgezogen und ein weißes nach dem Geiſte angezogen; immer müßt ihr nun im weißen Kleide wandeln. Catech. 5 myst. — Die Darreichung des weißen Gewandes iſt überdieß gleichſam das hochzeitliche Gewand, von welchem Chriſtus ſpricht; der Getaufte ſoll es getreulich und ſorgfältig bewahren, um einſtens zum ewigen Hochzeitsfeſte zugelaſſen zu werden.

Auch eine brennende Wachskerze wird dem Getauften dargereicht. Dabei ſpricht der Prieſter: Empfange die brennende Lampe

und bewahre unverletzt deine Taufgnade; halte die Gebote Gottes, damit du, wenn der Herr zur Hochzeit kommt, ihm zugleich mit allen seinen Heiligen im himmlischen Hofe entgegen kommen mögest, das ewige Leben habest, und in alle Ewigkeit lebest. Amen." — Das brennende Licht sinnbildet die Flamme der Liebe, welche der Getaufte ähnlich den fünf klugen Jungfrauen (Matth. 25, 1—14) auf dem Pfade dieses Lebens dem Herrn entgegen stets hoch lodernd tragen soll; und diese Liebe ist die vollkommene Erfüllung des göttlichen Gesetzes, Röm. 13, 10, der vollkommene Beweis, daß auch der Glaube nicht todt, sondern in Werken lebendig sei, wodurch der Täufling zugleich ein herrliches Bild der Nachahmung für seine Mitchristen wird, und ihnen geistiger Weise vorleuchtet, gleichwie das materielle Licht unsere irdischen Pfade erhellet. Dazu ermahnet der Herr selbst, sprechend: Lasset euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie euere guten Werke sehen, und euern Vater verherrlichen, der im Himmel ist. Matth. 5, 16. Zugleich wird durch das übergebene Licht angezeigt, daß der getaufte Mensch aus dem Zustande der geistigen Blindheit und Finsterniß in den des Lichtes und der Erkenntniß versetzt sei. Darauf bezüglich sagt der Apostel: Ihr waret einstens Finsterniß; nun aber seid ihr Licht im Herrn; wandelt demnach als Kinder des Lichtes. Eph. 5, 8. — Auch die Darreichung des Lichtes gehört dem grauesten Alterthum an, und die ältesten Kirchenlehrer reden davon.

Endlich entläßt der Priester den Getauften mit den Worten: „N., gehe hin im Frieden, und der Herr sei mit dir. Amen." — Der Getaufte ist nunmehr vollkommen mit Gott ausgesöhnt und ein Gegenstand seines Wohlgefallens: daher kann er im Frieden eingehen. — Er soll aber diesen Frieden auch immer bewahren; dieses kann er jedoch nur mit der Gnade Gottes; daher der Wunsch: Es möge der Herr mit ihm sein, der ihn schütze und schirme auf allen seinen Wegen.

Tempel.

Sieh den Artikel „Kirche" B. 12. S. 142 u. flgde.

Artikel CXLII.

Teufel.

(Satan, böse Geister, — dann auch Besessensein.)

1) Verschiedene Namen der bösen Engel (Geister).

Die heilige Schrift bedient sich verschiedener Ausdrücke zur Bezeichnung der gefallenen Engel. So des Namens Satan, welches Wort Widersacher, Verfolger bedeutet; Belial, in welchem Ausdruck der Begriff von lasterhaft liegt, und wodurch der böse Geist als Geist der Bosheit, als Verwüster und Verderber bezeichnet ist; Beelzebub deutet an den Geist der Unterwelt oder den Gott der Lästerung. Ein gewöhnlicher Name ist Teufel, ein Wort, welches von Diabolus stammt, und nicht bloß einen Verleumder, sondern überhaupt ein Wesen bezeichnet, das dem menschlichen Geschlechte feindselig ist und allem Guten entgegenstehet. Auch Versucher wird der böse Geist genannt, so wie Ankläger, weil er unermüdet beschäftiget ist, die Menschen zu versuchen, und sie bei Gott (insbesonders im Gerichte) anzuklagen. Die heilige Schrift nennt ihn ferners „Fürst dieser Welt", weil er durch die Sünde in dieser Welt herrscht; dann Geist der Finsterniß, weil er in die ewige Finsterniß, die Hölle verstoßen ist; endlich „großen Drachen" und „alte Schlange", weil er in dieser Gestalt schon das erste Menschenpaar im Paradiese verführte; auch „Lügengeist", weil in ihm keine Wahrheit ist. Noch müssen wir des Wortes Lucifer gedenken, womit der oberste der Teufel bezeichnet ist, während der Ausdruck „Dämonen" auf die Gesammtheit der Teufel sich bezieht,

2) Begriff.

Es iſt häufig vom Teufel die Rede, als ob es nur Einen gebe; aber die Offenbarung lehrt uns, daß deren viele beſtehen. Indem man nur von Einem Teufel redet, alſo Teufel ſchlechthin ſagt, ſo iſt hiemit zunächſt der Erſte und Oberſte dieſer böſen Geiſter bezeichnet, oder auch es ſteht das Wort Teufel ſtatt teufliſche Macht, womit alle böſen Geiſter insgeſammt gemeint ſind. Zur nähern Beſtimmung des Begriffes Teufel braucht eigentlich nichts mehr beigefügt zu werden, da dieſes deutlich genug aus dem vorhergehenden Abſatz einleuchtet. Die böſen Geiſter ſind überhaupts jene verworfenen, zur ewigen Qual verurtheilten, Gott und den Menſchen feindſelig geſinnten Weſen, die mit beſtändigem Haſſe gegen Gott und die Menſchen erfüllt ſind, und ſich fortwährend bemühen, die Menſchen von Gott abzuziehen und ſie durch die Sünde zu ihren Anhängern zu machen. Es liegt ſchon im Begriffe, daß ſie als rein geiſtige Weſen einen Leib nicht haben. Daher ſind die Anſichten einiger Alten, die ſich dieſelben leiblich dachten, irrig. Da ſie vor ihrem Falle geiſtige Weſen waren, ſo blieben ſie ſolche auch nach demſelben noch; denn die Natur ſelbſt verloren ſie nicht.

3) Stellen der heiligen Schrift und Ausſprüche der heiligen Väter.

Solche finden ſich in Menge im Laufe der Abhandlung ſelbſt.

4) Geſchichtliches.

Wie arg der Teufel den Menſchen zuſetzt, geht daraus hervor, daß er es ſelbſt wagte, Chriſtum, den Herrn, zu verſuchen, und er die Apoſtel zu ſieben, d. h. ganz in ſeine Gewalt zu bringen bemüht war. Indeß vergleicht der heilige Auguſtin den Teufel richtig mit einem Kettenhunde, der nur bellen, d. h. verſuchen, beißen aber nur jene kann, die zu ihm hingehen.

Der Einſiedler Moſes wurde, nachdem er mehre Jahre mit großer Heiligkeit in der Wüſte gelebt hatte, vom Teufel ſo arg zur Sünde angefochten, daß er beinahe alle Hoffnung verlor, ferner mehr widerſtehen zu können. Ganz verwirrt rannte er in der Wüſte herum, als wenn er vom Teufel fliehen wollte. Endlich

begegnete er durch Zulassung Gottes einem gewissen Isidor, einem Manne von großer Heiligkeit und großen Gnadengaben, dem er unter reichlichen Thränen seine Bedrängniß eröffnete. Dieser hieß den Trostlosen guten Muthes sein, während er sich selbst in's Gebet begab, um von Gott zu erlangen, daß jener von seiner Plage befreit werde. Nach Beendigung des Gebetes befahl er dem Moses, daß er mit ihm auf das Dach seiner Zelle steige und von da aus gegen Sonnenuntergang schaue. Welch' ein schrecklicher Anblick stellte sich ihm dar! Er sieht ein unzählbares Heer der abscheulichsten Teufel, welche mit grausamer Wuth ihre feurigen Pfeile gegen ihn absenden. Da ward er noch mehr, als zuvor bestürzt, und rief aus: Wehe mir! Was soll ich beginnen? Ich bin verloren! Isidor erwiderte: Laß es genug sein mit deiner Furcht; richte nun deine Augen gegen Aufgang der Sonne. Er that es, und was sah er? Er gewahrte ein Heer von unzähligen, himmlischen Streitern, deren Leiber glänzender, als die Sonnenstrahlen waren, und deren Waffen einen wunderbaren Klang von sich gaben. Hieraus schloß Moses, daß ihm gegen die Angriffe der Geister der Finsterniß ganze Schaaren heiliger Engel zur Vertheidigung an der Seite stehen. Dieß flößte ihm Muth ein, daß er sich von nun an vor der Hölle nicht mehr fürchtete. Cf. Mehlers Beispiel-Sammlung B. 1.

Die Legenden der Heiligen enthalten schauerliche Fälle, wie ihnen oft die bösen Geister zusetzten. Görres erzählt in seiner Mystik von dem heiligen Antonius, daß ihn die bösen Geister einmal so arg mißhandelten, daß er vor Schmerzen weder gehen noch reden konnte, ja einmal fand ihn der Bruder, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wie todt auf der Erde. Er nahm ihn daher, und trug ihn nach Hause in seinen Meierhof. Kaum wieder zu sich selbst gekommen, ließ der Mißhandelte nicht ab, bis er wieder an seinen vorigen Ort gebracht war. Die bösen Geister wurden jetzt um so erbitterter; plötzlich erhob sich ein Getümmel um ihn her, es war, als ob die Wände sich öffneten, und Schaaren von bösen Geistern aus ihnen hervorkämen. Plötzlich war der ganze Ort voll von wilden Thieren; Nattern, Löwen, Wölfe, Stiere, Bären, Skorpionen ꝛc. drängten sich durcheinander. Alle erhoben miteinander ihre Stimmen und zischten, heulten und brüllten den

heiligen Antonius an, ſo daß er hart in's Gedränge kam. Aber er ließ dadurch ſeinen Muth nicht erſchüttern, ſondern blieb feſt im Glauben und Vertrauen auf Gott. Endlich erſchien ein herrlicher Glanz, und die Ungethüme verſchwanden. Auf dieſe oder ähnliche Weiſe ſetzten die böſen Geiſter unſerm Heiligen öfters zu. — Dasſelbe findet ſich im Leben vieler anderer Heiliger. Dem heiligen Pachomius erſchienen die böſen Geiſter bei Tiſch oft als freche Weibsbilder und thaten, als ob ſie mit ihm eſſen wollten. Dem heiligen Abraham, dem Einſiedler, erſchien der Böſe oft als ein glänzendes Licht, aus dem eine Stimme erſcholl, die ſeinen frommen Wandel lobte, um ihn eitel zu machen; ein anderes Mal kam er mit einer Axt, ſich anſtellend, als wolle er ſeine Zelle einreißen; wiederum gab er ſich das Anſehen, als ſtecke er die Matte in Brand, auf welcher der Heilige betete. Cf. auch unten die geſchichtlichen Ereigniſſe, welche von Beſeſſenen vorkommen; ebenſo den Artikel „Verſuchung".

5) Beweis für die Exiſtenz des Teufels aus der heiligen Schrift.

Die Exiſtenz des Teufels iſt ſowohl im alten, als neuen Teſtament klar ausgeſprochen, und zwar:

I. Im alten Teſtamente.

Von der Exiſtenz des Teufels iſt bereits auf den erſten Blättern der Schöpfungsgeſchichte die Rede; denn es wird erzählt, wie er in Geſtalt einer Schlange die Menſchen bald nach ihrer Erſchaffung zum Ungehorſam gegen Gott verleitete. 1. Moſ. 3. Daß unter dieſer Schlange der Teufel zu verſtehen ſei, geht klar aus andern Stellen hervor. So, wenn es heißt: Durch den Neid des Teufels iſt der Tod in die Welt gekommen. Weish. 2, 24. Darauf bezüglich wird der Teufel auch die alte Schlange genannt. Es ward hinabgeworfen jener große Drache, die alte Schlange, welcher genannt wird der Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt. Apok. 12, 9.

Bei Job leſen wir: Als eines Tages die Söhne Gottes (Engel) kamen, um vor dem Herrn zu ſtehen, war unter ihnen auch der Satan zugegen. Job 1, 6. Cf. Kap. 2.

Im Buche Tobias lesen wir: Ueber die, welche so in den Ehestand treten, daß sie Gott von sich und von ihrem Herzen ausschließen, und ihrer Wollust also pflegen, wie ein Pferd und Maulesel, die keinen Verstand haben, hat der Teufel Gewalt. Tob. 6, 17.

1. Könige Kap. 2. V. 21—23 ist von einem Lügengeiste die Rede, dem es Gott erlaubte, den König von Israel zu hintergehen. Dieser Lügengeist ist kein anderer, als der böse Geist, der Teufel. — Ebenso lesen wir 1. Chron. 21, 1: Der Satan stand auf wider Israel, und reizte den David, sein Volk zu zählen.

Unter den Propheten bezeugen z. B. Zacharias die Existenz des Teufels Kap. 3, 1. 2. — Hieher bezieht sich auch die Stelle: Es erhob sich dein Herz ob deiner Schönheit, durch deine Schönheit verlorst du deine Weisheit. Ezech. 28, 17. Insbesonders beziehen aber viele heilige Väter die Worte auf den Satan: Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern, der du früh aufgingest! Wie bist du zur Erde gestürzt, der du die Völker schlugest! Der du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel werde ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron, auf dem Berge des Bundes wohnen auf der Seite gegen Mitternacht. Ich steige auf der Wolken Höhe, dem Höchsten will ich gleich sein. Ja, zur Hölle fahrst du hinab, zur tiefsten Grube. Is. 14, 12—16.

II. Im neuen Testamente.

Christus spricht sich mit klaren Worten für das Bestehen des Teufels aus. Im Gleichnisse vom Saamen sagt der Herr: Der Feind, der das Unkraut säet, ist der Teufel. Matth. 13, 39. In dieser Stelle kommen nur wirkliche Personen vor, wie der Sohn Gottes, Engel, Kinder der Welt u. s. w. Es muß daher auch der Teufel als wirkliche Person genommen werden. — Zu den Verdammten spricht Christus: Weichet, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Matth. 25, 41. — Wieder sagt Christus: Die am Wege sind die, welche das Wort hören; dann aber kömmt der Teufel, und nimmt das Wort aus ihrem Herzen. Luk. 8, 12. — Zu Petrus sagt Christus: Simon, Simon, sieh, der Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie den Waizen. Luk. 22, 31. — Zu den Juden sagte

Chriſtus einmal: Ihr habt den Teufel zum Vater, und wollet nach den Gelüſten euers Vaters thun. Dieſer war ein Menſchenmörder von Anfang an, und iſt in der Wahrheit nicht beſtanden; denn die Wahrheit iſt nicht in ihm. Wenn er Lüge redet, ſo redet er aus ſeinem Eigenthume; denn er iſt ein Lügner, und der Vater der Lüge. Joh. 8, 44. Endlich iſt in der Verſuchungsgeſchichte Jeſu die Exiſtenz des Teufels klar ausgeſprochen. Matth. 4.

Ebenſo legen die Apoſtel auf das Deutlichſte Zeugniß für das Daſein des Teufels ab. Der heilige Paulus nennt ihn den Fürſten dieſer Welt, der in der Luft herrſcht, und in den Kindern des Unglaubens wirkt. Eph. 2, 2. Derſelbe Apoſtel ermahnt zum Kampfe gegen den Teufel: Ziehet an die Rüſtung Gottes, damit ihr beſtehen könnet gegen die Nachſtellungen des Teufels; denn wir haben nicht bloß zu kämpfen wider Fleiſch und Blut, ſondern wider die Oberherrſchaften und Mächte, wider die Beherrſcher der Welt in dieſer Finſterniß, wider die Geiſter der Bosheit in der Luft. Eph. 6, 11 u. 12. Vergl. 1. Theſſ. 3, 5; 1. Timoth. 3, 6; 1. Corinth. 7, 5 u. ſ. w. — Ebenſo ermahnt der heilige Jakobus zum Kampf gegen den Teufel. Widerſtehet dem Teufel, ſo wird er von euch fliehen. Jak. 4, 7. — Der heilige Petrus ſchreibt: Euer Widerſacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und ſucht, wen er verſchlingen könne. 1. Petr. 5, 8. — Der heilige Apoſtel Johannes ſagt: Wer die Sünde thut, iſt vom Teufel; denn der Teufel ſündiget vom Anfange an. 1. Joh. 3, 8. — Abermals hören wir aus dem Munde des Apoſtels Petrus: Gott hat der Engel, die ſich verſündigten, nicht geſchont, ſondern mit Ketten der Hölle ſie in den Abgrund gezogen und der Pein übergeben, um ſie zum Gerichte aufzubewahren. 2. Petr. 2, 4. Cf. Judas V. 6. — Endlich leſen wir in der geheimen Offenbarung: Er ward hinabgeworfen, jener große Drache, die alte Schlange, welcher genannt wird der Teufel und Satan, welcher die ganze Welt verführt. Er ward hinabgeworfen auf die Erde, und ſeine Engel wurden mit ihm hinabgeworfen. Apok. 12, 9. Cf. Ebend. 20, 2. 9. — So viele Stellen aus der heiligen Schrift, denen noch mehre andere beigefügt werden könnten, werden genügen, die wirkliche Exiſtenz des Teufels zu beweiſen.

6) Zeugnisse aus der Ueberlieferung für das Dasein des Teufels.

Alle Kirchenväter zeugen einstimmig für das Dasein des Teufels. Wir wollen mehre Zeugnisse derselben aus verschiedenen Jahrhunderten anführen.

Der heilige Irenäus schreibt: Da Alles von Gott geschaffen worden ist, und der Teufel sich selbst und den Uebrigen die Ursache der Abtrünnigkeit geworden ist, nennt die Schrift mit Recht diejenigen, welche in der Abtrünnigkeit verharren, Kinder des Teufels und Engel des bösen Geistes. Advers. haer. IV. 41. — Und wiederum: Da der Teufel ein abtrünniger Engel ist, kann er den Verstand des Menschen zur Uebertretung der Gebote Gottes verführen und ablenken. Ebendas. 5, 24.

Tertullian: Das Volk bezeichnet den Satan als die Quelle dieses bösen Geschlechtes gleichsam aus dem eigenen Bewußtsein des Geistes mit der Stimme der Verwünschung. Advers. gent. c. 22.

Origenes: Vom Teufel, seinen Engeln und seinen feindlichen Kräften hält das kirchliche Lehramt fest, daß sie wirklich existiren; was sie aber sind, und wie sie sind, erklärt es nicht deutlich genug; die Meisten aber sind der Ansicht, daß jener Teufel einmal ein Engel gewesen, bei seinem Abfalle aber sehr viele Engel, abtrünnig zu werden, überredete, die auch jetzt noch seine Engel heißen. De princip. praef. n. 6.

Justin, der Martyrer, spricht es klar aus, daß schon der erste Mensch durch den Teufel verführt worden sei. Dialog. contr. Tryph. c. 88 u. 125.

Auf gleiche Weise sagt der heilige Cyprian, daß der Teufel den Menschen vom Anfange an bekriegt habe, und fährt dann fort: Alle Arten, die Menschen in Versuchung zu führen, und alle Kunstgriffe und Nachstellungen, um ihn zu stürzen, hat der Teufel durch die lange Dauer der Uebung erlernt. Lib. de exhort. martyr.

Der heilige Basilius nennt den Teufel den gemeinsamen Feind des menschlichen Geschlechtes. In Isai. c. 9.

Der heilige Ambrosius sagt: Anders versucht Gott, und anders der Teufel. Der Teufel versucht, um die Menschen zu ver-

derben; Gott aber, um ſie zu prüfen und zu krönen. Lib. de Abrah.

Der heilige Hieronymus: Der Stolz iſt ein Eigenthum des Teufels. In Ezech. c. 16.

Der heilige Auguſtin: Der Teufel iſt gebunden, wie ein angeketteter Hund, und er kann Niemanden verletzen, als jenen, der ſich mit ihm in tödtlicher Sicherheit verbindet. Sehet, Brüder, wie thöricht jener Menſch iſt, welchen ein angeketteter Hund beißt. Verbinde du dich nicht mit ihm durch die Vergnügungen dieſer Welt, und er wird es nicht wagen, zu dir hinzuzutreten. Er kann bellen, kann beängſtigen, aber nicht beißen, als wer ſich ihm freiwillig naht. Er ſchadet ja nicht durch Zwingen, ſondern durch Ueberreden, er preßt uns die Zuſtimmung nicht ab, ſondern bemüht ſich, ſie zu erlangen. Serm. 37. de temp. (al. 197).

Der heilige Prosper: Der Menſch hat mit jenem Feinde (dem Teufel) den Kampf zu beſtehen, von welchem er einſt überwunden worden iſt. (In der unter ſeinem Namen bekannten Schrift de vocat. gent.)

Der heilige Chryſoſtomus: Der Teufel iſt ſchamlos und unrein... Er iſt nicht im Stande, ſich hoch zu erheben, ſondern ſchleicht auf dem Boden wie eine Schlange.... Wenn er ſieht, daß ſich Jemand zum Himmel erſchwingt, ſo kann er ihm nicht beikommen, und wenn er ihn auch erreichen ſollte, ſo wird er bald ſtürzen. Fürchte dich alſo nicht; denn er hat keine Flügel; erſchrick nicht; denn er ſchleicht über der Erde und unter irdiſchen Dingen einher. Habe keine Gemeinſchaft mit der Erde, und du haſt leichtes Spiel. Er verſteht ſich nicht auf offenen Krieg, ſondern verbirgt ſich wie eine Schlange unter Dornen, ſtets auflauernd hinter dem trüglichen Reichthum verſteckt. Rotteſt du die Dornen aus, ſo wird er eingeſchüchtert, und wird ſogleich die Flucht ergreifen. Und kannſt du ihm die göttlichen Zaubergeſänge vorſingen, ſo wird er ſich ſchnell verwundet fühlen. Wir beſitzen nämlich geiſtliche Zauberſprüche, — den Namen Jeſu Chriſti und die Kraft des Kreuzes. Dieſes Zauberlied vertreibt den Drachen nicht nur aus ſeiner Höhle und ſtürzt ihn in's Feuer, ſondern heilt auch die Wunden. In epist. ad Rom. hom. 8.

Derſelbe ſagt ein anderes Mal: Ein Eber und einſames

Wild ist der Teufel und sein ganzer Anhang. Einsames Wild heißt er, um sein wildes und unreines Wesen darzustellen. Wenn die Schrift seine Raubsucht beschreiben will, so sagt sie: Er geht wie ein brüllender Löwe herum, und sucht, wen er verschlinge. Wenn sie sein giftiges, Tod und Verderben bringendes Wesen bezeichnen will, so nennt sie ihn eine Schlange, einen Skorpion. Ihr werdet auf Schlangen und Skorpionen treten, und über alle Gewalt des Feindes. Wenn sie aber seine Stärke und sein Gift bezeichnen will, so nennt sie ihn einen Drachen, wie an jener Stelle, wo es heißt: Hier der Drache, den du darin zu spielen schufest. Ps. 103, 26. Ueberall nennt sie ihn Drache und listige Schlange und Natter; denn er ist ein listiges und vielgestaltiges Thier, und von großer Stärke, Alles versuchend, Alles störend, Alles verkehrend. Aber fürchtet nicht, verzaget nicht! Wachet nur, und er wird sein, wie ein Sperling; denn ihr werdet auf Schlangen und Skorpionen treten. Gott hat ihn uns unter die Füße gelegt, daß wir auf ihn treten können, wenn wir nur wollen. Seht also, wie lächerlich, oder vielmehr wie jämmerlich es wäre, wenn man den, welchen wir mit Füßen treten sollen, sich über unserm Haupte erheben sähe. Wie geschieht das? Durch unsere Schuld; wenn wir wollen, so ist er groß; wenn wir wollen, so ist er klein. Wenn wir auf uns selbst Acht haben, und auf der Seite unsers Königs stehen, so zieht er sich zusammen, und vermag im Kampfe wider uns so wenig, als ein kleines Kind; wo wir aber von dem Könige uns trennen, so schwillt er auf und zischt und wetzet die Zähne, weil er uns von jenem mächtigen Beistande entblößt sieht. Er greift uns nicht an, es sei denn, daß Gott es ihm erlaubt. Wenn er ohne Erlaubniß Gottes es nicht wagte, in jene Schweinheerde zu fahren, so wird er um so weniger Gewalt haben über die Seelen der Menschen. Gott aber gestattet ihm dieses, entweder um uns zu belehren, oder um uns zu strafen, oder uns bewährter zu machen. In Epist. ad Phil. hom. 6.

Wir schließen mit ein paar Aussprüchen von Concilien. Der vierte Lateranensische Kirchenrath sagt: Der Teufel und die übrigen Dämonen sind der Natur nach von Gott gut erschaffen worden, sie sind aber durch sich selbst böse geworden. Can. 1. — Ein anderes Concilium sagt: Wenn Jemand behauptet, der Teufel sei

anfänglich nicht als ein guter Engel erſchaffen worden, und es ſei ſeine Natur nicht ein Werk Gottes geweſen, ſondern er ſei aus der Finſterniß hervorgegangen, und habe keinen Urheber, ſondern er ſelbſt ſei das Princip und die Subſtanz des Böſen, wie Manichäus und Priscillian lehrten, ſo ſei er im Bann. Conc. Bracar. I.

7) Die Exiſtenz des Teufels im Sinne der katholiſchen Lehre iſt nicht gegen die Vernunft.

Nach katholiſcher Lehre iſt der Teufel ein böſer Geiſt, der urſprünglich von Gott gut erſchaffen worden, aber durch ſeine Schuld das wurde, was er jetzt iſt, ein verworfener Geiſt; deſſen Wille ſeit ſeinem Falle hartnäckig in der Auflehnung gegen Gott verharrt, und der eben deßwegen auf ewig von Gott verſtoßen und zur Strafe in die Hölle verbannt iſt; der aber dort fortfährt, wie er ſelbſt Gott abtrünnig geworden iſt, die Menſchen durch ſeine Verſuchungen zum Abfall von Gott zu verleiten.

Gegen das Beſtehen eines ſolchen Geiſtes kann die menſchliche Vernunft nichts einwenden. Würden wir glauben, der Teufel iſt urſprünglich böſe von Gott erſchaffen worden, oder er iſt aus ſich ſelbſt und ohne Hinzuthun Gottes in das Daſein getreten, oder er beſtehet von Ewigkeit als böſes Princip, ſo müßte die Vernunft dagegen ſich ſträuben, weil ſie weder annehmen kann, daß Gott ein an und für ſich böſes Weſen erſchafft, noch daß außer Gott ein Weſen aus ſich ſelbſt exiſtirt, noch auch daß neben Gott noch ein anderes abſolutes Weſen exiſtiren kann. Alle dieſe Widerſprüche aber ſind durch die Lehre gehoben: Der Teufel iſt anfänglich als guter Engel von Gott erſchaffen worden, und hat ſich freiwillig durch ſeinen Aufruhr gegen Gott zum böſen Geiſt gemacht. Eben dadurch, daß er freiwillig ſündigte, iſt er auch ſtrafbar geworden, und ſein Sturz in die Hölle der Gerechtigkeit Gottes angemeſſen. Weil aber ſein Wille in der Sünde verharrt, und er fortwährend Gott entgegen iſt, und wider ihn ſich auflehnt, ſo iſt auch gerechtfertiget, daß ſeine Strafe ewig dauert. Es bietet alſo die katholiſche Lehre vom Teufel nichts dar, wogegen die Vernunft gegründete Einwendung vorbringen könnte.

Was von antikatholiſchem, insbeſonders modernen proteſtantiſchem Standpunkte gegen die Exiſtenz des Teufels eingewendet

wird, ist völlig unstichhaltig. So meint Schleiermacher, es sei unmöglich, daß so vollkommene Wesen sündigen, als man die Engel sich denkt. Allein wem ist es unbekannt, daß auch die größte Kenntniß keine Schutzwehr gegen die Sünde ist? Würde mit dem Maaße der Einsicht die Möglichkeit der Sünde abnehmen, was aber gegen alle Erfahrung ist, so gäbe es überhaupts keine Sünde; denn sie wäre nur Folge der Unwissenheit: gerade die Unwissenheit, wenn sie entschuldbar ist, hebt die Sünde auf. Wenn einmal zugegeben ist, daß die Engel eine Probezeit hatten, in welcher sie ihren Willen mißbrauchen konnten, wäre es fast ein Wunder, wenn keiner dieser Geister gefallen wäre. Es ist demnach die Annahme von dem Falle des Teufels viel natürlicher, als das Leugnen desselben. Ja, mit dem Leugnen der Existenz des Teufels fällt das ganze Christenthum zusammen. In dieser Beziehung schließt der ungläubige Strauß richtig, wenn er von seinem Standpunkte aus sagt: „Ist Christus gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören, so brauchte er nicht zu kommen, wenn es keinen Teufel gab." Strauß hat hiemit den aufgeklärten Protestanten eine derbe Wahrheit gesagt, und ihnen gezeigt, daß es Unsinn sei, noch an Christus zu glauben, nachdem sie die Existenz des Teufels geleugnet haben.

8) Heidnische Vorstellungen von den bösen Geistern.

Das Heidenthum kannte allenthalben nicht bloß das Bestehen guter Geister, sondern auch böser. Was zunächst die Griechen betrifft, so wird in den alten Gesetzen des Zaleukus derjenige, dem ein böser Dämon sich nahet, angewiesen, bei den Altären der Götter Zuflucht zu nehmen, und an tugendhafte Männer sich zu wenden, damit er sein Gemüth von bösen Trieben reinige. Ebenso wird in einem Gesetze des Charondas den Frauen zur Pflicht gemacht, keusch zu leben, widrigen Falles würden sie den bösen Geistern zur Strafe verfallen. Vorzüglich die Philosophen, und namentlich die Platonische Schule, hat die Lehre von den Dämonen (guten und bösen Geistern) ausgebildet.

Bei den Römern finden wir ebenfalls den Glauben an gute und böse Geister; die letztern pflegten sie auch larvae zu nennen.

Die alten Deutschen bezeichneten die Engelwesen als Elfen; sie unterschieden aber gute und böse Elfen: die Erstern nannten

ſie Licht-Elfen, die Letztern Schwarz-Elfen. Die Schwarz-Elfen wohnen in Schwarzalfheim, ſie ſehen ſchwarz und rußig aus, necken und täuſchen die Menſchen, und können dem Menſchen und dem Vieh Krankheiten und Tod verurſachen.

Mehr als in den Religionen der abendländiſchen Völker hat ſich in den orientaliſchen Religionen die Lehre von den Dämonen ausgebildet. Bei den Perſern ſtehen den Lichtgeiſtern die Geiſter der Finſterniß, welche ſie Dews nannten, gegenüber. Den Amſchaſpands des Lichtreiches ſind die ſieben Erz-Dews entgegengeſetzt, an deren Spitze Ahriman ſteht, wie an der Spitze jener Ormuzd. Nicht minder befinden ſich den übrigen Stufen der Lichtgeiſter Dews gegenüber, und wie die Lichtgeiſter den Menſchen alles Gute thun, und vorzüglich die Izeds mancherlei guten Einfluß auf die Erde und die Menſchen ausüben, ſo ſind die Dews die Urheber des Böſen und der Uebel und Plagen auf Erden.

Die Indier nennen ihre böſen Geiſter Aſurä, und laſſen ſie mit den guten (Geiſtern) in beſtändigem Kampfe ſein. An der Spitze der böſen Geiſter ſteht Mahiſaſura, d. h. der große Aſur. Alle böſen Geiſter ſind, nach einer indiſchen Sage, einſtens gut geweſen; aber Mahiſaſura verſagte im Anfange, noch vor der Schöpfung der Welt, dem Brahma den Gehorſam; deßwegen wurde er mit ſeinem Anhange von Shiwa in die Tiefe der Onderah (Hölle) geſtürzt.

Bei den Aegyptiern ſpielt die Schlange Typhon, welche im Anfange gegen die Götter ſich empörte, als böſer Geiſt eine wichtige Rolle.

Die Chineſen nennen den oberſten der böſen Geiſter Tſchi-yu, d. h. böſen Rieſen-Dämon. Sie ſagen von ihm, er ſei das Haupt und der Anführer der böſen Geiſter und der Urheber aller Verwirrungen und Verbrechen.

Auch die wilden Völker Amerika's haben den Glauben an die böſen Geiſter. So ſagen die Irokeſen, daß es außer einer Menge von guten Geiſtern auch ebenſo viele böſe Geiſter gebe.

Selbſt die Neger kennen das Daſein böſer Geiſter, und die Schutzgeiſter oder Fetiſche ſollen ſie nach ihrer Vorſtellung gegen den böſen Dämon und ſeine Geſellen beſchützen, welchem ſie auch Opfer darbringen, um ſich vor ſeinen Nachſtellungen zu ſichern.

Dabei ist zu erwähnen, daß auch sie den bösen Geist sich schwarz denken.

Nach der Vorstellung der Heiden wird durchgehends die Hölle als Aufenthaltsort der bösen Geister bezeichnet; denn diese ist unter dem Tartarus der Griechen, unter der Onderah der Indier u. s. w. zu verstehen. In die Hölle aber wurden die bösen Geister von Gott gestürzt; als Ursache ihres Sturzes wird ihre Empörung angegeben. So ist dieses klar von dem indischen Mahisasura ausgesprochen; von dem chinesischen Tschi-hu heißt es: Der Stolz hat den Drachen verblendet; er wollte gegen den Himmel aufsteigen, er ist aber hinabgestürzt worden in die Eingeweide der Erde. Auch der ägyptische Typhon, dieser hundertköpfige Drache, ist in Folge seines Strebens, die Herrschaft über die Götter und die Menschen zu erlangen, gestürzt worden.

Allenthalben erscheint im Heidenthume auch die Schlange als Symbol der bösen Geister. Denn Ahriman, Typhon, Mahisasura, Tschi-hu sind Schlangen, und liegen als solche im tiefsten Abgrunde, wohin sie im Anfange vor der Schöpfung verstoßen worden sind. Da der heidnische Kult eigentlich nur ein Dämonendienst war, so erklärt sich hieraus auch, daß das Heidenthum die Schlange göttlich verehrte.

9) Ob es mehre böse Geister gebe.

Nach der heiligen Schrift ist es eine ausgemachte Thatsache, daß es der bösen Geister eine große Menge gibt. Denn es ist in derselben von einem obersten der Teufel die Rede; was von selbst voraussetzt, daß es auch untere Teufel gebe. Ferner spricht die Schrift von einem dämonischen Reiche, was wiederum auf eine Vielheit der Teufel deutet. Klar ist es ausgesprochen, daß es viele böse Geister gebe, wenn der heilige Matthäus 25, 41 redet „vom Teufel und seinen Engeln". Der heilige Petrus redet von den gefallenen Engeln in der Vielheit 2. Petr. 2, 4; — ebenso Judas V. 6. Daß der gefallenen Engel viele seien, erfahren wir auf das Bestimmteste aus Mark. 5, 9 u. Luk. 8, 30; denn hier ist die Rede von Legionen böser Geister. Das Wort Legion bedeutet aber überhaupts eine große Anzahl; auch ist daselbst von einem Menschen die Rede, in welchen viele Teufel gefahren waren.

Wenn aber ſchon Ein Menſch von einer Legion, d. h. vielen Teufeln beſeſſen iſt, ſo läßt ſich ſchließen, daß es deren eine große Menge geben muß. Auf gleiche Weiſe ſpricht der heilige Paulus von den böſen Geiſtern in der Vielheit Eph. 6, 12; und die geheime Offenbarung führt dieſelbe Sprache. Apok. 12, 7—9.

Hiemit ſtimmt die Lehre der Kirche überein; denn die heiligen Väter reden durchgehends von einer Vielheit der böſen Geiſter; ſo Origenes de princ. praef. n. 6; Tatian orat. ad Graec. c. 8 u. 12; Juſtin, der Martyrer Apol. II. 5; Irenäus Advers. Haer. IV. 16, 2 u. ſ. w. Auch die Kirche hat dieſe Wahrheit deutlich ausgeſprochen; denn das vierte allgemeine Concil im Lateran ſagt: Der Teufel und die andern Dämonen ſind von Gott der Natur nach gut erſchaffen worden. Can. 1.

Es liegt auch in der Natur der Sache, daß es mehre böſe Geiſter gebe; denn in der Einheit exiſtirt nur Gott: die Geſchöpfe aber beſtehen in der Vielheit nach ihrer Art. Wenn es daher einen Teufel gibt, ſo iſt damit auch ſchon bedungen, daß es mehre gibt. Wie es alſo der guten Engel eine große Zahl gibt, ſo exiſtiren auch viele Teufel.

10) Der Teufel war urſprünglich von Gott in gutem Zuſtande erſchaffen.

Daß der Teufel weder aus ſich ſelbſt als böſe beſtehen, noch von Gott böſe geſchaffen ſein kann, liegt auf der Hand; denn im erſtern Falle beſtünde, wie die Manichäer wähnten, neben Gott von Ewigkeit ein böſes Princip, was den Begriff von Gott aufheben würde; im letztern Falle aber würde Gott ſelbſt als der Urheber des Böſen bezeichnet, was abermals mit dem Begriffe von Gott unvereinbar iſt. So ſieht ſchon die Vernunft ein, daß der Teufel urſprünglich gut geweſen, und daß er ſich ſelbſt böſe gemacht haben muß.

Dieſes wird auch durch die Offenbarung beſtätiget, und zwar finden ſich ſchon im alten Teſtamente hierauf bezügliche Andeutungen, vorzüglich Iſ. 14, 12; klar iſt aber dieſe Wahrheit im neuen Teſtamente ausgeſprochen. Schon der heilige Johannes ſagt vom Teufel, daß er in der Wahrheit nicht beſtand. Joh. 8, 44. Dieſes ſetzt voraus, daß er einmal ein Geiſt der Wahrheit geweſen; denn

sonst könnte von ihm nicht gesagt werden, daß er in der Wahrheit nicht bestanden, oder was dasselbe ist, von der Wahrheit abgefallen sei. Seinen wirklichen Fall sprechen aber deutlich die Apostel Petrus und Judas aus; der letztere Apostel sagt: Die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, sondern ihre Wohnung verließen, hat Gott mit ewigen Banden zum großen Gerichtstage in der Finsterniß aufbehalten. Jud. V. 6. Der heilige Petrus aber schreibt: Gott hat der Engel, die sich versündigten, nicht geschont, sondern sie mit Ketten der Hölle in den Abgrund gezogen, und der Pein übergeben u. s. w. 2. Petr, 2, 4. Hieher gehört auch Apok. 12, 9 ꝛc.

Ebenso erklären sich die heiligen Väter, und beziehen wir uns auf die schon oben angeführten Stellen des heiligen Irenäus, dann des Origenes, des heiligen Hieronymus u. s. w., sowie auf die Aussprüche des vierten lateranensischen Conciliums und des Concil. Bracar. I.

11) Wodurch die bösen Geister gefallen sind.

Worin die Sünde der gefallenen Engel bestanden habe, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, da die Offenbarung hierüber mit Klarheit sich nicht ausspricht. Daß ihre Sünde nicht in Vermischung mit den Weibern bestund, wie Einige meinen, folgt schon daraus, weil die Engel bereits vor der Sünde Adams gefallen sind, und sie überdieß als geistige Wesen einer fleischlichen Vermischung nicht fähig sind.

Mehre heilige Väter setzen die Sünde der gefallenen Engel in den Neid gegen den von Gott so hoch gestellten Menschen, so Irenäus, Justin, Gregor von Nyssa. Damals, schreibt der heilige Irenäus, ist der Engel abtrünnig geworden, wo er eifersüchtig wurde auf das Gebilde Gottes (den Menschen). Iren. 5, 4. Laktantius setzt die Sünde des Teufels ebenfalls in Neid und Mißgunst; nur hätte sich dieser nicht so fast auf den Menschen, als vielmehr auf den Sohn Gottes bezogen. Lactant. div. inst. II, 8.

Gewöhnlich wird die Sünde der gefallenen Engel in Stolz gesetzt. Darauf scheint die Schrift hinzudeuten, wenn sie sagt: Der Anfang aller Sünde ist der Stolz. Tob. 4, 14. Cf. Is. 14, 12. 16. Ezech. 28, 17. Indeß kann auch der Stolz selbst wieder in mehrfacher Beziehung genommen werden, wie es wirklich auch

von den heiligen Vätern geſchieht; denn nach Einigen habe der Stolz des Teufels in dem Verlangen nach der Oberherrſchaft Gottes beſtanden, nach Andern hätte er die Herrſchaft über mehre Welten angeſtrebt, wieder nach Andern die Gott ſchuldige Anbetung verſagt, und nach abermals Andern nach der Vereinigung mit dem Logos geſtrebt. Immerhin aber bleibt ſo viel richtig: Der Teufel hat ſich aus Stolz gegen Gott empört, und iſt dadurch gefallen, und die meiſten heiligen Väter ſind der Anſicht, er habe nichts Geringers beabſichtet, als Gott ſelbſt gleich zu werden. Dieſes ſetzt der heilige Auguſtin mit Bezugnahme auf die Worte Iſ. 14, 12 näher auseinander. Und der heilige Bernard ſagt, daß mit den Worten: Ich will auf dem Berge des Bundes ſitzen, Iſ. 14, 13, insbeſonders der Hochmuth des Teufels bezeichnet ſei; denn wenn uns die Schrift Gott in Mitte der Engel vorſtellt, ſo ſitzt Niemand, als er allein, und alle Engel ſtehen um ſeinen Thron. Es hat das Anſehen, derjenige, welcher wie Gott ſitzen will, habe auch Luſt, ihm gleich zu ſein. Daß damit eine Abkehr von Gott verbunden war, eigentlich ihm zu Grunde lag, wie der heilige Auguſtin De civit. Dei l. 11. c. 1. erörtert, verſteht ſich von ſelbſt. Die gefallenen Engel fanden nicht mehr an Gott ihr Wohlgefallen, ſondern an ſich ſelbſt, ſo wie ſie ſich ſelbſt als den Grund ihrer Macht und ihrer Größe anſahen, womit von ſelbſt auch der Stolz und die Empörung gegen Gott gegeben iſt.

Ueberhaupts ſcheint angenommen werden zu dürfen, daß auch der Teufel einen gewiſſen Entwicklungsgang hatte, in welchem er ſich in der Bosheit befeſtigte. Duns Skotus unterſcheidet vorzüglich zwei Momente, den der ungeordneten Liebe zu ſich und den des Haſſes gegen Gott. Sent. l. II. dist. VI. qu. II. Nach dem heiligen Baſilius hätte der Teufel durch den Sturz des Menſchen in ſeiner Bosheit ſich beſiegelt. So viel ſteht immerhin feſt, daß der Teufel anfänglich durch Stolz gegen Gott ſich auflehnte, und dadurch ſeinen Sturz in die Hölle veranlaßte. Der Stolz iſt daher die erſte Urſache ſeines Falles, wofür ſich auch Athanaſius, Euſebius, Theodoret, Cyrillus von Alexandrien, Gregor von Nazianz, Chryſoſtomus, Ambroſius, Auguſtinus u. ſ. w. erklären. Der Teufel beneidete aber zugleich auch den glückſeligen Zuſtand der Gott anhänglichen Geſchöpfe. Dieſer Neid bezog ſich anfänglich

auf jene Engel, die Gott treu blieben, später aber insbesonders auf die Menschen, und dadurch, daß er die letztern zum Falle brachte, trat seine Verruchtheit in ein neues Stadium, wozu vorzüglich der Neid die Triebfeder wurde. Daher läßt sich mit vielen Vätern, wie Irenäus, Gregor von Nyssa, Tertullian, Cyprian, Laktantius thun, wohl auch sagen, der Teufel sei durch Neid gefallen; indeß scheint der Neid als sekundäre Ursache bezeichnet werden zu müssen.

Wir wollen indeß noch einige Zusätze und Ansichten erleuchteter Männer Gottes anfügen. Der heilige Thomas von Aquin bemerkt, die Hoffart der Engel sei darin bestanden, daß sie es sich an ihrer natürlichen Seligkeit hätten genügen lassen, ohne irgend ein Verlangen weder nach der Gnade ihres Schöpfers, noch auch nach der Glorie der übernatürlichen Seligkeit zu hegen; dabei habe es sie bedünkt, sie könnten diese natürliche Seligkeit aus eigener Kraft bewahren, ohne den Schöpfer darum anflehen zu müssen. Hierin habe sich aber zugleich die tiefste Niedrigkeit und die größte Hoffart an den Tag gelegt: die Niedrigkeit darin, daß sie an so Wenigem, nämlich an sich selbst, es sich hätten genügen lassen, ohne nach Höherm zu verlangen; die Hoffart aber, da sie es sich hätten bedünken lassen, sie seien Gott gleich, der durch sich selbst glückselig ist, und keines andern Gegenstandes außer sich zu seiner Glückseligkeit bedarf. Sie wären auf solche Weise den Weltkindern gleich gewesen, die vollkommen zufrieden wären, wenn ihre zeitliche Wohlfahrt ewig dauerte, und die, wenn sie dieses erreichen könnten, niemals nach Gott und den Himmel verlangen würden. — Der tiefsinnige Duns Skotus lehrt, die Sünde Lucifers und seiner Engel sei in einer unordentlichen Liebe zu sich selbst bestanden, und er nennt diese unordentliche Liebe nicht so fast Hoffart, als Unlauterkeit wegen der großen Lust, die sie an sich selbst gehabt hätten. Denn wie der höchste Grad der Keuschheit darin bestehe, daß ein erschaffenes Wesen Gott, seinem Schöpfer, allein anhänge, und nichts liebe außer ihm und was auf ihn sich bezieht: also besteht der höchste Grad der Unlauterkeit in einer unordentlichen Liebe zu den Geschöpfen, die zuletzt bis dahin geht, daß man Gott verachtet und sich selbst oder andere Geschöpfe ihm vorzieht. Dieß sei der Fall bei den verworfenen Engeln gewesen, die sich selbst mehr als

Gott geliebt hätten. Allerdings muß man sagen, daß die gefallenen Engel bei der Betrachtung ihrer eigenen Schönheit und ihrer Vorzüge ein unmäßiges Wohlgefallen an sich hatten, sich über alle Gebühr liebten, und nur an sich selbst hingen, als wären sie das höchste Gut. Sie hatten Gefallen an den Wohlthaten, die ihnen Gott verliehen, nicht aber an ihm selbst, dem Wohlthäter; sie thaten daher auch nichts, seine Ehre zu befördern, sondern was sie immer thaten, zielte auf ihren eigenen Nutzen und auf ihr Vergnügen. Sie stellen sich also an Gottes Statt auf und eigneten sich eine Ehre und Liebe zu, die nur Gott, als der allerhöchsten Majestät und Güte, gebührt.

Der heilige Bonaventura betrachtet die Sünde der Engel in mehrfacher Beziehung. Er sagt: Die Sünde der Engel begann in der Vermessenheit; denn als sie ihre so große Schönheit sahen und erkannten, hegten sie eine überaus hohe Meinung von sich, und vermaßen sich, als die höchsten Wesen sich zu betrachten. Von dieser Vermessenheit schritten sie bis zur Ehrfurcht. Denn aufgeblasen von der hohen Idee, die sie von sich hatten, strebten sie nach Dingen, die hoch über sie erhaben waren, und die sie nicht erreichen konnten. Sie verlangten, die Krone der vollendeten Seligkeit zu erlangen ohne Verdienst, und ihren eigenen Willen zu thun, ohne Zaum und Widerstand zu dulden. Das Ende dieser Sünde war Abneigung, Neid und Haß gegen Gott selbst. Denn da sie erkannten, sie würden ihre Absicht nimmermehr erreichen, weil Gott, ihr Schöpfer, sich ihnen widersetzte, fingen sie an, Abneigung gegen ihn zu hegen, ihn zu hassen und zuletzt sich gänzlich von ihm zu trennen; dadurch setzten sie seiner Gnade und ihrer Bekehrung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Somit gebar die Eitelkeit über ihren Adel und ihre Schönheit die Vermessenheit; diese aber erzeugte Hoffart und Haß, und dadurch wurde der Fall und die Verdammniß von Millionen der edelsten Engel herbeigeführt.

Viele erleuchtete Gottesmänner bestimmen auch die Wirkungen der Hoffart der gefallenen Engel näher. Sie sagen nämlich, Lucifer habe, von seiner eigenen Herrlichkeit aufgeblasen, mit seinem Anhang sich geweigert, den Sohn Gottes in der menschlichen Natur als seinen Gott und König anzubeten. Denn durch irgend eine Offenbarung von Seite Gottes hätten die Engel das wunder-

bare Ereigniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes voraus gewußt. Lucifer verlangte ja selbst nach göttlicher Ehre; er war daher entschlossen, dem künftigen, gottmenschlichen König keine Huldigung zu erweisen. Diese Gesinnung flößte er auch seinem Anhange ein, bemerkend, da sie selbst an Schönheit die menschliche Natur weit übertroffen, sei es ungerecht von Gott, ihnen einen Menschen vorzusetzen, und sie würden sich selbst schmählig erniedrigen, wenn sie ihm die mindeste Ehrfurcht erweisen würden. Dabei vergaßen sie den Gehorsam, welchen sie Gott, ihrem Schöpfer, schuldig waren, und fingen an, ihn selbst und seinen eingebornen Sohn zu hassen.

12) Ueber den Kampf, der zwischen den Gott getreu gebliebenen und den abgefallenen Engeln entstanden.

Wir haben oben dargestellt, wie die Sünde der gefallenen Engel vorzüglich in Stolz bestanden habe. Mehre Erklärer der heiligen Schrift legen dem Lucifer die Worte in den Mund: Ich werde dir (Gott) nicht dienen. Jerem. 2, 20. Und ferner: Ich selbst werde emporsteigen in den Himmel, und meinen Thron erheben über die Sterne Gottes. Auf den Berg des Bundes werde ich mich setzen zur Seite der Mitternacht. Hinauffahren werde ich über die Wolken, und gleich sein dem Allerhöchsten. Is. 14, 13. Bei diesem empörerischen Aufruf des Lucifer sei Michael voll heiliger Entrüstung hervorgetreten, und habe ausgerufen: Wer ist wie Gott? Dabei haben sich alle Engel, die Gott getreu geblieben, um den heiligen Michael geschaart. Aus dem Heiligthume aber sei die Stimme erschollen: Die Hoffart deines Herzens hat dich erhoben. Aber ob du auch hochfahrest gleich dem Adler, ja ob du auch deinen Sitz nehmest zwischen den Sternen, so werde ich dich dennoch hinabwerfen, spricht der Herr. Hinab sollst du fallen bis zur Hölle. Abd. 3, 4; Is. 14, 15. Und sodann habe sich im Himmel der große Kampf erhoben, wovon die Schrift sagt: Es erhob sich ein großer Streit im Himmel, Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt sammt seinen Engeln; aber sie siegten nicht, und ihre Stätte war nicht mehr gefunden im Himmel. Apok. 12, 7 u. 8. Worin nun dieser Kampf bestanden, kann eine sterbliche Zunge nicht sagen, da die Offenbarung sich hierüber nicht näher erklärt; so viel aber ist gewiß, daß

man an einen Kampf mit materiellen Waffen nicht denken dürfe; denn Solches ist den Geistern nicht angemessen. Der Kampf endete, wie bereits gesagt, mit dem Sturze des Lucifer und seines Anhanges aus dem Himmel. Darauf scheinen die Worte zu zielen: Es ward hinabgeworfen jener große Drache, die alte Schlange, welcher genannt wird der Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt. Apok. 12, 9. Hierauf ward im Himmel ein Siegesfest gefeiert, was die Worte andeuten sollen: Da hörte ich eine starke Stimme im Himmel, die da sprach: Jetzt ist das Heil und die Kraft und das Reich unsers Gottes und die Macht seines Gesalbten geworden; denn hinausgeworfen ist der Ankläger unserer Brüder. Apok. 12, 10. — Wir wagen über diesen dunklen Gegenstand nicht mehr zu sagen, sondern müssen mit der Bemerkung schließen, daß wir auch die gegebenen Andeutungen nur als Muthmassungen betrachtet wissen wollen; denn wir wissen nur, daß ein Kampf des heiligen Michael, verbunden mit den Gott getreu gebliebenen Engeln gegen Lucifer und seinen Anhang stattgefunden habe; im Uebrigen verliert man sich nur in Muthmassungen.

13) Höchst trauriger Zustand des Teufels (der gefallenen Engel überhaupt).

Der Zustand der gefallenen Geister ist ein höchst trauriger. Dieses geht klar aus mehreren Aussprüchen der heiligen Schrift hervor; so wenn z. B. der heilige Petrus sagt, daß die gefallenen Engel mit den Ketten der Finsterniß in die Hölle verstoßen seien. 2. Petr. 2, 4. Auf gleiche Weise sagt der Apostel Judas, daß die bösen Engel mit ewigen Banden in der Finsterniß aufbehalten sind. Jud. V. 6. So wird der Teufel auch nach Apok. 20, 1 in den Abgrund geworfen. Und Christus selbst bezeichnet das ewige Feuer als Antheil des Teufels. Matth. 25, 41. Ueberhaupts wird der Ort der Verdammniß in der heiligen Schrift mit gräulichen Bildern bezeichnet, z. B. als ein Ort, wo Heulen und Zähneknirschen ist; wo das Feuer nicht erlöscht, und der marternde Wurm nicht stirbt. Die Qualen aber, welche schon die verdammten Menschen treffen, müssen um so mehr und noch in erhöhtem Maße auf die Teufel fallen, weil auch das Maß ihrer Bosheit um so größer ist. Wir können daher bezüglich des traurigen Zustandes der ge-

fallenen Engel wiederholen, was wir oben von dem Loose der Verdammten überhaupts sagten. B. 11. S. 32 u. flgde. Gewiß wird aber die Qual für die Teufel noch um so größer sein.

Daß der Zustand der gefallenen Engel ein höchst trauriger ist, sieht die Vernunft leicht ein. Man pflegt zu sagen, der Fall sei um so tiefer, je höher der Standpunkt gewesen, von welchem aus man gefallen. Diese Geister stunden aber einmal auf hoher, erhabener Stufe; sie waren Lichtgeister am Throne Gottes. Wie tief muß daher nicht ihr Fall, und wie groß nicht ihr Elend sein! Von dem traurigen Zustande der Teufel kann man sich einen Begriff machen, wenn man ihr Trachten und Sinnen, soweit es uns bekannt ist, in's Auge faßt. Wie namenlos unglücklich muß nicht ein Geschöpf sein, das nach der höchsten Ehre strebt, statt dessen aber in den tiefsten Abgrund der Verachtung geschleudert wird; das, von wüthendem Hasse getrieben, Allen ihre Vorzüge rauben will, in seinem Beginnen aber oft auf das schmählichste zurückgetrieben und durch das besiegt wird, was oft ganz verächtlich erscheint. Wie unaussprechlich unglücklich muß nicht ein Geschöpf sein, das voll Grimm und Haß gegen seinen Gott und Schöpfer ist, seiner Macht sich entziehen, ja ihn selbst vom Thron stoßen möchte, und doch unter seiner Gewalt stehet, und fortwährend den Arm seiner strafenden Gerechtigkeit über sich fühlt.

14) Ueber den Aufenthaltsort der gefallenen Geister.

Der den Teufeln zugewiesene Wohnort ist der Ort der Verdammten, also die Hölle. Dieses spricht der heilige Petrus sowohl (2. Petr. 2, 4), als der heilige Judas (V. 6) deutlich aus, sowie dasselbe von der Kirche gelehrt wird. Nicht im Widerspruch steht damit die Aeußerung des heiligen Paulus, wenn dieser Apostel dem Teufel die Luft als Wohnort anweiset. Eph. 2, 2. Denn trat für die gefallenen Engel gleichwohl sofort nach ihrer Sünde der Zustand der Verdammniß und der Sturz aus dem Himmel ein, so wird für sie doch das ganze Vollmaß ihres Elendes erst am Ende der Zeiten beginnen. Darauf bezüglich sagt der Teufel selbst: Was haben wir mit dir zu thun, Jesus, du Sohn Gottes; warum bist du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen? Matth. 8, 29. Es ist also anzunehmen, daß entweder vorerst nur der Oberste der

Teufel in den Abgrund der tiefsten Hölle verstoßen, und dort mit ewigen Ketten gefesselt ist (Apok. 20, 1), oder daß die bösen Geister, wenn sie auch bereits sämmtlich in der Hölle sind, doch noch nicht alle der Art gefesselt sind, daß sie nicht auch wo anders hin kommen könnten, woraus von selbst folgt, daß, da ihr Geschäft ist, die Menschen zu verderben und ihnen zu schaden, sie auch häufig ihnen nahe sich befinden werden, und also gar wohl in der Luft oder auch an einem anderen Orte dieser Erde sich aufhalten können. So baten ja auch die bösen Geister, Luk. 8. den Herrn, er möge ihnen nicht befehlen, in die Hölle zu fahren; worauf sie nach erhaltener Erlaubniß in eine in der Nähe weidende Schweinheerde fuhren. Nach dem heiligen Thomas von Aquin haben die gefallenen Engel als Bestandtheil der Welt so lange an dem Leben der Welt Theil zu nehmen und in den Gang der Dinge einzugreifen, als die Welt selbst besteht; mithin dürften sie erst mit dem Aufhören der Welt, also am Tage des Gerichtes, gänzlich in die Hölle verschlossen, und dort ihren verdienten Strafen überliefert werden.

15) Für die gefallenen Engel gibt es keine Hoffnung einer Erlösung.

Daß es für die gefallenen Engel keine Erlösung gibt, bezeugt die heilige Schrift mit klaren Worten. So sagt Christus zu den Verdammten: Weichet in das ewige Feuer, welches bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. — Der Apostel Judas schreibt, daß die gefallenen Engel mit ewigen Banden in der Finsterniß aufbehalten werden. Jud. V. 6.

Dasselbe lehrt die Kirche, gestützt auf das einmüthige Zeugniß der heiligen Väter. So sagt Justin, der Martyrer, daß die gefallenen Engel ohne Aufhören gestraft werden; Apolog. I.; Tatian bezeugt, daß es für sie keine Sinnesänderung mehr gibt; ebenso sagt Irenäus, daß sie keine Hoffnung auf das ewige Leben haben. Iren. 1, 10. Cf. Tertull. carn. Chr. c. 14. — Selbst Origenes bekennt, daß auch ein Verstandesloser kaum behaupten kann, der Vater des Verderbens (der Teufel) könne noch gerettet werden. Ep. ad Fabian. — Der heilige Augustin schreibt: Es weiß ein jeder Gläubiger ganz wohl, der Teufel und seine Engel seien allent-

halben so böse, daß für sie das ewige Feuer bereitet ist. In Pslm. 77. Cf. oben B. 11. S. 17 u. flgde., wo von der ewigen Dauer der Hölle die Rede ist.

Die gefallenen Engel haben als reine Geister gesündiget, und dadurch auf ewig das Böse in sich gesetzt und sich darin verhärtet; denn ein reiner Geist geht als einfache Substanz in jeder seiner Handlungen gänzlich auf, und wird daher durch eine einzige Sünde durch und durch böse. Anders verhält es sich beim Menschen. Sündiget dieser, so bleibt, wenn er auch Böses thut, immer noch, weil er nicht bloß Geist ist, sondern auch einen Leib hat, etwas Gutes, d. h. wahrhaft Seiendes zurück, wodurch ein Anknüpfungspunkt für seine Restitution gegeben ist; während dieses bei reinen Geistern hinwegfällt, da sie, wie erwähnt, in jeder Handlung gänzlich aufgehen, und daher der Teufel in demselben Augenblicke, wo er sündigte, ein völlig Anderer wurde, als er von Gott geschaffen worden, d. h. durch und durch böse wurde. Die Sünde wirkt also beim puren Geiste viel intensiver, als beim Menschen. Wir wissen ja aus Erfahrung, daß auch ein materieller Körper um so mehr und leichter von einer Flüssigkeit durchdrungen wird, je feiner und durchdringlicher er ist. Daher sagt auch Cassian: Das geistige Wesen, durch keine Stärke des Fleisches überwunden, hat keine Entschuldigung bezüglich des in ihm entstandenen, bösen Willens, und schließt daher die Hoffnung auf Vergebung seiner Bosheit aus. Und Johannes Damascenus schreibt: Beim Teufel gibt es keine Bekehrung mehr, weil er keinen Leib hat. — Die Engel sündigten auch außer dieser Zeitlichkeit und dem Raume; und in Folge dessen nahm ihre That den Charakter der Ewigkeit an. Endlich sündigten sie, ohne durch die Schwäche des Fleisches versucht oder durch einen äußern Versucher verführt worden zu sein, welch' Letzterer die Menschen zum Falle brachte. Auch in dieser Beziehung erscheint die Sünde der Engel größer. Daher sagt der heilige Augustin: Weil die Engel ohne Verführung durch freiwillige Bosheit fielen, gibt es für sie keine Erlösung. In epist. ad Gal. Oder sagen wir kurz: Weil der Versucher fehlt, fehlt auch der Erlöser.

16) In welchem Verhältniſſe die Teufel zu einander und zu den verdammten Seelen ſtehen.

Es iſt zwar von einem oberſten der Teufel, welcher Lucifer genannt zu werden pflegt, die Rede, und dieſes möchte andeuten, daß es ihm untergeordnete, böſe Geiſter gibt. Allein in ſo ferne hier an eine Ordnung gedacht wird, wie ſie das Verhältniß eines Obern zu Untergebenen mit ſich zu bringen pflegt, iſt die Auffaſſung unrichtig. Man muß alſo, wenn von obern und niedern Teufeln die Rede iſt, entweder dieſes auf ihre ehemalige Stellung im Lichtreiche deuten, oder es auf den höhern oder niedern Grad ihrer gegenwärtigen Bosheit beziehen. Von einer Ordnung kann in der Hölle keine Rede ſein; daher kann es auch keine eigentliche Ober- und Unterordnung unter den gefallenen Engeln geben. In der Hölle iſt vielmehr eine ewige, chaotiſche Verwirrung, wo Nichts gehorcht und Nichts ſich fügt, ſondern ewiger Kampf und ewiger Krieg herrſcht. Wie der Teufel von Gott abgefallen, ſo ſind die mit ihm abtrünnig gewordenen Engel auch von ihm wieder abgefallen; das Unterordnungsverhältniß hat aufgehört. Daraus folgt von ſelbſt, daß die Hölle kein Reich iſt, wie die Manichäer und andere Ketzer meinten, wo Ordnung und Unterwürfigkeit herrſcht. Aber in dem Sinne iſt ſie ein Reich, als ſie alle Bosheit und Ruchloſigkeit in ſich ſammelt; ein dem Reiche Gottes entgegengeſetztes Reich, alſo auch ein Reich der Unordnung und Verwirrung, ein Reich der namenloſen Unglückſeligkeit und Verworfenheit: woraus von ſelbſt das Verhältniß der gefallenen Engel unter ſich ſowohl, als das zu den übrigen, verdammten Geiſtern, den verworfenen Menſchen, hervorgehet. Wie nämlich die Teufel auf Erden die Menſchen verſuchen, und dadurch für ſich gewinnen und erobern wollen, ſo werden ſie die ihnen als Opfer anheim Gefallenen quälen und martern, und dadurch ihr Unglück vermehren. Denn die Bosheit des Teufels mit ſeinem Anhange wird ewig unveränderlich bleiben, und ſein Streben immer dahin gehen, das Verderben und Elend zu häufen. Wenn daher am Ende der Zeiten ſeine Wirkſamkeit nach Außen abgeſchnitten, und er mit ſeinem Anhange ſtrenge in die Hölle eingeſchloſſen iſt, ſo wird ſeine Wuth in einem um ſo größeren Maße gegen ſeine Schlachtopfer ſich kehren.

17) Verhältniß der gefallenen Engel zu Gott.

Von einem eigentlichen Verhältnisse der gefallenen Engel zu Gott kann im Grunde genommen keine Rede sein; denn sie sind von Gott auf ewig aus seinem Reiche verstoßen und in die Hölle verbannt. Dadurch ist das Verhältniß mit Gott zerrissen; und da sie ewig dieselben verworfenen, boshaften Geister bleiben, besteht auch kein Anknüpfungspunkt mehr. Allein bei all dem stehen auch die Teufel unter der Herrschaft Gottes; sie sind die Schlachtopfer seiner Gerechtigkeit. Wie in der Erlösung des Menschengeschlechtes Gottes Liebe und Erbarmung in bewunderungswürdiger Größe, so läßt sich sagen, zeigt sich an den gefallenen Engeln nicht minder groß seine Gerechtigkeit. Die Teufel sind zwar dem göttlichen Willen entgegen; sie möchten alle seine Absichten vereiteln, sein Reich zerstören und ihn selbst vom Throne werfen. Allein bei all ihrer Wuth erreichen sie verhältnißmäßig nur wenig, und in keinem Falle mehr, als Gott zuläßt. Denn auch die Riesen, d. h. die Teufel, und die, so bei ihnen wohnen, seufzen unter dem Arme des Herrn. Job 26, 5. Ja, so sehr sich der Teufel bemühet, Gottes Absichten zu vereiteln, so muß er sie geradezu oft befördern; denn seine Versuchungen und Angriffe auf das Reich Gottes und seine Angehörigen dienen oft nur dazu, daß er zur Verherrlichung des Sieges der Diener Gottes beiträgt, und macht, daß ihre Tugend in einem um so strahlendern Glanz erscheint, wie z. B. die Geschichte des Job deutlich zeigt.

18) Verhältniß der gefallenen Engel zur materiellen Welt.

Die gefallenen Geister sind nicht ohne Einfluß auf die materielle Welt. Dafür zeugen schon die vielen Exorcismen, welche die Kirche bei den Segnungen und Weihungen verschiedener Dinge anwendet, ehe sich die Gläubigen derselben bedienen. Es ist überhaupts das Streben der bösen Geister, die irdischen Dinge, welche Gott aus Liebe zum Nutzen der Menschen erschaffen hat, zu verderben und ihnen schädlich zu machen. Insbesonders durch die Sünde der ersten Menschen erlangten die höllischen Geister Einfluß nicht bloß auf die Menschen selbst, sondern vorzüglich auch auf die

ſinnliche Welt. Ja, es ſind oft gerade die irdiſchen Dinge, wodurch der böſe Geiſt ſeinem Einfluß über die Menſchen Geltung verſchafft. In dieſer Beziehung heißt der Teufel in der heiligen Schrift der Fürſt dieſer Welt; ſelbſt den Gott dieſer Welt nennt ihn der Apoſtel Paulus. 2. Corinth. 4, 4. Seine Herrſchaft machte er beſonders zur Zeit des Heidenthums geltend. Viele heilige Väter, wie Athenagoras, Theophilus und Andere nennen das Heidenthum geradezu das Werk des Teufels, und den Teufel den Gott desſelben. Tertullian, Juſtin, der Martyrer, Minutius Felix ꝛc. ſagen, daß der Teufel in den heidniſchen Myſterien Verehrung gefunden, und in den Götzenbildern angebetet worden ſei, ſo wie er oft durch dieſelben Außerordentliches gewirkt, und namentlich auf die Orakel den größten Einfluß ausgeübt habe.

Ein berühmter Schriftſteller der Neuzeit ſagt über die Macht des Teufels im Heidenthum: Der Baaldienſt, wo der Gott (der Teufel) in Bocksgeſtalt die Verehrung ſeiner Anbeter angenommen; wo er umtanzt von den Chören ſeiner Prieſter, aus denen die dämoniſche Begeiſterung in den wilden Tönen der Beſeſſenen heult, umſtrömt von dem Blute, das aus den geöffneten Adern der Wüthenden dringt, umrauſcht von den ſcheußlichen Orgien, die die zügellos entbundene Luſt ihm feierte, umlärmt von den Feſtgelagen, die ſie ihm angeſtellt, mit Wohlgefallen auf die fanatiſchen Schaaren in ſeinem Dienſte niederblickt; oder wo er in Stiergeſtalt Hunderte ihm geopferter Kinder in die glühenden Arme nimmt, und unter wildem Zurufe und dem Getöſe rauſchender Inſtrumente ſeine Opfer mit dem Heißhunger des verzehrendſten aller Elemente verſchlingt, während ſchaarenweiſe noch Andere freiwillig in den Flammentod ſich ſtürzen: was iſt es Anders, als der Hexen- und Zauberer-Sabbath jener Zeit, nicht etwa ingeheim an einem abgelegenen Orte, in der Stille der Nacht verſtohlen abgehalten, ſondern am lichten Tage als öffentlicher Cultus, als die gebotene Feſtfeier begangen. Und dieſer Baaldienſt, er hat ſich keineswegs auf den engen Raum jenes zugleich geſegneten und verfluchten Landes (Canaan) beſchränkt; vielmehr hinlaufend an der Leitung des Heidenthums hat er über alle Völker der Erde mit größerer oder geringerer Gewalt des Böſen ſich ausgebreitet. Wie Aegypten in ſeinem Thierdienſte vielfach ihm gehuldiget, ſo iſt er in der Form

des Schivaisms bis zu dem fernsten Indien und seinen Inseln vorgedrungen, und hat es zugleich in Todeslust und Zeugungslust entzündet; Chaldäa, Assyrien, Syrien hat er überzogen; die Mysterien der Göttermutter und des Athys, wie des Dionysos in Griechenland und die Bachanalien in Rom sind in seinem Geiste gefeiert worden; selbst der nüchterne Norden hat sich ihm nicht zu entziehen vermocht. Mystik von Görres B. 3. — So bezeichnet der große Gelehrte den Götzendienst durchgehends als Teufelsdienst. Cf. den Artikel Abgötterei B. 1. S. 27 u. flgde.

Was indeß der Teufel im Heidenthume durch den Götzendienst erreichte, das erreicht er in den christlichen Zeiten durch die Häresien. Die Ketzerei ist mit dem Teufel innig verbunden, und er gleichsam der Vater derselben. „Das Netz von Sekten und Häresien, das vom Ursprunge des Christenthums an in allen seinen Entwicklungen ihm folgend, die Kirche umzogen, ist eine der vorzüglichsten Leitungen gewesen, an welcher die dämonische Macht fortgelaufen, und über alle Zeiten und durch alle Länder sich ausgebreitet." Mystik von Görres B. 3. — Dasselbe ist die Ansicht der heiligen Väter; daher sagen sie auch, daß der Teufel zur leichtern Erreichung seiner Zwecke, wie im Heidenthume, so insbesonders in der Ketzerei der von Gott selbst eingeführten Gebräuche sich bedient und dieselben betrüglich nachäfft. So sagt Tertullian: „Es frägt sich, wer den Sinn dessen, was zur Ketzerei macht, auslegt? Der Teufel thut Solches, dessen Antheil die Verdrehung der Wahrheit ist; welcher sogar die Handlungen der göttlichen Sakramente beim Dienst der Idole nachäfft; denn auch er tauft Einige, nämlich seine Gläubigen und Getreuen; auch er verheißt Sündentilgung durch das Bad, und also weiht er zu den Geheimnissen des Mithras, daß er daselbst seine Söldlinge an der Stirne bezeichnet, das Opfer des Brodes und Weines feiert, und das Bild der Auferstehung vorstellt; und unter dem Schwerte schenkt er die Marterkrone. Was weiters? Den Oberpriester bestellt er als Einer Frau Mann; er hat auch Jungfrauen, er hat Enthaltsame. Wenn wir übrigens des Numa Pompilius Aberglauben durchgehen; wenn wir die priesterlichen Dienste, die Ornate und Privilegien, die Opferdienste, die Werkzeuge und Gefäße dabei, die Wunderlichkeiten der Reinigungen und Gelöbnisse betrachten: ist es dann nicht

offenbar, es habe der Teufel jene ängſtliche Pünktlichkeit des jüdiſchen Geſetzes nachgeahmt? Der alſo diejenigen Dinge, wodurch die Sakramente Chriſti verwaltet werden, ſich ſo äffiſch bei den Verrichtungen der Idolatrie nachzuahmen beſtrebt hat; der wird wohl auch mit derſelben Liſt die Urkunden der göttlichen Dinge und chriſtlichen Heiligthümer durch Verdrehung des Sinnes, der Worte und Gleichniſſe unheiligem und lügenhaftem Glauben anpaſſen haben wollen und können. Und deßhalb darf man keineswegs bezweifeln, weder daß die geiſtige Bosheit, woher auch die Ketzereien kommen, vom Teufel eingegeben ſind, noch daß die Ketzereien von der Idolatrie ſich unterſcheiden, weil ſie dem Urheber, wie dem Werke nach von demſelben ſind, von dem die Idolatrie iſt. Sie erdichten entweder wider den Schöpfer einen andern Gott, oder bekennen ſie wirklich Einen Schöpfer, ſo beweiſen ſie ihn anders, als er in Wahrheit iſt; und ſomit iſt eine jede von ihnen wider Gott ausgeſagte Lüge eine Art von Idolatrie. Praescript. nr. 40.

Es liegt ſomit am Tage, daß der Teufel im Heidenthume eine beſondere Gewalt über die Welt bekam, und daß er, wenn auch ſein Reich durch Chriſtus zerſtört iſt, in der Ketzerei, abgeſehen davon, daß er auch den Gläubigen ſeine Schlingen legt, und jene, welche ſeinen Einflüſterungen Gehör geben, ihm mehr oder weniger durch die Sünde als Beute verfallen, ſeinen Einfluß auf die Welt geltend zu machen und als Fürſt der Welt ſich zu zeigen ſucht.

Dabei darf man nicht vergeſſen, daß Gott in Folge der erſten Sünde überhaupts den Fluch auf die Erde legte, und dadurch auch auf das, was von der Erde kömmt. Gen. 3, 17. Schon dadurch ward dem Satan eine gewiſſe Herrſchaft oder doch ein Anrecht auf der Erde eingeräumt. Dieſer Fluch iſt allerdings durch die Erlöſung aufgehoben; aber wie der Menſch die Früchte der Erlöſung ſich aneignen muß, welche der Kraft nach für Alle vorhanden ſind, ſo muß auch für die Erde und ihre Produkte der Fluch durch den Segen der Kirche aufgehoben, und müſſen die Anſprüche des Teufels auf dieſelben entfernt und vernichtet werden, wie es durch die kirchlichen Exorcismen geſchieht.

19) Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu.

Was uns die Evangelisten von der Versuchung Jesu durch den Teufel erzählen, wird von den Exegeten, namentlich akatholischen, gar verschieden aufgefaßt. Einige meinen, der Versucher sei nur ein Mensch gewesen, der sich Jesu näherte, um auszuforschen, ob er der Messias sei, oder um ihn zu bereden, daß er sich für den Messias erkläre, und das jüdische Volk von der Herrschaft der Römer befreie. Andere betrachteten die Versuchung nur als einen inneren Akt; Jesus sei nämlich im Nachdenken über seinen künftigen Beruf und die Schwierigkeiten, welche derselbe mit sich bringe, mit sich selbst in einen inneren Kampf gerathen, hatte aber die aufsteigenden, bösen Gedanken sogleich wieder unterdrückt, dieselben später aber einem Versucher in den Mund gelegt. Viele Schriftausleger halten die ganze Versuchungsgeschichte für ein nächtliches Traumgesicht oder für eine ekstatische Vision. Wieder Andere halten die Versuchungsgeschichte für eine Parabel, durch welche Christus seinen Jüngern mancherlei Lehren, z. B. daß sie sich vor Sucht zu glänzen u. s. w. hüten sollen, anschaulich habe machen wollen; auch für einen bloß philosophischen Mythus erklärte man die Versuchungsgeschichte.

Alle diese und noch andere Annahmen sind willkürlich und falsch, und es ist nur eine Erklärungsweise richtig, nämlich die buchstäbliche. Darnach ist daran fest zu halten, daß der Teufel in einer äußern, sichtbaren Gestalt erschienen sei. Dieß anzunehmen, verlangt unabweislich der Wortlaut. Matth. 4, 1 u. flgde.; denn unter dem Ausdruck „Teufel" ist immer ein persönliches Wesen zu verstehen. Auch werden ihm Matth. 4. Dinge beigelegt, die sich nur von einer Person sagen lassen, wie z. B. versuchen, sprechen, nehmen, stellen, zeigen u. s. w.; von einem innerlichen Vorgange, einem bloßen Traumgesichte findet sich nicht die mindeste Andeutung in der Stelle. Dabei ist nicht zu übersehen, daß in den Versen, welche der Versuchungsgeschichte unmittelbar vorhergehen und nachfolgen, geschichtliche Thatsachen berichtet werden, und daher an einen uneigentlichen Sinn obiger Worte um so weniger gedacht werden kann. Aber auch alle heilige Väter und sämmtliche alte Schriftausleger nehmen die Versuchungsgeschichte im buchstäblichen Sinne.

Warum will man aber in Abrede ſtellen, daß der Teufel in einer äußern Geſtalt dem Herrn genahet ſei, um ihn zu verſuchen? Hat er ja doch auch bei der Verſuchung der Eva dasſelbe gethan, und zwar näherte er ſich derſelben in Geſtalt einer Schlange. Wie alſo bei der Eva die Verſuchung keine bloß innere, ſondern eine äußere war, ſo verlangt es ſchon die Analogie, daß bei Chriſtus, der die Werke des Teufels zerſtören ſollte, dasſelbe ſtattfand. Wir wiſſen aus der heiligen Schrift, daß die Engel den Menſchen in menſchlicher Geſtalt erſchienen ſind und in menſchlicher Sprache zu ihnen geredet haben. Wenn nun die guten Geiſter Solches vermögen: wie ſoll man den böſen Geiſtern die Möglichkeit hiezu beſtreiten. Aus den Lebensbeſchreibungen vieler Heiligen, die von den glaubwürdigſten Männern verfaßt worden ſind, iſt bekannt, daß der Teufel ſich ihnen in den mannigfaltigſten, äußern Geſtalten näherte, um ſie zu verſuchen, oder ihnen ſonſt ein Uebel zuzufügen. So erzählt der heilige Athanaſius, gewiß ein glaubwürdiger Zeuge, daß dem heiligen Antonius, dem Einſiedler, oft Aehnliches begegnet ſei. In welcher Geſtalt der Teufel vor Jeſus getreten ſei, erzählen zwar die Evangeliſten nicht näher; es wird aber allgemein angenommen, daß ſie eine menſchliche geweſen ſei, und zwar eine ſolche, die geeignet war, den wirklichen Verſucher zu verbergen.

Man will die wirkliche Verſuchung von Seite des Teufels auch dadurch beſeitigen, daß man ſagt, der Teufel mußte, als gemäß ſeiner Klugheit, wiſſen, daß er über Chriſtus, den Sohn Gottes, nichts vermöge; es iſt daher anzunehmen, daß es der Teufel nie unternommen haben würde, Jeſum zu verſuchen. Allein dagegen iſt geltend zu machen, daß nach mehreren heiligen Vätern der Teufel damals nicht mit Beſtimmtheit erkannte, daß Jeſus der Sohn Gottes ſei. Denn mochte er aus dem, was ſich mit Jeſus bisher, und namentlich bei der Taufe im Jordan zugetragen hat, immerhin ſchließen, daß er der verheißene Meſſias und der Sohn Gottes ſein könne; ſo konnte ihn die Wahrnehmung ſeines Hungerleidens und die Bemerkung der demüthigen Erſcheinung überhaupts, in welcher Jeſus auftrat, in der Vermuthung beſtärken, er ſei vielleicht doch nur ein bloßer Menſch. Daher ſchreibt der heilige Ambroſius: Sic tentat, ut exploret. In Luc. 4. Und der heilige Auguſtin: Der Fürſt der Dämonen zweifelte an der Perſon;

daher versuchte er ihn, um zu erfahren, ob er Christus sei. De civitat. Dei lib. 9. c. 21. Allein davon ganz abgesehen, ob der Teufel in der Stunde der Versuchung wußte oder nicht, ob Jesus der Sohn Gottes sei, ist so viel gewiß, daß im erstern Falle so wenig, wie im letztern die Versuchung ausgeschlossen ist. Denn der Teufel wird nicht von dem wahrscheinlichen Erfolg seines Handelns zur Versuchung veranlaßt, sondern hauptsächlich von seiner bösen Natur. Indem also der Teufel Jesum, den Sohn Gottes, versuchte, that er nur, wozu ihn seine Natur drängte.

Auf die weitere Frage, warum Jesus überhaupts vom Teufel versucht werden wollte, und welch tiefe Bedeutung die Versuchung des Herrn hat, wurde bereits oben Rede und Antwort gegeben. B. 11. S. 337.

Noch ist Einiges erörterungsweise beizufügen über die Art, wie Jesus vom Teufel zuerst auf die Zinne des Tempels und dann auf einen hohen Berg versetzt worden, und wie es sich mit den ihm gezeigten Reichen verhält. Was das Erstere betrifft, so meinen mehre Schriftausleger, wie Euthymius, Albertus Magnus, Maldonat ꝛc., Jesus sei auf die Aufforderung des Teufels, sich ihm als Gefährte anzuschließen, freiwillig mit ihm an die genannten Orte gegangen. Allein die Ausdrücke: „Der Teufel nahm ihn, stellte ihn" u. s. w. deuten klar an, daß hier von einer Versetzung die Rede sei, welche durch übermenschliche Kraft bewirkt worden ist. Deßwegen nehmen auch die meisten heiligen Väter, wie Hieronymus, Gregor, der Große, Thomas von Aquin, und von den neuern Schriftauslegern Erasmus, Cornel a Lapide, Calmet, Allioli u. s. w. an, Jesus habe es in tiefer Demuth und Erniedrigung freiwillig zugelassen, vom Satan durch die Luft geführt zu werden, wie es auf ähnliche Weise, aber freiwillig durch die Macht Gottes, im alten Bunde dem Habakuk und im neuen dem Philippus begegnet ist. Dan. 14. u. Apostelgesch. 8. Daß dem Teufel eine solche Entrückung möglich sei, beweiset das Leben mancher Heiligen, wovon unter andern die Mystik von Görres mehre Beispiele enthält. Bei dieser Auffassung hat auch die zweite und dritte Versuchung mehr Anziehendes; denn hatte der Satan dadurch eine Probe seiner übernatürlichen Kräfte abgelegt, so mußte sich, um menschlich zu reden, auch Jesus um so mehr aufgefordert fühlen,

seiner Seits einen Beweis seiner höhern Macht zu geben. Deßgleichen erhalten die Worte bei der dritten Versuchung: „Dieses Alles will ich dir geben" — erst dann eine Bedeutung, wenn der Versucher sich zuvor als ein höheres Wesen bewiesen hat, während sie sich im entgegengesetzten Falle als völlig einfältig darstellen. Wie es sich endlich mit den angebotenen Reichen selbst verhalten habe, ist wohl dahin zu erklären, daß der Teufel dem Herrn nicht bloß die vom Berge aus wirklichen Reiche d. h. Provinzen gezeigt, sondern durch dämonisches Blendwerk noch andere hinzuzauberte, oder doch die fernsten, dem menschlichen Blicke nicht erreichbaren Reiche in den vom Berge aus sich ausdehnenden Gesichtskreis hinein versetzte. Dieses Blendwerk bot einen weitern Beweis für die übernatürliche Macht des Versuchers dar, und gab seinen Worten: „Dieses Alles will ich dir geben", noch mehr Kraft und Nachdruck.

20) In wie ferne die Macht des Teufels durch Christus zerstört worden ist.

Im neuen Testamente wird oft von der Zerstörung des Reiches des Teufels gesprochen. So lesen wir: Ich sah den Teufel wie einen Blitz vom Himmel fallen. Luk. 10, 18. Jetzt ist das Gericht der Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgeworfen werden. Joh. 12, 31. Der Fürst dieser Welt ist schon gerichtet. Joh. 16, 11. — Christus hat durch den Tod dem die Macht genommen, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel. Hebr. 2, 14. — Der Sohn Gottes ist dazu erschienen, die Werke des Teufels zu zerstören. 1. Joh. 3, 8. — Und wiederum: Hinausgeworfen ist der Ankläger unserer Brüder (der Teufel), der sie verklagte Tag und Nacht vor unserm Gott. Apok. 12, 10.

Allein alle diese Stellen sind nicht so zu verstehen, als ob nach dem Erlösungstode Jesu dem Teufel alle Macht genommen wäre, und er nunmehr allen Einfluß verloren hätte. Christus hat zunächst nur die Hauptmacht des Teufels gebrochen; denn vor ihm herrschte ja der böse Feind durch die Gräueln des Heidenthums in der Welt wie in seinem Eigenthume, was bereits oben umständlicher auseinandergesetzt worden ist. Der Teufel hat aber immerhin noch großen Einfluß auf die Menschen, der noch wächst in dem Ver-

hältnisse, als die Sünde zunimmt. Dabei ist aber auch dieses noch zu bemerken, daß Christus nicht bloß die Hauptmacht des Teufels gebrochen, sondern uns auch die Gnade erworben hat, daß wir seinen Angriffen bei ernstlichem Willen und beharrlichem Kampfe widerstehen und über ihn den Sieg davon tragen können. Alle Gewalt über die Menschen, d. h. jene, die Gott angehören, verliert der Satan erst am Ende der Tage, wo er mit seinem Anhange in die Hölle eingeschlossen und seiner verdienten Strafe überliefert wird.

21) Beziehungen und Einflüsse der Teufel auf die Menschen.

Alles Streben des Teufels geht dahin, das Menschengeschlecht ins ewige Verderben zu ziehen; um diese Absicht zu erreichen, legt er den Menschen alle möglichen Schlingen. Schon ursprünglich hat er die Menschen in Adam gestürzt. Gen. 3, 1. u. Weish. 2, 24. Er hat den Kain gewonnen 1. Joh. 3. und in seiner Nachkommenschaft, die eben deßwegen Kinder der Welt hießen, geherrscht, welche nach der Sündfluth in den Sprößlingen des Cham sich fortpflanzten. Er hat, wie wir oben umständlich auseinandersetzten, im heidnischen Götzendienste sich förmlich als Gott huldigen und anbeten lassen, und sucht seine Herrschaft auch in den christlichen Zeiten in den Ketzereien fortzusetzen. Auch die Gläubigen sind fortwährend seinen Versuchungen ausgesetzt. Ueberhaupts sagt die heilige Schrift von der Wirksamkeit des Teufels:

Er ist der Fürst dieser Welt. Joh. 14, 30; 16, 11.

Er wirkt in den bösen Menschen; daher uennt ihn der Apostel den Geist, der wirksam ist in den Kindern der Ungläubigen. Eph. 2, 2.

Er hat die Bösen in seiner Gewalt und hält sie nach seinem Willen gefangen; deßwegen ermahnt der heilige Paulus seinen Schüler Timotheus, er solle die, welche der Wahrheit widerstreben, mit Milde zurechtweisen, daß sie wieder aus der Schlinge des Teufels zu sich kommen, von welchem sie gefangen gehalten werden nach seinem Willen. 2. Timoth. 2, 26.

Er blendet ihren Geist, daß sie das klare Licht des Evangeliums nicht sehen. „Das Evangelium ist verhüllt den Ungläubigen,

deren Herz der Gott dieſer Welt (Teufel) verblendet hat." 2. Corinth. 4, 4.

Er ſtiehlt das Wort Gotets von dem Herzen der Zuhörer hinweg. „Es kömmt der Teufel, und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit ſie nicht glauben und ſelig werden." Luk. 8, 12.

Er gibt böſe Rathſchläge ein und treibt zu ſchlechten Handlungen an. — „Der Teufel hatte dem Judas Iskarioth ins Herz gegeben, Jeſum zu verrathen." Joh. 13, 2. — Petrus ſprach: „Ananias, warum hat der Satan dein Herz verſucht, daß du logeſt dem heiligen Geiſte, und zurückbehieltest von dem Werthe des Ackers." Apoſtelgeſch. 5, 3.

Er ſäet Unkraut unter den Waizen. „Der Feind, der das Unkraut ausſäet, iſt der Teufel." Matth. 13, 39.

Er iſt bemüht, die ganze Welt zu verführen. „Die alte Schlange, welche genannt wird der Teufel und Satan, welcher die ganze Welt verführt." Apok. 12, 9.

Er ſucht auch die Guten zu verführen, und nimmt zur leichtern Erreichung ſeines Zweckes oft die Geſtalt eines Lichtengels an. 2. Corinth. 11, 14.

Er geht ein anderes Mal wie ein brüllender Löwe herum. „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widerſacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und ſucht, wen er verſchlingen könne." 1. Petr. 5, 8.

Er bereitet den Guten verſchiedene Kämpfe. „Siehe, der Teufel wird Einige von euch ins Gefängniß werfen, damit ihr geprüft werdet." Apok. 2, 10.

Er ſtrebte auch die Apoſtel zu ſieben. „Simon, ſiehe, der Satan hat verlangt, euch ſieben zu dürfen wie Waizen." Luk. 22, 31.

Er wagte es ſogar, Chriſtum zu verſuchen. Matth. 4, 1—11.

Darum werden die Gläubigen nachdrücklich ermahnt, wachſam zu ſein und den Verſuchungen des Teufels kräftig zu widerſtehen. Ziehet an die Waffenrüſtung Gottes, damit ihr beſtehen könnet gegen die Nachſtellungen des Teufels; denn wir haben nicht bloß zu kämpfen wider Fleiſch und Blut, ſondern wider die Oberherrſchaften und Mächte, wider die Beherſcher der Welt in dieſer Finſterniß, wider die Geiſter der Bosheit in der Luft. Eph. 6, 11. 12. — Seid nüchtern und wachet; denn euer Widerſacher, der Teufel,

geht umher wie ein brüllender Löwe u. ſ. w. 1. Petr. 5, 8. — Widerſtehet dem Teufel, ſo wird er von euch fliehen. Jak. 4, 7.

Für die verführeriſchen Einflüſſe des Teufels auf die Menſchen zeugen auch die heiligen Väter. So ſagt der heilige Hilarius: Trügeriſch iſt der Teufel, und ein zum Verführen ſchlauer Künſtler. Commentar. in Matth. — Der Teufel iſt gegen uns vom Anfange an feindlich und widerſtrebend, und zieht ſich in die Schatten der weltlichen Gelüſte, welche auf dem Wege dieſes Lebens geeignet zu ſein ſcheinen, den Räuber geheim zu halten, und Schlupfwinkel dem Nachſtellenden zu gewähren; daher er uns unvermuthet die Feſſel des Unterganges anlegt. S. Basil. — Für Alle gibt es einen gemeinſamen Feind (den Teufel), welcher ein Feind alles Guten iſt. S. Ambros. — Der Teufel hat von ſich ſelbſt den Willen zu ſchaden, von dem Herrn aber die Gewalt dazu. Gregor, der Große. Moral. libr. 2. — Der Teufel iſt der Vater und Lehrmeiſter aller Laſter. Theodoret Dial. 3. Vergleiche auch die oben angeführten Väterſtellen, namentlich die Ausſprüche des heiligen Chryſoſtomus.

Endlich das vierte allgemeine Concilium im Lateran ſagt: Homo diaboli suggestione peccavit. Can. 1.

Gegen die Einwirkungen des Teufels auf die Menſchen läßt ſich auch von Seite der Vernunft nichts einwenden. Denn wenn die guten Engel zu den Menſchen in einer gewiſſen Beziehung ſtehen: warum ſollte den gefallenen der Weg hiezu verſchloſſen ſein? Mit der Annahme des erſtern Einfluſſes muß von ſelbſt auch der letztere zugegeben werden. Die böſen Geiſter werden aber gemäß ihrer Natur auf die Menſchen einwirken, d. h. ſie zu verderben und in den Abgrund zu ziehen ſuchen; denn Alles wirkt nach ſeiner Natur. Daraus folgt, daß der Einfluß des Teufels auf die Menſchen ein dieſem Geiſt angemeſſener, d. h. den Menſchen höchſt ſchädlicher und verderblicher ſein wird.

22) Wirklichkeit der Verſuchungen von Seite des Teufels insbeſonders.

Daß das Hauptgeſchäft des Teufels darin beſteht, die Menſchen zu verſuchen, und ſie dadurch zu verderben, kann nicht bezweifelt werden. Die heilige Schrift legt für dieſe Wahrheit klares

Zeugniß ab. Schon im Paradies hat der Teufel dieſes Geſchäft begonnen. Gen. 3. Auf gleiche Weiſe reizte der Satan den David zur Sünde. 1. Paral. 21, 1. — Im neuen Teſtamente iſt die Wirklichkeit der teufliſchen Verſuchungen durch eine Menge von Zeugniſſen beſtätiget. So bezeugt Johannes, daß der Satan dem Judas eingegeben habe, den Herrn zu verrathen. Joh. 13, 2. Ebenſo hat der Satan den Ananias verſucht, und zur Lüge und zum Betrug verleitet. Apoſtelgeſch. 5, 3. Der heilige Paulus warnt die Eheleute vor teufliſchen Verſuchungen. 1. Cor. 5, 7. Cf. 1. Petr. 5, 3; Apok. 12, 9 und mehre bereits oben angeführte Stellen. — Auf dieſelbe Weiſe erklären ſich die heiligen Väter, wie ebenfalls im Vorhergehenden hierauf bezügliche Zeugniſſe bereits angeführt worden ſind.

Was die Art und Weiſe der teufliſchen Verſuchungen betrifft, ſo iſt dieſes natürlich ein Geheimniß. Hieronymus meint, der Teufel könne den Menſchen nicht unmittelbar verſuchen, ſondern nur mittelſt der Concupiscenz. Daß dieſe ihm einen erwünſchten Anknüpfungspunkt gewährt und das Geſchäft ihm erleichtert, kann nicht geleugnet werden. Daß er aber auch ohne Concupiscenz verſuchen kann, zeigt der Vorfall im Paradies und namentlich die Verſuchung Jeſu. Daher ſagt auch der heilige Auguſtin, daß der Teufel könne dem Menſchen unmittelbar böſe Gedanken eingeben. Tract. 62. in Joan. Der Teufel ſucht übrigens auf verſchiedenen, und oft ganz entgegengeſetzten Wegen ſein Ziel zu erreichen. Manchmal nähert er ſich leiſe und iſt bemühet, auf ſanfte und liebliche Weiſe für ſich zu gewinnen: daher wird er in der heiligen Schrift eine Schlange genannt. Dieſem Thiere iſt das verborgene Einherſchleichen eigen. Ein anderes Mal greift er mit Heftigkeit an und ſtürzt ſich mit Ungeſtüm auf ſein Opfer; in dieſer Beziehung nennt der heilige Petrus den Teufel einen brüllenden Löwen, womit ſeine Gewaltigkeit bezeichnet iſt. Seine Verſuchungen ſind am meiſten innerlich, wobei er auf eine geheime Weiſe auf unſer Herz einzuwirken ſucht; öfters aber auch äußerlich, wie die Geſchichte unſerer Stammeltern und die Verſuchung Jeſu beweiſen, und es das Leben mancher Heiligen darthut. Möchte nun der Teufel ſeinem böſen Willen nach gleichwohl die geſammte Menſchheit verderben, ſo erreicht er mit aller Anſtrengung in der Wirklichkeit doch nicht mehr,

als ihm Gott gestattet. Daher vergleichen die heiligen Väter den Teufel mit einem Kettenhunde, der nur bellen kann. Der Teufel, sagt der heilige Augustin, thut, was er kann, nur aus Zulassung Gottes. De civit. Dei l. 1. c. 1. Und Gerson schreibt: Gott hält den höllischen Löwen gefesselt, daß er nicht nach seinem bösen Willen wüthen kann.

Als wirksamste Mittel gegen die teuflischen Versuchungen gibt die heilige Schrift an:

Gebet und Wachsamkeit. „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet." Matth. 26, 41.

Anziehung der Waffenrüstung Gottes, worunter man vorzüglich Glaube und Gerechtigkeit zu verstehen hat. Eph. 6.

Nüchternheit und Standhaftigkeit. In dieser Beziehung sagt der heilige Petrus: Seid nüchtern und wachet; denn der Teufel gehet herum wie ein brüllender Löwe . . . dem widerstehet standhaft im Glauben. 1. Petr. 5, 8. 9. Cf. den Artikel „Versuchung."

23) Beweis für das teuflische Besessensein aus den Schriften des neuen Bundes.

Die Schriften des neuen Testamentes legen unleugbares Zeugniß ab für die Wirklichkeit des Besessenseins. Vielfältig wird erzählt, daß Christus selbst die Teufel ausgetrieben habe. Es läßt sich nicht sagen, daß es sich hier um einfache Krankenheilungen gehandelt habe; alle Umstände sprechen dagegen. Christus unterscheidet genau das Besessensein von einer gewöhnlichen Krankheit. Matth. 10, 1; Mark. 16, 17 u. 18. Christus redet die bösen Geister an und gebietet ihnen, aus den Menschen auszufahren. „Jesus drohte ihm (dem Teufel) und sprach: Verstumme, und fahre aus von diesem Menschen. Mark. 1, 25 u. Luk. 4, 35. Daraus ist klar, daß nach der Annahme Jesu wirklich ein Dämon in diesem Menschen gewesen. Dieser Ansicht waren auch diejenigen, welche den Unglücklichen zu Jesus brachten. Das Zeugniß für das Besessensein in diesem Falle beruht also nicht auf der Einbildung des leidenden Menschen und seiner krankhaften Aussage, sondern auf der Ueberzeugung vieler bei dem Vorfalle anwesender Menschen und auf dem untrüglichen Zeugnisse Jesu selbst. Wäre der Mensch nicht besessen, sondern nur krank gewesen, so würde es Pflicht Jesu,

als des Lehrers der Wahrheit, geweſen ſein, — die Menſchen auf ihre Täuſchung aufmerkſam zu machen und ihnen ihren Irrthum zu nehmen; ſtatt deſſen beſtärkt er ſie in ihrem Glauben. Auch der Ausdruck: „Der Teufel fuhr aus von ihm“ Luk. 4, 35. — paßt für eine Krankenheilung nicht; denn die Krankheit fährt nicht aus.

Die Dämonen ſehen und hören Jeſum Mark. 3, 11 u. 5, 9; ſie bekennen, daß er der Sohn Gottes ſei und bitten ihn, ſie nicht vor der Zeit zu quälen. „Der Beſeſſene ſchrie mit lauter Stimme und ſprach: Was habe ich mit dir zu ſchaffen, Jeſu, du Sohn Gottes, des Allerhöchſten? Ich beſchwöre dich bei Gott, quäle mich nicht.“ Mark. 4, 7. Und bei Markus 1, 24. ſagt der unreine Geiſt: „Was haben wir mit dir zu ſchaffen, Jeſus von Nazareth, biſt du gekommen, uns zu verderben? Ich weiß, wer du biſt, der Heilige Gottes.“ Ebenſo ſagen die böſen Geiſter bei Matth. 8, 29: „Jeſus, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir? Biſt du hieher gekommen, uns vor der Zeit zu quälen!“ — All dieſe Ausdrücke haben nur einen Sinn, wenn die, aus welchen dieſe Sprache kam, wirklich von böſen Geiſtern beſeſſen waren. Denn nur wenn ein Dämon im fraglichen Menſchen wohnte, iſt das Bekenntniß von der Gottheit Jeſu erklärlich; ein mit einer bloßen Krankheit behafteter Menſch hätte die hohe Würde Jeſu weder erkannt, noch Urſache gehabt, ſich in der Nähe Jeſu für gequält zu erklären; er hätte ſich durch die Hoffnung, Hilfe zu erhalten, vielmehr getröſtet und wohl fühlen müſſen. Wie hätte ein bloß kranker Menſch erſt gar ſagen können: „Biſt du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen?“ So konnten nur die Dämonen reden, die erſt am Ende der Zeiten in ihre volle Qual verſtoſſen werden. Die angeführten Worte drücken von Seite der Dämonen offenbar die Furcht aus, ſie möchten vom Herrn jetzt ſchon in die Hölle verbannt werden. Daher ihre Rede „von einer Qual vor der Zeit;“ denn es iſt ihnen bewußt, daß ſie erſt am Ende der Zeit mit ewigen Banden in die Hölle gefeſſelt werden ſollen. Deßwegen baten ſie auch den Herrn bei einer andern Gelegenheit, er möge ſie in die Schweine fahren laſſen: „Wenn du uns von da austreibeſt, ſo laß uns in die Heerde Schweine fahren“ (die in der Nähe weideten). Matth. 8, 31. Sie bitten, in die Schweine fahren zu dürfen, um nur

ihrem Sturze in die Hölle vorläufig noch zu entgehen. Luk. 8, 31. Wie hätte der leidende Mensch eine solche Sprache führen können, wenn nicht böse Geister in ihm gewesen wären, und diese aus ihm geredet hätten? Welchen Sinn hätten erst die Worte: „Sie fuhren aus und fuhren in die Schweine, und sieh, die ganze Heerde stürzte sich mit Ungestüm von dem Abhange ins Meer und ertrank im Wasser" Matth. 8, 32, — wenn jene Menschen etwa bloß an der Tobsucht gelitten haben würden? — Ebenso läßt sich die Antwort auf die Frage Jesu: „Wie heißest du?" — Die Antwort nämlich: „Legion" — nur auf die in jenem Menschen wohnenden Teufel beziehen; völlig sinnlos aber wäre sie, wenn jener Mensch nur an einem natürlichen Uebel gelitten hätte. Wie hätte sich dieses als Legion bezeichnen lassen, und zwar mit dem Beisatze: „Es waren viele Teufel in ihn gefahren." Luk. 8, 30.

Daß Jesus wirklich Teufel ausgetrieben habe, geben auch seine Feinde zu, und zwar sowohl seine Zeitgenossen, als die später Lebenden. Von seinen Zeitgenossen nennen wir die Pharisäer; denn sie wagten die Thatsache nicht zu leugnen, sondern warfen dem Herrn nur vor, er treibe die Teufel durch den Obersten der Teufel aus. Matth. 12, 24 u. flgde. Unter den später lebenden Feinden Jesu aber berufen wir uns auf das Zeugniß des apostatischen Kaisers Julian. Dieser sagt, um die Thaten Jesu zu verkleinern: Man wird es doch nicht für etwas so gewaltig Großes achten, daß er in den Flecken Bethsaida und Bethania Krüppel und Blinde heilte und Besessene beschwur.

Jesus Christus bestärkte in seinen vertraulichen Reden auch seine Jünger im Glauben an wahre Teufelsbesitzungen. Matth. 17, 17—20; Mark. 9, 27 u. 28. Der Herr gab ihnen auch die Gewalt, nicht bloß Krankheiten zu heilen, sondern auch Teufel auszutreiben. Matth. 10, 1; Mark. 3, 15. Die Apostel halten ebenfalls diesen Glauben fest; sie heilen nicht bloß Kranke Apostelgesch. 8, 8; sondern treiben auch Teufel aus. Ebendas. 8, 7. Unter Andern lesen wir auch von dem heiligen Paulus, diesem aufgeklärten Apostel, daß er Teufelsbeschwörungen vorgenommen; denn er befreite in Philippi eine Magd, welche einen Geist des Python hatte, d. h. einen bösen Geist, von ihm. Der Apostel sprach nämlich zu ihm: „Ich befehle dir im Namen Jesu Christi, von ihr auszufahren."

Und die Schrift ſagt: „In derſelben Stunde fuhr er aus.“ Apoſtelgeſch. 16, 18.

24) Nichtigkeit der Einwendungen, welche man gegen die von Chriſtus geſchehenen Teufels-Austreibungen vorbringt.

Um die Wirklichkeit des Beſeſſenſeins zu leugnen, greift man auch die von Chriſtus geſchehenen Teufelsaustreibungen an. Man ſagt:

a) Chriſtus und die Apoſtel haben ſich mit ihren Teufels-Austreibungen nur dem Vorurtheil ihrer Zeitgenoſſen akkommodirt. — Allein wie erſchiene in dieſem Falle Chriſtus, und was wären ſeine Apoſtel? Wie, der Lehrer der Wahrheit, der zum Zeugniß für die Wahrheit ſelbſt geſtorben iſt, hätte hier einem ſo gräulichen Irrthum gehuldiget, und ihm auf eine ſo unbegreifliche Weiſe Vorſchub geleiſtet? Der Heiland hat die Phariſäer und Schriftgelehrten oft ſo bitter getadelt, und einen ſo gräulichen Irrthum, wie der Glaube an das Beſeſſenſein iſt, hätte er nicht im mindeſten gerügt, ſondern ihn noch durch ſein Anſehen geſtützt! Wer findet Solches mit dem Charakter Jeſu, mit ſeiner Würde und dem Zweck ſeiner Sendung vereinbar? Nein, eine ſolche Akkommodation iſt von Seite Jeſu unmöglich.

b) Die in der heiligen Schrift als Beſeſſene aufgeführt werden, litten nur an natürlichen Krankheiten. — Auch dieſe Einwendung iſt unſtichhaltig; denn abgeſehen davon, daß auch in dieſem Falle Chriſtus und ſeine Apoſtel als Beförderer des Irrthums erſchienen, was mit Lehrern der Wahrheit nicht vereinbar iſt; ſind die Umſtände der einzelnen Beſeſſenen von der Art, daß ſie unmöglich auf natürliche Kranke paſſen. Wir erinnern aus dem bereits oben Erwähnten nur an die zwei Beſeſſenen aus der Landſchaft der Geraſener. Matth. 8, 28. Welch ein Zuſammenhang kann zwiſchen dem Heilen von einer natürlichen Krankheit und dem Sturze der Schweine in den Abgrund gefunden werden?

c) Es widerſpricht der Würde Gottes, Beſitzungen des Teufels zuzulaſſen. — Die Richtigkeit dieſer Einwendung läßt ſich ſchwer einſehen. Umgekehrt ſcheint es vielmehr Gott angemeſſen zu ſein, daß er gerade zur Zeit des Auftretens Jeſu

häufig Teufelsbesitzungen zugelassen, theils um den traurigen Zustand, in welchen die Menschheit gerathen, klar ins Licht zu stellen; theils um augenscheinlich zu zeigen, daß Jesus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören und seine Macht zu brechen.

d) Es ist ganz unbegreiflich, und daher unglaublich, daß der Teufel sich völlig in den Besitz eines Menschen sollte setzen können. — Dieses ist wohl der schwächste Einwand, der sich auf die Unbegreiflichkeit des Faktums stützt. Wenn Alles verworfen werden darf, was der Mensch nicht begreift: was wird dann noch bestehen können? Da uns überhaupts in der Sinnenwelt so viel räthselhaft ist, wie können wir es wagen, im Geisterreiche das als unmöglich zu bezeichnen, was wir nicht verstehen und begreifen? Zudem ist es keineswegs so unbegreiflich, daß unter Zulassung Gottes der Teufel einen Menschen in Besitz nimmt. Das Gleichgesinnte zieht sich an und strebt nach Vereinigung. Wie sollte es daher dem bösen Geiste bei einem Menschen, dessen Wille ganz und gar auf das Böse gerichtet ist, an einem Anknüpfungs- und Vereinigungspunkte fehlen? Und warum sollte es in Folge dessen nicht zum Besitze von Seite des Teufels kommen können?

25) Die katholische Kirche hat immer an die Wirklichkeit von Besessensein geglaubt.

Die heiligen Väter sprechen ihren Glauben an die Wirklichkeit von Besessensein klar in ihren Schriften aus, wie Origenes Princ. III. 3; Cyprian Idol. vanit.; Laktantius Divin. instit. II. 14. Alle Väter haben auch diejenigen, aus welchen Jesus die Teufel austrieb, für Besessene gehalten, wie Irenäus advers. haer. I. 32; Justinus Apolog. II. 6; Tatian contr. Graec.; Cyrillus von Alexandrien contr. Jul.; Augustin Civit. Dei XXII. 8. ꝛc. Die heiligen Väter berufen sich darauf, daß auch in ihren Zeiten von den Gläubigen die Teufel ausgetrieben worden. So schreibt Tertullian: Man bringe Einen, von dem bekannt ist, daß ihn ein Dämon treibt, vor euern Richterstuhl. Sobald irgend ein Christ dem Geiste befiehlt zu sprechen, so wird er sich in Wahrheit als einen Dämonen zu erkennen geben. . . . Wenn sie sich nicht als Dämonen zu erkennen geben, da sie nicht wagen, einen Christen anzu-

lügen, ſo vergißt auf der Stelle dieſes verwegene Chriſtenblut. Tertullian in der Schutzſchrift für die Chriſten nr. 23. — In der Schrift „von den Schauſpielen" erzählt Tertullian, daß eine Chriſtin, welche das Theater beſuchte, von einem Dämon beſeſſen heimkehrte. Der Kirchenvater fährt fort zu berichten: Als der unreine Geiſt durch Exorcismus bedroht wurde, daß er es gewagt habe, eine Gläubige einzunehmen, ſo antwortete er: Ich habe das mit Bedacht und mit vollem Rechte gethan, da ich ſie in meinem Hauſe fand. — Der heilige Cyprian ſchreibt: Wir können die unreinen und ſchwärmeriſchen Geiſter, die ſich zum Verderbniſſe der Seelen in die menſchlichen Leiber verſenken, durch drohende Machtworte zum Bekenntniß bringen und austreiben. Dadurch ſetzen wir ihnen mit ſchweren Streichen zu, dadurch treiben wir ſie in die Enge, dadurch jagen wir ſie unter vielfältigem Heulen und Seufzen zu ihrer größern Pein von den Leibern aus; ja wir geißeln ſie gleichſam und martern ſie durch das Feuer. Alles Dieſes geht dabei vor, ohne daß es das Auge bemerkt; die Peinigungsart iſt geheim, offenbar aber die Strafe. Epist. 1. (ad Donat.) — Ein anderes Mal ſagt der heilige Cyprian: Die Exorciſten geißeln, brennen und peinigen noch heute, zwar mit menſchlichen Worten, aber mit einer göttlichen Macht, den Satan, und derſelbe mag wiederholt ſagen, er fahre aus und verlaſſe die Geſchöpfe Gottes, er mag auch in dieſen ſeinen Worten betrügen und die nämliche Hartnäckigkeit und Betrügerei ausüben, welche einſt Pharao ausgeübt hat: wenn es jedoch zu dem Heilwaſſer und zur heiligen Taufe kömmt, müſſen wir allerdings dafür halten und glauben, daß der Satan dort unterdrückt und der Gott geheiligte Menſch durch die Gnade des Herrn befreit wird. Denn gleichwie die Skorpionen und Schlangen, welche in der Trockene ſehr Vieles vermögen, in das Waſſer geworfen aber nicht ſchaden und ihr Gift nicht behalten können; ebenſo können die böſen Geiſter, welche auch Skorpionen und Schlangen genannt, aber von uns, vermöge der uns vom Herrn gegebenen Macht, mit Füſſen getreten werden, ſich in einem getauften und geheiligten Leibe des Menſchen, worin der heilige Geiſt zu wohnen beginnt, nicht mehr länger aufhalten. Epist. 70. (ad Magnum).

Die heiligen Väter ſahen hierin, daß die Gläubigen die Teufel

zum Zeugnisse gegen sich selbst zwingen und aus den Besessenen austreiben, einen offenbaren Beweis der Wahrheit des Christenthums. So schreibt Minucius Felix: Dieses weiß der größte Theil von euch, daß die Dämonen selbst gegen sich Zeugniß ablegen so oft, als sie von uns durch die Qual der Worte und das Feuer des Gebetes aus den Leibern ausgetrieben werden. Durch den Schmerz besiegt, sprechen sie es aus, was sie sind. Octav. 27.

Insbesonders rühmen die heiligen Väter den Namen Jesus als ein kräftiges Mittel zur Vertreibung der bösen Geister. All unsere Herrschaft über die Teufel, sagt Tertullian, kommt aus dem Namen Jesu Christi. Christum in Gott, und Gott in Christo fürchtend, werden sie von den Dienern Gottes und Christi unterworfen; so entweichen sie wider Willen klagend . . . auf unsern Befehl aus den Leibern. Apol. c. 23. — Laktantius schreibt: Werden die Teufel im Namen Gottes beschworen, so weichen sie aus den Leibern. Instit. lib. 2. c. 16. — Der heilige Chrysostomus sagt: Wir besitzen geistliche Zaubersprüche, den Namen Jesu Christi und die Kraft des Kreuzes. Dieses Zauberlied vertreibt den Drachen nicht nur aus seiner Höhle und stürzt ihn ins Feuer, sondern heilt auch die Wunden. Hom. 8. ad Rom.

Die Kirche hat ihren Glauben an die Wirklichkeit des Besessensein klar dadurch ausgesprochen, daß sie ein eigenes Amt von Exorcisten und eigene Gebräuche zur Befreiung der Besessenen einführte. In der Weiheformel der Exorcisten heißt es: „Ein Exorcist hat die Dämonen auszutreiben. . . . So empfanget die Vollmacht, den Energumenen die Hand aufzulegen, und vermittelst dieser euerer Handauflegung durch die Gnade des heiligen Geistes und des Exorcismusspruches werden die unreinen Geister aus den besessenen Körpern vertrieben. Bestrebt euch, daß, gleichwie ihr die Leiber Anderer von den Dämonen befreiet, ihr auch selbst an euerm Geist und Körper alle Unreinigkeit und Bosheit verabscheuet, damit ihr nicht jenen unterlieget, welche ihr vermöge euers Amtes von Andern vertreibet."

26) Glaube der Juden an Besessensein.

Was das alte Testament betrifft, so enthält es zwar ganz sichere Fälle und Zeugnisse über Besessensein nicht. Vom Könige

Saul heißt es jedoch: Es wich der Geiſt des Herrn von ihm, und es plagte ihn ein böſer Geiſt. 1. Sam. 16, 14. Aus andern Stellen der heiligen Schrift wiſſen wir, daß in Folge deſſen der Gemüthszuſtand des Saul ſo ſehr ſich verſchlimmerte, und den König eine ſolche Melancholie befiel, daß er oft zur Wuth und Raſerei getrieben wurde. Wenn dabei noch erwogen wird, daß nur die heiligen Lieder des David dem Saul öfters eine Erleichterung zu verſchaffen vermochten; ſo iſt hier offenbar an ein Beſeſſenſein oder doch Umſeſſenſein zu denken. Dieſes ſcheint deutlich in den Worten zu liegen: Wann immer der böſe Geiſt vom Herrn über Saul fiel, nahm David die Harfe und ſchlug darauf mit ſeiner Hand, und Saul ward erquickt, daß es ihm leichter ward; denn der böſe Geiſt wich von ihm. 1. Sam. 16, 23. Auch die Stelle Tob. 3, 8. deutet auf Aehnliches; denn wenn der Teufel die ſieben Männer der Sara ſelbſt tödten konnte, ſo iſt dieſes ein Beweis von größter Macht des Satan über dieſe Unglücklichen, und deutet wohl auf ein Beſeſſenſein derſelben.

Um andere, minder bezeichnende Stellen zu übergehen, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß die Juden zur Zeit Jeſu an das Beſeſſenſein glaubten. Daher tadelten ſie nicht nur den Herrn nicht, daß er Teufel austrieb, ſondern ſie führten ſelbſt viele Unglückliche die ſie für beſeſſen hielten, zu Jeſus, und baten ihn, ſie von ihren böſen Geiſtern zu befreien. Die Phariſäer wagten es daher nie, die Teufelsaustreibungen, welche Jeſus vornahm, zu leugnen oder als Aberglauben zu verſchreien, ſondern ſie ſuchten ſie nur zu verdächtigen, ſo z. B. wenn ſie ſagten, der Herr treibe die böſen Geiſter durch den Oberſten der Teufel aus.

27) Anſichten der Heiden von Beſeſſenſein.

Es iſt bekannt, daß ſowohl Gelehrte als Ungelehrte unter den Heiden der Anſicht waren, der Menſch habe einen Dämon, der ihn führe und treibe. Zwar wird der Ausdruck Dämon bei den Heiden in mehrfacher Bedeutung genommen, und wurden häufig auch gute Geiſter als Dämonen bezeichnet; aber auch böſe Dämonen kannte das Heidenthum. Heſiodot ſagt, daß aus den guten Menſchen im goldenen Zeitalter unter der Herrſchaft des Saturnus nach ihrem Tode gute Dämonen geworden, welche mit Luft bekleidet

auf Erden umherwandeln und die Menschen beschützen; das folgende Geschlecht aber, welches böse war, sei nach seinem Tode zu bösen Dämonen geworden, welche das Gegentheil von jenen thun, d. h. den Menschen zu schaden und sie zu verderben bemüht sind. Daß die bösen Dämonen selbst in die Menschen fahren, und in denselben wirken, war den Heiden keineswegs unbekannt; insbesonders glaubten die Heiden, daß die Seelen der gewaltsam Getödteten als böse Dämonen in die Menschen fahren und dieselben plagen; denn man glaubte, solche abgeschiedene Seelen seien wegen ihrer gewaltsamen Todesart mehr zur Gewaltthätigkeit und Rache bereit. So schreibt Philostratus, ein Dämon, der einen jungen Menschen besaß, habe bekannt, er sei der Geist eines Mannes, der einstens in einer Schlacht geblieben. Indeß bemerkt hiezu richtig Tertullian, daß hier unter dieser Hülle nur die wirklichen Dämonen, die Teufel wirken; denn sehr oft geschehe es bei den christlichen Exorcismen, daß der böse Geist sich des Namens und der Persönlichkeit eines Verstorbenen zu seinen Betrügereien bedient. De anima nr. 57. Lucian läßt den Philosophen Jon erzählen, ein gewisser Syrer habe Dämonen durch Beschwörungen ausgetrieben und Mondsüchtige, die mit dem Munde schäumten, geheilt. Die Heiden hatten auch die Vorstellung, daß verschiedene Dämonen auf das Geheiß der Götter in die Menschen einfahren, um sie im Gebrauche der Vernunft zu hindern, aus ihnen zu reden, in ihnen Zuckungen u. s. w. zu erregen. Darauf deutet die heilige Schrift hin, wenn es z. B. Apostelgesch. 16, 16. heißt: Eine Magd kam uns entgegen, welche einen Geist des Python (Apollo) hatte. Solche Menschen pflegten die Heiden als dämonisch (δαιμονιακοι) zu bezeichnen, was nichts Anders, als unser Besessensein bedeutet.

28) Möglichkeit des Besessensein vom Standpunkte der Vernunft.

Es ist eine Grundlehre des Christenthums, daß der heilige Geist im Menschen wie in seinem Tempel wohne, um die Heiligung desselben zu bewirken. Findet aber der göttliche Geist der Masse des Bösen wegen keine Stätte mehr, tritt er also entweder gänzlich zurück oder verhüllt er sich auch nur scheinbar, so sucht sich die

Macht des Böſen, der Teufel, an ſeine Stelle zu ſetzen. Der böſe Geiſt ſucht ein ſolches, ihm verfallene Opfer ſich völlig anzueignen und immer mehr Gewalt über dasſelbe zu erhalten; denn in das vorgefundene Böſe die Kraft ſeines Eigenen ergießend, ſchwellt er es immer mehr an, ſo daß es zuletzt überfluthet. Je mehr aber der unglückliche Menſch den Willen ſeines Zwingherrn thut, deſto mehr verfällt er ſeiner Macht, und wird zuletzt deſſen Eigenthum. Der Teufel aber nimmt von ſeinem Eigenthum Beſitz, wie etwa der Herr ſein erworbenes Haus bezieht, und ſo iſt die Beſeſſenheit vollendet. Es kömmt nun freilich nicht immer auf dieſem Wege zur Beſeſſenheit. Denn manchmal tritt dieſer ſchreckliche Zuſtand durch beſondere Zulaſſung Gottes auch ohne ſittliche Verſchuldung ein: dieſes aber ſcheinen Ausnahmsfälle zu ſein. Wie nun der heilige Geiſt allerdings plötzlich einfallend ſich einer Perſönlichkeit bemeiſtern, und ſie mit einem Male mit ſeiner Heiligung durchdringen kann, in der Regel aber ihr allmählig ſich naht, und ſein Eintritt ſtufenweiſe erfolgt: ſo pflegt der böſe Geiſt auf ähnliche Weiſe zu verfahren, auch von Seiten Satans kann der Einbruch plötzlich geſchehen, gewöhnlich aber wird er in allmähliger Annäherung erfolgen. Daher unterſcheiden die Theologen den Zuſtand der Umſeſſenheit und Beſeſſenheit von einander; Begriffe, welche im Nachfolgenden näher erörtert werden ſollen.

29) Unterſchied zwiſchen Umſeſſenheit und Beſeſſenheit.

Die Theologen pflegen die Umſeſſenheit von der Beſeſſenheit zu unterſcheiden. Die Umſeſſenheit beſteht darin, daß die teufliſchen Mächte den Menſchen gleichſam von allen Seiten umlagern, ihm die gewaltigſten Verſuchungen bereiten, ihn necken und oft durch verſchiedene Blendwerke und mittelſt Gaukelſpiel ſeine Einwilligung zur nähern Beziehung mit den Dämonen gewinnen wollen. Die Dämonen wirken bei der Umſeſſenheit, wie erſichtlich, noch von Außen auf den Menſchen ein, welchen ſie als ihr Opfer auserſehen haben. Bezüglich der Umſeſſenheit erzählt Görres in ſeiner Myſtik ein auffallendes Beiſpiel von der Franziskaner-Nonne Maria Crucifixa. So oft ſich bei ihr die Stunde der Kommunion nahte, wurde ſie in allen ihren Gliedern gebunden, und ſtand da, wie ein

Bild von Marmor. Ihre Zunge wurde häufig so gebunden, daß sie dieselbe zum Lobe Gottes nicht bewegen konnte; ja sie erstarrte völlig, wenn sie in ihren Versuchungen den Namen Jesus anrufen wollte. Im Beichtstuhle vermochte sie oft eher kein Wort hervorzubringen, bis der Priester durch Anwendung des Exorcismus ihre Zunge frei gemacht hatte.

Noch traurigere Erscheinungen treten an den Tag, wenn es bis zur Besessenheit gekommen ist. In diesem Falle wirkt der Satan im Innern einer Person, beherrscht ihren Gemüthszustand, gibt ihr oft Dinge ein, die auf bloß natürlichem Wege nicht erkannt werden, und verleitet sie nicht selten zu den schauerlichsten Handlungen. In diesem Zustande tritt eine auffallende, innere Zerrissenheit des Menschen hervor; man sollte glauben, es sei nicht mehr Eine Person, sondern es seien deren zwei, wovon die eine in harter Gefangenschaft schmachtet, die andere aber übermächtig und über das Maß der Natürlichkeit hinaus herrscht. Indeß ist das nicht so zu verstehen, als wenn durch das Besessensein der Teufel Eines mit dem Besessenen würde; umgekehrt ein Jeder, wie der Dämon, so auch der besessene Mensch, behält seine eigene Substanz. Der Dämon kann also nicht substantiell der Seele inwohnen; sondern nur mit seiner Macht kann er eindringen in den Umkreis des Vermögens einer andern, geistigen Natur, und allmählig den Menschen erobern, oder durch plötzlichen Ueberfall gewinnen, oder auch seine freiwillige Unterwerfung hinnehmen. Wohnt aber der Dämon dem Besessenen gleichwohl nicht substantiell ein, so darf sein Eingehen doch auch nicht als bloß virtuelles gefaßt werden; denn sonst wäre zwischen einem Besessenen und einem dem Teufel durch Bosheit sonst Befreundeten kein Unterschied. Es muß also ein mittleres Verhältniß zwischen der bloß virtuellen Nähe und der Immanenz angenommen werden, das darin besteht, daß er sich mit der Seele des Menschen theilt, so zwar, daß, während die Seele von Innen heraus allen ihren Vermögen sich unterstellt, er von Außen herein sich ihnen zu unterstellen sucht, und wenn es mit diesem Eindringen ihm bis zu einem bestimmten Punkte gelungen, das Besessensein eintritt. Wie dann die Seele auswirkend oder einwirkend sich zum Ausgangs- und Strebepunkt ihres Wirkens macht, so strebt der Dämon die gleichen Vermögen zu beherrschen, und sich selbst ihnen

als Anfang oder Endziel ihres Thuns zu ſetzen, und vikarirend an ihrer Stelle ſich unterzuſchieben, ja der direkten Richtung der Kräfte eine verkehrte entgegen zu ſetzen. Der Dämon wohnt alſo nicht in ſeiner Subſtanz der Subſtanz der Seele, ſondern nur in ſeinen Attributen denen der ihrigen ein. Ueber die Weiſe, wie dieſer Einſchlag geſchieht, ſchreibt Görres ferner in ſeiner Myſtik (B. 4. Abth. 1.), findet ſich in den Büchern der Offenbarungen der heiligen Hildegardis eine Viſion, in der ſie ſich hierüber zu unterrichten geſucht. Es wurde ihr in derſelben eine gewiſſe Beſeſſene gezeigt, und ſie ſah dieſe von einer Schwärze und einem zuſammengeballten teufliſchen Rauche umgeben und beſchattet, der auch die ganze ſinnliche Seite ihrer vernünftigen Seele befing, und ihr nicht geſtattete, in voller, freier Geiſtigkeit zu athmen. Es war, wie wenn der Schatten eines Menſchen oder irgend eines andern Dinges, oder ein aufſteigender Qualm, das ihm Gegenüberſtehende umhüllt und durchzieht. Sie hatte daher ihre geſunden Sinne und Wirkungsweiſen verloren, und ſchrie oft unſchicklich auf und that desgleichen. Indem ich nun, ſagt ſie, darüber nachdachte und erforſchen wollte, wie und in welcher Weiſe die teufliſche Form (d. h. das Weſen des Teufels) in die Menſchen eingehe, ſah ich und erhielt zur Antwort: Daß der Teufel in ſeiner Form, wie er iſt, keineswegs in den Menſchen eingehe, ſondern ihn mit dem Schatten und Rauche ſeiner Schwärze beſchatte und bedecke. Denn ginge ſeine Form ein in den Menſchen, ſo würde ſchnell der Verband ſeiner Glieder aufgelöſet, und zwar ſchneller, als die Spreu vom Winde zerſtreut wird, darum geſtattet ihm Gott nicht, daß er eingehe in die Menſchen mit ſeiner Form, aber mit dem Obengenannten ihn durchgießend, verwirrt er ihn in Unſchicklichkeit und Wahnſinn, wüthet aus ihm mit Läſterworten wie aus einem Fenſter heraus, und bewegt ſeine Glieder von Außen, ob er gleich in ihnen ſeiner Form nach keineswegs zugegen iſt.

30) Ob es auch in unſern Tagen noch Beſeſſene gibt.

Bei der Frage, ob auch in unſern Tagen noch von Beſeſſenen die Rede ſein kann, mag es manchen aufgeklärten Köpfen ganz unheimlich zu werden anfangen, ſie werden vielleicht in ihrem heiligen Eifer, womit ſie überall hin ihr Licht verbreiten möchten,

mit großem Unwillen gegen den erfüllet, in welchem ein zweiter Pater Cochem aufzuleben scheint, der nach ihrer Ansicht so wenig mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten weiß, der sich nicht schämet, längst abgedroschene Märchen wieder aufzutischen und die erst kaum hinausgepeitschte Nacht des Aberglaubens neuerdings zurückzuführen. Allein wer, dem die Wahrheit lieb ist, wird diese je dem Gifte der Verleumdung zum Opfer bringen?

Geliebte, ich will nicht Aberglauben predigen, man macht sich diesem ohnehin selbst; ich will das Licht der Aufklärung nicht auslöschen, es ist ja ohnehin nur Finsterniß; ich will alte Märchen nicht wieder aufwärmen, es genügen ja die neuen, um Herz und Kopf zu verrücken: — aber was der Glaube lehrt, was das Evangelium enthält, was die ewige Wahrheit verkündet, was die Vernunft selbst nicht verkennen kann, dieses will, dieses muß ich predigen, und wehe dem, wenn es einen gäbe, der es nicht thäte!

Es ist gewiß, daß der Mensch, der Seele nach selbst dem Geisterreiche angehörend, des Verkehres mit ihm nicht beraubt ist (1. Petr. 1, 12.), sondern daß hier eine gegenseitige Wechselwirkung statt findet; daß die Engelwelt und die seligen Geister mit ihm in einem gewissen Verbande stehen, daß aber auch die Hölle und die bösen Geister einen gewissen Einfluß auf ihn ausüben; daß Gott es nicht fehlen läßt, um die Menschen für sein Reich zu gewinnen, daß aber auch der Teufel nicht ermangelt, sie in seinem Netze zu fangen. Dieß ist die Lehre des Evangeliums, und wer es leugnet, der leugnet die Wahrheit, er straft das Wort Gottes Lüge, macht den heiligen Geist zum Lügengeiste, lästert Gott und sein heiliges Evangelium. Diese Verbindung mit der Geisterwelt zu leugnen, und insbesondere die teuflischen Einflüsse auf die Menscheit nicht auf alle Zukunft ausdehnen, sondern nur auf die Zeit Christi und seiner Apostel einschränken zu wollen, dieses zu thun, sind wir nicht ermächtigt und haben wir keinen Grund; vielmehr sprechen alle Gründe für das Gegentheil, und die untrügliche von Gott ermächtigte und durch seinen heiligen Geist gegen jeden Irrthum geschützte Auslegerin der heiligen Schrift, die katholische Kirche, ist hierin von dem apostolischen Glauben um kein Haar abgewichen. Sie erkennt auch für unsere Zeiten die Einflüsse der bösen Geister auf die Menschen noch in ihrem ganzen Umfange an. Bei jeder Gelegenheit gibt

ſie dieſen ihren Glauben zu erkennen. Bei all ihren Weihungen und Segnungen richtet ſie ihre geiſtige Waffe — das Gebet — gegen dieſen Erzfeind der Menſchheit, und insbeſondere emancipirt ſie das neugeborne Kind auf eine feierliche Weiſe von der Gewalt des Satans. „Erkenne," ſpricht da der an Gottes ſtatt taufende Prieſter, „erkenne, verfluchter Teufel, dein Urtheil, und gib dem lebendigen, wahrhaftigen Gott die Ehre, gib die Ehre Jeſu Chriſto, ſeinem Sohne, gib ſie dem heiligen Geiſte, und weiche von dieſem Diener Gottes"! —

Dieſes wird hinreichend ſein, wenigſtens die Gläubigen zu überzeugen, daß der böſe Feind ſeine Gewalt über uns noch nicht verloren habe. Und wir ſelbſt bekennen ja ſeinen Einfluß auf uns, wir klagen oft im Beichtſtuhle über ſeine Anfechtungen, wir beten wider ſeine Verſuchungen, wir ſtreiten gegen ſeine Einflüſterungen; ja der Ungläubige ſelbſt ſpricht oft unbewußt und gewiß wider Willen dieſen Glauben aus: er redet von teufliſchen Einfällen, redet von ſataniſchen Werken; ſagt, der Teufel hilft ſeinen Leuten, oder er fleht die Hilfe der Hölle gegen ſeinen Feind an, und ruft: Der Teufel ſoll dich holen, der Teufel ſoll dir das Genick brechen, neun Teufel ſollen in dich fahren; — ſolche und dergleichen Wünſche ſtrömen oft aus ſeinem Munde. Dadurch bekennt auch gar mancher aufgeklärte Kopf auf ganz einfältige Weiſe entweder den Einfluß der böſen Geiſter auf die Menſchheit, oder er bekennt ſeine Thorheit, weil er mit eitlen Worten drohet, und davon Hilfe erwartet, was nicht iſt.

Dieſe teufliſchen Einflüſſe werden zwar nicht bei allen Menſchen gleich ſein, ſo wie ja auch die übrigen guten und böſen Eigenſchaften bei Verſchiedenen verſchieden ſind, und Gott die freie Macht hat, aus der nämlichen Maſſe Tones ein Gefäß zur Ehre, ein anders zur Unehre zu machen. Daß ſie alſo bei Einigen höher ſind als bei Andern, muß die Vernunft ſchon anerkennen; daß ſie bei Einigen nicht eine ungewöhnliche Höhe erreichen können, wird ſie ebenfalls nicht beweiſen mögen, und daß Gott nicht Gewalt habe, dieſe bei gewiſſen Menſchen, aus was immer für Gründen, bis zum höchſten Punkte ſteigen zu laſſen, und ſolche vollends dem böſen Geiſte hinzugeben, wird ſie wieder wenigſtens nicht leugnen können. Daß aber die Sünde auf ganz natürlichem Wege dieſen

Einfluß erhöhe, und der mit Vorsatz in seiner Unbußfertigkeit verharrende Sünder so zu sagen das rechtlich erworbene Eigenthum des Teufels ist, dieser also auch sein Eigenthum, den ihm anheimgefallenen Menschen unter Zulassung Gottes in Besitz nehmen kann, womit natürlich der in Besitz Genommene von seinem Besitzer ein Besessener wird: dieses ist, wie wir schon oben zeigten, Lehre der heiligen Schrift. Und so sind wir auch hier bei dem Punkte angekommen, daß man wohl auch in unsern Tagen, ohne eben den Kopf verloren zu haben, die Behauptung von Besessenen wagen könne, daß man auch in unserer Zeit noch vom wirklichen Besessensein reden dürfe. Denn meine Lieben, ist etwa in unsern Tagen die Sünde ausgestorben, ist das Laster verloren gegangen, weiß man die Bosheit nicht mehr zu erfragen? Wenn dem also wäre, dann müßte ich mich freilich gefangen geben, und den armen Teufel bedauern, der so ganz allen Einfluß auf die Menschen verloren, und sie mit all seinen Lüsten nicht mehr fesseln kann. Aber wie dann, wenn ich ohne Widerspruch zu fürchten, mir zu sagen getraue, daß, würde der ganze Zeitlauf von Erschaffung der Welt an in Jahrhunderte getheilt, und jenem Säkulum, das sich vor allen übrigen an Bosheit auszeichnete, einen Preis erhalten, das unserige gewiß seines Platzes sich nicht zu schämen brauchte, — wie dann? Kann man auch da noch von einer Verkürzung des Teufels, von einer Schwächung seines Einflusses, von einer Verkleinerung seines Reiches reden? Wann wucherte seine Saat üppiger, wann wirkten seine Emissäre mit glücklicherm Erfolge? Wann waren die Grenzen seines Reiches ausgedehnter? Wann stund sein Thron fester? Wann waren die Reihen seiner Verbundenen dichter aufgepflanzt? Wann konnte er Söldlinge um wohlfeilere Preise bekommen? Und unter einem solchen Geschlechte sollte er nicht Viele zählen, die sein Eigenthum sind. Und der Teufel solle so aufopfernd und uneigennützig geworden sein, und was sein ist, nicht in Besitz nehmen wollen? Unter solchen Umständen solle in unsern Tagen nicht mehr von Besessensein die Rede sein können? Wann denn mehr? In der That, wenn man so manche Plane der Bosheit zergliedert, wenn man so manche Werke ruchloseſter Unmenschlichkeit betrachtet; — drängt sich da nicht einem von selbst der Gedanke auf, daß bloß menschliche Kräfte zu solchen Ausführungen kaum hinreichen dürften?

Allein man zweifelt etwa noch daran, ob denn der Sünder ſo ganz dem Teufel verfallen, ob er ſein Eigenthum geworden ſei? Sonderbarer Zweifel; aber was bezweifelt denn der Zweifel nicht Alles, da er ſich ſelbſt nicht glauben kann! Der Menſch iſt entweder geſund oder krank; er iſt entweder gut oder böſe: von einer Mitte zwiſchen beiden weiß das Evangelium nichts. Wer nicht mit mir ſammelt, ſagt der Heiland, der zerſtreuet, und wer nicht mit mir iſt, der iſt gegen mich: er findet alſo entweder im Himmel ſein Erbe oder in der Hölle, und iſt ſomit Gottes oder des Teufels. Und wenn der gebeſſerte Sünder noch in den Flammen des Fegfeuers ſeine Schuld ſühnen kann: wo ſoll der Unbußfertige, Verſtockte ſein Heil wirken, und Gottes werden? Auf dieſer Welt will er nicht, und in der andern wird das Können zugleich mit dem Wollen unmöglich.

Iſt es ſchwer, daraus den Schluß zu ziehen, wem der freiwillige, unbußfertige Sünder angehöre? Daß an einem ſolchen vermenſchlichten Teufel hie und da auch noch ein beſſerer Zug hervortritt, darf nicht irre machen: der Teufel hat ſelbſt in der Hölle hie und da etwas Löbliches an ſich: zu ſo entgegengeſetzten Wirkungen es auch führt, er beſitzt Gottesfurcht, — und nichts fürchtet er mehr als Gott; er vergräbt auch ſein Talent nicht, — o er wuchert reichlich damit, um nur ſeinen Anhang wachſen zu machen; ſoll er hier auf Erden nicht noch in der Larve mancher andern Tugend prangen können, da er nach der heiligen Schrift manchmal ſogar das Gewand eines Lichtengels anzieht? Die aber dem einfachen Worte Gottes lieber als den unreifen Geburten ihrer Vernunft glauben wollen, werden überhaupts nie von ſolchen Zweifeln beläſtiget ſein; denn das Evangelium ſagt in klaren Ausſprüchen, daß der Teufel in laſterhaften, vom Glauben Chriſti abgewendeten Menſchen wirke, Eph. 2; daß er ſie in ſeiner Gewalt hat und nach ſeinem Willen gefangen hält. 2. Tim. 26. Act. 26, 18. Wer kann einen gefangen halten, in deſſen Beſitz er nicht iſt; wer kann in einem Hauſe wirken, ohne darinnen zu ſein? Der Chriſt, ſagt der Apoſtel, iſt zum Tempel des heiligen Geiſtes geweiht, und Gott wohnet in ihm; Chriſtus, der Herr, ſelbſt verſichert uns deſſen: Wenn einer meinen Willen thun will, ſpricht er, ſo werde ich und mein Vater zu ihm kommen, und wird werden Wohnung bei ihm

nehmen. Der Christ ist ein von seinem göttlichen Erlöser erfüllter und durchdrungener, sein Leben ist ein in Christo verborgenes Leben, Christus lebt in ihm und er in Christus. Er trägt seinen Heiland in seinem Herzen: denn er nimmt ihn ja nicht im Bilde, nicht durch den Glauben, nicht durch das Verlangen, nein lebendig und leibhaftig nimmt er ihn auf, wie er einst am Kreuze gehangen und nun zur Rechten des Vaters sitzet, so oft er zum Tische des allerheiligsten Altars-Sakramentes hintritt, und die heilige Hostie sich auf seine Zunge legen läßt. Je seliger der Mensch in der Vereinigung mit seinem Gotte ist, desto unglücklicher wird er ganz natürlich im Falle aus diesem Verbande, wenn er noch obendrein die Mittel seiner Wiederherstellung mit frechen Füßen von sich stößt. Je höher einer gestellt ist, desto schrecklicher und tiefer sein Sturz, wenn er fällt. Kann nun etwa der Mensch aus diesem Verbande sich nicht mehr losreißen? Er ist schon losgerissen, sobald er der Sünde sich hingegeben hat, und er kann es, weil ihm, so lange er unter dem Monde lebt, die Wahl zwischen Himmel und Hölle immer frei steht. Und hat er es wirklich gethan, wird dann Christus auch noch in ihm einwohnen, und ihn mit seinem heiligen Geiste erfüllen? Und ist der Heiland von einem Menschen gewichen und hat er seinen heiligen Geist von ihm zurückgezogen, was wird aus einem solchen werden? Bleibt ein Haus deßwegen, weil sein Eigenthümer aus ihm gezogen und es leer zurückgelassen, so lange es Menschen gibt, leer stehen; wird sich nicht ein Anderer in seinen Besitz setzen, der nach dem Eigenthümer Anspruch darauf hat? So auch beim Menschen; wenn Gott nicht mit ihm ist, so ist der Teufel mit ihm. Und dieß, meine Lieben, ist das Haus, von welchem auch die heilige Schrift redet. Durch die heilige Taufe verliert der Teufel seine Ansprüche auf den Menschen; wenn aber dieser die heiligmachende Gnade wieder verliert, und das Mittel, sie wieder zu erlangen, verschmäht, und im Gegentheile sich im Bösen immer mehr befestiget, so verläßt ihn Christus mit seinem Geiste; der Satan, der nach dem Apostel Petrus wie ein brüllender Löwe auf seinen Raub lauert, der diese Wohnung leer stehen sieht, kömmt zurück, und nicht mehr allein, er bringt noch sieben andere, unreine Geister mit, und sie alle ziehen in das leer gefundene Haus, und wohnen in demselben.

Indeß erheben ſich Stimmen und ſagen, wenn es wirklich heut zu Tage noch Beſeſſene gäbe: warum hört man denn nichts mehr von jenen Wirkungen, wie man ſie im Evangelium lieſt; warum ſchüttelt, warum wirft, warum peinigt ſie der Teufel nicht mehr? Warum ſchlägt er ſie nicht mehr mit Fäuſten, warum tritt er ſie nicht mehr mit Füßen? Warum ſpricht er nicht mehr aus ihnen? — Die dieſes ganz ſicher erfahren wollen, mögen ihn ſelbſt fragen. Um aber, meine chriſtlichen Zuhörer, euch in dieſer Hinſicht nicht ohne Belehrung zu laſſen, entgegne ich Folgendes.

Was der Teufel einſtens in eigener Perſon thun mußte, das erleichtern ihm jetzt Geſellen: der Alte wirkt in ſeinen großgewachſenen Söhnen. Wenn übrigens Verrücktheit des Kopfes oder Ausſtoßung gräulicher Flüche, wenn Gotteslästerung oder verleumderiſche Reden, wenn Raſen und Wüthen oder dergleichen Erſcheinungen als Merkmale von Beſeſſenheit gelten, ſo iſt wahrlich unſere Zeit nicht ohne Zeichen. Und daß beſonders unter Leuten der erſten Klaſſe oft mehr als bloß natürliche Verſtandesloſigkeit verſteckt ſei, das haben Männer behauptet und in Schriften der Welt dargelegt, die eben auch ihre Vernunft noch nicht verloren haben wollen; das haben vorurtheilsfreie Aerzte begutachtet, die eben ihren Patienten ſtatt Arznei lieber gläubiges Gebet und chriſtliche Bußwerke verſchrieben, was auch nicht immer erfolglos blieb. Ja, hätten wir mehr Glauben, wir würden nicht mehr um Belege von Beſeſſenen rufen. Hätten wir mehr Glauben, wir würden manchen vermeintlichen Narren ſtatt ins Irrenhaus zur Kirche ſenden, und ihn, ſtatt dort unheilbar erklären zu laſſen, von jener wieder geſund zurück erhalten. Wäre das geiſtige Auge durch das Licht des Glaubens mehr erleuchtet, wir würden in manchen unſerer Irrenhäuſer gewiß öfters einen finden, zu dem wir ſagten: Freund, du biſt nicht am rechten Orte. Hätten wir jenen bergeverſetzenden Glauben, vielleicht gelänge uns bei manchen ſolcher Unglücklichen, was Aeskulap ſeinen Söhnen verſagt. Aber ſolche Speiſen kann unſere Zeit nicht verdauen, daher aber auch in ſo vielen Fällen nicht helfen.

Uebrigens iſt nicht zu verkennen, daß das Reich des Satans durch Chriſti Opfertod allerdings einen großen Riß erlitten und eine unheilbare Wunde empfangen hat, ſo daß er ſich trotz aller

Anstrengungen seiner Verbündeten, und trotz der gegenwärtigen so glücklichen Aussichten zum Glanze der vorchristlichen Zeit nicht mehr emporschwingen kann. Denn Christus kam, die Werke des Teufels zu zerstören, 1. Joh. 3, 8; er kam, um den Fürsten dieser Welt zu richten, und den fremden Zwingherrn hinauszustoßen aus den durch List eroberten und durch Bosheit behaupteten Landen. Joh. 2. 13. Er hat auch seine Aufgabe gelöset, er hat die Hölle erschreckt und die Teufel zitternd gemacht. Und hat er jenem alten Drachen den Kopf nicht vollends zerquetscht, um auch seine Anhänger an dem Kampfe noch Antheil nehmen zu lassen und sie mit der Palme des Sieges schmücken zu können, so hat er ihn wenigstens gequetscht, und die Feindschaft und den Krieg gegen diese Schlangenbrut seinen Nachfolgern mit der Aufforderung als Erbe hinterlassen, die gebrochene Siegesbahn muthig zu verfolgen, dem verwirrten Feinde immer heftiger zuzusetzen, seine Herrschaft immer mehr zu brechen, sein Reich in immer kleinere Grenzen einzuengen. Verkennen gleichwohl so viele ihre hohe Bestimmung, werden sie gleichwohl statt Vertheidiger an der heiligen Sache sogar Verräther, verlassen sie gleichwohl selbst die Fahne, welcher sie ewige Treue geschworen, verlassen sie das Panier, unter welchem sie Christus zum Siege führen möchte, treten sie über in die Reihen der Feinde, und wenden sie nun ihre Waffen gegen ihre eigenen Brüder und Wohlthäter und selbst gegen ihren Herrn und Meister, und suchen sie auf diese Weise das Reich der Finsterniß, statt zu zerstören, nur noch mehr zu befestigen: so können sie doch die Kraft des durch Christus errungenen Sieges nicht mehr schwächen, der unter andern auch diese Wirkung gehabt hat, daß der Satan nicht mehr auf eine solch auffallende, peinigende, und mit Schrecken erfüllende Weise so oft sein Dasein in den Menschen kund geben kann, wie das Evangelium uns in vielen Beispielen aufbehalten hat.

Sodann ist aber auf eine Frage, warum der Teufel gerade zu Christi Zeit so gewaltig in den Besessenen gewirkt, auch dieses in Erinnerung zu bringen. Zwei einander feindselig entgegengesetzte Elemente können sich nie friedlich mit einander vertragen, und die Wuth bricht vorzüglich bei dem schwächern Theile um so auffallender und geräuschvoller hervor, je näher sie sich einander kommen. Ein Gleichniß: Das Feuer brennt oft lange Zeit ganz ruhig fort.

Gießt man aber eine Flüßigkeit hinein, ſo wird man ſehen, wie es praſſelt, und ſelbſt ſchon erloſchen in der Aſche noch fortpfeift. Machen wir davon die Anwendung, und ziehen wir daraus unſern Schluß. Jeſus Chriſtus war ein dem Teufel feindſeliges Element, er ſah es auf nichts weniger ab, als auf Zerſtörung ſeines Reiches. War es zu wundern, wenn der von allen Seiten in die Enge getriebene Teufel ſeine Kraft auf die höchſte Spitze trieb, um, wenn nicht ſiegen zu können, wenigſtens ſich zu wehren? War es ein Wunder, ſage ich, wenn der Höllendrache insbeſondere bei einem perſönlichen Zuſammentreffen mit dem Sohne Gottes in die gräulichſte Wuth ausbrach, bei einem perſönlichen Zuſammentreffen mit dem, in welchem er ſeinen Bändiger fand, von welchem gezwungen er zu ſeiner ſchrecklichſten Pein der Wahrheit Zeugniß geben, welchen er zum größten Aerger als Gottes Sohn bekennen mußte, deſſen Name ihm ſchon Furcht und Schrecken war; auf deſſen Geheiß er bald verſtummen, auf deſſen Wort er bald aus ſeinem wohleingerichteten Hauſe fahren, bald in der Wüſte herumirren, bald in das Meer ſich ſtürzen mußte: war es da ein Wunder, wenn der Teufel unter ſolchen Umſtänden ſich ſo gebärdete, ſo raſete, ſo wüthete und heulte, wie die heilige Schrift es uns erzählt? Heut zu Tage iſt es ihm wie in allen Stücken, ſo auch hierin leichter geworden. Er begegnet keinem Sohne Gottes mehr, ja am häufigſten findet er nur ſeines Gleichen. Von Solchen hat er nichts zu befürchten; beim Zuſammentreffen mit Solchen geräth er nicht in Wuth, im Gegentheil der Vater freuet ſich des Anblickes ſeiner Kinder; Solche beunruhigen ihn auch nicht, da bleibt denn der Teufel auch ruhig ſitzen; denn er iſt klug genug, um einen blinden Lärm zu vermeiden.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Teufel keineswegs ſo dumm ſei, wie man ihn ausgeben will. In der heiligen Schrift wird er mit der Schlange verglichen, und die Schlange war das klügſte und ſchlaueſte unter den Thieren. Der Teufel macht auch Fortſchritte in ſeiner Art, iſt nicht auf den Kopf gefallen, und weiß ſich nach der Welt zu richten; er iſt ein Alter, und bei Alten findet man Verſtand; er treibt ſein Geſchäft ſchon lange, und die Erfahrung bringt Klugheit. Durch eine lange Reihe von Jahren mag er erprobt haben, welches Mittel ſeine Sache am beſten

fördert. Er hat für gut gefunden, von seiner ursprünglichen Hitze nachzulassen. Er hat die Bemerkung gemacht, daß stille Gewässer oft das Gestade leichter und sicherer untergraben, als wild daher rauschende, die nicht selten auf der einen Seite doppelt wieder anschwemmen, was sie auf der andern losreißen. Die Beobachtung war dem Teufel heilsam; deßwegen nahm er sich vor, er, der Reißende, wolle von nun an seinen Grimm zurückhalten und Sanftmuth heucheln. Und da er nicht Ursache hatte, sein Vorhaben zu bereuen, hält er es getreulich, und seitdem kann man keinen Teufel mehr sehen, so viel es ihrer auch gibt, sie sind alle unsichtbar geworden und wirken ganz stille im Verborgenen. Ja, so weit trieb es ihr Fürst, daß er sich, nicht anders, als sei er des Lebens überdrüßig, weil so Viele ihm ähnlich sein wollten, sogar noch Teufel zu sein schämte und sich leugnen ließ, nur um nicht mehr gefürchtet zu sein, und weniger Widerstand erfahren zu müssen. Denn würde er augenscheinlich in solchen Menschen sich zeigen, so würde alle Welt vor ihm fliehen; dadurch aber, daß er in ihnen verborgen bleibt, daß er sich oft auch sogar in die Larve der Tugend kleidet, findet er auch bei Andern, die noch nicht seine Genossen sind, leichter Eingang. Und für den Abgang der Freude, welche er schon aus ihrer gegenwärtigen Qual genösse, entschädigt ihn hinreichend die zuverlässige Hoffnung, daß sie für die ganze Ewigkeit seine Schlachtopfer sein werden.

Geliebte, um zu schließen, ich will euch in dieser Sache nicht abergläubisch machen; ich kann euch aber auch nicht ungläubg wissen. Ihr sollet nicht anfangen, den Teufel überall zu sehen; ihr sollet aber auch aufhören, ihn nirgends mehr finden zu wollen. Es gibt einen Teufel, es gibt eine Hölle. Und dieser Teufel ist mit seinem Anhange nicht müßig: er ist vielmehr eifrigst bemüht, die Grenzen seines Reiches noch Möglichkeit auszudehnen, und sieht seine Aufgabe nur dann gelöset, wenn Alles bei seinem Thore eingegangen wäre. Die aber, welche sich freiwillig durch die Sünde in seinen Kreis hineinziehen lassen, oder die Gott aus was immer für einem Grund mehr seinen Angriffen bloß stellt, über diese übt er eine besondere Gewalt aus, diese werden entweder durch freiwilliges Anheimfallen oder durch unternommenen Kampf und errungenen Sieg wie sein Eigenthum, welches er unter Zulassung Gottes in

Beſitz nehmen und alſo auch von ihm beſeſſen machen kann. Daß er ſich aber nicht bei Allen in voller Kraft und ganzer Wirkung ſchon in dieſem Leben gegenwärtig zeigt, das verdanken Solche nur der Gnade ihres Gottes, welche ihnen die Rettung noch möglich machen will, oder der Liſt des Teufels ſelbſt, der ſo beſſer ſeinen Zweck erreicht: ſie mögen ſich aber ja nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß ſie jenſeits ſeiner Schlinge ſich entwinden werden; denn die Schlange iſt klüger und liſtiger als alle übrigen Thiere.

31) Veranlaſſende Urſachen zum Beſeſſenſein.

Wir haben in das Geiſterreich zu wenig Einſicht, als daß wir die das Beſeſſenſein veranlaſſenden Urſachen für alle Fälle angeben könnten. Andeutungen wurden ſchon oben gegeben, indem wir hier noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen, halten wir uns an die Darſtellung, welche hievon Görres in ſeiner Myſtik gibt. Dieſer ſagt: Es müſſen veranlaſſende Gründe auch im Individuum gelegen haben, welche dieſes Uebel über dasſelbe hereingeführt. Dieſe Gründe ſind zunächſt ſolche, welche ſeiner natürlichen Beſchaffenheit angehören, und dahin gehört vor Allem das Temperament. Das melancholiſche und zunächſt nach ihm auch das choleriſche Temperament, beide in ihrer finſtern, grimmigen Seite, iſt das Temperament der Beſeſſenheit für die Dämonen. Schon der heilige Chryſoſtomus ſagt: Welche der Teufel immer überwindet, die überwindet er durch Traurigkeit. Und Cornel a Lapide bemerkt: Kein Temperament iſt für den Teufel, die Menſchen zu plagen, geeigneter, als das melancholiſche. Iſt nun durch das melancholiſche Temperament eine gewiſſe Dispoſition zum Beſeſſenſein gegeben, ſo wird dieſe Empfänglichkeit durch die Leidenſchaften noch vermehrt. Bedeutende Krankheiten, ja oft nur beſondere Anlagen dazu, beſonders nervöſe und epileptiſche Zuſtände führen oft zum gleichen Ziele. Auch der Mond übt ſeine Einflüſſe aus denn man hat die Bemerkung gemacht, daß manche Dämoniſche bei gewiſſen Phaſen des Mondes, gewöhnlich beim Wachsthume desſelben, mehr gepeinigt wurden. Aber auch geiſtige Einwirkungen können das Beſeſſenſein veranlaſſen. Görres führt in ſeiner Myſtik (B. 4. Abth. 1.) auffallende Beiſpiele an. Zur Zeit des

heiligen Prosper trug sich zu Carthago nachstehendes Ereigniß zu: Eine Jungfrau, zur Dienerin Gottes eingekleidet, hatte beim Gebrauche eines Bades ein dort aufgestelltes Bild der Liebesgöttin mit unkeuschem Sinne angeschaut, und sich selbst mit demselben verglichen. Sofort hatte der, welcher wie ein brüllender Löwe umhergeht, gefunden, was er gesucht; die Jungfrau hatte sich zu einem Hause des Dämon bereitet. Ein zweites, nicht minder schauerliches Ereigniß erzählt Görres folgender Weise: Im Jahre 1664 war zu Venedig ein vierzehnjähriges Mädchen, die, als sie einstens ihr Bild im großen Spiegel des Zimmers gesehen und Wohlgefallen an ihrer Schönheit fand, häufig zu diesem Genuße wieder kam. Da gewahrte sie einstens im Spiegel das Bild eines schönen Jünglings, der das Ihrige umfing und es küßte. Auch daran zeigte das Mädchen ein großes Wohlgefallen. In Folge dessen näherte sich ihr der Teufel, brachte sie dahin, daß sie von Christus sich lossagte, und endlich völlig vom Dämon besessen wurde.

Die Besessenheit, bemerkt Görres, ist ein enger Rapport der dämonischen Welt mit der menschlichen Natur, ein infernaler Magnetismus, der die letztere in vertraute Gemeinschaft mit der erstern versetzt. Wie ein Comet, wenn etwa die Sphäre seiner Wirksamkeit sich erweitert, oder in größere Nähe an die Erde kömmt, in einen solchen nähern Rapport mit dem Weltkörper versetzt würde, der leicht auf die schlimme Seite überschlagen könnte, so wird auch eine moralische Macht, wie des Himmels so des Unterreiches, durch gleiche Erweiterung ihrer Sphären, oder die intellektuellen Bewegungen dieser Region bestimmt, in solche Rapporte zu der geistigen Natur des Menschen kommen, die im letztern Falle die Besessenheit begründen. Es gerathen indeß verhältnißmäßig nur Wenige in diesen engern Rapport; denn der Teufel hat Einen über sich, der den Ausbrüchen seiner argen Natur Schranken setzt. Gott mag nun zwar in seiner Weisheit verschiedene Gründe haben, die uns nicht erforschlich sind, warum er, und in welchem Grade er den Einbruch des bösen Geistes in die menschliche Natur gestattet; allein immerhin läßt sich so viel sagen: Da die Möglichkeit des Rapports an den Sündenfall sich knüpft, so wird im Allgemeinen um diesen her und in seiner Nähe die Wirklichkeit desselben häufiger und bei der großen Uebermacht des Bösen einschneidender

und intenſiver geweſen ſein. Da aber die Erlöſung diejenigen, welche Kinder des Zornes und Knechte der Sünde geweſen, von der Macht der Finſterniſſe befreit, in das Reich des Lichtes eingeführt; ſo folgt, daß durch die Erlöſung die Macht der finſtern Gewalten gebrochen worden iſt, und daher, nachdem ſie zur Zeit der Incarnation im Vorgefühle ihrer baldigen Niederlage noch eine letzte Anſtrengung gemacht, in der Folge der Umfang und die Intenſivität ihrer Rapporte ſich gemindert hat. Bekannt iſt, was Plutarch berichtet, und was wir bereits auch bei einer andern Gelegenheit anführten. Er erzählt: Als Griechen nach Italien ſchifften und die Echinadiſchen Inſeln erreicht hatten, ſenkte ſich der Wind, und die Meeresfluth trieb das Schiff an die Pariſchen Inſeln. Auf einmal erſcholl eine Stimme, welche von Allen im Schiffe gehört ward, und rief dreimal mit Namen den Steuerer Thamus, der ein Aegyptier war. Er antwortete erſt nach dem dritten Rufe. Da erſcholl wieder die Stimme: Wirſt du die Höhe von Palodes erreicht haben, ſo verkündige laut, daß der große Pan geſtorben ſei. Thamus gehorchte, als er die beſtimmte Höhe erreicht hatte. Kaum hatte er aber die Worte ausgeſprochen, als lautes Stöhnen, wie von vielen Jammernden ſich vernehmen ließ. Plutarch fügt bei, daß der Kaiſer Tiberius, zu deſſen Kenntniß der Vorfall kam, den Thamus zu ſich rief, um die Sache aus ſeinem eigenen Munde zu hören. Iſt dieſes nicht ein Zeugniß aus dem Heidenthume ſelbſt, daß durch Chriſtus die Macht der böſen Geiſter gebrochen worden? Daher ſagt auch Cyrillus von Alexandrien im ſechsten Buche gegen den Kaiſer Julian: Seit Chriſtus in der Welt aufgeleuchtet, iſt das Dämoniſche in ihr niedergegangen. Dasſelbe iſt aber noch jetzt der Fall, wo das Chriſtenthum in der Mitte des Heidenthums zum Durchbruche kömmt. Denn alle Miſſionäre bezeugen einſtimmig, daß mit der Aufpflanzung des Kreuzes und der Einführung des euchariſtiſchen Opfers in den Ländern des Heidenthums, ſie mochten der alten oder der neuen Welt angehören, die Macht der Dämonen bedeutend gebrochen worden ſei, nachdem der Kürzung ihres Armes meiſtentheils noch große Anſtrengung vorangegangen iſt.

Gott, der ſonach die böſen Geiſter in Schranken hält, wird in der Zeit nach der Erlöſung überhaupts nicht zu oft zugeben,

daß auch bei Solchen, die durch ihre physische Beschaffenheit in die Umkreise dieser Rapporte treten, die Besessenheit gänzlich ohne ihr Hinzuthun eintritt. In den meisten Fällen tritt von Seite des besessen Gewordenen eine Art Einwilligung ein, indem er den Dämon entweder zu Hilfe ruft oder sich ihm verwünscht. Ein auffallendes Beispiel dieser Art erzählt der heilige Augustin, theils selbst als Augenzeuge, theils nach dem Berichte, welchen ihm einer der davon Getroffenen gemacht. In Cäsarea in Kappadocien wohnte eine nicht unangesehene Familie, aus der Mutter, sieben Söhnen und drei Töchtern bestehend. Von jenen hatte der Aelteste der Mutter solche Unbild zugefügt, daß er sogar Hand an sie zu legen nicht gescheuet, und die Anderen hatten es, ohne ein Wort zu sagen, mit angesehen. Die Mutter, dadurch auf das tiefste gekränkt, stieß gegen ihren pflichtvergessenen Sohn die gräulichsten Verwünschungen aus, ja sie dehnte zuletzt die Flüche auf alle ihre Kinder aus, und wünschte ihnen namentlich, daß sie unstätt auf Erden umherirren und allen Menschen ein abschreckendes Beispiel sein sollen. Die Rache war ihren Flüchen bald gefolgt. Den ältesten Bruder hatte zuerst ein heftiges Zittern ergriffen, und die Andern alle in der Ordnung, wie sie geboren, wurden von derselben Strafe befallen. Als die Mutter die Folgen ihrer Verwünschungen sah, konnte sie ihre Gewissensbisse nicht mehr ertragen; sie brachte sich mit dem Stricke um das Leben. Die ganze Familie, wie von den Furien gejagt, zerstreute sich in alle Welt. Der Zweitälteste erhielt Heilung erst spät in Ravenna bei dem heiligen Laurentius. Der Sechste in der Ordnung, mit Namen Paulus, wurde, nachdem er lange in Italien und Afrika umhergeirrt war, endlich durch ein Gesicht mit seiner Schwester Palladia an den heiligen Augustin gewiesen, und beide wurden in seiner Gegenwart durch den heiligen Stephanus geheilt.

Die Verwünschung ist indeß nur der Ausdruck und die Sanktion des früher schon bestandenen Rapports. Was aber den Rapport eigentlich bildet, ist die Versuchung von der einen, und die Versündigung von der andern Seite, und die erhöhte Consonanz, die dadurch mit dem bösen Feinde eintritt. Die Sünde ist also in der Regel das eigentliche und wahre Band, durch welches diese Verhältnisse sich knüpfen. Daher sagt der heilige Augustin: Die

feindliche Macht unterjocht Niemand, außer durch die Gemeinſchaft des Vergehens. Und wiederum ſchreibt derſelbe: Die Dämonen können Niemanden beſitzen, außer dem, welchen ſie zuvor betrüglich hintergangen haben. Die Vergehen, welche am häufigſten in ſolcher Weiſe geſtraft werden, ſind jene, welche gegen Gott ſelbſt verübt werden. So berichtet der heilige Cyprian, es ſeien Viele zu ſeiner Zeit beſeſſen worden, die vom Glaube nabgefallen. Da ſie das Licht nicht gewollt, führte dieſer Abſcheu ſie ganz natürlich in Rapport mit dem Geiſte der Finſterniß. Der nämliche heilige Cyprian berichtet auch, daß Männer und Frauen von dieſem Uebel befallen worden ſeien, weil ſie ohne gehörige Vorbereitung durch Beicht und Reue zu dem Tiſche des Herrn gegangen ſeien. Oft iſt es unter den Laſtern der Hochmuth, der bewirkt, daß der König aller Söhne des Hochmuths in dem, der ihm fröhnt, ſeinen Sitz erkoren. Dann iſt es wieder die unreine Luſt, ein anderes Mal der Neid, die dem Dämon einen wohlbereiteten Sitz bieten. Auch die Affekte bahnen den Rapport mit den finſtern Geiſtern an; unter dieſen insbeſonders der Zorn. Der im Zorn Wüthende iſt an ſich ſchon eine Art von beſeſſenen Menſchen; der Affekt hat ihn ergriffen und bemeiſtert, wie der Dämon den gewaltigt, welchen er beſitzt; Vernunft und Seele ſind zurückgedrängt, und der tobende Geiſt herrſcht in ſeinem Hauſe. Häufig ſind daher die Beiſpiele Solcher, die in Mitte der Ausbrüche ihres Zornes und während des Streites und Zankes in Beſeſſenheit gefallen ſind. Es ſind aber nicht immer ſchwere Vergehen, die alſo geſtraft werden; oft ſind es nur leichte und verhältnißmäßig ſo unbedeutende, daß die Idee der Schuld ganz verſchwindet. Man hat auch Solche von der Beſeſſenheit ergriffen geſehen, die gar keiner Zurechnung fähig ſind. Will man hier die Schuld feſthalten, ſo müßte man die ſolidariſche Verbindlichkeit Aller, die einem Geſchlechte angehören, zu Hilfe nehmen. Gibt es nun Sünden des Geſchlechtes, ſo hat das Geſchlecht auch in allen ſeinen Gliedern für ſie einzuſtehen. Die Sünden der Eltern werden daher an den Kindern gerächt, und auch die Gemeinſchaft des Hauſes, und ſelbſt die politiſch geſellſchaftliche begründet eine Art ſolidariſcher Verbindlichkeit. Indeß reichen oft alle dieſe Erklärungsweiſen nicht aus, ſondern man muß den Grund in einer höhern Fügung zur Reinigung der Getroffenen

ſuchen. Daher bemerkt der heilige Chryſoſtomus in ſeinen Büchern von der Vorſehung, daß bisweilen ſchon heilige Menſchen von Dämonen beſeſſen worden ſind, die aber, ſo lange ſie ſich in Sünden wälzten, ſich nicht angefochten fühlten. Darum erbat es ſich ein Einſiedler als eine Gnade von Gott, er möge auf einige Monate von einem Dämon beſeſſen werden, um dadurch der Gefahr der Sünde des Hochmuthes auszuweichen; was deutlich beweist, daß das Uebel nicht immer wegen bereits begangener Sünden verhängt, ſondern auch zugelaſſen werde, um künftigen zu begegnen.

Hiebei kömmt auch in Betracht die Zahl der einwohnenden Dämonen; denn, wie ſchon aus dem Evangelium erhellet, findet oft die Verbindung mit einer Mehrzahl von Dämonen ſtatt. Wir können hierüber nur ſoviel ſagen, daß die Macht, welche Alles ordnet nach Weisheit und Liebe, auch hier die Zahl einrichten wird nach den Verhältniſſen und Umſtänden der Perſönlichkeit.

32) Aeußerungen des Beſeſſenſeins.

Die Wirkungen des Beſeſſenſeins ſind, wie wir es auch in der heiligen Schrift leſen, oft ſehr ſchauerlich. Der Dämon thut ſeinen Opfern nicht ſelten die ſchrecklichſte Gewalt an, und mißhandelt ſie auf die erbärmlichſte Weiſe; er beraubt ſie des Gebrauches einzelner, ja oft aller Sinnesorgane, er ſchlägt ſie mit verſchiedenen Krankheiten, insbeſonders epileptiſchen Zuſtänden; er wirft ſie in die Höhe oder nach andern Richtungen hin; er macht, daß ſie ſich in der Wuth mit Fäuſten ſchlagen, die Haare ausreißen, oder ſonſt ſich mißhandeln. Die heilige Schrift enthält mehrere hierauf bezügliche Beiſpiele; ſo iſt Luk. 4. von einem Beſeſſenen die Rede, welchen der Teufel mitten hinwarf; Matth. 12. heilt Jeſus einen Dämoniſchen, der blind und ſtumm war. Wie ſehr die Beſeſſenen vom Teufel gequält werden, beweiſt vorzüglich der Vorfall der Beſeſſenen in der Gegend der Geraſener. Von dieſen heißt es, daß ſie nackt waren, in keinem Hauſe blieben, ſondern in Gräbern wohnten; es heißt von ihnen, daß ſie ſehr grimmig waren, und Niemand an demſelben Wege vorbeigehen durfte; daß ſie ferner alle Ketten zerriſſen, mit welchen man ſie feſſeln wollte. Math. 8, 28—34 u. Luk. 8, 26—39. Aehnliche Erſcheinungen treten bei den Beſeſſenen in ſpäterer Zeit hervor. Görres erzählt in ſeiner

Myſtik: Die im Jahre 1651 beſeſſene Anna Henderick von Brüſſel, wird, wenn ſie ſchlafen will, bei den Haaren aus dem Bette gezogen, um in einen Kanal geworfen zu werden. Ein Mädchen zu Heslingen wurde im Jahre 1588 beſeſſen. Sie war des Gebrauches all ihrer Sinne beraubt und unfähig, einen Fuß zu bewegen. Sie ſchäumte oft mit dem Munde, knirſchte mit den Zähnen und hatte täglich acht bis zehn epileptiſche Anfälle. Dabei wurde ſie in die verborgenſten Winkel des Hauſes hineingetragen; dann wurde ſie in den Garten hinausgeſchleppt, wo man ſie nach langem Suchen in der armſeligſten Lage fand.

Eine häufige Erſcheinung in den Beſeſſenen iſt eine ungewöhnliche Stärke. Ein Beiſpiel hiefür liefert die heilige Schrift an den beiden Geraſenern. Matth. 8. Andere Beiſpiele dieſer Art erzählt Görres in ſeiner Myſtik. So wurde vor den heiligen Vincentius Ferrerius einſtens ein beſeſſenes Mädchen gebracht, welches, ungeachtet es gebunden war, acht Männer kaum zu ſchleppen im Stande waren. In Arezzo konnte ein ſchon altes, beſeſſenes Weib, obwohl ihr die Hände auf den Rücken gebunden waren, von zwölf der ſtärkſten Männer kaum gebändiget werden. Auch andern Perſonen thun die Beſeſſenen öfters Gewalt an. So wird von einem gewiſſen Marſitas berichtet, der im Gebiete von Jeruſalem geboren worden, daß er in ſeiner Beſeſſenheit Viele beſchädiget habe, indem er Mehreren Gliedmaßen vom Leibe geriſſen, Andern das Genick gebrochen. Aehnliche Wuth ſcheint auch an den Geraſenern hervorgetreten zu ſein. Matth. 8.

Bei Manchen äußert ſich das Beſeſſenſein durch eine außerordentliche Eßbegierde, die nicht auf den Kreis der gewöhnlichen Nahrungsmittel ſich beſchränkt, ſondern auch eckelhafte Dinge verzehrt, und Solches genießt, was dem Menſchen nicht zur Nahrung angewieſen iſt. Der heilige Paulinus erzählt von einem Beſeſſenen, der nicht bloß große Mahlzeiten verſchlang, ſondern auch die Hühner der Umwohnenden ſtahl, ſie zerriß und ſammt den Federn verſchlang. Er benagte Knochen, entriß den Hunden die Ueberbleibſel verreckter Thiere, und ſelbſt die Cadaver der Todten waren vor ſeiner Freßgierde nicht ſicher. — Bei Andern trat gerade das Gegentheil ein, indem der Dämon ſie veranlaßte, daß ſie den Gebrauch jeder Speiſe von ſich wieſen.

Ist die Heiligkeit häufig vom Wohlgeruche begleitet, so pflegt sich die Besessenheit nicht selten durch Gestank und Uebelgeruch kund zu geben. Als die Nonnen zu Kentorp besessen wurden, ging zur Zeit des Paroxismus ein unerträglich stinkender Athem aus ihrem Munde. — Bei Manchen verräth sich das Besessensein durch außerordentliche Schlafsucht, und bei Andern wieder durch das Gegentheil, nämlich Schlaflosigkeit. So befreite im Jahre 1657 Brognoli zu Bergamo ein Mädchen von dem ihr inwohnenden Dämon, welches ein ganzes Jahr lang Tag und Nacht unaufhörlich fortgeschlafen, und das nur schwer aus diesem Zustande der Lethargie gebracht werden konnte.

Oft treten bei den Besessenen noch andere, an das Wunderbare grenzende Erscheinungen hervor. So kam es vor, daß die Besessenen fremde, nie erlernte Sprachen redeten. So hörte man die besessene Katharina Somnoata, die gänzlich ungelehrt war, oft lateinisch und griechisch reden. Diese Fälle, welche man schon im grauesten Alterthume kannte, und wofür auch der heilige Hieronymus im Leben des palästinischen Eremiten Hilarion ein Zeugniß ablegte, kamen im Laufe der Zeit sehr häufig vor. — Aber noch auffallendere Erscheinungen zeigten sich hie und da bei Besessenen; es kam z. B. bei Einigen eine Art Fliegen vor. So erzählt Görres: Alexandra von Fraito, in der Diözese Perugia, ist von einem bösartigen Geiste besessen. Dieser macht sie in dem Geklippe, das dort am Ufer des Flußes sich erhebt, gleich einen Vogel fliegen. Sie mochte leicht am zartesten Zweige eines Baumes, der am Tiberstrome überhing, hinabklettern, auch auf demselben spielend sich schaukeln. — Solche und ähnliche, auffallende Erscheinungen bei Besessenen erzählt der Menge nach Görres in seiner Mystik B. 4. Abth. 1., der überhaupts auf diesem Gebiete größtentheils unser Führer war.

Noch sei bemerkt, daß die Besessenen eine große Scheu gegen alles Kirchliche an den Tag zu legen pflegen. Man hat wahrgenommen, daß, wenn ihnen ein Priester die Hand auflegt, die also bedeckten Theile häufig in Schweiß zerflossen. Aller Gottesdienst überhaupts ist den Besessenen ein Gräuel; sie erwehren sich daher desselben, so viel sie nur können. Auch kömmt es vor, daß die Besessenen zur Zeit des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen am schrecklichsten gequält werden. Ebenso hat man wahrgenommen,

daß die Beſeſſenen alles Kirchliche und Heilige zu läſtern pflegen. So erzählt Görres von einem beſeſſenen Knaben, daß er ſich in eine mit allen nur denkbaren, abſcheulichen Bildern angefüllte Schmähredе über die Menſchwerdung Jeſu und die Jungfrauſchaft Mariens ergoß, und auch die übrigen Geheimniſſe unſerer heiligen Religion läſterte.

33) Ueber die Heilung vom Beſeſſenſein.

Die Heilung von dem furchtbaren Uebel des Beſeſſenſeins kömmt nur durch Gott, reſpektive durch ſeine heilige Kirche. Die Kirche Jeſu betrachtet in dieſem Falle den böſen Feind als den wilden Räuber, der in ihre Heerde eingebrochen und den Unbewehrten davon getragen, und ſo tritt ſie in der Ueberzeugung von ihrem Rechte und im ganzen Gefühle ihrer Ueberlegenheit dem mit der Beute davon Eilenden in den Weg und greift ihn mit allen Mitteln an, die ihr zu Gebote ſtehen, und ſo wird zuletzt immer die Löſung folgen, wenn der Streit mit Kraft geführt wird, und das Uebel nicht durch höhern Rathſchluß mit Unheilbarkeit belegt iſt. Die Kirche hat daher ſchon in den älteſten Zeiten die Ausübung dieſer entbindenden Macht an ein beſonderes, kirchliches Amt geknüpft. Ignatius, noch ein Schüler der Apoſtel, gedenkt der Exorciſten unter den kirchlichen Aemtern. Juſtinus, der Martyrer, ſagt in ſeinem Dialog: Die Kraft des Namens Jeſu fürchten die Dämonen und zittern; zu dieſer Stunde noch durch ihn beſchworen, thun ſie, was ihnen aufgelegt und befohlen wird. Der heilige Irenäus ſchreibt: Die wahren Jünger des Erlöſers üben durch die von ihm empfangene Gnade an den andern Menſchen Wohlthaten jeder Art aus. Denn Einige treiben ſo gewiß und wahrhaftig Dämonen aus, daß oft die Befreiten den Glauben deßwegen annahmen. Dasſelbe beſtätigen Tertullian, Origenes, Cyprian, Laktantius und andere Väter. Ebenſo wird in mehreren der älteſten Concilien, wie in jenem zu Laodicea dem dritten zu Carthago, u. ſ. w. der Exorciſten Erwähnung gethan. Das Concilium von Laodicea ſetzt auch feſt, daß Keiner, der nicht vom Biſchof die Weihe erlangt hat, in den Kirchen oder Häuſern exorciren ſoll.

Ehe wir vom Exorcismus ſelbſt reden, ſei bemerkt, daß insbeſonders die Heiligen von jeher eine große Macht über die Dämonen

ausübten; denn weil sie des göttlichen Geistes voll sind, können die bösen Geister vor ihnen nicht bestehen. Oft bewirkte daher schon die Nähe eines Heiligen und sein Gebet Befreiung, ja öfters war die Nähe desselben gar nicht nöthig, sondern heilte sein Gebet auch in der Entfernung. So weigerte sich der heilige Ulrich aus Demuth über ein besessenes Weib den Exorcismus vorzunehmen; er betete aber für sie, als sie auf der Heimreise begriffen war, und sie wurde geheilt.

Was nun den Exorcismus selbst betrifft, so hat die Kirche denselben von jeher bei den Besessenen mit dem besten Erfolge angewendet, und die Unglücklichen von den ihnen inwohnenden, bösen Geistern befreit. Der Exorcismus wirkt aber nicht in Kraft der Worte, aus welchen er besteht, und auch nicht in Kraft dessen, der ihn vornimmt, sondern durch die Macht dessen, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Bei dem Gebrauche dieser Gewalt aber, wodurch die Dämonen gebannt werden, gilt die Regel, welche schon Antonius in der Wüste seinen Schülern als die beste Waffe gegen die bösen Geister anempfohlen hat, nämlich unverfälschter Glaube an Gott und ein reiner und unbescholtener Wandel vor seinem Angesichte. Die Beschwörung, vom Glaubenslosen ausgesprochen, würde zum leeren Schalle werden, der nichts vermag. Mit einem unreinen und befleckten Lebenswandel aber dem Bösen nahen, der bis zu einem gewissen Punkte selbst die Herzen kennt, ist nicht rathsam, und kann leicht zur Beschämung des Verwegenen ausschlagen; denn der Teufel pflegt Solchen oft ihre geheimen Sünden vorzuwerfen.

Außer den Beschwörungen steht den Exorcisten auch der Gebrauch der übrigen kirchlichen Heilmittel zu Gebote, unter denen sich das Sakrament der Buße als eines der kräftigsten erweiset; denn ist die Sünde häufig die Hauptursache, wodurch der Teufel seine Gewalt über den Menschen bekam, so wird natürlich durch die Entfernung der Sünde jener Rapport wieder aufgehoben. Die Aussagen der bösen Geister in den Besessenen bestätigten selbst schon oft diese Wahrheit. Als vorzügliches Heilmittel hat sich insbesonders auch die Eucharistie, vorzüglich in Verbindung mit dem heiligen Meßopfer geltend gemacht; denn die mystische Gemeinschaft,

die ſich zwiſchen dem Beſeſſenen und dem Geiſte des Böſen geknüpft hat, kann nimmer beſtehen vor jener höhern, die der Leib des Herrn zwiſchen Gott und dem geſühnten Menſchen gebunden. Als der heilige Bernard ſich einſtens zu Mailand in der Kirche des heiligen Ambroſius befand, wurde zu ihm eine Beſeſſene gebracht, die arg von dem böſen Feinde geplagt wurde. Der Heilige ließ ſie trotz alles Widerſtandes, welchen der böſe Feind entgegenſetzte, zum Altare bringen, auf welchem er die heilige Meſſe leſen wollte. Bernard brachte nun das heilige Opfer dar, und nach dem Pater noſter legte er den Leib des Herrn auf die Patene, und dieſe auf das Haupt des Weibes und ſprach: Zugegen iſt jetzt, du unreiner Geiſt, dein Richter, zugegen der höchſte Herr. Widerſtehe, wenn du kannſt. Er iſt zugegen, der bereit, für unſer Heil zu leiden, geſagt: Nun wird der Fürſt dieſer Welt hinausgeworfen. In der furchtbaren Gewalt dieſer Majeſtät gebiete ich dir daher, du finſterer Geiſt, daß du ausgeheſt aus dieſer ſeiner Magd, und ihr fortan nicht mehr zu nahen wagſt. Bald darauf wurde die Beſeſſene von dem unreinen Geiſte befreit.

Die Reliquien der Heiligen hat man gleichfalls ſehr oft als Heilmittel für das Uebel befunden, und in unzähligen Fällen haben ſie die Befreiung herbeigeführt. Gott hat ja durch die Reliquien der Heiligen auch in anderer Weiſe nicht ſelten ſchon Wunder gewirkt; hier aber kömmt noch hinzu, daß ein Geiſt, der dem böſen Geiſte zuwider iſt, ſo lange in dieſen Ueberreſten eines früher Gott geweihten Lebens gewohnt hat, daß auch die Materie, die ſeine Nähe erfahren, einen gewiſſen Geruch der Heiligkeit davon angenommen, der gleichſam ſeine geiſtige Atmoſphäre hat, in welcher er ſich verbreitet, und nun dem geſchärften Organe des böſen Geiſtes ſich mittheilt, wodurch dieſer beläſtiget und oft zum Entweichen gezwungen wird.

Eine ganz beſondere Kraft über den böſen Feind hat das heilige Kreuz. Daher bedient man ſich desſelben auch bei den Exorcismen. Alle Kirchenväter preiſen die Kraft des heiligen Kreuzes, und viele Heilige haben durch dasſelbe und unter der Anrufung des Namens Jeſu unzählige Mal die böſen Geiſter ſchon gebannt. Auch die von der Kirche geweihten Dinge, namentlich das Weihwaſſer ſelbſt, erweiſen ſich hierin wirkſam.

Indeß iſt bei Anwendung des Exorcismus und überhaupts bezüglich der Beſeſſenen große Vorſicht nöthig. Man darf in dieſer Sache nicht ungläubig, aber auch nicht leichtgläubig ſein; denn es läßt ſich nicht leugnen, daß hierin oft ſchon arge Betrügereien ſtattgefunden haben.

That.

Sieh den Artikel „Handlung" B. 10. S. 373 und flgde.

Artikel CXLIII.

Thiere.

(Thierquälerei).

1) Einleitende Worte.

Außer dem Menschen hat Gott hier auf Erden noch viele, andere lebendige Wesen geschaffen, die Thiere. Ihre Zahl ist unendlich groß. Die Naturforscher kennen heut zu Tage bei 120,000 verschiedene Arten derselben, die theils auf Erden und unter derselben, theils im Wasser, theils in der Luft leben. Auch die Thiere sollten zur Ehre Gottes gereichen, zugleich aber auch dem Nutzen und Vergnügen der Menschen dienen. Daher hat Gott ursprünglich den Menschen als Herrn und König über die Thierwelt gesetzt, daß er über sie gebiete und sich ihrer zu seinem Gebrauche bediene.

2) Schriftstellen.

Gott schuf die großen Wasserungeheuer, und ein jedes Wesen, das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten nach seiner Art; auch alles Geflügel nach seiner Art. . . . Und Gott machte die Thiere der Erde nach ihrer Art, das Vieh und alles Gewürm der Erde nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war. 1. Mos. 1. 21, und 25.

Herrschet über die Fische des Meeres, über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf Erden. 1. Mos. 1. 28. cf. 1. Mos. 9, 2.

Alles, was sich reget und lebet, sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut gebe ich euch Alles. 1. Mos. 9, 3.

Am siebenten Tage sollst du kein Geschäft thun, weder du. . . , noch dein Vieh. 2. Mos. 20, 10.

Du ſollſt dem Ochſen, der auf deiner Tenne deine Frucht austritt, das Maul nicht verbinden. 5. Moſ. 25, 4.

Wer bereitet dem Raben ſeine Speiſe, wenn ſeine Jungen zu Gott ſchreien und unſtätt ſind, weil ſie nicht zu eßen haben? Job 38, 41.

Der Herr gibt dem Vieh ſeine Speiſe, und den jungen Raben, die zu ihm rufen. Pſ. 146, 9.

Mein, ſpricht der Herr, iſt alles Wild des Waldes, das Vieh auf den Bergen und die Ochſen. Pſ. 49, 10.

Schau fleißig nach, wie dein Vieh ausſieht, und gib auf deine Heerde Acht. Sprüchw. 27, 23.

Der Gerechte ſorgt auch für ſein Vieh, aber das Herz der Gottloſen iſt grauſam. Sprüchw. 12, 10.

Haſt du Vieh, ſo warte ſein, und bringt es dir Nutzen, ſo behalte es. Sirach. 7, 24.

Kein Sperling fällt ohne den Willen Gottes zur Erde. Matth. 10, 29.

Sehet die Vögel der Luft an. Sie ſäen nicht aus, ſie ärnten nicht ein, ſie ſammeln nichts in die Vorrathskammern; und dennoch ernährt ſie euer himmliſcher Vater. Matth. 6, 26.

3) Einige Ausſprüche vom heiligen Chryſoſtomus über die Thiere.

Es wird von Vielen der Einwurf gemacht: Wenn der Menſch der König der Thiere iſt, warum wird er denn von ſo vielen an Stärke, Behendigkeit und Schnelligkeit übertroffen? Das Pferd iſt ſchneller, der Ochſe dauerhafter, der Adler leichter, der Löwe ſtärker als der Menſch. Was ſollen wir auf dieſe Einwendung antworten? Dieſes, daß auch ein ſolcher Einwurf ein Beweis der göttlichen Weisheit und Ehre ſei, welcher wir gewürdiget worden ſind. Das Pferd iſt ſchneller, als der Menſch; der Menſch iſt aber geſchickter, als das Pferd, in Geſchwindigkeit eine weite Reiſe zu machen. Ein Pferd mag noch ſo ſchnell ſein, ſo wird es doch kaum in einem Tage zweihundert Stadien laufen; ein Menſch aber vermag mit abwechſelnden Pferden in einem Tage wohl zweitauſend Stadien zurück zu legen. Was bei dem Pferde die Geſchwindigkeit ausrichtet, das bewirkt hier die Kunſt und die Vernunft, ja ſie thut noch mehr.

Obſchon der Menſch nicht ſo geſchwinde Füße hat, als das Pferd, ſo hat er doch die Füße desſelben zu ſeinem Gebrauche, die ihm nicht weniger dienen müſſen, als ſeine eigenen. Kein Thier hat über das andere ſo viel Macht, daß es dasſelbe zwingen könnte, ihm zu dienen. Der Menſch hingegen unterwirft ſich alle Thiere, und zwingt durch mannigfaltige Künſte, die ihm Gott verliehen hat, ein jedes Thier zu dem Dienſte, wozu es am meiſten geſchickt iſt. Wären die Füße der Menſchen ſo ſtark, als die der Pferde, ſo wären ſie zu andern Dingen ungeſchickt. Sie wären nicht geeignet, rauhe und ſchmale Wege zu gehen, die Gipfel der Berge zu erſteigen oder auf Bäume zu klettern; denn daran werden die Pferde durch ihren Huf gehindert. Sind alſo gleichwohl die menſchlichen Füße weicher, ſo können ſie doch mehr Dienſte leiſten. Ihre Schwäche ſchadet dem Menſchen nichts, weil er ſich der Stärke des Pferdes bedienen kann. Was aber die Mannigfaltigkeit des Gebrauches betrifft, ſo übertreffen ſie die Füße der Pferde noch weit. Es iſt wahr, der Adler hat Flügel, mit welchen er ſich leicht emporhebt. Ich aber habe Vernunft und Kunſtfertigkeit, womit ich alle fliegenden Thiere herunterziehen und fangen kann. Willſt du aber auch meine Flügel ſehen? Ich habe Flügel, die noch weit leichter ſind, die mich nicht etwa fünf oder zehn Meilen in die Höhe, ſondern bis in den Himmel, ja über den Himmel aller Himmel emportragen, da, wo Chriſtus iſt, ſitzend zur Rechten Hand Gottes. 11. Predigt über die Bildſäulen.

Einige von den Thieren ſind ſtärker, andere ſind ſchöner. Dieſe vergnügen uns, andere kleiden uns. Der Pfau vergnügt uns; die Hühner und Schweine nähren uns; die Schaafe und Ziegen kleiden uns; der Ochs und Eſel arbeiten für uns. Es gibt noch andere Thiere, die uns keinen von dieſen Vortheilen ſchaffen; allein ſie üben unſere Tapferkeit. Die wilden Thiere machen die Jäger tapfer, machen uns vorſichtig und tragen durch die Arzneien, die aus ihren Gliedern zubereitet werden, nicht wenig zu unſerer Geſundheit bei. Wenn aber Jemand zu dir ſagt: Warum fürchteſt du dich vor dem Löwen, da du ein Herr des Löwen biſt? — ſo antworte ihm: Im Anfange war es anders, da die Menſchen noch bei Gott in Gnaden ſtunden, und ſich im Paradieſe aufhielten. Allein nachdem ich den Herrn beleidiget habe, ſo bin ich dem

Zorne der Knechte ausgesetzt, doch bin ich nicht ganz eine Beute derselben; ich habe noch die Vernunft, wodurch ich sie überwinden kann. Ebendas.

Die Thiere, welche uns nützlich sind, die zur Erhaltung oder zum Vergnügen unseres Lebens beitragen, die uns daher unentbehrlich sind, ließ Gott (auch nach der Sünde) in ihrer Knechtschaft bleiben. Er ließ uns die Heerden der Ochsen, damit wir den Acker bauen, die Erde pflügen und Saamen ausstreuen könnten. Er ließ uns viele Arten lasttragender Thiere, damit sie uns bei der Fortschaffung großer Lasten unsere Arbeit erleichtern möchten; er ließ uns die Heerden der Schaafe, deren Wolle uns die Kleidung verschafft; von andern Arten von Thieren zu schweigen, die uns in unserm Leben sehr viele Vortheile schaffen. Uns zu strafen, sagte Gott: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen. Damit uns aber dieser Schweiß, diese Arbeit, dieser Kummer nicht unerträglich sein möchte, so erleichterte er die Beschwerlichkeiten auf eine gütige Weise dadurch, daß eine große Menge unvernünftiger Thiere an unserer Arbeit Theil nehmen, und mit uns in das Joch der Mühseligkeiten zusammen gespannt wurde. Sehet die Güte Gottes! Da er uns zum Schweiße und zu einer stets anhaltenden Arbeit verdammt, so macht er zugleich eine solche Einrichtung, daß eine große Anzahl Thiere zu unserm Dienste bereit sein und uns bei unserer Arbeit beistehen muß. Dritte Rede über die Stelle: „Laßt uns den Menschen machen."

4) Geschichtliches.

Daß Gott auch mit den Thieren Mitleiden habe, bezeugt die heilige Schrift selbst; denn wir lesen in derselben, daß er zum Propheten Jonas sprach: Du hast Leid wegen des Epheugewächses, womit du doch keine Mühe gehabt, das du auch nicht wachsen ließest, das in einer Nacht entstanden und in einer Nacht vergangen ist; und ich sollte kein Mitleiden haben mit Ninive, der großen Stadt? in welcher mehr, als einhundert zwanzigtausend Menschen sind, die den Unterschied zwischen ihrer rechten und linken Hand nicht kennen, und so viele Thiere! Jon. Kap. 4. V. 10 u. 11.

Wie auch die Thiere dankbar zu sein wissen, lehrt der Vorfall eines Löwen mit dem Sklaven Androklus. Ein Sklave,

Namens Androklus, der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen, weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen gewaltigen, zu diesem Zwecke eigens ausgehungerten Löwen auf ihn los. Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu, blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte wie vor Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute wunderten sich und fragten den Sklaven, wie dieses komme. Der Sklave erwiderte: Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir, und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn stack. Ich zog ihm denselben heraus. Von dieser Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir beide von einander getrennt und gefangen, und nun freuet sich das gute Thier, mich wieder zu finden. Alles Volk war über diesen Vorfall erstaunt; es wurde dem Androklus das Leben geschenkt; der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen, und blieb, ohne Jemanden ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Schmid erzählt in seinem historischen Katechismus: Zur Zeit Alexanders, des Großen, trieb einmal ein Soldat einen Maulesel, der mehrere Geldsäcke zu tragen hatte, gegen das königliche Gezelt hin. Da der Soldat merkte, daß dem armen Thiere die Last zu schwer werde, so nahm er ihm mitleidig ein paar Säcke ab, und trug sie selbst auf seinem Rücken. Als nun der Soldat das Zelt des Königs erreicht hatte, und seine und des Esels Last abladen wollte, trat der König hervor und sprach: Braver Krieger, die Säcke, welche du aus Mitleiden dem Esel abgenommen und selbst getragen hast, gehören jetzt dein; du bist werth, sie zu besitzen.

Kaiser Domitián war einer der grausamsten Tyrannen. Es wird aber von ihm auch erzählt, daß er schon als Knabe seine Freude daran hatte, die Thiere zu quälen. Noch als Kaiser schloß er sich täglich in sein Gemach ein, und spießte zu seinem Vergnügen die Fliegen mit der Nadel. Diese seine Grausamkeit gegen die Thiere nährte auch seine Tyrannei, womit er gegen die Menschen verfuhr.

Ein roher Menſch ſpannte einen Hund vor einen Karren. Als das arme, vor Durſt lechzende Thier den Karren nicht mehr zu ziehen vermochte, mißhandelte er es grauſam, ſpannte es zuletzt los und ließ es laufen. Der Hund bekam aber in Folge der Mißhandlung die Wuth, und biß ſowohl ſeinen Beſitzer, als auch mehrere andere Menſchen und Hunde, und richtete dadurch großes Unheil an.

5) Die Thiere ſind Geſchöpfe Gottes.

Alles, was iſt im Himmel und auf Erden, hat Gott erſchaffen; auch die Thiere ſind des Herrn Werk. Moſes erzählt uns, wie Gott die Thiere erſchaffen hat. Nachdem das Weltgebäude fertig daſtund, ſorgte Gott dafür, daß es auch von lebendigen Weſen bewohnt werde. Er ſprach nämlich am ſechsten Tage: Es bringe hervor das Waſſer kriechendes Thier mit lebendiger Seele und Geflügel über der Erde unter der Feſte des Himmels. Und Gott ſchuf die großen Waſſerungeheuer, und ein jedes Weſen, das da lebt und webt, das die Waſſer hervorbrachten nach ſeiner Art, auch alles Geflügel nach ſeiner Art. Und Gott ſah, daß es gut war. Er ſegnete ſie und ſprach: Wachſet und mehret euch, und erfüllet die Waſſer des Meeres; und die Vögel ſollen ſich mehren auf Erden. . . . Und Gott ſprach: Es bringe die Erde hervor lebende Weſen nach ihrer Art, Vieh und Gewürm und die wilden Thiere der Erde nach ihrer Art. Und alſo geſchah es. Gott machte die Thiere der Erde nach ihrer Art und das Vieh und alles Gewürm der Erde nach ſeiner Art. Und Gott ſah, daß es gut war. 1. Moſ. Kap. 1. V. 20 — 26. Wie alſo der Menſch ein Geſchöpf Gottes iſt, ſo müſſen wir auch bekennen, daß alle Thiere in der Luft, auf Erden und im Waſſer urſprünglich von Gott gekommen ſind, der die erſten Thiere von den jetzt lebenden durch ſein allmächtiges Wort ins Daſein gerufen hat. Dieſe Wahrheit, daß auch die Thiere aus der Hand Gottes hervorgegangen ſind, iſt noch öfters in der heiligen Schrift ausgeſprochen. So leſen wir bei Job: Frage die Thiere, und ſie lehren es dich, die Vögel des Himmels, und ſie zeigen dir an, und die Fiſche des Meeres erzählen es; denn wer weiß nicht, daß alles Dieſes die Hand des Herrn gemacht hat? Job 12, 8 u. 9.

6) Wie sehr sich in der Thierwelt Gottes Allmacht und Weisheit offenbart.

Davon ist gehandelt: B. 10. S. 97 u. 98; 107, 108, 109 und 110. —

7) Gott hat den Menschen zum Herrn und König über die Thiere gesetzt.

Diese Wahrheit hat Gott bereits bei der Schöpfung ausgesprochen; denn der Herr sprach: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse, der da herrsche über die Fische des Meeres und das Geflügel des Himmels, die Thiere und über die ganze Erde, und alles Gewürm, das sich reget auf Erden. 1. Mos. 1, 26. Und nachdem Adam und Eva von Gott erschaffen waren, übergab er ihnen ausdrücklich die Herrschaft über die Thiere; denn er sprach zu ihnen: Herrschet über die Fische des Meeres, über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf Erden. 1. Mos. 1, 28. Diese Herrschaft verlieh Gott den Menschen neuerdings nach der Sündfluth mit den Worten: Furcht und Schrecken vor euch sei über alle Thiere der Erde und über alle Vögel des Himmels sammt Allem, was sich reget auf Erden; alle Fische des Meeres, in euere Hände sind sie gegeben. 1. Mos. 9, 2. Deßgleichen spricht diese Wahrheit der Psalmist aus mit den Worten: Du hast den Menschen gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres. Ps. 8, 7—10.

In der That herrscht der Mensch über die Thiere; auch die folgen ihm, welche ihn an Kraft und Stärke weit übertreffen. Diese Herrschaft war vor der Sünde noch viel vollkommener; der natürlichen Ordnung gemäß gehorchte ihm damals die gesammte Thierwelt. Nach der Sünde traten ihm zwar viele Thiere feindselig gegenüber; aber mit Gewalt bändiget er sie. Er bezähmt auch die wildesten unter ihnen, und herrscht so recht wahrhaft über sie.

8) Manche Thiere beschämen den Menschen durch gewisse, gute Eigenschaften; sowie hingegen auch andere die Häßlichkeit gewisser Leidenschaften darstellen.

Viele Thiere lehren uns gar manche Tugend, und beschämen dadurch die Menschen. So lehren uns die Hausthiere Genügsamkeit; denn sie sind mit dem zufrieden, was ihnen die Menschen reichen. Ebenso sind sie dienstbar und erkenntlich; denn sie dienen dem Menschen mit aller Folgsamkeit, und zeigen für das Gute, was der Mensch ihnen erweiset, in ihrer Art ihre Freude und Dankbarkeit. Was die einzelnen Thiere insbesonders betrifft, ist der Hund ein Bild der Treue; das Lamm ein solches der Geduld und der Sanftmuth; die Henne einer mütterlichen Sorgfalt; der Hahn ein solches der Wachsamkeit; die Taube der Einfalt und Reinlichkeit; die Ameisen lehren uns Fleiß und Thätigkeit; die Bienen politische und ökonomische Klugheit, sowie auch häusliche Zucht und Ordnung.

Es gibt aber auch Thiere, in welchen gewisse Leidenschaften in der häßlichsten Gestalt sich darstellen. So ist der Pfau ein Bild des Stolzes, der Hund ein solches der Unfläthigkeit, die Katze der Falschheit; der Bock der Geilheit; die Schlange der Arglist; die Eule der Lichtscheue.

Lernen wir von den Einen gewisse Tugenden lieben, und von den Andern gewisse Leidenschaften hassen; denn es ist des Menschen unwürdig, den unvernünftigen Thieren ähnlich zu werden, sowie es andern Falles ihm zur Schmach gereicht, von den Thieren sich in manchen guten Eigenschaften übertreffen zu lassen.

9) Welch großen Nutzen die Thiere dem Menschen gewähren.

Groß ist der Nutzen, welchen die Thierwelt dem Menschen gewährt; fast ein jedes derselben weiß er zu seinem Vortheil zu gebrauchen, oder doch irgend einen Nutzen ihm abzugewinnen; aber vom größten Nutzen sind ihm doch die Hausthiere. Sie ziehen ihm den Pflug und Wagen, und erleichtern ihm so nicht bloß die Arbeit, sondern machen ihm auch das Leben bequemer. Von ihnen hat er Milch, Butter, Schmalz, Eier, Fleisch; von ihnen nimmt er die Wolle zur Kleidung, das Leder zu Schuhen, die Beine und

Haare zu mancherlei Geräthschaften u. s. w. Reden wir von einzelnen Thieren selbst. Sollen wir schnell von einem Orte zum andern gebracht werden, so bietet uns das Pferd seine Dienste an. Es gibt sich alle Mühe, seinen Herrn zufrieden zu stellen. Auf das geringste Zeichen geht es, verändert seinen Gang, und ist stets bereit, ihn zu hemmen, zu verdoppeln, ja pfeilschnell zu machen. Weder die Länge der Reise, noch die unebenen Wege, nicht die Gräben, über welche es setzt, nicht einmal die reißenden Flüsse, welche es durchschwimmt, Nichts entmuthiget es. Es thut noch mehr; es geht den Bewaffneten vorher; es trägt seinen Herrn mitten in das Schlachtgewühl hinein, ohne den mörderischen Kugelregen oder die tödtlichen Hiebe des Feindes zu achten. Betrachte den Ochsen. Minder geschmeidig und angenehm in seinen Formen, als das Pferd, ist uns dieses Hausthier von nicht geringerm Nutzen. Euere Felder sollen bestellt werden: legt dem Ochsen ein Joch um, bindet ihn an den Pflug, und geduldig zieht er euere Furchen. Kommt der Aerntetag, so hilft er die Aernte euch in die Scheuern bringen; später führt er euern Ueberfluß zum Verkaufe auf den Markt; er führt euer Holz herbei und leistet euch noch andere Dienste. Derselbe gibt den Menschen geschlachtet sein Fleisch zur schmackhaften Nahrung und seine Haut zur Befriedigung verschiedener Bedürfnisse. Das Pferd und der Ochs sind mehr für den Wohlhabenden; aber soll der Arme seine Arbeiten allein verrichten? Nein, Gott hat ihm ein anderes Thier gegeben, dessen Unterhalt minder hoch zu stehen kömmt; es ist dieses der Esel. Er nimmt Alles gerne als Nahrung, was man ihm reicht, und ist mit den nächsten Disteln zufrieden. Dieses Thier kommt in einigen Ländern den ärmern Volksklassen überall bei ihren Arbeiten zu Hilfe; denn er ist der Lastträger in ärmeren, gebirgigen Gegenden. Wie groß ist sodann der Nutzen der Kuh! Eine einzige Kuh liefert das, was nebst Brod für eine ganze Familie hinreicht. Die Ziege ist die Kuh der Armen; sie versorgt sie mit Milch nicht bloß für das tägliche Bedürfniß, sondern liefert sie auch zur Bereitung eines sehr heilsamen Arzneimittels, der sogenannten Molken. Das Schaaf begnügt sich damit, im Winter bekleidet zu sein, und überläßt uns seine Wolle im Sommer. Die Henne liefert uns das kräftige, schmackhafte Ei, und nährt uns mit ihrem wohlschmeckenden

Fleische. Die Biene bereitet uns den süßen Honig und das nützliche Wachs. Was soll ich noch von dem Hunde sagen, diesem treuen Freund und Wächter der Menschen? Der Kettenhund bewacht unsere Häuser, der Schäferhund hält reißende Thiere von den Heerden ab, der Jagdhund hilft uns das Wild erjagen und erlegen. So verschaffen uns insbesonders die Hausthiere den größten Nutzen, und verpflichten uns dadurch zum innigen Danke gegen den gütigen Schöpfer, der für unsere Bedürfnisse und für unsere Bequemlichkeit durch Erschaffung so vieler und mannigfaltiger Thiere in Güte auf eine so freigebige Weise gesorgt hat.

10) Pflichtmäßiges Verhalten in Hinsicht auf die Thiere.

Das Verhältniß der Thiere zu den Menschen ist ein mannigfaltiges. Gott hat sie ihm übergeben, daß er über sie herrsche, und sich derselben zu seinem Nutzen bediene. Demnach soll der Mensch die Thiere

I. Gemäß ihrer Natur zu dem von Gott vorgesteckten Zwecke auf die rechte Art zu seinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen. Darnach darf

a) Der Mensch sie in sein Eigenthum bringen, und über sie herrschen und gebieten. Diese Gewalt hat Gott dem Menschen ausdrücklich übergeben. 1. Mos. 1, 26 u. 9, 2.

b) Es ist erlaubt, die Thiere ihrer natürlichen Freiheit zu berauben, sie zu bezähmen, zur Arbeit und zu vernünftigen Zwecken abzurichten und anzuwenden, um aus ihnen den größt möglichen Vortheil zu ziehen. Eben deßwegen darf man gegen die Thiere die erforderlichen Zwangsmittel gebrauchen, um diesen Zweck zu erreichen; nur muß man ihnen nicht mehr Schmerzen zufügen, als nöthig ist.

c) Wir dürfen sie zu unserer Nahrung gebrauchen. Auch dieses Recht hat Gott den Menschen übergeben, sprechend: Alles, was sich reget und lebt, sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut gebe ich euch Alles. 1. Mos. 9, 3. Wenn man aber die Thiere tödtet, um sich ihres Fleisches zur Nahrung zu bedienen, soll es auf eine für sie am mindesten schmerzliche Art geschehen. In dieser Hinsicht dürften manche Arten der Jagd, welche mit unnöthiger Grausamkeit verbunden sind, mit der Moral ebenso wenig verein-

bar sein, als manche Arten, die Thiere sehr schmerzlich zu tödten, bloß um den Gaumen in einem höhern Grade zu reizen.

d) Es gibt Thiere, welche dem Leben und der Gesundheit des Menschen schädlich sind, auch Thiere, welche die Früchte seiner Bemühungen zerstören. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese der Mensch tödten darf. Gott selbst befahl, stößige Thiere zu tödten. 2. Mos. 21, 28. Schon die Selbstliebe verlangt es, schädliche Thiere zu tödten. Man darf auch die zu häufige Vermehrung gewisser Thiergattungen verhindern. Ob es aber recht oder nur gerathen ist, eine Thiergattung ganz auszurotten, wollen wir nicht entscheiden. Gewiß hat Gott keine Art Thiere ganz zwecklos erschaffen; sie tragen irgend etwas zur Schönheit und zum Nutzen des Ganzen bei. Es hat Länder gegeben, wo man glaubte, die gefräßigen Sperlinge ausrotten zu müssen; aber bald nahm das Ungeziefer so überhand, daß man es für gut fand, sie selbst zu hegen. Von mancher Thiergattung, wovon übrigens wir noch keinen Gebrauch zu machen wissen, werden vielleicht unsere Nachkommen einen solchen zu machen entdecken.

II. Der Mensch soll die Thiere, insbesonders die Hausthiere, die ihm so großen Nutzen schaffen und so mancherlei Vergnügen gewähren, auf eine menschenfreundliche Weise behandeln. Er soll ihnen die erforderliche Nahrung und Pflege reichen, dem Thiere nicht mehr auflegen, als es mit seinen Kräften zu leisten vermag. In dieser Beziehung verordnete Gott im alten Bunde, man solle dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verkörben. 5. Mos. 25, 4. Er muß ihnen die nöthige Ruhe gestatten, damit sich ihre Kräfte wieder herstellen. Daher die Verordnung, daß man am Sabathe auch die Thiere von der Arbeit ausruhen lasse. 2. Mos. 20, 10. Dem leidenden Thiere soll er zur Hilfe kommen. Dahin deutet das Gebot: Wenn du den Esel deines Bruders oder seinen Ochsen fallen siehst auf dem Wege, so sollst du es nicht verschmähen, ihnen aufzuhelfen. 5. Mos. 22, 4. Er soll sein Vieh gehörig schonen und zu erhalten suchen. In dieser Beziehung und vorzüglich um die Zahl der nützlichen Thiere nicht zu sehr zu vermindern, durfte man im alten Bunde die Kuh und das Kalb, das Schaaf und die Ziege mit dem Jungen nicht zugleich an Einem Tage schlachten. 3. Mos. 22, 28.

III. Man soll sich wohl hüten, die Thiere zu mißbrauchen, oder ihnen unnöthigen Schmerz zu bereiten. Grausamkeit gegen die Thiere ist ebenso sehr gegen Gottes Anordnung, als es den Menschen entwürdiget. Und doch, mit welcher Gefühllosigkeit geht man oft mit den Thieren um, und welchen Muthwillen erlaubt man sich gegen dieselben. Da gibt es ruchlose Buben, welche dem Vieh mit Peitschen und Prügel nachlaufen, und daßselbe unmenschlich schlagen, hauen und stoßen. Größere Personen strengen gewisse Hausthiere über ihre Kräfte an; sie laden ihnen zu schwere Lasten auf, und wenn sie dieselben nicht mehr fortzubringen wissen, mißhandeln sie ihre Thiere unter Fluch- und Scheltworten auf das grausamste. Schauet so manche Vieh-Treiber und Schlächter an. Sie hetzen die Thiere mit großen Hunden, welche sie an verschiedenen Stellen verwunden und zerbeißen; sie schieben Kälber, Schaafe und Schweine auf Karren so, daß sie mit dem Kopfe stets auf die Steine stoßen, und ihnen das Blut aus der Nase quillt. Wie schonungslos gehen manche muthwillige Buben mit den lieben Vögelchen um, die doch mit ihrem Gesang Gott und Menschen erfreuen! Sie zerstören die Vogelnester, welche diese Thiere so mühsam und künstlich gebaut haben; sie zerschlagen und zertreten ihre Eier; sie nehmen die Jungen zu frühe heraus und bringen sie ohne Ursache um das Leben. Welche Grausamkeit! Welche Pflichtverletzung!

11) Was muß uns abhalten, die Thiere zu quälen.

Es kann nicht genug getadelt werden, daß es Leute gibt, die oft ohne Ursache die Thiere quälen und martern, und sogar an dem Schmerze derselben ihre Freude haben. Diese sollen bedenken:

I. Daß auch die Thiere Geschöpfe Gottes sind. — Der Herr hat sie in das Dasein gerufen; auch sie sollen in ihrer Weise den Schöpfer verherrlichen. Gott erhält und vermehrt sie; er sorgt für sie. Auch das kleinste und verächtlichste Thierchen ist von seiner Vorsehung nicht ausgeschlossen. Daher lesen wir: Der Herr gibt dem Vieh seine Speise, und den jungen Raben, die zu ihm rufen. Ps. 146, 9. Wie sehr Gott der Thiere sich annimmt, bezeugt auch Jesus Christus, wenn er sagt: Die Vögel des Himmels säen und ärnten nicht und sammeln nichts in die Vorrathskammern, und dennoch ernährt sie euer himmlischer Vater. Matth. 6, 26.

Und wiederum: Kein Sperling fällt ohne den Willen Gottes zur Erde. Matth. 10, 29. Wie alle Geschöpfe, so gehören auch die Thiere Gott; sein sind sie durch die Schöpfung, und sein durch die Erhaltung. Daher sagt Gott selbst: Mein ist alles Wild des Waldes, das Vieh auf den Bergen und die Ochsen. Ps. 49, 10. Wer daher die Thiere muthwilliger Weise quält, der mißachtet das Eigenthum Gottes, er entehrt in den Geschöpfen den Schöpfer selbst, und beleidiget eben dadurch Gott, den höchsten Herrn aller Geschöpfe.

II. Daß die Thiere zu unserm Nutzen von Gott erschaffen sind. — Wie groß und mannigfaltig ist der Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen verschaffen! Wir haben hievon in einem eignen Absatze gehandelt. cf. oben S. 562. In allen irdischen Bedürfnissen sind sie dem Menschen zur Hilfe gegeben, auf daß sie seinen Nutzen befördern, oder ihm zum Vergnügen gereichen. Daher sagt die heilige Schrift: Die Lämmer kleiden dich und des Ackers Preis sind die Böcke. Laß dir genügen die Ziegenmilch zu deiner Speise, zur Nothdurft deines Hauses und zur Nahrung deiner Mägde. Sprüchw. 27, 26. 27. Selbst die uns schädlich scheinenden Thiere sind vom Schöpfer zu guten Zwecken und zum Nutzen des Ganzen erschaffen. Es verräth daher großen Undank gegen Gott, wenn man die Thiere muthwilliger Weise mißhandelt und sie quält.

III. Daß Gott ausdrücklich mehrere Verordnungen gegeben hat, welche uns Schonung gegen das Vieh einflößen sollen. — Dahin gehören unter Andern die Befehle: Wenn ein Rind, ein Schaaf und eine Ziege geboren ist, soll es sieben Tage unter den Brüsten seiner Mutter sein. 3. Mos. 22, 27. — Weder Rind, noch Schaaf sollet ihr mit seinen Jungen schlachten an Einem Tage. 3. Mos. 22, 28. — Wenn du auf einem Baume oder auf der Erde ein Vogelnest findest, darin die Mutter über den Jungen oder den Eiern sitzet, so nimm sie nicht mit den Jungen, sondern laß sie fliegen und behalt die Jungen. 5. Mos. 22, 6. 7. — Du sollst dem Ochsen, der auf der Tenne deine Früchte drischt, das Maul nicht verbinden. 5. Mos. 25, 4. — Schau fleißig nach, wie dein Vieh aussieht, und gib auf deine Heerden acht. Sprüchw. 27, 23. u. s. w.

IV. Daß selbst die Heiden gegen das muthwillige Thierquälen empört waren. — Mehrere Vorfälle bestätigen diese Wahrheit. So verstießen die Richter des Areopag zu Athen Einen aus ihrer Mitte ins Elend, weil er einem Vögelchen, das, von einem Raubvogel verfolgt, bei ihm gleichsam Zuflucht gesucht, den Kopf zerquetscht hatte. Ein Knabe, der einigen Wachteln die Augen ausgestoßen hatte, wurde sogar zum Tode verurtheilt. Ist diese Strenge gleichwohl nicht gerechtfertiget, so beweist sie doch, wie sehr selbst manche Heiden gegen die Grausamkeit, welche man sich gegen die Thiere erlaubt, aufgebracht werden.

V. Daß auch die Thiere Empfindung haben und Schmerz fühlen. — Gott selbst hat den Thieren diese Eigenschaft verliehen, und dadurch gewollt, daß denselben so viel Wohlbehagen zu Theil werde, als sie desselben fähig sind. Und wie, der Mensch soll sich so weit vergessen, daß er ihnen unnöthige Schmerzen verursacht, und ihnen mehrere und größere Leiden bereitet, als zur Erreichung vernünftiger Zwecke erforderlich ist! Wie dich der Schmerz quält, und du ihm auszuweichen suchst, so thut er auch dem Thiere wehe, und du sollst daher demselben ohne hinreichenden Grund keinen verursachen, auch dem unbedeutendsten und verächtlichsten nicht; denn auch eine verächtliche Fliege, eine häßliche Kröte, ein schädliches Insekt fühlt den Schmerz, und sucht sich desselben zu erwehren. Statt dessen soll der Mensch mitleidig gegen das Thier sein, es vor unnöthigem Schmerze bewahren und im Falle eines solchen ihm zu Hilfe kommen und seinen Schmerz zu lindern suchen. Dieses befiehlt die heilige Schrift, wenn sie sagt: Der Gerechte sorgt auch für sein Vieh; aber das Herz des Gottlosen ist grausam. Sprüchw. 12, 10.

VI. Daß durch das Thierquälen der Mensch allmälig verwildert und grausam wird. — Die Thierquälerei erstickt in dem Menschen allmälig die Gefühle des Wohlwollens und des Mitleidens. Unsere Einbildungskraft, die anfangs beim Martern der Thiere zurückschauderte, gewöhnt sich nach und nach an solche Gräuelscenen und an die unnatürlichen Vorstellungen grausamer Martern, bei denen die gequälten Thiere bald ein herzergreifendes Stöhnen, bald ein empörendes Geschrei hören lassen, bald in Wuth und Zorn ihr Leben aushauchen, bald unter

Zittern und Schaudern enden. Der wiederholte Anblick ſolcher Scenen erregt bald ein gewiſſes Selbſtbehagen, das zuletzt in Luſt und Freude ausartet. Dieſe Gefühlloſigkeit gegen die Thiere trägt der Menſch bald auf ſeinen Nächſten über. Er iſt gleichgiltig gegen das Leiden desſelben, und kömmt zuletzt ſo weit, daß ſein Schmerz ihm ſelbſt zu Luſt wird. So geht der Menſch in den unnatürlichen Zuſtand einer Beſtie über, die ihr Vergnügen am Quälen und Zerſtören hat. Warum ſind manche Menſchen ſo gefühllos? Weil man ihnen als Kindern, wie man meinte, die unſchuldige Freude geſtattete, Fliegen zu ſpießen, Vögeln die Federn auszureißen, Hunde am Schweif zu ziehen, mit einem Worte: Thiere zu martern. Seht die Thierquälerei führt zur Hartherzigkeit, zur Gefühlloſigkeit, zur Unbarmherzigkeit, zur Grauſamkeit auch gegen den Menſchen.

VII. Daß der Menſch ſich oft dadurch ſelbſt ſchadet, und die Wuth der gequälten Thiere gegen ſich reizt. — Auf das Thier ſelbſt übt die Quälerei den nachtheiligſten Einfluß aus. Das Thier ſträubt ſich ſeiner Natur gemäß, ſo lange es kann, gegen jede Härte, die es empfinden muß, und wie es Wohlthun und ſanfte Behandlung mit Freude und ſanftem Schmeicheln lohnt, ſo erwidert es das harte Verfahren mit Widerſpenſtigkeit und Wuth. Wird die Wuth durch fortgeſetztes, hartes Verfahren gebändiget, ſo tritt Freudenloſigkeit und allmälige Entkräftung beim Thiere ein. So beraubt man ſich durch unnützes Quälen ſelbſt der Vortheile, wozu Gott uns die Thiere gegeben hat. Oft aber büßt der Menſch ſeinen Muthwillen auf eine empfindliche Weiſe. Das Thier kennt zwar ſeine Kraft nicht, und weiß ſie auch nicht zu gebrauchen; aber wenn es bis zur Wuth gereizt wird, ſo iſt auch ſein Herr, der täglich damit umgehet, und die, welche ihm ſonſt wohlthun, nicht mehr vor ſeiner Wuth geſichert. Man hat Beiſpiele, daß Thiere diejenigen, von welchen ſie gequält worden ſind, wüthend anfielen, ſie oft erwürgten oder ihnen ſonſt großen Schaden am Leibe und an der Geſundheit zufügten. Sehet die traurigen Folgen der Thierquälerei!

12) Ausflüchte, wodurch man seine Grausamkeit gegen die Thiere zu rechtfertigen sucht.

Um den Mißbrauch, welchen man sich mit den Thieren erlaubt, zu entschuldigen, pflegen die Thierquäler verschiedene Vorwände anzugeben. Sie sagen nämlich:

1) Es ist nur ein Thier; was brauche ich damit zärtlich umzugehen? — Ein jedes Thier aber fühlt Wohl und Wehe. Es verräth daher von dir Härte und Grausamkeit, wenn du es unnöthiger Weise plagst. Die Folge davon wird sein, daß du gar bald auch gegen die Menschen gefühllos werden wirst. Darum denke an das Sprüchlein:

Quäle nie ein Thier aus Scherz;
Denn es fühlt, wie du, den Schmerz.

2) Das Thier ist mein; ich darf mit ihm thun, was ich mag. — Wie von allen Dingen, so ist auch von den Thieren Gott der eigentliche Oberherr; der Mensch aber ist von Allem nur der Nutznießer. Er darf daher die Thiere nicht nach Willkür und Laune behandeln, sondern muß sie nach dem Willen Gottes gebrauchen; für einen jeden Mißbrauch ist er Gott verantlich. Das Aechzen und der Schmerzensschrei, welchen der Mensch dem Thiere unnöthiger Weise auspreßt, schreit gleichsam zum Schöpfer um Rache gegen ihn. Wenn Einer sagt, es sei sein Thier, so soll er eben um dieser Ursache willen, und weil es ihm dient und seinen Nutzen fördert, ihm jedes unnöthige Wehegefühl ersparen, und es vielmehr schonen, weil er durch eine entgegengesetzte Handlung sich nur selbst schadet, da das Thier dadurch allmälig verkommt, und für seine Dienste unbrauchbar wird.

3) Das Thier ist unvernünftig; man muß ihm Furcht einjagen und Härte anwenden, daß es seinen Dienst thue. — Es ist nicht wahr, daß das Thier durch Härte zum Arbeiten gezwungen werden kann. Auch das Thier hat ein Gefühl und die Güte thut ihm wohl. Gar oft werden die Thiere durch Mißhandlungen erbost, daß sie trotz aller Schläge nicht mehr gehen oder ziehen, während eine gute Behandlung sie willig erhält und macht, daß sie sich bis zum äußerst Möglichen anstrengen. Muß man aber auch Strenge gegen die Thiere anwen-

den, so darf diese doch nie zur Quälerei werden, darf nicht in Grausamkeit ausarten.

4) Es ist wahr: Ich bin manchmal gegen die Thiere grausam; aber es geschieht im Zorne, und wer kann mit dem dummen Vieh immer die Geduld bewahren? — Eben weil die Thiere dumm sind, sollst du von ihnen nicht verlangen, daß sie gescheider, als du selbst, seien. Du sollst als vernünftiges Wesen dich zeigen, aber nicht in der Leidenschaft dich geberden, daß es scheint, als wärest du selbst ein wildes Thier, das weder Verstand hat, noch Maß und Ziel kennt.

5) Manche Thiere schaffen keinen Nutzen, sie sind vielmehr schädlich, ja gefährlich. Warum soll ich Schonung mit ihnen tragen? — Nicht von allen Thieren vermagst du den Zweck ihres Daseins einzusehen; auch solche, welche dir oft schädlich zu sein scheinen, haben ihre weise Bestimmung, und schaffen ihren Nutzen. Wenn aber auch der Mensch immerhin das Recht hat, ihm lästige und schädliche Thiere zu tödten, so darf er sie doch nicht quälen und seine Grausamkeit an ihnen ausüben.

13) Auch zu große Anhänglichkeit an die Thiere ist nicht recht.

Es gibt Menschen, welche durch zu große Anhänglichkeit und Liebe zu den Thieren das Sittengesetz verletzen. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen. Manche Menschen hängen mit übertriebener Liebe an gewissen Thieren, wie den Hunden, Katzen u. s. w. Sie erweisen daher ihren Lieblingsthieren oft eine wahrhaft eckelhafte Zärtlichkeit; sie schmeicheln ihnen und liebkosen sie auf die unanständigste Art; sie füttern, ja mästen sie mit den ausgesuchtesten Leckerbissen und bereiten ihnen das weichste und wärmste Lager. Begegnet aber ihrem Lieblingsthiere ein Unfall oder verlieren sie gar dasselbe, so sind sie untröstlich darüber, und klagen und trauern, wie sie es beim Tode ihres besten Freundes und theuersten Familiengliedes nicht mehr thun würden. Es gibt auch solche Menschen, welche durch ihre Vorliebe zu gewissen Thieren sich und Andern nicht unbedeutenden Schaden zufügen. Dieses geschieht, wenn man aus Liebhaberei auf gewisse Thiere so viel verwendet, daß man darüber seinen Wohlbestand zerrüttet oder sich

doch die Mittel zu andern, nöthigern und beſſern Ausgaben entzieht. Wie groß iſt bei Manchen nicht die Liebe zu Pferden! Mit welchen Koſten werden ſolche Luxuspferde nicht angeſchafft! Andere ſind leidenſchaftliche Liebhaber der Jagd; wie viel Geld und Zeit verwenden ſie darauf! Wie viel Schaden fügen ſie durch übertriebenes Jagen des Wildes den Landleuten zu! Wieder Andere ſind dem Fiſchen, dem Vogelfang u. ſ. w. mit unſinniger Liebe ergeben, und noch Andere halten ſich Hunde in einer Unzahl. All dieſe Unordnungen und Ausſchweifungen ſind ebenſo ſehr gegen die Vernunft, als das Sittengeſetz, und daher tadelnswerth und verwerflich.

Thränen.

Sieh unten den Artikel „Traurigkeit."

Toleranz.

Sieh den Artikel „Kirche." B. 12. S. 131 u. flgde.

Artikel CXLIV.

Tod.

(Todte, Leichenbegängniß.)

1) Begriff und Arten des Todes.

Der Tod ist die Trennung der Seele vom Leibe, das Ende der so innigen Gemeinschaft zwischen beiden. Wie dieses Losmachen der Seele vom Leibe vor sich gehet, ist für uns ein Geheimniß. Wir wissen nur von gewissen Bedingungen des Leibes, die ihn hindern, der Sitz des Lebens noch zu sein. Deßwegen legt die Seele ihn ab, und schnell zerfällt der abgeworfene Leib in Atome, und vermischt sich mit der Erde, aus welcher er ursprünglich genommen worden ist. — Der Tod ist auch die Trennung von Allem, was der Mensch hienieden besitzt: Von Freunden, von Geld und Gut, von Glanz und Ehre, von allen Menschen und Dingen. Aber dieses ist noch nicht sein Schrecklichstes. Der Tod ist das Abscheiden der Seele von dieser Erde, und ihr Hinübergehen in das finstere Land der Ewigkeit, um vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft zu geben über das auf Erden zurückgelegte Leben, und hierauf Lohn oder Strafe zu erhalten. Der Tod ist daher zugleich die Ausgangspforte aus diesem Leben, und das Eintritts-Thor in die Ewigkeit. Alle gehen diesen Weg; denn ein Jeder ohne Ausnahme muß sterben. Nur die Art und Weise dieses Weges ist eine verschiedene; denn der Eine geht plötzlich und unvermuthet dahin: er stirbt, wie man zu sagen pflegt, eines jähen Todes, worin wir in der Regel die schwerste Heimsuchung Gottes zu erblicken pflegen. Daher beten wir Alle, der Herr möge uns vor dem jähen und unversehenen Tode bewahren. Dem entgegen-

gesetzt ist der langsame, zögernde Tod, der oft Wochen lang dauert und wegen der Zeit, welche er zur Vorbereitung gewährt, als eine Gnade angesehen wird. Allein diese Hoffnung fällt oft in das Wasser; denn Viele glauben, wenn sie auch noch so lange krank darnieder liegen, dennoch an die Nähe ihres Todes nicht, und sterben unvorbereitet. Das lange Leiden bringt oft auch viele Versuchungen zur Ungeduld und andere Sünden mit sich, und so geschieht es, daß Manche, statt in Folge langwieriger Krankheiten zu Gott sich zu wenden, von ihm sich noch weiter entfernen. — Sodann gibt es einen Tod in Folge heftigen Schmerzens. Hiezu bemerkt der geistreiche Faber: Durch Krankheit geheiliget werden, ist eine der seltensten Erscheinungen im geistigen Leben. Nur eine hohe Heiligkeit wird durch Schmerz nicht gebeugt. Ein solcher Tod ist zwar eine herrliche, aber auch eine schwierige Gelegenheit zur Heiligung. Wir kommen zu einem ruhigen oder leichten Tod. Er ist der gewöhnliche Schluß eines Lebens voll Leiden, wie wenn das Fegfeuer bereits vorüber wäre. Es ist eine auffallende Bemerkung des heiligen Andreas Avellino, daß diejenigen, welche eine besondere Andacht zum Leiden unsers Herrn haben, häufig eines ruhigen und sanften Todes sterben. Indeß hat dieser Tod seine Gefahren, weil er Vielen Gelegenheit ist, gleichgiltig und sorgenlos aus der Welt zu gehen; sie sterben, ohne von der Gnade erweckt worden zu sein. Daher ist der sogenannte sanfte Tod für Viele nichts Anders, als eine Art Gericht. — Endlich ist der Tod natürlich oder gewaltsam. Der erstere tritt in Folge der Gesetze der Natur ein; der letztere wird durch irgend ein gewaltsames Eingreifen in das Heiligthum des Lebens herbeigeführt, wie in Folge eines Mordes durch eigene oder fremde Hand.

2) Schriftstellen.

Besser ist es, in das Trauerhaus zu gehen, als in das Haus des Freudenmahles; denn in jenem wird man an das Ende aller Dinge erinnert, und der Lebende denkt an das, was kommen wird. Pred. 7, 3.

In all deinen Werken gedenke an deine letzten Dinge (Tod), so wirst du in Ewigkeit nicht sündigen. Sirach 7, 40.

Fürchte nicht den Urtheilsspruch des Todes, denke an das,

was vor dir war, und was nach dir kommen wird; es ist der Urtheilsspruch für alles Fleisch. Ebendas. 41, 5.

O Tod, wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, der sein Glück in seinem Vermögen findet; dem Manne, der in Ruhe lebt, dem es wohl geht in allen Dingen, und der noch Speise zu sich nehmen kann. O Tod, gut ist dein Urtheilsspruch für den armen Mann, für den, der an Kräften abnimmt, für den Alterschwachen, für den, der um Alles zu sorgen hat, für den Gläubigen, der die Geduld verliert. Ebendas. 41. 1 — 5.

Der Mensch weiß sein Ende nicht, sondern wie die Fische mit der Angel gefangen werden, und wie man die Vögel mit dem Stricke fängt, so werden die Menschen zur Zeit des Unglückes gefangen, wenn es plötzlich über sie daher kömmt. Pred. 9, 12.

Der Staub kommt wieder zu seiner Erde, wovon er ist; der Geist aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat. Pred. 12, 7.

Gott hat den Tod nicht gemacht. Weish. 1, 13.

Niemand ist, der immer leben, und darauf seine Hoffnung setzen könnte. Pred. 9, 4.

Bedenke, daß der Tod nicht säumet; . . . . denn das Gesetz dieser Welt ist Sterben. Sirach 14, 12.

Mein Leben wird von mir genommen und zusammengewickelt wie ein Hirtenzelt, mein Leben wird abgeschnitten wie vom Weber; da ich noch kaum begonnen, schneidet er mich ab; von früh Morgens bis zum Abend machst du es aus mit mir. Is. 38, 12.

Alle unsere Tage schwinden dahin, wir vergehen in deinem Zorne; unsere Jahre sind zu achten wie ein Spinnengewebe. Die Zeit unserer Jahre ist siebenzig Jahr, und wenn mit Kräften achtzig Jahr, und was darüber ist, ist Mühsal und Schmerz; denn es kömmt Abnahme der Kräfte, und wir werden dahin gerafft. Ps. 89, 9. 10.

Herr, thu mir mein Ende kund, und die Zahl meiner Tage, damit ich wisse, was mir fehlet. Ps. 38, 5.

Kurz sind die Tage des Menschen, die Zahl seiner Monate steht bei dir, (o Herr!) Job 14, 5.

Wird die Wenigkeit meiner Tage nicht bald zu Ende sein? Darum laß mich, daß ich beklage ein wenig meinen Schmerz, ehedem

ich hingehe, und nicht wiederkehre, hin in's finstere Land, das mit Todesschatten überdeckt ist. Job 10, 20.

Seid bereit; denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht meinet. Luk. 12, 40.

Wachet; denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. Matth. 25, 13.

Gleichwie durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, so ist auf alle Menschen der Tod übergegangen, weil Alle in ihm gesündigt haben. Röm. 5, 12.

Es ist einem jeden Menschen bestimmt, einmal zu sterben. Hebr. 9, 27.

Ich weiß, daß meine Hütte bald abgebrochen wird, wie mir auch unser Herr Jesus Christus geoffenbaret hat. 2. Pet. 1, 14.

Ihr wisset sehr wohl, daß, wie ein Dieb in der Nacht, also der Tag des Herrn kommen wird. 1. Thessal. 5, 2.

Was ist euer Leben? Ein Dunst ist es, der eine kleine Weile sichtbar ist, und dann verschwindet. Jak. 4, 15.

Ich hörte eine Stimme vom Himmel, die zu mir sprach: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Von nun an, spricht der Geist, sollen sie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Apok. 14, 13.

Sieh, ich komme wie ein Dieb. Selig, der da wachet und seine Kleider bewahrt, daß er nicht nackt wandle, und man seine Schande sehe. Apok. 16, 15.

3) Väterstellen.

Gar sehr sollen wir bedenken, wie schrecklich die Stunde unserer Auflösung sein wird; wie groß die Angst der Seele; wie lebendig die Erinnerung an alles Böse; wie bitter das Andenken an die verflossenen Freuden; wie ängstigend die Furcht vor dem Richter! Wie können wir uns also je gegenwärtiger Dinge erfreuen, da Alles zugleich vorübergeht; Alles gänzlich und plötzlich ein Ende nimmt, was wir liebten, und jenes beginnt, wo der Schmerz nie ein Ende nimmt? Dann, wo die Seele aus dem Körper tritt, fordern die bösen Geister ihre Werke; dann zeigen sie ihr die Uebel vor, die sie selbst ihr einflüsterten und die sie begangen hat, damit

ſie dieſelbe als ihre Gefährtin mit ſich zu den ewigen Qualen fortreißen. St. Gregor, der Große.

Darum hat der Schöpfer uns unſer Ende verborgen, damit wir, weil wir den Tag des Todes nicht wiſſen, ihm allzeit nahe zu ſein glauben ſollen. Derſelbe lib. 12. Moral. c. 19.

Viele haben Vieles feſtgeſetzt, und ſind nicht bis zum nächſten Tage gekommen, ſondern plötzlich davon geführt worden wie Sperlinge von einem Habicht, wie Lämmer von einem Wolf, wie der Gefangene von einem Räuber. Einige gingen Abends geſund zu Bette, und lebten den Morgen nicht mehr; Einige ſetzten ſich geſund zu Tiſche, und ſtunden nicht wieder auf; Andere ſtarben plötzlich beim Spazierengehen und Spielen. St. Ephrem.

Der letzte Tag iſt uns verborgen, damit wir einen jeden Tag wohl anwenden. Der heilige Auguſtin.

Wer gut gelebt hat, wird nicht eines böſen Todes ſterben; aber ſelten ſtirbt derjenige, der ſchlecht gelebt hat, eines guten Todes. Derſelbe. De civit. Dei l. 1.

Die tägliche Erinnerung an den Tod iſt ein täglicher Tod. Joh. Klimak. Grad. 6.

Wenn wir ſterben, gehen wir von dem Tode zur Unſterblichkeit über; denn es kann das ewige Leben nicht folgen, wenn nicht vorher das Hinſcheiden von hier eingetreten iſt. Der Tod iſt alſo nur ein Austritt aus dem zeitlichen Leben, und ein Uebergang in das ewige. St. Cyprian. lib. de mortalit.

Groß und verborgen iſt das Geheimniß des Todes, und Niemand kann es erklären. Furchtbar und ſchrecklich iſt, was dann die Seele denken wird; aber Niemand von uns weiß es, außer Jenen, die bereits dorthin gegangen ſind. Siehſt du nicht bei ſterbenden, in den letzten Zügen liegenden Brüdern, bei denen wir ſitzen, wie Schreckliches ihnen begegnet? Wie ſie ſeufzen? Wie kalter Schweiß ſie bedeckt? Wie ſie die Augen verdrehen? Wie ſie mit den Zähnen knirſchen, wie ſie ſich unruhig bewegen, wie ſie ſchaudern und erſtarren? Wie ſie oft entfliehen wollen, obgleich ſie nicht können, und Dinge ſehen, die ſie früher nicht geſehen, und von Mächten und Gewalten hören, was ſie früher nie gehört; wie ſie leiden, was ſie früher nie gelitten, und wie ſie Jemanden ſuchen, der

ihnen helfen, oder sie begleiten soll, ohne daß sie Jemanden finden. St. Ephrem.

Brüder, fürchtet jetzt die Stunde des Todes, damit ihr sie einstens nicht zu fürchten habt; sehet euch jetzt vor, damit ihr dann sorglos sein könnet. St. Augustin Serm. 57.

Nichts sehen die Menschen täglich so oft, als den Tod, und nichts vergessen sie so sehr, als den Tod. . . . Unsere Väter sind gestorben, wir sterben, und unsere Nachkommen werden sterben. Wie auf dem Meere Woge auf Woge zerrinnt, so zerschellen am Ziele des Todes die nachfolgenden Alter. St. Eucherius Paraenes. ad Valer.

Wer unterscheidet die Todten? Oeffne die Erde, und finde den Reichen heraus, wenn du es vermagst; erschließe das Grab, und erkenne den Armen. Höchstens magst du den Reichen daran erkennen, daß mit ihm Mehreres vermodert ist, als seine mit Gold durchwirkten Tücher und andere Kostbarkeiten, welche sich bei der Leiche des Armen nicht finden. St. Ambrosius lib. de Naboth. c. 1.

Welches Ende das Fleisch habe, mögen die mit Gebeinen, mit Gestank und Würmern angefüllten Gräber uns lehren. Aus dem Leibe des Menschen entsteht das Gewürm, und aus dem Gewürm der Gestank. O Liebhaber der Welt, ihr Begünstiger der Begierden des Fleisches, da wir Staub und Koth sind, warum sind wir stolz? Warum betrachten wir nicht das Elend unseres Körpers? O wunderbare Albernheit unseres Herzens, da sogar Staub und Asche noch stolz ist! St. Laurentius, Justin.

Es ist nur eine Reise, was du für Tod hältst. Nicht ist der, welcher voranging zu betrauern, sondern wohl zu ersehnen. Aber auch diese Sehnsucht muß die Geduld mäßigen: denn warum magst du mit so geringem Maaß ertragen, daß der hinweggegangen, welchem du bald folgen wirst? Tertull. lib. de patient. c. 9.

Wir sind Christen, und doch klagen wir, wenn uns ein Sohn stirbt; beklagen ihn aber nicht, wenn er sündiget. Da sollten wir klagen, da uns betrüben, wenn er sündiget. St. Augustin. Enarrat. in Ps. 37.

Obgleich ich weiß, daß man den nicht beklagen soll, welchem nach dem Siege über die Welt endlich die Krone der Gerechtigkeit geworden ist, so kann ich doch nicht soweit Herr über mich werden,

daß ich mich nicht betrübe. Ich habe zwar einen Fürsprecher vorausgeschickt, aber den Troſt eines gegenwärtigen Lebens verloren. Sulpitius Sever. epist. 2. ad Aurelium.

Soll ich den beweinen, der dem Weinen entgangen iſt? St. Bernard.

Nicht die Todten überhaupts wollen wir beweinen, ſondern diejenigen, welche in Sünden geſtorben ſind; dieſe verdienen Thränen, Jammer und Wehklagen. Denn ſagt mir, welche Hoffnung iſt für ſie, nachdem ſie, mit Sünden belaſtet, in jenes Land eingegangen ſind, wo man die Sünden nicht mehr ablegen kann? ... Beweinen ſoll man diejenigen, die da geſtorben ſind in der Fülle der Reichthümer, ohne ſich mittelſt ihrer Güter Troſt für ihre Seelen verſchafft zu haben, die da Gelegenheit hatten, ihre Sünden auszulöſchen, und es nicht thaten. Dieſe laßt uns beweinen in der Stille und öffentlich; aber mit Anſtand und Ernſt, nicht ſo, daß wir uns ſelbſt zum Gelächter machen. Beweinen laßt ſie uns nicht bloß einige Tage hindurch, ſondern unſer Leben lang.

Wollt ihr wiſſen, warum die Todesſtunde uns verborgen iſt, und warum dieſer Tag wie ein Dieb kömmt, ſo will ich euch meine Anſicht darüber ſagen. Niemand würde ſich, wenn dieſer Tag bekannt, und uns nicht verborgen wäre, ſein ganzes Leben lang um Tugenden bemühen, ſondern ein Jeder würde, wenn er ſeinen Sterbetag wüßte, alles mögliche Böſe verüben, und ſich nur noch vor ſeinem Tode die Taufe geben laſſen. Wenn ſich ſchon jetzt, wo doch die Ungewißheit einen Jeden in Furcht und Angſt hält, Viele erſt beim letztem Athemzuge zur Taufe verſtehen, nachdem ſie das ganze Leben in Sünden hingebracht haben: wer in aller Welt würde ſich um die Tugend bemühen, wenn wir gar von unſerer Todesſtunde Gewißheit hätten? Jetzt, wo dieſe Furcht auf ihnen laſtet, ſterben Viele ohne das Licht der Taufe, und nicht einmal dieſe Furcht hat ſie dahin gebracht, daß ſie ſich bei Lebzeiten um Gottes Willen bekümmern. Wer würde nun, fiele auch dieſe Furcht noch hinweg, je züchtig ſein, wer rechtſchaffen? Anderſeits hält jetzt noch eine große Furcht vor dem Tode und Liebe zum Leben Manchen im Zaume; wüßte nun aber ein Jeder, daß er morgen ſicher ſterben werde, ſo würde ihm kein Verbrechen ſo groß ſein, daß er es nicht noch vor dieſem Tage verübte; er würde, um

ſich an ſeinen Feinden zu rächen, einen Jeden, welchen er wollte, tödten, und tauſend andere Gräuelthaten begehen; denn ein ruchloſer Menſch, der die Hoffnung auf ein längeres Leben aufgegeben hat, achtet ſelbſt auf den König im Purpurkleide nicht mehr; in der vollſten Gewißheit, daß er ſchlechterdings ſterben müſſe, nimmt er Rache an ſeinem Feind und erwartet dann, nachdem er ſo ſeinen Durſt geſtillt hat, ſein Ende. Ich gebe noch eine dritte Erklärung. Die da an dem Leben hängen und mit heißer Gier nach den irdiſchen Gütern trachten, dieſe würden von Angſt und Trauer verzehrt werden. Wüßte ein Jüngling, daß er vor dem Greiſenalter ſterben müſſe, ſo würde ihm nicht anders zu Muthe, als den zaghaften Thieren, die, wenn ſie gefangen ſind, nur noch zaghafter werden, weil ſie ihren Tod vor Augen ſehen. Auch die muthigſten Männer hätten keinen Lohn für ihren Muth zu erwarten, wüßten ſie z. B., daß ſie ſicher nach drei Jahren ſterben müßten, daß dieſes aber vorher nicht geſchehen könne, ſo hörte ja alles Verdienſt auf, ſelbſt bei den kühnſten Unternehmungen; denn man könnte dann zu ihnen ſagen: Im Vertrauen auf die drei Jahre habt ihr euch den Gefahren blos geſtellt, da ihr wohl wußtet, daß ihr früher nicht ſterben könntet. Nur wer in jedem Wageſtück den Tod vor Augen ſieht, während er ſein Leben geborgen weiß, wenn er ſich nicht in Gefahr begibt, ſeines Todes aber gewiß iſt, wenn er die kühne That unternimmt, nur der legt den glänzendſten Beweis von ſeinem Muthe und ſeiner Todesverachtung ab. Ich will euch dieſes an einem Beiſpiele deutlich machen. Hätte der Patriarch Abraham vorausgeſehen, daß er ſeinen Sohn nicht zum Tode hinführte, würde er dann wohl einiges Verdienſt davon gehabt haben? Hätte Paulus in der Vorausſicht, daß er nicht ſterben werde, die Gefahren verachtet, wie wäre er dann noch ein ſolcher Held? So würde auch der feigſte Menſch in's Feuer gehen, wenn er einen zuverläſſigen Bürgen dafür hätte, daß ihm kein Leid widerfahre. Sehet alſo, wie heilſam es iſt, daß wir unſere Todesſtunde nicht kennen. St. Chrysost. Hom. 9. in I. epist. ad Thessal.

4) Sprüche und Lebensſätze.

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenſchädel lehren.

Mors non servat legem, tollit cum paupere regem, d. h.:
Der Tod macht keinen Unterſchied; er nimmt den Reichen wie den Armen hinweg.

Qualis vita, finis ita, d. h.:
Wie das Leben, ſo der Tod. —

Omnia sub leges mors vocat atra suas. Ovid. d. h.:
Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.

Nudus ut in terram veni, sic nudus abibo, d. h.:
Der Menſch wird nur geboren, um zu ſterben, und wie er nichts auf die Welt mitbrachte, ſo nimmt er nichts von derſelben mit ſich hinweg.

Bei einer jeden Geburt wird eine Leiche angeſagt.

Je öfter man in das Grab hineinſchaut, deſto leichter wird einem einſtens das Ruhen in demſelben werden.

Willſt du den Tod nicht fürchten, ſo denk oft im Leben an ihn.

Als einſtens der heidniſche Weltweiſe Zeno das Orakel fragte, wie er es anſtellen müſſe, um ein rechtſchaffenes Leben zu führen, erhielt er die Antwort: Gehe zu den Todten in die Schule, und du wirſt dieſe Kunſt lernen.

König Philipp von Macedonien gab ſeinem Diener den Auftrag, er ſolle ihn jeden Morgen mit den Worten begrüßen: König, du biſt ſterblich, lebe alſo eingedenk des Todes.

Es iſt thöricht, ſagt Seneka, den Schlaf zu lieben; den Tod aber zu fürchten, da doch jener nur der Bruder und Vorläufer von dieſem iſt.

Die Karthäuſer begrüßten einander bei ihrem Begegnen mit den Worten: Memento mori, d. h.: Gedenke an den Tod!

5) Gleichniſſe.

Wie es thöricht wäre, die Soldaten erſt dann zu unterrichten, wie ſie mit dem Gewehr und dem Schwerte umgehen ſollen, wenn ſie vor dem Feinde ſtehen; ſo iſt es nicht minder thöricht, erſt

dann sich auf den Tod vorbereiten wollen, wenn man bereits zu sterben anfängt.

Es wäre wohl thöricht, wenn ein Missethäter, der bereits zum Tode verurtheilt ist, und dem nur der Tag und die Stunde noch nicht bekannt gegeben ist, wann dieses Urtheil an ihm vollstreckt wird, noch darauf dächte, sich viele neue Kleider anzuschaffen. Nicht minder thöricht ist es, wenn der Mensch, der das Todesurtheil in sich selbst trägt, das jeden Augenblick an ihm wirklich vollzogen werden kann, sich noch um zu viele irdische Dinge zu ängstlich sorgt, da er ja vielleicht von all dem, was er jetzt zu erjagen sucht, nichts mehr gebrauchen wird.

Wie von den Gefangenen die einen länger, die andern kürzere Zeit im Gefängnisse zurückgehalten werden; so verhält es sich auch mit unserm zeitlichen Leben: Die Seelen Einiger bleiben lange, die der Anderen nur kurze Zeit im Gefängnisse ihres Leibes eingeschlossen.

Wie sich die, welche auf einer Seefahrt große Gefahren ausgestanden haben, freuen, wenn sie nach Zurücklegung ihrer Fahrt wieder das Land betreten; so muß der Christ sich freuen, wenn er am Ende seines Lebens aus dieser stürmischen Zeitlichkeit hinausgehet und in die Ewigkeit hineintritt.

6) Geschichtliches.

Dem heiligen Jakoponus, der um Christi willen vor der Welt ein Thor scheinen wollte, begegnete einstens auf dem Markte ein Bürger der Stadt, der sich zwei junge Hühner gekauft hatte. Jakoponus, sprach dieser, trag mir doch meine Hühner nach Hause; ich werde bald nachfolgen. Dabei freute er sich schon, der Stadt kund geben zu können, welch tollen Streich Jakoponus wieder begehen werde. Jakoponus zeigte sich sehr willfährig, er nahm die zwei Hühner; ging aber geraden Weges auf den Gottesacker, wo sich jener Bürger bereits sein Grab hat bereiten lassen. Dort nahm er den Stein hinweg und stellte den Käfig mit den Hühnern in die Gruft hinein. Als der Bürger inzwischen nach Hause gekommen, und seine Hühner nicht fand, ließ er den Jakoponus aufsuchen und verlangte von ihm seine Hühner. Dieser erwiderte ganz gelassen: Sie stehen mitten in deinem Hause, wo du sie haben wolltest.

Mit diesen Worten nahm er den Bürger, führte ihn auf den Gottesacker und in demselben zu seinem Grabe. Dort angelangt, sprach Jakoponus: Sieh, hier ist dein Haus, und hier sind auch deine Hühner. Der Bürger war ganz betroffen, die Worte drangen ihm tief in die Seele, und von nun an sah er sich mitten in seinen Besitzungen als einen Fremdling an, und wiederholte sich stets die Worte: Dein Grab ist dein Haus!

Ein reicher Jüngling, mit Namen Guerrikus, der stolz auf seine Schätze war, kam einst in eine Kirche, wo er von einem Geistlichen folgende Stelle aus 1. Mos. 5., als Kapitulum singen hörte: Die ganze Zeit, welche Adam gelebt hatte, ist neunhundert und dreißig Jahre geworden, und er ist gestorben; alle Tage Seths sind neunhundert zwölf Jahre geworden, und er ist gestorben; alle Tage des Enos sind neunhundert fünf Jahre geworden, und er ist gestorben; alle Tage des Kainan sind neunhundert zehn Jahre geworden, und er ist gestorben; alle Tage des Malaleel sind achthundert fünfundneunzig Jahre geworden, und er ist gestorben; alle Tage des Jared sind neunhundert zweiundsechzig Jahre geworden, und er ist gestorben. — Da der Jüngling immer wiederholen hörte: „Er ist gestorben," — machte es einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Was ist das längste Leben, sprach er zu sich selbst, wenn es vorüber ist? Es endet ja doch mit dem Tode. Wenn ich daher auch neunhundert Jahre und darüber lebte, zuletzt müßte ich dennoch sterben, und vielleicht würde mir das Sterben um so schwerer, je länger ich gelebt habe. Darum will ich jetzt mich von allen meinen Gütern trennen, und sie so besitzen, als besäße ich sie nicht, um jetzt schon an den Tod gewohnt zu werden. Das war der Entschluß, zu welchem der Jüngling bei diesem Vorfall veranlaßt wurde.

Als einstens Alexander an einem Begräbnißplatze vorüberging, und den Philosophen Diogenes sah, wie er aufmerksam herumsah, als suche er etwas, fragte ihn der König, was er denn da suche. Hierauf antwortete Diogenes: Ich suche deines Vaters Schädel, kann ihn aber nicht von den Schädeln der gemeinen Leute unterscheiden. Wenn du es vielleicht vermagst, so zeig mir ihn.

Als den heiligen Hilarion im Angesichte des Todes einige Furcht anwandelte, sprach er: Meine Seele, was fürchtest du?

Siebenzig Jahre haſt du Gott gedient, und jetzt fürchteſt du den Tod? Nein, gehe ruhig zu dem, für welchen du wirkteſt und lebteſt.

Wie ſchrecklich der Tod für den ungebeſſerten Sünder iſt, zeigt unter andern das Beiſpiel von Voltaire. Er hat bekanntlich mit ſeinem Anhange der Religion die tiefſten Wunden geſchlagen, ja zum Sturze derſelben ſich verſchworen. Gott und die Ewigkeit war ihm nur ein Wahn, und die Furcht vor dem Tode verſchrie er als alberne Schwachheit. Als aber für ihn ſelbſt dieſe ſchwarze Stunde heraufzog, welch ein Grauen und Schrecken ergriff ihn da! Finſterer Trübſinn und qualvolle Unruhe bemächtigte ſich ſeiner; bald wollte er ſich in jämmlichen Seufzern zur Barmherzigkeit Gottes wenden, bald wandte er ſich unter gräulichen Flüchen von Gott wieder ab. Endlich ſtarb er in voller Verzweiflung, heulend wie ein wildes Thier.

Zu Kaiſer Karl V. trat einmal ein alter Soldat mit einer Bittſchrift, worin er um die Erlaubniß bat, den Kriegsdienſt zu verlaſſen und ſich von den Waffen zurückzuziehen. Der Kaiſer meinte, Verdruß über die geringe Belohnung für eine lange Dienſtzeit wäre der Beweggrund zu dieſem Schritte. Darum ſprach Karl zum Soldaten: Bleib, und ich will dich fürſtlich beſchenken und auszeichnen. Aber der Soldat erwiderte: Das ſind nicht die Güter, um die ich bitte, ſondern was ich mir wünſche, iſt dieſes, mich zurückziehen zu dürfen, um mich auf meinen Tod vorzubereiten. Der Kaiſer zog ſich in ſein Gemach zurück, las die Bittſchrift noch einmal, gab hierauf dem Soldaten den Abſchied und zugleich ſich ſelbſt. Zu dem Soldaten aber ſprach er: Tapferer Mann, bisher warſt du mein Soldat, und ich war dein Feldherr; von nun an biſt du mein Feldherr, und ich bin dein Soldat. Hierauf legte der Kaiſer die Krone und den Feldherrnſtab nieder, zog ſich in ein Kloſter zurück, und bereitete ſich auf ſeinen Tod vor; er lebte nur noch, wie er ſelbſt ſagte, um ſterben zu lernen; ja ſein Leben war ein täglicher Tod.

Als ein frommer Einſiedler einſtens gefragt wurde, welches das beſte Mittel ſei, ſich auf einen guten Tod vorzubereiten, gab er zur Antwort: Denke an jedem Morgen, daß dieſer dein letzter Tag, und an einem jeden Abend, daß dieſe deine letzte Nacht ſei, und handle nach dieſem Gedanken.

Der heilige Hieronymus nannte den Tod seinen liebsten Freund. Als ein heftiges Fieber ihn die nahe Auflösung hoffen ließ, und seine Jünger kamen, ihm beizustehen, sprach er: Bringet ihr mir die Nachricht, daß ich abreisen darf? Vergelt euch Gott diese Freudenbotschaft!

Als dem heiligen Cyprian das Todesurtheil verkündet wurde, sprach er: Ich danke dem Herrn, daß ich gewürdiget werde, aus dem Gefängnisse dieses Leibes ausziehen zu dürfen.

So oft der heilige Basilius die bischöflichen Gewänder anzog, mußte ihm, damit ihn keine Eitelkeit befalle, der Diener zurufen: Vater, denket an euer Grab.

Dem frommen Pater Franziskus Suarez wurde das Sterben so leicht, daß er einige Augenblicke, ehe er seine Seele aushauchte, ausrief: Ich hätte nicht geglaubt, daß es so süß ist, zu sterben.

Wenn ein römischer Feldherr einen Triumphzug feierte, mußte hinter seinem Rücken immer ein Diener stehen, und dem Triumphator zurufen: Vergiß es nicht, daß du ein sterblicher Mensch seiest.

Bei den alten Königen Aethiopiens war es Sitte, daß bei ihren Mahlzeiten mitten unter die goldenen und silbernen Geschirre, in welchen ihnen die Speisen aufgetragen wurden, ein gläsernes Gefäß mit Asche gesetzt wurde, damit sie ihres Todes eingedenk wären.

Als der heilige Abt Arsenius dem Tode sich nahe fand, sprach er zu seinen Mönchen, die versammelt um sein Sterbebett stunden: Ich beschwöre euch, Brüder, daß ihr euch wegen meines Begräbnisses keine Kosten machet. Begrabet mich, sobald ich todt sein werde, auf dem nächsten Berge der Einöde an einem Orte, der am wenigsten bekannt ist. — So wollte der Diener Gottes, wie er im Leben die Verborgenheit geliebt hatte, auch nach dem Tode unbekannt sein; denn er hoffte seinen Lohn im Himmel.

Der heilige Ephrem sprach im Angesichte des Todes: Nichts quält mich mehr, als die Furcht vor den ewigen Peinen. Schrecken überfällt mich, wenn ich bedenke, daß man beim Ausgange aus diesem Leben in ein anderes, ewig glückseliges, oder ewig unglückseliges Leben eintritt, und daß dieses ewige Glück oder Unglück von unsern Werken abhängt. Was habe ich wohl Gutes gethan, um den Himmel zu verdienen? Was habe ich nicht vielmehr Bö-

ſes gethan, um der Hölle zu verfallen? O Jeſus, mein Erlöſer, und mein Richter, gehe doch nicht in das Gericht mit deinem Knechte, weil vor dir Niemand beſtehen kann. Ihr aber, meine Brüder, vereiniget euer Gebet mit dem meinigen, auf daß ich Verzeihung meiner Sünden erhalte, und vergeſſet mich ja nach dem Tode nicht.

Als der heilige Laurentius Juſtinianus ſchwer krank darniederlag, ſuchte man ihn zu bereden, er möge von ſeiner ſtrengen Abtödtung etwas nachlaſſen. Der Heilige aber ging nicht darauf ein, ſondern erwiderte, er wolle als Büſſer ſterben, wie er als ſolcher gelebt habe. Da er bemerkte, daß man ihm ein weiches Bett bereite, ſprach er: Mein Heiland iſt an dem harten Kreuzholze geſtorben, und ich ſoll mich auf weiche Federn legen? Er war durchaus nicht zu vermögen, daß er ſein ärmliches Strohſacklager verließ.

Als der heilige Biſchof Baſilius bei dem Sterben ſeiner Schweſter Makrina in einen Strom von Thränen zerfloß, ſprach die heilige, dem Tode nahe Jungfrau: Lieber Bruder, dieſe Thränen ſtehen deiner Würde wenig an. Soll es dich nicht freuen, daß ich abreiſe und zu einer ewigen Glückſeligkeit gelange? Wozu ſoll ich noch länger auf Erden bleiben, was kann ich dir auf derſelben noch nützen? Das Gebet aber, welches ich für dich im Himmel verrichten werde, wird Gott viel angenehmer ſein. Laß mich daher im Frieden zu meinem Bräutigam gehen, dem ich mich geweihet habe. Sie machte hierauf das Kreuz über ihre Augen, ihren Mund und ihr Herz und verſchied ruhig nach einem kurzen Kampfe mit lächelnder Miene.

Als man die heilige Monika auf ihrem Sterbebett fragte, ob ſie nicht lieber in Afrika in der Heimath geſtorben wäre, als in dem ihr fremden Italien, gab ſie zur Antwort: Man iſt nirgends ferne von Gott, wo man immer in der Welt ſein mag; alle Orte ſind unſerm wahren Vaterlande, dem Himmel, gleich nahe; ich bin auch verſichert, daß ſich mein Leib, wo man ihn immer hinlegt, am Tage der Auferſtehung des Fleiſches eben ſo ſchnell beim Gerichte einfinden werde. Sterbe ich alſo in dieſer Stadt, ſprach ſie hierauf zu ihrem Sohne, dem heiligen Auguſtin, ſo begrabe mich auch da, aber dieſe Eine Liebe erweiſe mir, daß du meiner Seele gedenkeſt, wenn du am Altare des Herrn ſteheſt.

Als es mit dem heiligen Stephanus zum Sterben kam, und er hörte, daß Einige, die um sein Lager ſtunden, ſich mit ſeinen Tugenden unterhielten, zeigte er ſich darüber ſehr beunruhiget. Ich verſichere euch, ſprach er, daß ich mit ſo viel Furcht zu Gott gehe, als wenn ich gar nichts Gutes gethan hätte; denn wenn ja etwas Gutes an mir iſt, ſo hat dieſes die Gnade Gottes gethan; ich ſelbſt aber fürchte, ich möchte dieſe Gnade nicht immer ſo angewendet haben, als ich es ſchuldig geweſen bin. Mit ſolch demüthiger Geſinnung ſtarb ein Mann, der im Rufe der Heiligkeit ſtund, und nur Ein Geſchäft kannte während der ganzen Dauer ſeines Lebens, nämlich Gott zu dienen und ſeine Seele zu retten.

7) Ungeheuer große Zahl der Sterbenden.

Man hat berechnet, daß in jeder Sekunde auf der Welt Ein Menſch ſtirbt. Darnach ſterben in jeder Stunde 3600 Menſchen; an jedem Tage 86,400 und in jedem Jahre 31,536,000. Wie viele Millionen ſind demnach ſeit hundert Jahren, wie viele ſeit tauſend Jahren, und wie viele erſt ſeit Anfang des Menſchengeſchlechts geſtorben! Und es iſt vielleicht dieſe Annahme noch zu gering.

Eine andere Berechnung nimmt an, daß ein Menſchenalter ungefähr 30 bis 32 Jahre dauere. Während dieſes Zeitraumes würde demnach jedes Mal ein Menſchengeſchlecht ausſterben; denn während Viele älter, als 30 bis 32 Jahre werden, ſterben ebenſo Viele, und vielleicht noch Mehre vor Erreichung dieſes Alters. Auf der ganzen Welt gibt es aber etwa tauſend Millionen Menſchen. Dieſe ſterben alſo alle 30 bis 32 Jahre. Welch eine Maſſe von Sterbenden!

8) Der Tod iſt eine gewaltſame Auflöſung des innigſten Verbandes zwiſchen Leib und Seele und eine Trennung von Allem, was einem lieb und theuer iſt.

In der Todesſtunde verliert man Alles, was man hienieden beſitzt; denn der Tod trennet von allen irdiſchen Dingen: Von allen Reichthümern, die du beſitzeſt, von allen Ehren, die du bekleideſt, von allen Freunden, die du dir erworben haſt. Da erfüllt ſich das Wort der heiligen Schrift: Was hat der Menſch von ſeiner Mühe? Wie er nackt aus dem Leibe ſeiner Mutter hervor-

ging, also geht er wieder hinweg und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit. Pred. 3, 9 u. 5, 14. Aber auch von den theuern Angehörigen trennt dich der Tod. In dieser Stunde kann ein Jeder mit Job seufzen: Meine Brüder that er ferne von mir, und meine Bekannten wichen von mir wie Fremde; meine Verwandten verließen mich, und die mich kannten, vergaßen mein; meine Hausgenossen und meine Mägde achteten mich wie einen Fremden, und wie ein Fremdling war ich in ihren Augen. Job 19, 13—16. Wie das Meer die Reisenden zu Schiff von allen ihren Freunden trennt, die am Lande zurückbleiben, und wie Jene im Schiffe das Land, von dem sie abstoßen, aus ihren Augen verlieren, so verliert sich im Tode vor uns die Welt. Alles scheidet der Tod von uns, und nichts mehr bleibt uns, selbst unser Leib nicht, mit dem wir auf Erden so innig verbunden sind. Wir Lebende, die den Tod noch nicht gefühlt haben, können uns von dieser Trennung gar keinen Begriff machen. Diese Scheidung geht gewöhnlich nur durch den heftigsten Kampf vor sich. O wer öfters bei Sterbenden gegenwärtig ist, überzeugt sich, wie hart das Sterben, und wie schrecklich der Todeskampf ist. Welche Entstellung der Gesichtszüge, welche Geberden, welche Verrenkung der Glieder, welches Stöhnen, welche Beklemmung, bis es vollbracht ist, und die Seele vom Leibe sich getrennt hat. O laßt uns oft an diese fürchterliche Trennung denken, daß wir uns im voraus mit ihr vertraut machen, und sie, wenn sie wirklich eintritt, weniger zu fürchten haben.

9) Der Tod ist eine Strafe der Sünde.

Gott, lesen wir in der heiligen Schrift, hat den Tod nicht gemacht. Weish. 1, 13. Nein; denn Gott ist ein Gott des Lebens; er ist die reinste Güte und Liebe; von ihm kömmt kein Uebel, auch der Tod nicht, der Mensch hat sich selbst durch seinen Ungehorsam den Tod geholt. Er ist des Gebotes: Sobald du von diesem Baume essen wirst, wirst du des Todes sterben (1. Mos. 2, 17), uneingedenk geworden; er hat von der Frucht des verbotenen Baumes gegessen; dadurch ist die Drohung an ihm in Erfüllung gegangen, und er sammt seiner Nachkommenschaft dem Tode verfallen. Hätten die ersten Menschen nicht gesündiget, so würden sie und ihre Nachkommen auf eine für uns jetzt unbe-

greifliche Weise verklärt, und ohne die Schmerzen und Aengsten des Todes zu fühlen, von dieser Zeitlichkeit in den Himmel versetzt worden sein. Aber in Folge der Sünde müssen Alle sterben. Darum sagt der Apostel: Gleichwie durch einen Menschen die Sünde in diese Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil Alle in ihm gesündiget haben. Röm. 5, 12.

Wie aber der Tod ursprünglich eine Folge der Sünde ist, so wird er fortwährend durch die Sünde beschleunigt. Wir sehen es mit eigenen Augen, daß fast alle Sünden, insbesonders gewisse Arten derselben, wie Unmäßigkeit, Wollust und ähnliche Leidenschaften, den nachtheiligsten Einfluß auf Leben und Gesundheit ausüben, und diese zerstören und jenes verkürzen. Ueberhaupts ist der Sünder ein Schlachtopfer der Gerechtigkeit Gottes; er hat gleichsam das Leben verwirkt, und ist wie ein Missethäter, welchem bereits das Leben abgesprochen ist, und der alle Augenblicke zum Tode geführt werden kann. Es ist eine besondere Gnade von Seite Gottes, daß er den Sünder nicht sogleich, wie er es verdiente, todt hinstreckt, sondern ihm Zeit zur Besserung und Sinnesänderung gewährt.

10) Der Tod unter dem Bilde des Schlafes betrachtet.

Als der Heiland das Töchterlein des Jairus erweckte, sprach er: Das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft. Matth. 9, 24. Wirklich hat der Tod mit Nichts mehr Aehnlichkeit, als mit dem Schlafe. Verweilen wir bei diesem Gedanken einige Augenblicke.

Der Schlaf ist für uns der beste Wiederbringer verlorner Kräfte. Wenn ihr müde von der Arbeit und des Tages Hitze nach Hause kehrt, so sehnt ihr euch nach dem Schlafe, und die beste Mahlzeit könnte euch das nicht ersetzen, was euch abginge, wenn ihr keinen Schlaf hättet. Ja, wenn ihr den Tag über vor allzu großer Anstrengung nicht länger fortarbeiten könnet, so überlasset ihr euch oft nur eine Stunde dem Schlafe, und ihr könnet dann euer Werk wieder viel kräftiger fortsetzen. Ein ruhiger, nur kurzer Schlaf ist auch für den Kranken viel stärkender und heilsamer als die beste Arznei. Der Schlaf macht auch alle Sorgen vergessen, er erleichtert jeden Kummer, er beruhiget die aufgeregte

Leidenschaft, er verleiht selbst dem Geiste wieder Frische; mit einem Worte, durch den Schlaf werden die Kräfte des Leibes und der Seele wieder erneuert. Wie viel Aehnlichkeit hat dieses Alles nicht mit dem Tode! Nehmen wir einmal im Geiste einen kurzen Gang auf den Leichenacker vor. Hier liegt unter einem Rasenhügel ein lebensmüder Greis. Es ward ihm im Leben so hart, seinen schwerfälligen, siechen Körper fortzuschleppen. Nun ist er seiner Bürde entlediget; wie ein müder Wanderer hat er seinen Bündel niedergelegt; nun ruhet er aus. Dort unter jenem frisch aufgeworfenen Hügel liegt ein Bettler. Im Leben mußte er sein Brod kümmerlich suchen, und konnte oft seinen Hunger der Hälfte nach nicht sättigen. Er war im Leben verachtet, und wurde oft gefühllos abgewiesen, wenn er das menschliche Mitleid in seinem Elende anrief. Nun braucht er nichts mehr; sein Hunger ist gestillt, seine Bedürfnisse sind befriediget. Er wird nicht mehr hart abgewiesen; der Reiche, welcher ihm Solches gethan, wird nun von demselben Grab umschlossen, und ist, was der Bettler geworden, eine Hand voll Staub. Wir kommen zu einem dritten Grabe, welches einen Arbeiter, einen Handwerker oder sonst Einen umschließt, der es sich hienieden so sauer hat werden lassen. Nun ruht er aus von seinem Tagewerke, nie wird er wieder zu seinem ermüdenden Werkzeuge greifen; nie wieder wird er im Schweiße seines Angesichtes das sauer verdiente Brod essen; der ewige Feierabend, dem kein Werktag mehr folgt, ist für ihn gekommen. Ein viertes Grab umschließt Ehegatten, welche hienieden keinen Frieden hatten, und denen das Joch, welches sie trugen, so schwer geworden ist. Nun ist dieses Joch zerbrochen. Der gequälte Mann wird nicht mehr betrübt; er hat keinen Gram, keinen Verdruß mehr. Die mißhandelte Gattin fühlt nicht mehr den Arm ihres Quälers; sie ist nicht mehr geschmäht und verfolgt. — Sehet demnach, wie sie alle schlafen, und jene Ruhe gefunden, nach welcher sie im Leben oft vergeblich sich gesehnt haben. Sehet, der Tod ist nur ein Schlaf!

Durch den Schlaf ist ferner nur der Körper in Unthätigkeit und Ruhe versetzt; der Geist ist auch während des Schlafes thätig; er hat Vorstellungen; er träumt; er fühlt Schmerz und Freude. Mit dem Tode hören zwar auch die Verrichtungen des Körpers

auf, das Blut ſtockt in ſeinem Kreislauf; das Leben iſt entflohen. Deſto freier aber wirkt der aus den Banden des Körpers entſchlüpfte Geiſt. Er hat ſich in eine neue Welt emporgeſchwungen; er ſieht dort klar, was er hienieden nur ahnen konnte; er iſt aus ſeinen beengenden Schranken getreten, und hat nun ein unendliches Feld, ſich zu vervollkommnen vor ſich. Er iſt jetzt zur wahren Thätigkeit erwacht; denn während der Körper im Grabe vermodert, iſt die Seele von Gott aufgenommen, wo ſie ſich des ungetrübteſten, ſeligſten Lebens erfreut.

Auf den Schlaf folgt endlich das Erwachen; wer ſich am Abende ermüdet niederleget, freuet ſich ſchon des künftigen Morgens, wie er geſtärkt wieder aufzuſtehen hofft. So ſchlafen wir auch im Tode ein, um an jenem Morgen der Auferſtehung, die uns der Heiland ſo ſicher vorher verkündete, wieder zum neuen Leben zu erwachen. Wir legen nur Kraftloſigkeit von uns, um einſtens wieder neue Stärke zu gewinnen; wir ziehen die alte, durch Krankheit entſtellte Hülle aus, um in neuem Gewande der Herrlichkeit zu erſcheinen; wir werfen die ſchwerfällige Bürde von uns, um einſtens die leichte Bekleidung eines verklärten Körpers anzunehmen. Was ein jeder wiederkehrende Morgen nach einer ruhigen Nacht für uns iſt, das wird in unendlich höherm Maßſtabe der große Tag der Auferſtehung für uns ſein; denn wie wir uns nun geſtärkt am Morgen von unſerm Lager aufheben, ſo werden wir einſtens in jugendlicher Schönheit und Friſche vom Staube auferſtehen.

Darum legt ab die Furcht vor dem Tode. Erfülle ein Jeder ſeine Pflicht, dann wird er ſich vielmehr nach dem Tode ſehnen, wie ſich der müde Arbeiter am Abende nach dem Schlafe ſehnt, um Ruhe und Erquickung durch denſelben zu finden.

11) Der Tod macht den Menſchen wieder zu dem, was er urſprünglich geweſen iſt, zu Staub.

Gott bildete den Leib des Menſchen urſprünglich aus Erde. Das iſt unſer Anfang dem Leibe nach; wir ſind von der Erde genommen, ſind Staub geweſen. Daran erinnert uns die heilige Schrift an vielen Stellen, und insbeſonders die Frommen gedenken in heiliger Demuth ihres geringen Anfanges. So ſagt Job

zu Gott: Gedenke doch, daß du mich wie Thon gebildet. Job 10, 3. Und Abraham spricht: Ich will reden mit dem Herrn, obwohl ich Staub und Asche bin. Gen. 18, 27. Gott selbst hat diese, den Menschen demüthigende Wahrheit gleich nach der Sünde ausgesprochen: Du bist Staub und sollst zum Staube wiederkehren. Gen. 3, 19. Der Staub war also unser Anfang, und der Staub wird unser Ende sein, und je mehr wir uns auf der einen Seite durch Fortschritte unserer Jahre vom Staube entfernen, desto mehr nähern wir uns auf der andern wieder dem Staube. Es verhält sich hier wie mit Einem, der im Kreise von einem Punkte zu demselben wiederkehrt; er nähert sich ihm um so mehr, je mehr er sich davon entfernt. Die Lebenden unterscheiden sich von den Todten nur in gewisser Beziehung: jene sind erhobener Staub, diese niedergesunkener. Die Lebenden sind Staub, der sich umhertreibt; die Todten Staub, der zu Boden liegt. Es sind im Sommer die Strassen mit Staub bedeckt; ein Wind entsteht, der Staub erhebt sich in die Lüfte, und ist nun in steter Bewegung; er geht bald vorwärts, bald rückwärts; erfüllt Alles, drängt sich überall durch und hinein, und ruht nicht, so lange der Wind ihn treibt. Der Wind legt sich aber, und der Staub sinkt nieder. Wo der Wind ihn zur Ruhe gebracht, da bleibt er, sei es im Hause oder auf der Gasse, auf der Höhe oder in der Tiefe. Der Staub sind wir, und der Wind ist unser Leben. Der Wind hat sich erhoben, und der Staub ist emporgestiegen; das sind die Lebendigen. Der Wind legt sich, und der Staub sinkt nieder, das sind die Todten: also Staub hier und Staub dort; aber hier bewegter, und dort zu Boden gefallener Staub. Glaubet ja nicht, daß hier Uebertreibung stattfindet; denn wir lesen in der heiligen Schrift selbst: Gott machte den Menschen vom Staube der Erde. Gen. 2, 7. Aus Staub war also das ganze Gebilde, wie die Füße, so die Hände, und wie die Brust, so auch das Angesicht. Das war noch todter, weil zu Boden liegender Staub. Aber Gott hauchte sein Gebilde an, und der Mensch lebte. Sehet, der Hauch Gottes, der Gnadenwind, erhob den Staub, und machte, daß der Mensch lebte. Adam lebte so lange, als der Hauch Gottes, das Leben, in ihm blieb. Als aber der Lebens-Odem aus dem Adam wich, da legte sich der Wind, und Adam starb, der Staub sank wieder zur Erde zurück,

von welcher er genommen war. Und wie es mit Adam ging, so begegnet es einem jeden seiner Nachkommen, einem jeden Menschen. Man kann daher dem Sterblichen keine ernstere Wahrheit zurufen, als die Worte: Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist, und in Staub zurückkehren wirst. Erhobener Staub, d. h. du, der du noch im Leben wandelst, gedenke, daß du einstens ein niedergesunkener Staub sein wirst. Und wenn dich jetzt der Wind auch noch so hoch trägt, wenn du vom Glücke noch so ausgezeichnet wirst, du wirst einstens mit dem Staube dich vermengen, der unten in der Tiefe ist. Im Tode hört aller Unterschied auf, der Reiche und der Arme, der Hohe und der Niedrige, der Schöne und der Häßliche, — sie alle werden derselbe Staub. Dieses lehrt uns der Vorfall mit der Bildsäule des Nabuchodonosor. Die Schrift sagt uns, daß sie in Erdenstaub verwandelt wurde. Daniel 2, 35. Aber das Haupt der Bildsäule war ja von Gold; warum wurde nicht Goldstaub daraus? Die Brust und Arme, waren sie nicht von Silber? Warum wurden sie nicht in Silberstaub verwandelt? Aber Gold, Silber und das übrige Metall, — es wurde nur Eine Masse, es wurde Alles nur Erdenstaub. Sehet euer Schicksal, Große, Vornehme und Reiche der Erde! Ihr werdet im Tode nichts Besseres, als die Armen und Verachteten euerer Mitmenschen; wenn der Wind sich legt, das Leben von euch weicht, werdet ihr der nämliche Erdenstaub. Stolzer Staub, vertraue nicht auf deinen Glanz und deine Farbe; im Grabe ist diese Zufälligkeit verschwunden, und es bleibt nur noch der bloße Staub. Oeffnet die Gräber, ruft daher der heilige Augustin aus, und sagt mir, durch was sich dort der Staub des Herrn von dem des Knechtes unterscheidet. Da gibt es keinen Unterschied mehr, nicht einmal der Farbe nach. Wo sind jetzt, rief einstens derselbe heilige Augustin im Anblick der Stadt Rom aus, wo sind jetzt jene großen Kaiser und berühmten Feldherrn, welche von hier aus die Welt beherrschten? Was ist geworden aus einem Cäsar, einem Pompejus, einem Sulla, einem Augustus und den übrigen Sternen erster Größe im römischen Reiche? Sie sind Staub, und ihr Staub unterscheidet sich in Nichts von dem Staube ihrer niedrigsten Diener. Darum gedenk, o Mensch, daß du Staub bist, Staub deinem Ursprunge, Staub deinem Ende nach. Aber vergiß auch nicht, daß, wenn du

auch wieder Staub geworden, dein Staub abermals ins Leben zurückkehren wird. Im Anfange hat der Herr den Staub belebt, indem er ihm den Odem des Lebens einhauchte; und am Ende der Zeiten wird er den zur Erde zurückgekehrten Staub abermals beleben auf den Posaunenschall der Engel. Dieser Wind, ausgehend aus der Posaune der Engel, wird den niedergelegten Staub abermals in die Höhe treiben, d. h. Gottes Macht ruft die todten Leiber in's Leben zurück, und vereiniget sie mit ihren Seelen. Diesen Tag schaute bereits Job im heiligen Geiste, und darauf bezüglich rief er aus: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und am jüngsten Tage werde ich von der Erde auferstehen; ich werde wieder umgeben mit meiner Hülle, und werde in meinem Fleische meinen Gott sehen. Wenn es daher betrübend ist, daß wir einstens Staub werden, so laßt uns diese Betrübniß durch die freudige Hoffnung aufhellen, daß der in's Grab gelegte Staub zum neuen, unvergänglichen Leben sich wieder erheben wird; laßt uns aber im irdischen Leben so wandeln, daß wir den Uebertritt in das jenseitige Leben nicht zu fürchten haben.

12) Das Beste ist an unserm irdischen Leben, daß wir sterben.

Dieß ist eine sonderbare Behauptung, die viele Anfechtung finden wird, und dennoch ist sie wahr. Der heilige Geist selbst bestättiget sie. Denn Salomon, der alle Annehmlichkeiten des Lebens kennen gelernt, ruft aus: Ich lobe die Todten mehr, als die Lebendigen. Pred. 4, 2. Aehnliche Zeugnisse finden sich noch an andern Orten der heiligen Schrift. So trauert David nicht darüber, daß er sterben müsse, sondern über die Verlängerung seines Lebens; denn er ruft aus: Wehe mir, daß meine Pilgerfahrt verlängert worden ist. Ps. 119, 5. Auch der heilige Paulus seufzet, daß er so lange leben müsse, indem er ausruft: Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich von dem Leibe des Todes befreien? Röm. 7, 24. Ja, was sage ich, selbst manche Heiden sahen ein, daß der Tod besser sei, als das Leben. So ist von den Passanern und andern Wilden bekannt, daß sie die Geburt ihrer Kinder beweinten, bei dem Tode ihrer Angehörigen aber Freudenfeste hielten, weil

die Kinder bei der Geburt den Weg der Mühseligkeit betreten, die Todten aber zur Ruhe gelangen.

Man wird nun zwar sagen: Allerdings, für die Unglücklichen ist der Tod besser, als das Leben; nicht aber für die Glücklichen: für sie ist das Leben ein größeres Gut. Allein ich kann nicht beistimmen, sondern muß sagen: Auch für die Glücklichen ist der Tod besser als das Leben, und gerade aus dem Grunde, weil für die Unglücklichen der Tod besser ist als das Leben, ist auch für die Glücklichen jener erwünschter, als dieses. Denn ich frage: Findet sich irgend ein Leben auf Erden vom Glücke so begünstiget, daß es von allen Leiden und Trübsalen frei wäre? Niemand wird es bejahen können. Wenn es aber kein Leben gibt, das vom Leiden frei wäre, so gilt, was vom Leben der Unglücklichen gesagt wird, von einem jeden Leben, auch von dem Leben derer, die als glücklich gelten. Doch führen wir dieses etwas weiter aus. Unter den Gütern der Natur ist eines der ausgezeichnetsten, ohne welches alle übrigen nichts sind, die Gesundheit. Aber wer weiß nicht, wie vielen Gefahren die Gesundheit ausgesetzt ist; wie schnell sie verloren gehet, und wie schwer sie wieder gewonnen wird. Wer kann also auf den Bestand dieses Gutes vertrauen? Müssen wir nicht immer wegen derselben in Furcht sein? Tritt nicht oft an ihre Stelle wirklich die Krankheit und eine Unzahl von Schmerzen? — Wie verhält es sich mit den andern Gütern, mit Glanz, Reichthum und Ehre? Wie viel Bürde ist nicht mit hohen Ehren und Aemtern verbunden? Kaiser Karl V., der so viele Länder unter seinem Scepter vereinigte, legte am Tage, wo er der Krone entsagte, das Geständniß ab, daß er während der Zeit seiner Herrschaft nicht einen einzigen Tag hatte, der frei von Sorgen und Leiden gewesen wäre. So verhält es sich mit allen Ehren und Auszeichnungen, sie sind vielmehr eine Last, als ein Glanz, und erfüllen ihre Träger mit Sorgen und Kümmernissen. Nicht anders verhält es sich mit den Reichthümern. Wie viel Unruhe und Sorge verursachen sie ihren Besitzern. Daher werden sie mit Recht in der heiligen Schrift mit Dörnern verglichen. Wer kann ohne Verwundung und Schmerz die Dörner umfassen? So verwunden auch die Reichthümer gar oft die, welche ihr Herz daran hängen, und es ist in ihrem Besitze kein Frieden und keine wahre Freude.

Selbst die Güter der Gnade gewähren hienieden ihrer Unsicherheit wegen keinen sorgenlosen Besitz. Die Engel haben die Gnade im Himmel, und Adam hat sie im Paradies verloren; wer wird auf Erden vor ihrem Verluste sicher sein? Sagt nicht der Apostel selbst: Wer zu stehen meint, sehe zu, daß er nicht falle. 1. Cor. 10, 12. O die Welt ist voll Abgründe, die Hölle voll Schlingen, das Fleisch voll Schwachheit. Wer wird in großen Kämpfen gegen diese mächtigen Feinde immer Sieger bleiben? Wie richtig bemerkt nicht der heilige Augustin: Der Kampf hört nie auf, und der Sieg ist selten. Auch die heilige Schrift bezeugt, daß der Mensch auf Erden immer zu kämpfen hat; denn sie sagt: Ein Kriegsdienst ist das Leben des Menschen auf Erden. Nur der Tod befreit von diesen Anstrengungen und Mühseligkeiten. Darum sagt David: Wenn ich im Grabe liege, dann werde ich schlafen und im Frieden ruhen. Ps. 4, 9.

Da also der Glücklichste auf Erden nie von Leiden und Trübsalen frei ist, und das Wort der Schrift: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit, und wird mit vielen Mühseligkeiten erfüllet, an jedem Menschen sich nur zu sehr bewahrheitet: ist dann der Tod nicht für Alle ein wünschenswerthes Gut? Ja, das ist unser Trost bei unserm armseligen Leben auf Erden, daß es nicht lange dauert, sondern daß für einen Jeden der Tod kömmt, und ihn von allem irdischen Elende befreiet.

13) Von den Gnaden eines guten Todes.

Die Sterne leuchten heller in dem Maße, als die Nacht sich verdunkelt. Wenn die Lichter der Erde eines nach dem andern in der Mitternacht des Todes ausgelöscht werden, so macht der Himmel immer deutlichere Offenbarungen. Von einem Gesichtspunkte aus ist der Tod lauter Finsterniß, von einem andern ist er ein Land des Lichtes. Wir sehen besser, als vorher; wir verstehen besser, wir erkennen sicherer, was zu thun ist. Unsere vermehrte Erkenntniß von der Verderblichkeit der Sünde bringt einen tiefern Haß derselben mit sich und eine vollkommenere Reue. Unsere bessere Erkenntniß von Gott erweckt die Inbrunst unserer Liebe. Der Glaube wird fester, das Vertrauen stärker; die Hoffnung fängt an in Besitz überzugehen. Ueberhaupts scheinen die

Gnaden, die uns Gott in der Stunde des Todes verleihet, wirksamer zu sein. Gottes Liebe und Erbarmung scheint wegen unserer äußersten Noth, in welcher wir uns befinden, mitleidsvoller geworden zu sein; er entschuldiget mehr, und droht weniger. Die Umstände des Todes selbst verbinden sich auf günstige Weise mit dieser Gnadenwärme. Unsere Schwäche bringt eine Leichtigkeit mit sich, zu weinen, was nicht ohne Einfluß auf das Herz selbst bleiben kann. Die zarte Weichheit, die wir oft an den Sterbenden sehen; die Innigkeit ihrer Neigungen und ihres Verlangens nach Gott, die oft in dem Maße zunimmt, als die Auflösung selbst näher rückt; die Sanftmuth und Fügsamkeit bei jenen, die sonst etwas Rauhes und Zurückstoßendes an sich zu haben pflegten: all Dieses ist oft eine Frucht jener Gnaden, die einem heiligen Tode eigen zu sein pflegen. Wir dürfen vielleicht sagen, daß auch die Sakramente für die Sterbenden in Folge der Barmherzigkeit Gottes reichlicher wirken. Es läßt sich zwar nicht annehmen, daß alle Sakramente, die den Sterblichen gespendet werden, ohne Unterschied giltig seien; allein dessen ungeachtet glaubt man, daß im Allgemeinen die Spendung eines Sakraments eine starke Wahrscheinlichkeit zu Gunsten der Giltigkeit für den Sterbenden hat; daher hegt man auch alle guten Hoffnungen bezüglich derer, die, mit den Heilmitteln der Kirche versehen, gestorben sind. Ueberdieß haben sich die in Christus Sterbenden gewiß des besondern Beistandes der seligsten Jungfrau Maria, die ja der Trost der Sterbenden ist, sowie der Hilfe des heiligen Joseph, des heiligen Schutzengels und anderer Heiligen zu erfreuen, und er selbst, der gute Hirt, wird sein Schäflein auf der Schlachtbank nicht verlassen, sondern ihm es gut vollbringen helfen.

14) Von dem Verlangen nach dem Tode.

Es hat viele Heilige gegeben, die sich innig nach dem Tode sehnten, so z. B. der Apostel Paulus selbst, der aufgelöset zu werden wünschte, um bei Christus sein zu können. Dadurch ist zugleich angedeutet, wie das Verlangen nach dem Tode beschaffen sein muß: man soll nämlich eigentlich mehr nach der Vereinigung mit Gott, als nach dem Tode verlangen, und nach diesem nur in so ferne, als er der Weg ist, dahin zu gelangen.

Sich den Tod bloß wünschen, um von gewissen Leiden befreit zu werden, ist Zaghaftigkeit, und daher keine Tugend; dieser Wunsch würde auch mit der Hinwegnahme des Leidens gestillt sein. Es darf daher fast mit Sicherheit angenommen werden, daß der Wunsch nach dem Tode bei Menschen, die in glücklichen Verhältnissen leben, reiner zu sein pflegt, als bei Solchen, die mit Widerwärtigkeiten heimgesucht sind. Der Unglückliche wünscht sich häufig nur den Tod, um aus seiner traurigen Lage gerettet zu werden; seinem Verlangen nach dem Tode liegt nicht selten die Verzweiflung zu Grunde. Der in glücklichen Verhältnissen lebende Mensch hingegen wird in der Regel von ganz andern Beweggründen getrieben, um welcher willen er sich den Tod wünscht: er verlangt hinweggenommen zu werden, um den Schlingen der Versuchung zu entgehen; um von der Möglichkeit, Gott noch einmal zu beleidigen, befreit zu werden; um aus der Verbindung mit bösen Menschen herauszukommen; um von der stürmischen Welt, wo man täglich der Gefahr ausgesetzt ist, an seinem Glauben und seinen Sitten Schiffbruch zu leiden, hinweggenommen zu werden; um in die Gesellschaft der Auserwählten aufgenommen zu werden und zur seligen Vereinigung mit Gott zu gelangen. Dieses sind edle Beweggründe, und in dieser Absicht den Tod sich wünschen, ist des Christen würdig; denn in diesen Fällen verlangt die Seele nach Gott, und nach dem Tode nur als nach einer Pforte, durch welche sie durchgehen muß, um zu Gott zu gelangen.

15) Wenn auch jeder Mensch weiß, daß er sterben muß, so meint er doch gewöhnlich, daß dieser Zeitpunkt noch weit entfernt ist.

Es ist nur zu wahr, daß sich die meisten Menschen bezüglich des Todes einer sonderbaren Täuschung hingeben; sie meinen immer, die Todesstunde sei noch weit von ihnen entfernt. Der Teufel bedient sich hier eines eigenen Kunstgriffes. Er beredet uns nicht, wir werden niemals sterben, sondern nur, wir werden jetzt noch nicht sterben. Auf diese Weise wendet der Satan noch fortwährend die Lüge an, deren er sich zur Verführung des ersten Menschenpaares bediente. Zur Eva sprach er: Esset nur davon, ihr werdet nicht sterben; zu uns sagt er: Thut nur dieses oder

jenes, ihr werdet noch nicht sterben; ihr habt daher noch Zeit, euch zu bessern und zu Gott zu bekehren. Der Lüge, daß wir gar nicht sterben, kann er sich nicht mehr bedienen, weil die Gewißheit, daß wir sterben, zu groß ist. Deßwegen belügt er uns bezüglich der Zeit unseres Todes. Und wie Eva, so lassen auch wir uns nur zu oft hintergehen. Wir glauben dem alten Lügner; wir halten jederzeit dafür, daß der Tod von uns noch weit entfernt sei. Daher geschieht es, was der heilige Chrysostomus schon von seinen Zeitgenossen sagt, daß die Meisten sterben, ohne daß sie daran glauben, ja unter Hoffnungen auf ein noch langes Leben ihren Geist aushauchen. Selbst diejenigen, welche nur die Augen öffnen dürften, um sich von ihrem nahen Tode zu überzeugen, glauben nicht, daß sie sterben müssen. Der Greis, der schon mit einem Fuße im Grabe steht; der Kranke, dessen täglich zunehmende Schwäche den Eintritt des Todes fast stündlich erwarten läßt: auch diese meinen, sie würden noch nicht sterben. Und sie werden, was das Traurigste ist, auch von ihrer Umgebung hierin noch bestärkt. Denn diese spricht immer von baldiger Genesung, von einem noch langen Leben zu ihnen, wenn sie auch bereits alle Hoffnung dazu verloren haben. Ja, selbst der Diener Gottes darf es kaum wagen, den Kranken auf seine Gefahr aufmerksam zu machen. Er darf nicht zu ihm sagen, wie der Prophet zum Könige Ezechias gesprochen: Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben, und nicht mehr leben. Is. 38, 1. Auch der Diener des Herrn soll den Kranken in seiner Täuschung bestärken helfen, und ihn mit einer baldigen Genesung trösten, statt seine Pflicht zu thun, und den Kranken mit dem nahen Tode bekannt zu machen. So geschieht es, daß die Meisten unter Hoffnungen auf ein noch langes Leben sterben; es geschieht, daß sie die Welt verlassen, ohne daß sie glauben, daß sie sterben müssen.

16) Nichts ist gewisser als der Tod, und nichts ungewisser, als die Stunde seines Eintrittes.

Nichts ist gewisser als der Tod. Diese Wahrheit bedarf wohl keines Beweises, da wir sie täglich vor unseren eigenen Augen bestätiget sehen. Durch die Sünde trat der Tod in die Welt ein, und wie die Sünde, so gehet auch der Tod auf Alle über. Täglich

erfüllt ſich das Wort des Apoſtels: Es iſt dem Menſchen beſtimmt, einmal zu ſterben. Hebr. 9, 27. Könige und Unterthanen, Reiche und Arme, Herrſchaften und Dienſtboten, Junge und Alte ſind dem Geſetze unterworfen, ſterben zu müſſen. Gleichwie dieſes Geſetz an Allen, die uns vorangingen, genau vollzogen worden iſt, ſo wird es auch an uns und an Allen, die uns noch bis zum Ende der Tage nachfolgen, mit derſelben Strenge vollzogen werden. Oder nennt mir einen Einzigen aus der Vergangenheit, der ſein Leben nicht mit dem Tode beſchloß? Wo ſind die großen Alexander, vor deren Wort die Welt zitterte? Wo ſind die Cicero und Demoſthenes, deren Beredſamkeit die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche leitete? Wo ſind alle großen Männer der Vorzeit? Hat ſich nicht ihr Staub mit dem der Uebrigen vermiſcht? Wo ſind ſelbſt die Propheten und die übrigen großen Männer des alten Bundes, ja, wo ſind deine Apoſtel und übrigen Heiligen, Kirche Jeſu Chriſti? Sind ſie nicht alle die Wege des Fleiſches gegangen, und entweder durch einen natürlichen oder gewaltſamen Tod von dieſer Welt abgeſchieden? So ſind wir denn Alle nichts als Fremdlinge auf dieſer Erde, die nur geboren werden, um zu ſterben; wie ein Schatten gehen wir vorüber, und ſchnell ſind die Tage unſeres irdiſchen Daſeins vollbracht. Wir tragen den Keim des Todes ſchon in der Stunde der Geburt in unſerm Herzen. Es ſcheint, als ob wir in den Leibern unſerer Mütter ein langſam wirkendes Gift eingeſogen hätten, womit wir auf die Welt kommen und welches macht, daß wir hier, die Einen längere, die Andern kürzere Zeit ſchmachten, deſſen Ende aber allzeit der Tod iſt. Wir ſterben täglich; ein jeder Augenblick raubt uns einen Theil unſeres Lebens, und bringt uns dem Grabe näher. Der Leib geht zu Grunde, die Geſundheit nimmt ab, Alles um uns her zerſtöret uns; die Nahrungsmittel verderben uns, die Arzneien ſchwächen uns, der tägliche Gebrauch unſerer Kräfte reibt dieſelben auf. So iſt unſer ganzes Leben nichts Anders, als ein fortgeſetzter, täglicher Todeskampf. Wir ſind alſo eine Beute des Todes; wir werden einmal von der eiſigen Hand des Todes ergriffen, und aus dem Strudel dieſes Lebens hinausgeworfen: dieſe Wahrheit iſt ſo gewiß, als die Sonne am Himmel leuchtet. Aber

bei aller Gewißheit, daß wir sterben werden, ist nichts ungewisser, als die Stunde, wann wir sterben.

Die Ungewißheit unseres Todes stellt uns der Heiland in verschiedenen Bildern und Gleichnissen dar. Darauf beziehen sich die Gleichnisse: Von dem Diebe, der zu einer Stunde kömmt, wo man ihn nicht erwartet Matth. 24, 43.; von den thörichten Jungfrauen, die vom Bräutigam überrascht wurden, ehe sie ihre Lampen noch mit Oel versehen konnten Matth. 25, 6.; von dem Knechte, zu welchem sein Herr kam, da er diesen noch für weit entfernt hielt. Luk. 12, 45. Nichts schützt uns gegen das plötzliche Erscheinen des Todes, weder Jugend, noch Gesundheit, noch Kraft und Stärke. Wer sich auf diese trüglichen Güter verläßt, und deßwegen, weil er jung, gesund und kräftig ist, wähnt, noch weit vom Tode entfernt zu sein, wird vielleicht schon morgen von demselben dahingerafft! O wie oft sinkt Einer nicht in das Grab hinein, wo er glaubt, die Hälfte seiner Tage noch nicht vollendet zu haben. Geschichte und Erfahrung legen hiefür Zeugniß ab. So wurde dem Könige Balthasar das Todesurtheil bei lustiger Tafel und mitten in froher Gesellschaft an die Wand geschrieben; Amasa fiel unter freundschaftlichen Umarmungen vom Mordmesser durchbohrt zur Erde; Holofernes und Sisara wurden im Schlafe zur Ewigkeit abgeschickt, und Absalon lief dem Tode in die Hände, da er vor seinen Feinden floh. Wie oft tritt nicht auch in unseren Tagen der Tod plötzlich und unerwartet ein! Wie oft wird nicht Einer vom Blitze getroffen; wie oft nicht ein Anderer von einem umfallenden Baume erschlagen; wie stürzt nicht ein Dritter vom Dache, und liegt am Boden angekommen in den Armen des Todes; wie Viele werden vom Schlage getroffen, oder auf eine andere Weise plötzlich in die Ewigkeit abgerufen, ohne daß sie nur ahnen, auf diesem Wege begriffen zu sein! Nein, wir sind keine Stunde vor dem Tode sicher. Vielleicht ist das Gift eines schleichenden Fiebers schon in deinen Adern verborgen, das dich nächstens dem Tode überliefert; vielleicht steht die Maschine deines Lebens schon in den nächsten Augenblicken stille; vielleicht legst du dich heute abends nieder, um morgen in der Ewigkeit zu erwachen. Da erfüllet sich, was die Schrift sagt: Der Mensch weiß sein Ende nicht; denn es kömmt wie ein Dieb in der Nacht. 1. Thessal. 5, 2.

Und wiederum: Zur Stunde, wo man es am wenigsten vermuthet, wird der Herr kommen. Luk. 12, 40. Diesen Augenblick schwimmt der Fisch noch frei im Teiche auf und nieder, und der Vogel singt noch munter im Hain; aber in der nächsten Minute hängt jener an der trüglichen Angel, und dieser zappelt im arglistig gelegten Garn verwickelt. So verhält es sich auch mit dem Menschen; der Tod überfällt ihn, wo er es am wenigsten vermuthet. Der Tod mähet blindlings Alles nieder, jung und alt, reich und arm. Seine Sense reicht von einem Ende der Erde bis zum andern. Zu derselben Stunde, wo er in den Hütten der Kleinen Verwüstungen anrichtet, klopft er ebenso unvermuthet an den Palästen der Großen an; jene würgt er auf dem Strohlager, und diese erstickt er im wollüstigen Federbett. O wie sehr ermahnt uns die Ungewißheit unserer Todesstunde zu wachen, daß wir von derselben nicht unvorbereitet überfallen werden. Wir müssen jede Stunde bereit stehen, seinen Pfeil zu empfangen, weil er ihn alle Augenblicke auf uns abdrücken kann. Welch ein unbegreiflicher Leichtsinn ist es daher nicht, sorglos dahin zu leben, und sich auf den Tod, der einen jede Minute überfallen kann, nicht im Mindesten zu richten. O Gott, verzeih uns unsere Verwegenheit, welche wir bisher an den Tag legten; von nun an soll es uns das wichtigste Geschäft sein, uns mit dem Tode recht vertraut zu machen und täglich uns auf denselben vorzubereiten.

17) Es ist von Gott sehr weislich, daß er uns die Stunde unseres Todes geheim hält.

Man meint gewöhnlich, es wäre eine große Wohlthat, wenn uns Gott die Stunde unseres Todes offenbaren würde, und ein Jeder schon lange voraus wüßte, wann er aus dieser Zeitlichkeit abgerufen wird. Allein dieses ist Täuschung; es ist von Gott weislich gehandelt, daß er dem Menschen die Stunde seines Todes geheim hält. Denn ein Vorauswissen der Todesstunde würde Viele mit unendlicher Furcht erfüllen, insbesonders wenn dieser Tag schon nahe bevorstünde. Ein solcher Mensch wäre vielleicht unfähig, irgend etwas mit Erfolg zu thun; er würde nicht bloß seine Berufsgeschäfte versäumen, sondern aus lauter Furcht vor dem Tode kaum im Stande sein, auf denselben sich gehörig vorzubereiten.

Wenn aber auch ein oder der Andere sich ermannte, und wirklich an das Werk der Vorbereitung ginge, so wäre er von der Furcht dazu getrieben; die Handlung wäre mehr oder weniger erzwungen, nicht frei, und daher fehlte es ihr auch an der wahren Verdienstlichkeit. Oft würde aber auch das Gegentheil eintreten; ein Mensch, der noch eine lange Lebensdauer vor sich hätte, und diese mit Gewißheit voraus wüßte, würde leichtsinnig werden, würde allen Leidenschaften fröhnen, und sich mit dem Gedanken trösten: Du hast noch lange zu leben, und daher Zeit genug, dich zu bessern. Das Vorauswissen der Todesstunde würde in diesem Falle viele Tugenden hindern, dagegen viele Laster befördern. Es ist daher für uns sehr heilsam, daß wir unsere Todesstunde nicht voraus wissen; denn diese Ungewißheit legt uns die Pflicht auf, wachsam zu sein, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Diese Ungewißheit spornt uns an, immer nach der Tugend zu streben und das Laster zu fliehen; diese Ungewißheit fördert also ebenso sehr die Ehre Gottes, als sie unserm Heile zuträglich ist.

18) Wodurch man es dahin bringt, daß einem der Tod, ungeachtet man von ihm alle Augenblicke überfallen werden kann, doch nie unvermuthet kömmt.

Obwohl Niemand die Zeit und den Ort seines Todes weiß, so kann doch Jedermann machen, daß er nie unvermuthet vom Tode überfallen wird. Diese große Kunst, vom Tode nicht unvermuthet übereilt zu werden, lehrt uns der Heiland in den wenigen Worten: Seid bereit, denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, wo ihr es nicht meinet. Luk. 12, 40. Ja, seid bereit, und der Tod wird euch nicht überraschen. Denn gewiß, man fangt nicht erst an, ein Schiff auszurüsten, wenn es sich auf offener See befindet; man denkt nicht erst an Befestigung eines Ortes, wenn denselben der Feind zu nehmen bereits im Begriffe ist; man fängt nicht erst an, einen Palast auszuschmücken, wenn der Fürst denselben schon bezogen hat. Dieses ist bereits vorher geschehen, und es muß schon Alles bereitet sein. So muß auch der Mensch täglich, ja stündlich auf seinen Tod gerichtet sein. Er darf mit der Vorbereitung nicht warten, bis die finstere Stunde selbst heraufzieht, sondern ehe sie kömmt, muß er sich darauf schon gerichtet haben. Um

aber der Mahnung des Herrn nachzukommen und bereit zu sein, darf man sich nie in einem Seelenzustande befinden, in welchem man zu sterben sich fürchten müßte. Wenn nun plötzlich, noch in diesem Augenblicke der Tod uns überfiele, hätten wir nichts zu fürchten; könnte ein Jeder mit voller Zuversicht sagen: Ja, Herr, ich folge dir! Ihr zögert mit der Antwort; ihr werdet nachdenkend und tiefsinnig? Dadurch beweiset ihr deutlich, daß ihr nicht bereit seid. Um in einem jeden Augenblick auf den Tod bereit zu sein, ist es nöthig, daß man bei einer jeden Handlung sich im Geiste auf das Sterbebett legt und sie so verrichtet, wie man sie in der Todesstunde gethan zu haben wünscht. Wer so handelt, hat gewiß keine Ursache, sich seiner Thaten wegen zu beunruhigen; er kann jeden Augenblick dem Tode ruhig in das Auge sehen, und daher nie von ihm unvermuthet überfallen werden. Gut ist es noch, öfters in sich selbst zurückzugehen, sein Inneres zu prüfen, und sich genau über Alles Rechenschaft zu geben; denn wer sich selbst richtet, und oft richtet, ist auch immer bereit und gerichtet auf den Tod, und wird nie unvorbereitet hinweggenommen. Darum sei ein Jeder bereit, und Niemand wird, so ungewiß auch der Tod ist, unvermuthet sterben.

19) Wie heilsam der öftere Gedanke an den Tod ist.

Der Gedanke an den Tod ist gar Vielen lästig; er hat für sie etwas Trauriges und Schreckliches; daher weichen sie Allem aus, wodurch die Erinnerung an denselben geweckt werden könnte. Allein dessenungeachtet ist dieser Gedanke höchst heilsam; denn das Andenken an den Tod

I. hält unsere Leidenschaften im Zaume. Den Weg der Tugend zu wandeln ist nichts Leichtes, und schnell gleitet man davon ab. Die Jugend geräth leicht auf die scheinbar angenehmen Auen der Wollust. Hat das Alter das Haar gebleicht, so bestürmen das Herz gerne Eigennutz, der nicht selten bis zum schmutzigen Geiz ausartet; ist Jemand von hoher Abkunft, so spornt ihn die Ruhmsucht an, sich Ehren zu erjagen; wer von unbemittelten Eltern abstammt, ist von den Gefahren der Armuth umlagert. Den Einen entfernt der Hochmuth von dem Pfade der Demuth; den Andern treibt der Zorn an, die Grenzen der Sanftmuth und der Liebe zu

überschreiten. Dieser versäumt aus Liebe zur Bequemlichkeit und Weichlichkeit die Pflicht der Abtödtung und Selbstverleugnung; Jener ist schüchtern und furchtsam, und wird leicht zur unmäßigen Traurigkeit fortgerissen. So gibt es tausend Klippen, an denen unsere Tugend Schiffbruch leidet. Da bedürfen wir eines Zaumes, der uns leitet und in Zucht und Ordnung erhält. Welch bessern Zaum könnte es aber geben, als den Gedanken an den Tod? Dieses Andenken läßt uns unsere Hinfälligkeit, unser völliges Nichts und die Vergänglichkeit und Eitelkeit der Welt erkennen; er befreit uns von dem Hochmuthe und macht uns demüthig; er reißt unser Herz von der Liebe der irdischen Güter los, und spornt uns mächtig an, das Unvergängliche und Ewige zu suchen. Darum sagt der heilige Geist im Buche Job: Erwäge deine Gattung, so wirst du nicht mehr sündigen. Die Gattung erwägen, heißt aber nichts Anders, als an das denken, was alle Menschen mit einander gemein haben, nicht an jene Zufälligkeiten, wodurch sich die Einzelnen von einander unterscheiden. Betrachtet, will der heilige Geist sagen, nicht dasjenige, was euch von Andern unterscheidet, nicht den Reichthum, den Zunder des Geizes; nicht die Schönheit, die Quelle der Eitelkeit; nicht den Adel, den Nährvater des Stolzes: dieß sind nur Zufälligkeiten am Menschen, welche, wenn man sie überschätzt, sehr leicht Fallstricke zur Sünde werden. Wollet ihr vor der Sünde bewahrt bleiben, so lenket das Augenmerk auf euere Gattung, d. h. betrachtet, daß ihr Menschen seid, wie Andere; sterblich wie Andere; für das Grab und für die Würmer bestimmt, wie Andere. Diese Erwägung hält die Leidenschaften im Zaume. Ja, würde dieser, welchen Gott durch hohe Abkunft weit über Andere erhoben hat, daran denken, daß er, wie Andere, eine Hand voll Staub ist, so würde er nicht auf Ahnen und Herkunft stolz sein; würde jener, der von Gott vor Andern mit ausgezeichneten Geistesgaben bevorzugt worden, bedenken, daß er, wie die übrigen Menschen, eine Speise der Würmer werden wird, so würde er sich nichts einbilden, sondern in aller Demuth und Bescheidenheit wandeln.

In der That, würde man öfter an den Tod denken, so würden die Spieltische nicht Tag und Nacht zum größten Verderben des Seelenheiles besetzt sein; würde man öfters an den Tod denken, so würde die Genußsucht und der Hang zu Vergnügungen und Luſt-

barkeiten nicht so allgemein herrschen; würde man öfters an den Tod denken, so würden Manche nicht so viel Pracht und Verschwendung an den Tag legen; würde man öfters an den Tod denken, so gäbe es nicht so viele ärgerliche Reden, so viele schamlose Thaten und abscheuliche Werke. Leider bestätiget sich in unsern Tagen, was der Psalmist sagt: Die Menschen denken nicht an ihren Tod, darum sind sie von der Hoffart besessen, bedeckt mit Unrecht und Gottlosigkeit. Ps. 72, 4. 6. Die Jünglinge denken nicht an den Tod, darum sind sie ausschweifend; die Reichen denken nicht an den Tod, darum sind sie geizig und liebelos; die Armen denken nicht an den Tod, darum sind sie voll Lügenhaftigkeit und Ungerechtigkeit; alle Stände fliehen das Andenken an den Tod, darum sind sie abgewichen vom rechten Wege. O denken wir oft an den Tod, und wir haben unsern Leidenschaften Zaum und Gebiß angelegt; denn dieser Gedanke, sagt der heilige Augustin, zerstört die Hoffart, vertilgt den Neid, heilt die Bosheit und entfernt die Eitelkeit.

Der Gedanke an den Tod

II. zerstreuet unsere Irrthümer. Unser sündhaftes Leben ist nur zu oft eine Folge unserer irrigen Vorstellungen. Jenes unmäßige Streben, Rennen und Jagen nach zeitlichen Gütern; jene Traurigkeit und jener Kleinmuth in Mangel und Noth; jener Muthwille und jene Ausgelassenheit im Glücke und Ueberflusse haben ihren Hauptgrund nur zu oft in falschen Vorstellungen, welche wir von den irdischen Gütern haben. Wir sind einmal gewöhnt, die irdischen Dinge unrichtig aufzufassen und zu beurtheilen; daher nennen wir nur jene glücklich, die im Ueberfluße sitzen, die in irdischen Freuden schwimmen, die in der Ehre glänzen. Wir dürfen uns deßwegen nicht wundern, wenn diesen verkehrten Urtheilen unordentliche Begierden entsprechen. Soll nun unser Herz von Leidenschaften gereiniget, soll der Wille geordnet und unser Leben ein tugendhaftes werden, so müssen wir vor Allem von diesen falschen Ansichten gründlich geheilt werden. Gerade dieses aber geschieht durch das häufige Andenken an den Tod. Betrachtet man das Ende des Lebens, sagt der heilige Laurentius Justinianus, so wird man nichts mehr in der Welt lieben. Was kann uns aber auch gründlicher von unsern Täuschungen heilen, die wir bezüglich

der irdiſchen Größe haben, als das lebendige Andenken an unſere Sterblichkeit und Hinfälligkeit? Werfen wir einen Blick auf jene Bahre, die das Grab verſchlingt, und die dann für immer den Augen der Menſchen entzogen iſt: was wird uns dann die irdiſche Größe noch gelten? Betrachten wir jene fleiſchloſen Gebeine, jene letzten Ueberreſte unſerer Leiber: was werden wir noch von der Bequemlichkeit und Weichlichkeit halten, womit wir unſern Sinnen ſchmeicheln? Wer ernſtlich daran denkt, daß er ſterben werde, dem, ſchreibt der heilige Hieronymus, iſt die ganze Welt gleichgiltig. Mit Recht nennt daher der heilige Chryſoſtomus das Grab eine Schule, in welcher man die wahre Weisheit lernt; in welcher wir in dem unterrichtet werden, was wir ſchätzen und lieben, und was wir haſſen und verachten ſollen. Ein Geiſtesmann der neuern Zeit bemerkt über den Gebrauch, die Leichname außer der Stadt zu beerdigen: Vor dem Eingang in die Stadt ſiehſt du den Gottesacker, damit du das traurige Ende der Pracht und Reichthümer der Stadt eher betrachteſt, als du es mit Augen ſiehſt. Er will ſagen: Man zeigt denen, welche in die Stadt hineingehen, vor andern Merkwürdigkeiten die Gräber, damit dadurch das Herz des Wanderers gegen die eitle Hochſchätzung der Pracht und Reichthümer der Stadt gewaffnet werde; man zeigt ihnen zuvor die Todten, und dann erſt die herrlichen Gebäude, in welchen ſie wohnten, die prachtvollen Gärten, in welchen ſie ſich ergötzten, die anſehnlichen Richterſtühle, auf denen ſie ſaſſen, damit ſie zu gleicher Zeit, wo ſie die von der Welt ſo hoch geprieſene Herrlichkeit betrachten und bewundern, ihre Vergänglichkeit ſehen, und an der Aſche der Beſitzer die Nichtswürdigkeit des Beſitzes erkennen mögen. Daraus iſt klar, warum der heilige Geiſt ſagt: Beſſer iſt es, in das Trauerhaus zu gehen, als in das Haus des Freudenmahles; denn in jenem wird man an das Ende aller Dinge erinnert, und der Lebende denkt an das, was kommen wird. Pred. 7, 3. Sehet, wie der heilige Geiſt ſelbſt uns zum Tode in die Lehre ſchickt. O hörten wir nur immer dieſen Lehrmeiſter mit aller Aufmerkſamkeit, beherzigten wir mit allem Ernſte, was das Andenken an den Tod uns ſagt; — wir würden von unſern Irrthümern und Vorurtheilen bald gründlich geheilt werden, und eine ganz andere Anſicht vom Leben erhalten.

Der Gedanke an den Tod iſt es endlich, der

III. unſern ſchwachen Willen ſtärkt und unſere Zweifel und Unentſchloſſenheit zerſtreut. Wir nehmen uns oft das Gute vor; es iſt uns im Augenblicke auch Ernſt mit unſern Vorſätzen, wir beſiegeln das Verſprechen mit den kräftigſten Verſicherungen; allein in der Stunde der Verſuchung iſt Alles wie vergeſſen, wir werden wankelmüthig, wir zweifeln, wir verlaſſen die beſſere Einſicht, wir geben dem Verſucher Gehör, wir werden ſchwach, wir fallen. O würden wir in einem ſolchen Augenblicke recht lebendig an den Tod denken, gewiß würden wir viel kräftiger widerſtehen, gewiß viel beharrlicher ſein und viel öfter den Sieg davon tragen. Darum heißt es in der heiligen Schrift: O Tod, gut iſt dein Urtheilsſpruch für den armen Menſchen, für den, der an Kräften abnimmt; . . . für den Kleingläubigen, der die Geduld verlieret; Sirach 41, 3. Glaubet es, Geliebte, wenn wir in den verſchiedenen Lagen und Angelegenheiten des Lebens, in welche wir kommen, lebendig an den Tod gedächten; wir würden nicht ſo von dem Wege der Gerechtigkeit abweichen. Wir würden unter allen Verhältniſſen, und wären damit auch noch ſo viele Schwierigkeiten und Kämpfe verbunden, der Tugend uns weihen. Darum laßt den Tod gleichſam immer vor euerm Angeſichte einhergehen. So oft ihr etwas anfanget, ſo oft ihr einen Entſchluß faſſet, ſtellet immer die Frage an euch: Werde ich einſtens in der Todesſtunde über das, wozu ich mich jetzt entſchließe, Troſt oder Schmerz fühlen, werde ich es dann gutheißen oder verwerfen? Und je nachdem euch der Gedanke an den Tod antwortet, ſo handelt, und laßt euch durch keine Rückſichten davon zurückhalten; denn der Tod iſt der beſte Rathgeber und zugleich ein mächtiger Hebel für den Willen, daß dieſer für das Gute ſich entſcheidet.

20) Wie die Erinnerung an den Tod beſchaffen ſein müſſe, wenn ſie heilſam wirken ſoll.

Wenn eine jede Erinnerung an den Tod, wie ſie nur irgend einem in den Sinn kömmt, ein frommes Leben zur Folge hätte, ſo gäbe es faſt Niemanden auf Erden, der nicht einen heiligen Wandel führte; denn wer iſt unter uns, dem nicht öfters der Gedanke an den Tod kömmt? Aber nicht jeder, wenn auch noch ſo flüchtige Gedanke an den Tod wirkt ſchon heilſam, ſondern es

gehört dazu eine ernſte, öfters erneuerte Betrachtung. **Man muß ſich lebendig vorſtellen, was der Tod iſt. Er iſt der Zuſtand eines ſchrecklichen Kampfes, in welchem ſich unter Schmerzen und Aengſten die Seele vom Leibe trennt; er iſt jene Stunde, wo der Menſch den größten Verſuchungen der böſen Geiſter ausgeſetzt iſt,** da dieſe Alles anwenden, um die Seele muthlos zu machen, und mit Verzweiflung zu erfüllen; er iſt die Stunde, wo uns Alles verläßt, und wir allein die Reiſe in die finſtere Ewigkeit antreten müſſen. Wenn der Gedanke an den Tod heilſam ſein ſoll, ſo muß man erwägen, was der Menſch nach demſelben wird, und was ihm bevorſteht. Dein Leib wird aus ſeinen reich geſchmückten Gemächern hinausgetragen, und in das nachtumhüllte Grab hineingeworfen. Da iſt dein Haus ein aus wenigen Brettern zuſammengezimmerter Sarg. Du liegſt tief unten im Schooße der Erde; kein Sonnenſtrahl erreicht dich mehr; kein Seufzer, wenn ein ſolcher auch noch deiner Bruſt entſtiege, dringt aus dieſer Tiefe an das Ohr der noch Lebenden. Dort unten ſind Würmer deine Geſellſchaft, und Motten werden dein Fleiſch aufzehren, ſo daß bald nichts mehr von dir vorhanden iſt. Und deine Seele, ſie gehet hinüber vor Gottes Richterſtuhl, um von all ihrem Thun und Laſſen, von all ihrem Reden und Denken Rechenſchaft abzulegen, und nach derſelben wird entweder ein unendlich freudiges, oder ein ebenſo trauriges Loos dein Antheil ſein. Und vielleicht wird dir das Letztere auf ewig, ohne Hoffnung auf Erlöſung oder Linderung beſchieden; vielleicht hörſt du im Augenblicke, wo deine Seele unter Angſt und Qual vom Leibe ſich getrennt hat, das zermalmende Donnerwort: Weiche von mir, du Verdammter, ins ewige Feuer! — Soll der Gedanke an den Tod heilſam ſein, ſo muß er ſich öfters deinem Geiſte darſtellen; denn je öfter man an eine Sache denkt, deſto tiefern Eindruck macht ſie, und deſto vertrauter wird man mit derſelben. Wer nur ſelten an den Tod denkt, und widmete er demſelben auch zeitweiſe eine ernſte Betrachtung, bei dem würde ſich der Eindruck von einer Zeit auf die andere wieder verlieren. Schon die Wichtigkeit der Sache, wie ſie der Tod iſt, muß uns veranlaſſen, oft an ihn zu denken, und je öfter wir uns mit dem Tode beſchäftigen, deſto vertrauter werden wir mit ihm, und deſto größer wird der Nutzen ſein, welchen wir daraus ziehen.

21) Alle Umstände des Todes, sowohl seine Gewißheit, daß er eintritt, als die Ungewißheit, wann er eintritt, sollen uns bewegen, denselben nie aus den Augen zu verlieren.

Es ist wahr, daß Maß der Tage unsers Lebens ist nicht gleich. Die Einen sehen die Zahl ihrer Tage bis in das späteste Alter zunehmen, und sterben hochbetagt und lebenssatt; Andern aber öffnet sich oft die Pforte der Ewigkeit schon im blühenden Alter und zu einer Zeit, wo sie noch lange zu leben gedachten. Es finden sich aber auch Solche, die sich auf Erden gleichsam nur sehen lassen, und die den Blumen ähnlich sind, welche an demselben Tage verwelken, an welchen sich ihre Blüthe entfaltete. Der für einen Jeden bestimmte Augenblick ist ein Geheimniß, welches nur Gott allein weiß. Wir befinden uns Alle in Ansehung der Dauer unsers Lebens in der größten Ungewißheit. Aber gerade diese Ungewißheit, die uns veranlassen soll, fortwährend des Todes eingedenk zu sein, veranlaßt uns oft, desselben zu vergessen. Wir denken nicht an den Tod, weil wir nicht wissen; wann er uns überfällt, ja selbst das hohe Alter ist oft noch nicht die Zeit, sich mit dem Tode zu beschäftigen; denn auch da hält man ihn nicht selten noch für weit entfernt. Ist aber dieses nicht die größte Verwegenheit? Hat man wohl Ursache, ein Uebel, das einem alle Tage begegnen kann, weniger zu fürchten, als ein anderes, das erst nach Ablauf einer gewissen Zeitperiode eintritt? Wie, weil man euere Seele alle Augenblicke von euch fordern kann, lebet ihr, als würdet ihr sie niemals verlieren? O wenn die letzte Stunde einem Jeden von uns angezeigt würde, oder wenn uns schon bei der Geburt die Zahl unserer Lebenstage und das Ende derselben an die Stirne geschrieben worden wäre, so würden wir immer an diesen Zeitpunkt, und wäre er auch noch so weit entfernt, denken. Der Zeitraum, den wir noch vor uns hätten, würde uns immer, und wäre er auch noch so lange, kurz vorkommen. Dieses Bild, welches uns auch wider Willen allzeit vor Augen schwebete, würde uns die Ergötzlichkeiten unschmackhaft, die Glücksgüter gleichgiltig und die ganze Welt ekelhaft erscheinen lassen. Dieses Andenken, das wir nicht mehr aus unserm Bewußtsein brächten, würde unsern Leidenschaften Einhalt thun, unsern

Haß auslöschen, unsere Rache entwaffnen, die Empörungen des Fleisches dämpfen und die Lüsternheit austilgen, unser ganzes Leben wäre am Ende nichts Anders, als eine Vorbereitung auf unsern Tod. Aber eben dieser Tod, welcher ungewiß ist, und alle Stunden und Augenblicke hereinbrechen kann; dieser Tod, der uns plötzlich und zu einer Zeit überfällt, wo wir es am wenigsten erwarten, beunruhiget uns nicht; seiner Ungewißheit wegen übt er keinen Einfluß auf unsere Leidenschaften aus. Welch eine sonderbare Verblendung!

Und merkt, daß bei dieser Ungewißheit alle Umstände sich befinden, welche den Menschen bei einigem Nachdenken zu beunruhigen geeignet sind. Denn die plötzliche Hereinbrechung dieses letzten Tages, vor welchem man sich zu fürchten hat, ist nicht eine von den seltenen Erscheinungen, wovon nur hie und da Einer getroffen wird. Wenn euch der Tod unvermuthet überfallen soll, so ist nicht nöthig, daß der Donner euch erschlägt, daß ihr unter den Trümmern euerer Paläste begraben werdet, oder daß euch bei einem Schiffbruche die Wellen des Meeres verschlingen: sondern fast alle Menschen werden vom Tode unerwartet überfallen; die meisten werden von ihm hinweggerafft zu einer Zeit, wo sie meinen, er sei noch weit von ihnen entfernt. So sind euere Freunde, euere Anverwandten, fast Alle gestorben, die ihr habt sterben sehen. Ihr seid sogar über ihren plötzlichen Tod erstaunt; ihr habt die Ursache hievon in der Unvorsichtigkeit des Kranken, in der Ungeschicklichkeit der Kunst der der Aerzte und der gewählten Arzneimittel gesucht: allein der wirklich wahre Grund ist dieser, daß der Herr uns unerwartet mit dem Tode zu überfallen pflegt. Der Erdboden ist wie ein großes Schlachtfeld, wo man täglich mit dem Feinde streiten muß. Heute seid ihr glücklich aus dem Treffen zurückgekommen; aber ihr habt gesehen, daß in demselben Leute geblieben sind, welche sich die Hoffnung machten, ebenso gut davon zu kommen, als es euch gelungen ist. Morgen geht der Kampf von Neuem an; wer sagt euch, daß ihr da so glücklich wieder hinwegkommen werdet? Versetzt euch in was immer für Umstände: es ist nicht ein einziger Augenblick zu finden, der nicht für euch der letzte sein könnte, und der es nicht vor euern Augen für einige euerer Brüder wirklich ist. Es ist keine ruhmreiche That zu finden, welche nicht in den ewigen Finsternissen des

Grabes ihr Ende erreichen könnte; so stirbt Herodes mitten unter den thörichten Lobeserhebungen seines Volkes. Es gibt keinen Festtag, der nicht mit einem Leichenbegängniß enden könnte; so wurde Jezabel an demselben Tage, welchen sie erwählt hatte, sich in der größten Pracht an den Fenstern ihres Palastes zu zeigen, aus denselben herabgestürzt. Es gibt kein Gastmahl, welches für euch nicht mit dem Tode enden könnte; so endete Balsazer's Gastmahl mit dem Tode für ihn. Es gibt keinen Schlaf, der euch nicht in die Arme des Todes führen könnte; so stirbt Holofernes, der Eroberer vieler Provinzen, im Schlafe, von einem israelitischen Weibe getroffen. Es ist kein Laster, welches nicht mit dem Tode enden könnte; so stirbt Simri eines schändlichen Todes in den Gezelten der medianitischen Weiber. Es gibt keine Krankheit, die nicht euern Tod herbeiführen könnte; ihr sehet ja täglich, daß die anfangs unbedeutendsten Uebel der Kunst der Aerzte trotzen und oft unerwartet schnell die Menschen dahinraffen. Ihr möget euch also in was immer für einen Zustand versetzen, so könnet ihr diejenigen, die unvermuthet vom Tode sind überfallen worden, kaum zählen, und ihr habt keine Versicherung, daß es nicht auch euch begegne. Aber was noch viel schrecklicher ist, die Ungewißheit betrifft nicht bloß die Zeit, den Ort oder die Art des Todes; dieses wäre noch wenig, denn was liegt daran, ob man zu Hause oder in der Fremde, ob man in einem Bette an einer Krankheit, oder durch einen Sturz in das Wasser stirbt: — sondern die Ungewißheit erstreckt sich auch darauf, daß ihr nicht wisset, ob ihr im Herrn sterbet oder in der Sünde, ob ihr zum Heile gelangt, oder ewig verworfen werdet; dieses schreckliche Geheimniß wird euch nur der Tod aufklären. Und bei dieser schauerlichen Ungewißheit beunruhiget ihr euch nicht? O meine Brüder, gesetzt, daß Alles mit dem Tode ein Ende hätte, so würde dennoch der Ungläubige Unrecht haben, wenn er spräche: Laßt uns nicht an unser Ende denken, sondern unsern Lüsten fröhnen, mit dem Leben hört ja Alles auf. Auch bei dieser Voraussetzung hätte der Ungläubige Unrecht; denn je angenehmer ihm das Leben wäre, desto mehr Ursache hätte er, den Tod, der Alles zerstört, zu fürchten. Aber noch obendrein den Glauben haben, daß es jenseits des Grabes eine strenge Rechenschaft gibt, wie der Christ hienieden überzeugt ist, und dennoch leben, als hörte mit dem Tode Alles auf: kann es

noch eine ärgere Thorheit geben? Bei einer andern Ungewißheit kann uns ferner die Menge derer, die nebst uns in gleiche Gefahr gerathen, einigermaßen beruhigen, oder es kann uns auch der Gedanke trösten, daß das Versehen weiter nichts, als ein Unterricht ist, der uns durch Schaden klug macht und uns lehrt, ein anderes Mal besser auf unser Hut zu sein. Aber bei der schrecklichen Ungewißheit, um die es sich hier handelt, vermindert die Menge derer, die mit uns gleiches Loos theilen, unser eigenes Unglück nicht im Geringsten. Denn was soll es für einen Trost gewähren, wenn man sich sagt, Millionen Anderer sind auf gleiche Weise unglücklich? Bei diesem Gedanken mindert sich das eigene Elend nicht im Geringsten. Auch läßt sich das Versehen nicht wieder gut machen; denn wir sterben nur einmal, und können bei einer andern Gelegenheit von unserer Erfahrung keinen Gebrauch zu unserm Besten machen.

Womit wollet ihr also euere unbegreifliche Vergessenheit des Todes rechtfertigen? Etwa im Vertrauen auf euere Jugend, die euch noch eine lange Reihe von Jahren zu leben verheißt? Aber ist die Jugend ein Schutzmittel gegen den Tod? War nicht auch der Sohn der Wittwe zu Naim jung? Hat ihn dieses vom Tode bewahrt? Gerade die Jugend macht mich um euer Leben besorgt; denn die Jugend veranlaßt euch zu einem zu freien Lebenswandel, zu Genüssen, zu Schwelgereien, zur Befriedigung der Leidenschaften; durch dieß Alles aber wird der Tod beschleuniget. Oder verlaßt ihr euch auf euere Gesundheit? Aber was ist die beste Gesundheit anders, als ein Funke oder ein Flämmchen, welches der geringste Wind auslöschen kann? Auch der kräftigste Körper kann in der kürzester Frist eine Beute des Todes werden. Und vielleicht täuscht ihr euch nur zu sehr in Ansehung euerer Gesundheit und Körperskraft; vielleicht ist die Wurzel euerer Gesundheit innerlich schon zerstört, vielleicht tragt ihr schon ein geheimes Gift in euch, das in kurzer Zeit euern Lebensfaden abfressen wird. Aber von all dem abgesehen, kann euch das, was unter allen Bedingnissen ein baldiges Ende nehmen wird, überhaupts lange vorkommen? Sehet nur zurück in euerm Leben: ist die ganze Zeit von euerer Geburt bis auf die gegenwärtige Stunde etwas Anderes, als ein schnell vorübergegangener Traum? Und gesetzt, ihr hättet seit der Erschaffung der Welt gelebt; ihr hättet alle Ereignisse, welche die

Geſchichte aufgezeichnet hat, vor euern eigenen Augen vorüberziehen ſehen; ihr hättet alle die verſchiedenen Völker auftauchen und verſchwinden, alle Reiche entſtehen und untergehen ſehen: Alles wäre, nachdem es nun vorbei iſt, euch in der Erinnerung nichts weiter, als einige Aufzüge eines Schauſpieles, welchem ihr an einem Abende ein paar Stunden lang beiwohnet. Wie viel beträgt darnach der geringe Theil des Weges, welchen ihr noch zurückzulegen habt? Die Jahre kommen uns nur lange vor, wenn ſie noch weit von uns entfernt ſind; ſobald ſie aber herbeikommen, verſchwinden ſie in einem Augenblick, und ſind ſie vorbei, ſo ſcheinen ſie uns ein Traum geweſen zu ſein. Betrachtet einmal die Welt, die ihr in euerer Jugend geſehen habt, und die ihr jetzt erblicket. Wie haben ſich ſeitdem die Verhältniſſe und die Perſonen geändert! Unvermerkt iſt aus der vorhergehenden Welt eine neue entſtanden. So vergeht Alles; ein ſchneller Strom, den nichts aufhält, reißt Alles mit ſich fort und verſenkt es in die Abgründe der Ewigkeit. Unſere Vorfahren bahnten uns geſtern den Weg, und wir werden morgen unſern Nachfolgern Platz machen. Die Geſtalt der Welt ändert ſich täglich, und ehe wir es ahnen, hat der Alles verſchlingende Strom der Zeit auch uns ergriffen, und uns in das Meer der finſtern Ewigkeit hinabgefluthet. Und doch macht dieſes Alles ſo wenig Eindruck auf uns. Wir ſehen unſere Verwandten und Bekannten, unſere Freunde und Altersgenoſſen dahin gehen, und denken nicht daran, daß wir ihnen bald nachfolgen werden. Wir denken dabei an Nichts, als wie wir uns mit der von ihnen gemachten Beute ſchmücken; wir denken nicht daran, daß ſie dasjenige, was ſie beſeſſen, nur eine ſehr kurze Zeit genoſſen haben. Wir eilen, uns die wenigen, von ihnen zurückgelaſſenen Trümmer zu Nutzen zu machen. Wir ſind wie thörichte Soldaten, welche zur Zeit, wo es im Treffen am hitzigſten zugeht, und bald dieſer, bald jener neben ihnen zu Boden fällt, ſich mit den Kleidern der Gefallenen beladen; kaum aber haben ſie ſich derſelben bemächtiget, ſo kömmt ein tödtlicher Streich und raubt ihnen das Leben. So reißt ein Sohn die Hinterlaſſenſchaft ſeines verſtorbenen Vaters an ſich, und noch während er den Leichenzug desſelben begleitet, weilen ſeine Gedanken weit mehr bei der reichen Erbſchaft, als bei dem Grabe, welches die ſterbliche Hülle ſeines Vaters aufnehmen wird; einem

Andern öffnet der Tod ſeines Nachbars eine frei gewordene Stelle; ein Dritter wird dadurch von einem Gegner befreit. Dieß hat zur Folge, daß der Tod gewiſſer unſerer Mitmenſchen von uns ſelbſt als ein freudiges Ereigniß begrüßt wird. Anſtatt daß uns alſo das Ereigniß derer, die vor unſern Augen verſchwinden, mit heilſamer Furcht und mit ernſtlichen Gedanken erfüllte, ſo ſteigt ſelbſt aus ihrer Aſche ein ſchädlicher Funke auf, der unſere Leidenſchaften und unſere Neigungen zur Welt entzündet. Was wird uns noch von dieſer Welt abzuziehen im Stande ſein, wenn ſelbſt der Tod nur dazu dienet, die Bande, welche uns an ſie knüpfen, noch mehr zu befeſtigen? Ach, erkennen wir unſere Thorheit, und ſäumen wir nicht mehr, uns mit dem Tode, der uns jeden Augenblick überfallen kann, vertraut zu machen. Denken wir oft an ihn, weil es ungewiß iſt, wann und wo er ſich uns nahet, und denken wir um ſo öfter an ihn, weil es gewiß iſt, daß er uns einmal überfällt, und wir ſeinen Händen nie und nimmer mehr entgehen.

Der Menſch denkt nicht gerne an ſein Nichts, weil damit ſchauerliche Vorſtellungen verbunden ſind; denn ſterben, von Allem, was man liebt, ſich trennen; in die Abgründe der Ewigkeit hinabſteigen; eine Speiſe der Würmer werden: dieſes iſt eine zu ſchreckliche Vorſtellung, als daß man ſich damit beſchäftigen möchte. Allein iſt es nicht unklug, an ein Ereigniß, deſſen Eintreten ſich nun einmal nicht abwenden läßt, deßwegen nicht denken wollen, weil es ſchauerlich iſt? Soll nicht gerade die große Gefahr, die euch bevorſtehet, ein Grund ſein, recht oft an dieſelbe zu denken, um euch dadurch in den Stand zu ſetzen, daß ſie mit möglichſt geringem Schaden an euch vorübergehet? Denn ſaget mir, wenn ihr an einem ſchmalen Wege zwiſchen Abgründen hindurchgehen müßtet, würdet ihr euch die Augen verbinden laſſen, daß ihr die Gefahren nicht ſehet? Ich glaube, ihr würdet um ſo aufmerkſamer und bedachtſamer dahin gehen, um keinen Schaden zu nehmen. So ſoll auch das Grab ſtets vor euern Augen ſtehen, damit der Tod einſtens für euch deſto weniger gefährlich werden möge. Freilich wenn ihr dadurch, daß ihr das Andenken an den Tod in euerm Geiſte unterdrücket, den Tod ſelbſt von euch ferne halten könntet, ſo wäre euer Verfahren noch gerechtfertiget. Allein ihr möget an den Tod denken oder nicht, ſo nähert ſich euch derſelbe dennoch alle Tage. Was nützt

es euch also, den Gedanken an den Tod zu meiden? Mindert ihr dadurch die Gefahr? Nein, ihr vermehrt sie; denn ihr werdet in Folge dessen sicherlich unvorbereitet von dem Tode überfallen. Oder nehmt ihr dadurch dem Tode etwas von seinem Schrecken? Umgekehrt; denn gerade dadurch, daß ihr öfter an denselben denken würdet, würdet ihr euch mehr an ihn gewöhnen, und wenn er wirklich heranrückt, ihn weniger fürchten.

Wenn ihr aber auch durch das Andenken an den Tod beunruhiget werdet: was schadet es? Seid ihr denn nur auf der Welt, um euch stets an freudigen Erinnerungen zu ergötzen? Ihr sagt wohl, man würde seinen Verstand verlieren, wenn man im Ernste an den Tod dächte. Aber haben etwa jene großen Büßer, die sich lebendig in die Gräber einschlossen, damit sie das Bild des Todes nicht aus ihren Augen verlören; haben so viele Heilige, welche, wie der Apostel, täglich geistiger Weise starben, den Verstand verloren? Ihr würdet durch das häufige Andenken an den Tod dahin kommen, daß ihr die Welt als einen Ort des Elendes ansehet, die Sünde für das größte Uebel haltet, die zeitlichen Güter und Ehren für Nichts ansehet: heißt aber dieses den Verstand verlieren? O würde nur ein Jeder auf solche Weise um seinen Verstand kommen!

Es ist aber zugleich eine strafbare Undankbarkeit gegen Gott, wenn ihr deßwegen nicht an den Tod denket, weil dieser Gedanke euch beunruhiget; denn dieser Eindruck der Furcht und des Schreckens ist eine besondere Gnade, die euch Gott erweiset. O wie viel finden sich nicht Gottlose, welche den Tod verachten, und die sich eine Ehre daraus machen, ihm kaltblütig entgegen zu treten! Was thut ihr also, wenn ihr euch dieses Gedankens deßwegen entschlaget, weil er eine heilsame Furcht in euch erreget? Ihr beraubet euch des letzten Mittels, welches euch zu Gott zurückführen würde. Zittert, daß ihr eine solch heilsame Furcht nicht ertragen könnet, und besorget, Gott möge zuletzt auch in Ansehung euer dem Tode seine Schrecken nehmen. Alsdann wird euch der Tod in völliger Ruhe lassen. Ihr werdet alsdann von einem Leichenbegängnisse, welchem ihr beigewohnt habt, hinweggehen, und sofort an einen Ort der Lust und des Vergnügens euch begeben können. Damit diese schauerliche Strafe euch nicht treffe, so machet euch

die Schrecken des Todes zu Nutzen. Gehet bisweilen zu den Gräbern euerer Vorfahren, denket bei ihrer Asche an die Eitelkeit der Dinge dieser Welt; fraget sie, was ihnen in dieser düstern Gruft, in welcher sie nunmehr liegen, von ihren Ehren, Reichthümern und Ergötzlichkeiten geblieben ist. Denkt euch selbst in jene schauerliche Stunde hinab, wo auch ihr auf dem Sterbebett lieget, und der Tod mit allen Schrecken sich euch nahet; stellet euch vor, wie euere Freunde um euch herumstehen, für euere Wiedergenesung vergebliche Seufzer abschicken und durch ihre Thränen euch das Herz noch schwerer machen; gehet noch weiter, und betrachtet, wie euer erstarrter Leib in das Grab hineingeworfen wird, euer Geist aber hinübergeht, um das Gericht bei Gott zu bestehen. Gerade dadurch, daß ihr häufig an den Tod denket, und mit demselben euch vertraut machet, werdet ihr ihm seine Schrecken nehmen, und ihn zuletzt selbst als einen Freund lieben lernen. Cf. Massillon's Predigten.

22) Wie sehr man Ursache hat, des Todes eingedenk zu sein, und wie unentschuldbar und strafbar die Vergessenheit desselben ist.

Der Tod entdeckt nicht nur unser ganzes Nichts, sondern er entwickelt auch so zu sagen die Geheimnisse unseres Herzens. Im Laufe dieses Lebens befinden sich die meisten Menschen in beständiger Zerstreuung und Verblendung; allein in der Stunde des Todes kehrt der Mensch zu sich selbst zurück, er besteigt den Richterstuhl seines Gewissens, er wiegt das Verdienst seiner Werke ab, es zeigt sich seinen eigenen Augen, nicht, was er in Ansehung seines Reichthumes, seiner Titel und seiner Ehrenstellen geschienen, sondern was er wirklich durch seine Laster und Tugenden ist. Nun bringt aber die Erinnerung an den Tod fast eben jene Wirkung hervor, welche dem Tode selbst eigen ist. Wenn indeß viele Menschen das Andenken an den Tod fliehen, so geschieht es nur aus Furcht vor der ermahnenden Stimme ihres Gewissens; es geschieht nur aus Furcht vor ihren begangenen Lastern und wegen ihrer Anhänglichkeit an die Welt. Man fliehet das Andenken an den Tod wegen seiner Anhänglichkeit an das Irdische; denn mag es immerhin Tage geben, an denen man die Eitelkeit, die Vergnügungen

und die Ungewißheit des Zukünftigen überdenkt, mag es Gelegenheiten geben, wo sich der Tod unsern Augen zeigt, mögen immerhin Augenblicke kommen, wo sich uns das Bild der Verwesung lebendig darstellet, — so ist dieses eine Zeit des Widerwillens, man sucht diese Gedanken zu verbannen, diese Eindrücke von sich zu weisen. Nun frage ich euch, woher kömmt es, daß ihr den Anblick des Todes keine lange Zeit ertragen könnet? Daher, weil ihr in diesem Zustande die Verwirrung euerer Leidenschaften fühlet; daher, weil euch der Tod eine traurige Lehre von der Eitelkeit dieser Welt vorträgt; daher, weil ihr sehet, daß alle euere Entwürfe in jenem tiefen Schlafe, in welchen euch der Tod vergräbt, verschwinden werden; daher, weil euch der Tod euere eigene Verwesung und Vergänglichkeit in lebendiger Anschauung vor die Augen stellt. Und in der That, da ihr der Eitelkeit so sehr anhänget, wie könnet ihr euch ohne Schrecken sagen, daß diese ganze Welt und ihre ganze Pracht und Herrlichkeit bald für euch nicht mehr sein wird; daß ihr anstatt der prächtigen Paläste, wo ihr jetzt in Stolz und in der Weichlichkeit lebet, bald in einem finstern Kerker wohnen werdet, wo ihr keine andern Gesellschafter habt, als Würmer und Motten, die euern häßlichen Leib auffressen.

So sehen wir alle Tage, daß der Arme bei der Annäherung des Todes weit weniger zittert, als der Reiche. Hat man den Großen dieser Erde die Nachricht von ihrem nahen Tode zu bringen, so muß man, sie nicht zu verwirren und zu bestürzen, Umwege machen: man darf ihnen nicht wie Isaias dem Könige Ezechias mit klaren Worten zurufen: Du wirst sterben, und nicht mehr leben. Ach, dieses Wort, würde sie vielleicht augenblicklich erstarren machen; man muß vielmehr immer von der baldigen Genesung, von der wiederkehrenden Gesundheit, und den Vergnügungen und den Lustbarkeiten reden, welche dann alle genossen werden. Ach, mit solchen Dingen täuscht man sich noch, wenn, so zu sagen, die Seele schon auf der Zunge sitzt. Sehet hier die traurigen Folgen von ihrer Anhänglichkeit an das Irdische! O wenn euer Herz von dem betrüglichen Scheine irdischer Güter weniger geblendet wäre, es würde euch der Tod nicht mit solchem Schrecken erfüllen. Abraham war mit Reichthümern überhäuft und von der Welt geehrt; aber dennoch vergaß er nie, daß er auf Erden ein bloßer Wanderer sei,

und zuletzt zu Staub und Asche würde; und diese Gedanken erfüllten ihn nicht mit der mindesten Traurigkeit. O, wer an dem Irdischen nicht hängt, hat keine Furcht vor dem Tode. Allein, weil euch euere Leidenschaften bereden, euer Glück im vergänglichen Wohlstande zu suchen, so suchet ihr euch selbst zu betrügen, meidet das Andenken an den Tod, setzt euere letzte Stunde in die späteste Zukunft hinab, und versprecht euch ein langes Leben, welches ihr doch jeden Augenblick verlieren könnet. Es ist allerdings wahr, der Gedanke des Todes ist ein trauriger Gedanke; aber wohl ohne Unterschied und für Alle? Keineswegs. Es ist ein trauriger Gedanke für ein Herz, das mit den Banden des Fleisches und Blutes an die Erde angeheftet ist; es ist ein trauriger Gedanke für jenen Reichen, der nichts Seligeres als Besitz und Genuß kennt, weil er befürchten muß, daß schon in der nächsten Nacht der Faden seines Lebens unanbindbar reißen möchte; es ist ein trauriger Gedanke für den Ehrgeizigen, weil er befürchten muß, den Abgrund des Grabes mitten auf seinem Wege zur Ehre und zum Ruhme zu finden; es ist ein trauriger Gedanke für den Mächtigen und Hochmüthigen, weil er im Tode seinen Stolz erniedriget und sich zu einer Hand voll Staub vermischt sieht; es ist ein trauriger Gedanke für die Eitelkeit, die sich gerne auf Erden zum Götzen macht und nach allgemeiner Anbetung verlangt, weil sie im Grabe sich in die schauerlichste Häßlichkeit umgewandelt sieht. Für Solche und Aehnliche ist der Gedanke an den Tod eine Betrübniß und Traurigkeit. Aber ist wohl dieses ein Grund, daß wir selten an ihn denken dürfen? Macht nicht vielmehr gerade dieser Umstand unsere Vergessenheit des Todes gänzlich unverantwortlich? Würde nicht gerade das lebendige Andenken an Tod und Verwesung uns die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen mit den lebendigsten Farben schildern, und würde nicht gerade dieser Umstand unser Herz mit Allgewalt von der Erdscholle losmachen und zum Himmel empor tragen? Wir schaden uns also nur selbst, und berauben uns des wirksamsten Heilmittels, wenn wir den Gedanken an den Tod fliehen!

Der zweite Grund, der uns das Andenken an den Tod erschwert, ist das Bewußtsein unserer Sünden und Laster. Wahrhaftig, der Gedanke an den Tod öffnet den Abgrund eueres Ge-

wissens, da sehet ihr in einem Augenblicke den ganzen Lauf eueres unordentlichen Lebens und das ganze Elend euerer unglückseligen Ewigkeit; da erkennet ihr jene Sittenlehre als unzulässig, welcher ihr jetzt nach dem Willen euerer Leidenschaften anhänget; da wird euch die Wollust und Genußsucht verleidet; da verliert die Welt ihre Reize für euch; da treten alle verübten Frevel, alle begangenen Sünden, alle ausgeübten Gottlosigkeiten in schauerlichen Gestalten euch vor die Augen hin, und deßwegen, euerer Sünden wegen, zittert ihr vor dem Tode, und meidet jeden Gedanken an ihn. Wer die Sünde meidet, hat keine Furcht vor dem Tode; daher sahen ihn die Heiligen mit heiterm Auge heraufziehen. Als ein Priester einem frommen Diener Gottes in der Stunde seines Sterbens einige Worte des Trostes beibringen wollte, antwortete jener ganz gelassen: Ehrwürdiger Vater, es wäre eine Schande für mich, achtzig Jahre gelebt, und nicht einmal gelernt zu haben, eine Viertelstunde anzuwenden, um zu sterben. Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn, pflegte der heilige Chrysostomus täglich in den Worten des heiligen Paulus zu sagen. Als einmal eine fromme Dienerin Gottes von einer schweren Krankheit wieder genas, wurde sie ganz traurig, daß sie jetzt noch länger von ihrem Erlöser getrennt leben müsse. Also nur das Bewußtsein der Sünden macht das Andenken an den Tod lästig und beschwerlich. Aber saget, wird der Tod für euch auch weniger fürchterlich sein, wenn ihr seltener an ihn denkt? Werdet ihr glücklicher sterben, wenn ihr euch von dieser ernsten Stunde unvermuthet überfallen lasset? Ach, ihr sehet, das Andenken an den Tod ist bitter, und diese Bitterkeit liegt in euern Sünden. Allein, gibt es gar kein Mittel, euere Furcht zu mäßigen und euere Hoffnung aufzurichten? Seid ihr doch oft so vermessen in euerm Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, warum setzt ihr es denn hier auf die Seite? Warum sucht ihr euch durch wahre Buße und Besserung nicht zu befreien von den Schrecken des Todes? Das ist euer Unglück, daß ihr nicht bloß Sünder seid, sondern daß ihr nicht aufhören wollet, es zu sein. Ach thörichte Menschen, eben dasjenige, was euch die Erinnerung an den Tod verbittert, soll euch ein Beweggrund sein, diesen Gedanken recht lebendig in euerer Seele herumzutragen. O wenn ihr manchmal in den Staub des Grabes hinabsteigen und euch nach den

Worten des frommen Job mit den Würmern unterhalten wolltet, wie viele heilsame Lehren würden euch nicht dadurch gegeben! Da würden die Eitelkeiten und Blendwerke der Welt vor euch in ihrer wahren Gestalt erscheinen; da würdet ihr erfahren, daß der Götze, welcher euere Herzen einnimmt, nichts als hinfällige Vergänglichkeit ist; da würdet ihr einen Leib, der aus Koth und Sünde zusammengesetzt ist, verachten lernen; da würdet ihr sehen, wie der Große erniedriget, der Ehrgeizige von dem Leuchter seiner Ehre hinabgestürzt, der Weise zum Stillschweigen gebracht, und alle Dinge dieser Welt in Nichts sich auflösen werden. Dieß Alles würde euer Leben ordnen, würde euch zur Buße und Besserung zurückführen, würde zuletzt den Tod selbst euch angenehm machen. Der Tod, meine Theuern, ist keineswegs immer ein Schreckensbote, er nahet auch als ein Engel des Friedens. Er entlediget uns von unsern Mühseligkeiten. Ihr klaget so oft, daß unsere Tage böse sind, und daß wir ein beschwerliches Leben unter mancherlei Drangsalen führen. Der Tod ist die Befreiung von allen diesen Uebeln. Freilich vergießen nicht alle in gleichem Maße Thränen, ja es sind einige, welche statt unter der Last der Betrübniß seufzen, vielmehr alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen. Aber sind auch die Annehmlichkeiten der Welt so rein, daß ihnen keine Bitterkeiten beigemischt, und ist die Glückseligkeit so beständig, daß sie keiner Veränderung unterworfen ist? Was ist denn überhaupts der Mensch, daß wir ihn in diesem Leben glücklich nennen dürften? So sehr er auch durch die Gnade erneuert ist, so behält er doch immer von seinem ersten Ursprunge eine schwere Last, die ihn zur Erde niederdrückt; es bleibt in ihm ein unglücklicher Sauerteig zurück, der die Leidenschaften weckt und nährt, und uns gewöhnlich zu wirklichen Sündern macht. Wie sollten wir immer in diesem traurigen Zustande verharren wollen? Sollten wir denn wünschen, ewig Sünder zu sein? Gewiß, meine Brüder, wenn wir uns selbst mit den Augen des Glaubens betrachten, so müssen wir mit dem heiligen Hilarius bekennen, daß der Tod vielmehr eine Gnade als eine Strafe ist, weil unser Unglück wäre verewigt worden, wenn unser Leben nicht vergänglich wäre. Höret einen heiligen König. Wiewohl er auf dem Gipfel der irdischen Glückseligkeit stund, so seufzte er dennoch, daß er im Stande der Lebendigen ist. Mich,

Unglücklichen, ruft er aus, wie lange ist meine Pilgerschaft auf Erden! Höret den heiligen Apostel Paulus. So fest er in der Heiligkeit begründet ist, so betrübt er sich doch, sich den Gebrechlichkeiten des Sünders unterworfen zu sehen. Ach, seufzet er, was für ein unglücklicher Mensch bin ich. Wer wird mich von diesem Leibe des Todes, von diesem Fleische der Sünde befreien? Wenn wir also, meine Theuern, nach dem Geiste des Glaubens leben, so können wir nur nach unserer Auflösung seufzen. Wir sind in dieser Welt in einer weit härteren Knechtschaft, als das Volk Israel in Aegypten, und es ist Keiner aus uns, der nicht über die Größe seines Elendes aufrufen müßte: Mich Unglückseligen, wann werde ich von diesem verderblichen Fleische entlediget sein, welches der Kerker meiner Seele ist; wann werde ich aus dieser Welt erlöset werden, wo man für die Tugend nichts als Verachtung hat, wo man dem Laster Ehre erweiset, wo man die Unschuld verfolgt und die Frömmigkeit verleumdet. Ueberdieß ist der Tod es, der uns in den Besitz unseres wahren Glückes bringt, — wenigstens wenn wir gerecht gelebt haben. Die Heiligen können an der Glückseligkeit der Welt keinen Antheil haben, im Gegentheil sind sie der Bosheit der Welt am meisten ausgesetzt. Was übrigt ihnen also für ein Trost, als daß sie ihre Augen auf den Tod richten, und sich den glücklichen Tag ersehnen, wo die Ungerechtigkeit beschämt, und ihre Treue belohnt werden wird? Dieses ist es, was sie auch mitten in den Versuchungen dieses Lebens mit Friede und Freude überhäuft. Schon die Heiligen des alten Bundes sehnten sich oft nach dem Augenblicke ihres Hintrittes aus dieser Welt. Und doch hatte in jenen Zeiten das Grab noch doppelte Schrecken, weil Jesus Christus noch nicht die Gewalt des Todes gebrochen hatte, weil der Himmel noch verschlossen war, und die Seelen der Abgeschiedenen im finstern Ort des Harrens und der Sehnsucht auf ihre Erlösung warteten. Wenn aber der Tod für die Gerechten des alten Bundes Reiz gehabt hatte, wie viel mehr muß er nicht für die Seelen des neuen Bundes haben, da ihnen Jesu Christi Tod die Pforten des himmlischen Jerusalems geöffnet hat, wo sie für ihre Tugenden ewigen Lohnes theilhaft werden. In der That, was für ein Trost und was für eine süße Freude muß nicht der Gedanke an den Tod dem Gerechten sein, welcher fest glaubt, daß nach diesem Leben sein Glaube

durch die Anschauung Gottes vollendet, seine Hoffnung durch den Besitz Gottes erfüllet, und seine Liebe durch die Vereinigung mit Gott vollkommen gemacht werde! Werfet also euere Augen auf den Tod, wenn ihr eine wahre Ruhe und Freude in euern Widerwärtigkeiten zu genießen verlanget. Lasset den Gottlosen bei dem Eingange des Grabes zittern, denn seine Hoffnung stirbt mit ihm; ihr aber umfanget den Tod als den Gegenstand euerer Wünsche. Höret hier ein paar erbauende Geschichten. Als die heilige Maria von Oignys dem Tode sich nahte, begann sie mit hoher und klarer Stimme zu singen, und hörte nicht auf drei Tage und drei Nächte lang, bis sie ihre reine Seele aushauchte, so groß war ihre Freude, zur Anschauung Gottes zu gelangen. Der heilige Salvi, Bischof von Albi, hatte sich durch anhaltende Bußübungen eine tödtliche Krankheit zugezogen, an welcher er zum Leidwesen der Seinen dahin starb. Der Leichnam wurde gewaschen, gekleidet, und am folgenden Tage zur Kirche getragen, daß dort die üblichen Gebete verrichtet würden. Plötzlich glaubte man einige Zeichen des wiederkehrenden Lebens an dem Todten zu bemerken, und bald darauf erhob sich der Todte mit den Worten: Herr, Gott, unendliche Barmherzigkeit, warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß? Statt eine stärkende Nahrung zu sich zu nehmen, legte sich Salvi ein dreitägiges, strenges Fasten auf; am vierten versammelte er seine Mönche, und sagte ihnen, daß er wirklich gestorben war, und die Welt an ihm keinen Theil mehr gehabt; daß ihn ein Engel in die Herrlichkeit geführt, daß er aber hier plötzlich die Stimme vernommen: Kehre wieder zurück auf die Erde; denn unsere Kirche bedarf dort noch deiner Dienste. Dieser Befehl fiel unserm Heiligen schwerer, als das größte Uebel während seines irdischen Lebens, daher er wehmüthig ausrief: Ach Herr, warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß.

Von dieser Geschichte kann jeder halten, was ihm beliebt; ich sage nur, daß sie der heilige Gregor von Tours aus dem Munde des heiligen Salvi selbst gehört, aus einem Munde, welchem die Kirche Galliens das Zeugniß gab, daß nie eine Unwahrheit aus demselben hervorgegangen. Uns mag sie jedenfalls ein Beweis sein, wie gerne fromme Seelen in den Tod gingen. Und uns erfüllt nicht selten schon der bloße Gedanke daran mit Furcht

und Zittern, wir weichen auf alle Weise seinem Andenken aus. Ach, wie gefährlich ist es, des Todes zu vergessen! Stellet euch, meine Theuern, einen Christen vor, der nur seinen Ergötzungen, seinen sinnlichen Neigungen und seinen irdischen Geschäften lebt, dem Himmel und der Hölle, der Ewigkeit und der Gerechtigkeit aber auch nicht einen einzigen Gedanken schenkt; stellt euch vor einen Geizhalz, der von keinem andern Gesetze, als seinem Nutzen weiß, der kein anderes Geschäft kennt, als das Jagen nach zeitlichen Besitzthümern; stellt euch vor einen Unzüchtigen, bei dem dieses schändliche Laster zur andern Natur geworden ist: — einem Solchen, setzen wir den Fall, zeige sich nun plötzlich der Tod. Was für ein Schrecken für ihn! Was für eine Nachricht für einen Menschen, der an Nichts weniger, als an das Sterben gedachte? Es ist ein schrecklicher Schlag, der ihn betäubet, der all seine Entwürfe zu nichte macht, und seine Vorstellungen in Verwirrung bringt. Ach, ruft er, ich habe mir ein Haus gebauet, an dem noch gearbeitet wird, und ich soll es nicht mehr bewohnen? Ich habe mir Ländereien angekauft, und ich soll die Früchte nicht mehr davon genießen? Ich habe so viele Capitale ausgeliehen, und soll die Zinsen davon nicht mehr erheben? Ich habe noch so viele Prozesse zu führen, so viele Gewinnste einzutreiben, so viele Verpflichtungen zu lösen, so viele Unternehmungen zu beendigen, — und soll jetzt an mein Leichenbegängniß denken? In diesem Zustande, in dieser Beklemmung, in dieser Zerrissenheit seines Herzens, in dieser Verwirrung seiner Sinne, in dieser Auflösung seiner Seelenkräfte, mitten unter schreienden Kindern, bei den Thränen seiner Gattin, unter dem Schluchzen seiner Angehörigen, — in dieser allgemeinen Verwirrung, und schon gedrängt von der Zeit, soll er sich dem wichtigsten Geschäfte unterziehen, er soll, und vielleicht das erste Mal im Leben, eine giltige Beicht ablegen. Wie wird sie wohl ausfallen? Ach, sein Gewissen untersuchen, wann alle Kräfte der Seele verzehrt sind; erst dann eine Sache unternehmen, die alle Aufmerksamkeit verlangt, wo man sich nicht mehr zu sammeln im Stande ist; erst dann beichten wollen, wo man seine Sünden nicht mehr zu erkennen, ja fast nicht mehr zu reden im Stande ist; sich die Größe und Abscheulichkeit der Sünde vorstellen wollen, wo man sich eigentlich nichts mehr vorstellen kann; sich schmerzlich

betrüben wollen, daß man Gott beleidiget hat, wo man weiter nichts mehr fühlet und empfindet, als die Schmerzen der Krankheit und die Furcht vor dem Tode; versprechen, man wolle sich bessern und ein christliches Leben anfangen, wo man nur noch einige Stunden zu leben hat: saget selbst, meine Brüder, was soll das für eine Beicht sein? Ist es wohl möglich, daß ein Kranker, der fast kein Gedächtniß, keinen Verstand und keinen Willen mehr hat, in einer so kurzen Zeit sich zu einem seligen Ende vorbereiten könne? Saget ihr denn nicht selbst, eine ernste Sache fordere viele Zeit und reifes Nachdenken, und man dürfe eine wichtige Sache nicht übereilen, um sie nicht übel zu verrichten? Ist nun der Tod etwa keine ernstliche Sache? Ist etwa die Rechenschaft, welche wir vor Gottes Richterstuhl abzulegen haben, nur eine Kleinigkeit? Ist es früh genug, an den Tod zu denken, wo er uns schon bei der Kehle hat, würgt und die Seele entreißt? O es gibt eine Menge Sünden, die man sich selbst verhehlt, so lange man sich wohl befindet, und eine Menge von Dingen, in deren Ansehen man sich ein falsches Gewissen macht. Man weiß Mittel zu finden, die Grundsätze der Welt mit denen des Evangeliums zu vereinigen, und viele Menschen machen sich ein besonders moralisches Lehrgebäude, welches mit ihrem Geschmacke, mit ihren Leidenschaften, mit ihren thörichten Einfällen übereinstimmt. In der Stunde des Todes verschwinden die Vorurtheile, die Blendwerke verlieren sich, man sieht die Sachen in ihrer wirklichen Beschaffenheit. Was ist nun zu thun? Man bittet Gott um Verzeihung, man nimmt zu seiner Barmherzigkeit seine Zuflucht. Dieß ist wohl bald gesagt; allein dieser Mensch hat zwanzig bis dreißig Jahre Handel und Wucher getrieben. Er hat dabei eine unzählbare Menge von Ungerechtigkeiten begangen, die in ihrer Einheit nichts zu sein scheinen, welche aber zusammengenommen eine große Summe geben. Im Leichtsinne des Lebens achtet man dieß nicht, aber der Tod thut das Auge auf. Ihr habt diese Ungerechtigkeiten im Leben nicht gezählt, aber Gott hat sie gezählt, und welche Summe machen sie in zwanzig oder dreißig Jahren aus? Ihr sollet erstatten, oder laufet Gefahr ewig verdammt zu werden. Was werdet ihr aber am Todbette noch gut machen können, wo euch schon der Verstand zu verlassen anfängt? Aus diesem einen Beispiele möget ihr ersehen,

ob es alsdann Zeit sei, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und sich anzuschicken, vor Gott zu erscheinen, wenn unser Richter schon an unsern Thüren klopft, und von uns die Ablegung einer Rechnung fordert, an die wir bisher noch kaum gedacht.

O wie unerwartet kömmt oft der Tod. Rudolf IV., der erste österreichische Graf von Tyrol, war in der Blüthe der Jugend nach Mailand gereiset, die Stadt schmückte sich eben zu den Festen seiner Vermählung mit der Tochter ihres Fürsten, als der Tod plötzlich dazwischen trat, und den jungen Bräutigam dahin raffte. Einige Jahre später war Maria Theresia in Innsbruck und feierte dort die Hochzeit ihres Sohnes Leopold mit Maria Ludovika von Spanien, und wieder trat der Tod mitten unter die Fröhlichen und entriß ihr ihren Gemahl. Auf meinem ersten Seelsorgsposten hörte ich aus dem Munde eines betagten Pfarrers folgende Geschichte. Ich wurde einmal des Nachts über Land zu einem Kranken gerufen. Es war weit zu gehen, und der Begleiter sagte, es habe Eile. Wir gingen also raschen Schritts. Bei dem Kranken angekommen, ließ ich während der Ablegung der Beicht meinen Begleiter außerhalb der Thüre warten. Nach vollendeter Beicht wollte ich ihn wieder ins Zimmer rufen; aber man denke sich mein Staunen, während ich den Kranken im Zimmer zu Beicht hörte, starb der Gesunde, welcher mich gerufen und mir den Weg gewiesen hatte, eines plötzlichen Todes. Sind solche Begebenheiten nicht gewaltige Stimmen, welche uns, an Tod und Ewigkeit zu denken, antreiben? Wie können wir aber überhaupts eine Sache vergessen, die wir, so zu sagen, beständig vor den Augen haben? Fraget Alles, was um euch herum ist, sehet euch selbst an, und wendet euch, wohin ihr immer wollet, so werdet ihr überall den Tod finden. Alles nimmt ab, Alles wird alt, Alles vergehet. Die Jugend verwelkt wie eine Blume, und wir haben kaum einige Jahre erreicht, so müssen wir an den Abschied aus dieser Welt denken. Unsere Kräfte nehmen ab, und werden in den verschiedenen Theilen des Leibes gleichsam lauter Zeugen, die uns an unser herannahendes Ende mahnen. Das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Wirkungen des Verstandes werden geschwächt; das Gesicht, das Gehör und die übrigen Sinne vergehen; die Haare fallen aus, die Gesichtszüge verunstalten sich, und nachdem wir auf solche Weise untergraben und gleichsam bau-

fällig geworden ſind, kömmt der Tod, thut noch den letzten Streich und verſchlingt uns endlich ganz. Soll es alſo möglich ſein, den Tod vergeſſen zu können, der uns zur Seite gehet, der uns überall wie ein Schatten nachfolgt, ja der uns gleichſam bei der Hand hält?

Meine Freunde, wollen wir uns in einer ſo wichtigen Sache nicht verblenden, ſondern uns an das Bild des Todes gewöhnen, und uns mit demſelben bekannt machen. Denn der Tod überraſcht und überfällt plötzlich und unvermuthet, gewöhnlich denjenigen, welcher nicht an ihn denkt. Indem du dich mit deinen irdiſchen Dingen beſchäftigeſt, indem du vielleicht der ſinnlichen Freude dich hingibſt, kömmt der Tod in dein Haus, wirft dich auf's Krankenbett, ſaugt dir das Blut aus den Adern, vertrocknet deine Leibesſäfte, reißt deine Seele wie ein hungriger Wolf dir aus dem Leibe, und zieht deinen Körper in die finſtere Grube hinab, wo er ihn in Geſellſchaft der Motten und Würmer verzehrt. Und von Allem, was du beſeſſen und errungen haſt, wirſt du nichts mehr haben, als den Schmerz, es ſo ſehr geliebt, und ſobald verloren zu haben; denn der Tod nimmt dir alle deine Beſitzthümer, um ſie Andern zu geben, denen er ſie zu ſeiner Zeit wieder unerwartet raubt. Von all deinen Häuſern haſt du nur einen ärmlichen Sarg, von all deinen Goldgewanden ein bloßes Schweißtuch, von all deinen Gütern iſt dir nur die Verweſung übrig geblieben, und ſtatt deiner ehemaligen Ehrenbezeigungen liegſt du im Staube der Verachtung. Deßwegen, meine Theuern, weil der Tod ſo urplötzlich und in ſo ſchrecklicher Geſtalt ſich uns zeigt, verliert ihn nie aus den Augen, und bereitet euch alle Tage eueres Lebens darauf vor; ſteiget oft mit euern Gedanken in das Grab hinab: hier lernet ihr in einer Stunde mehr Weisheit, als ihr aus allen Büchern der Gelehrten während euers ganzen Lebens ſchöpfen könnet.

Du aber, großer Gott, der du den Schlüſſel des Todes und den Faden unſers Lebens in deiner Hand haſt, der du unſere Tage gezählt und die Anzahl derſelben allein weißt; der du uns zerbrichſt wie eine Töpferſchaale zu einer Zeit, wann es dir gefällt; der du ſchlägſt, wann man es am wenigſten vermuthet, und unſere Seele von uns forderſt, wann wir am wenigſten daran denken, daß wir ſie übergeben müſſen: — gerechter Gott, präge das Andenken an den Tod tief in unſere Seele ein, und laß uns dieſen

Gedanken zu einem Verwahrungsmittel gegen die Reizungen der Wolluſt, gegen das Verderben und die Verführungen der Welt, gegen die Anfälle der Leidenſchaften dienen. Laß uns das Andenken an den Tod gleichſam ein Damm gegen den Strom des Verderbens, laß es uns wie ein Licht ſein, das unſere Schritte leitet, und uns auf dem ſchmalen Weg der Wahrheit und Tugend erhält.

23) Die Wichtigkeit der Handlung verlangt es, daß man ſich auf den Tod vorbereite.

Nichts iſt ernſter, als der Austritt aus dieſem Leben, und der Uebergang in die Ewigkeit. Ehe man dieſen Schritt macht, bedarf es aller Ueberlegung und einer tüchtigen Vorbereitung, um ihn nicht blindlings und verkehrt zu machen. Denn von dieſem Schritte hängt entweder ewiges Weinen, oder ewige Wonne ab, entweder ewiges Elend, oder ewige Glückſeligkeit. Iſt es daher nicht billig, daß dieſer Schritt zuvor wohl überlegt werde, damit nicht Zufall, ſondern weiſe Vorſchrift dabei walte? Gewiß bedarf der keiner Mahnung, vor einer großen und drohenden Gefahr zu fliehen, welcher ſie deutlich erkennt. Vor einigen Jahren entſtund in Frankreich in der Stadt Arles eine große Feuersbrunſt. Als nun ein Gichtleidender, der viele Jahre lang unbeweglich in ſeinem Bette gelegen, die Flammen ſah, wie ſie näher und näher kamen, um ihn zu erfaſſen, machte er eine ſo gewaltige Anſtrengung, daß den kranken Nerven das Leben wiederkehrte, und er mit einem Sprunge von ſeinem Lager ſich erheben und die Flucht ergreifen konnte, ehe ihn noch das Feuer faßte. Was ſollte nicht erſt der Menſch thun, welche Anſtrengungen ſollte er nicht machen, um den hölliſchen Flammen zu entgehen, welchen er durch einen ſchlechten Tod ſicher verfällt?

Wir ſehen ſogar bei den vernunftloſen Thieren, wie bei den Kameelen, daß ſie, wenn ihr Treiber ſie zwingt, über einen gefrornen Fluß zu gehen, ſich vorher durch mehrere Fußtritte verſichern, ob das Eis auch im Stande ſei, ſie zu tragen; widrigenfalls laſſen ſie ſich eher durch Peitſchenhiebe tödten, als daß ſie auch nur Einen Schrift vorwärts gingen. So die unvernünftigen Thiere; und der Menſch, der mit Verſtand begabt iſt und für den der Tod wegen der darauf folgenden Ewigkeit viel ſchauerlicher iſt,

ſollte keine Vorſichtsanſtalten treffen, um ſich von einem unglücklichen Ausgange ſicher zu ſtellen, obſchon er weiß, daß er verloren iſt, ſobald er fehlt, und daß er den einmal begangenen Fehler nie wieder gut machen kann! Denn da gilt der Ausſpruch der heiligen Schrift: Wie der Baum fällt, nach Süden oder Norden, ſo bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen iſt, liegen. Pred. 11, 3.

Ohne Vorbereitung blindlings ſich dem Tode in die Arme werfen, iſt um ſo thörichter, da dabei Alles auf dem Spiele ſteht. Denn hat Jemand mehr als Eine Seele, ſo daß, wenn auch Eine im Schiffbruche zu Grunde gegangen, er mit der andern ruhig fortſchwimmen kann? Oder hat Einer einen neuen Weg gefunden, um in die andere Welt hinüber zu kommen, ohne ſo vielen Gefahren des Unterganges ausgeſetzt zu ſein, wie ſie den Uebrigen drohen? Die Schiffer fürchten gefährliche Fahrſtraſſen auf dem Meere, und ſuchen ſie mit aller Vorſicht zu umſteuern. Die furchtbarſte Seeſtraſſe aber, in welche Jemand auf Erden gerathen kann, iſt jene des Todes. Und doch iſt dieſes die einzige Straſſe, und es gibt keinen andern Weg; ein Jeder muß unabweichlich dieſe Straſſe wählen. Und ſo Viele bedenken dieſes nicht! Sie treffen keine Vorſorge für dieſen Tag!

Ueberdieß iſt Niemand ſicher, daß er nicht da ſterbe, wo er es am wenigſten erwartet. Oder iſt etwa zu Einem aus euch ein Brief vom Himmel herabgekommen, aus dem er weiß, daß der Tod zu ihm nicht, wie zu ſo vielen Andern als ſchweigſamer Dieb kommen werde, ſondern als keichender Bote, der von Weitem ſchon in ſein Horn ſtößt, um ſeine Ankunft anzukündigen?

Die menſchlichen Geſetze geſtatten nicht, daß der Verbrecher ſich ſeine Todesſtrafe ſelbſt wählen könne; und ihr wollet, daß dieſes die göttlichen Geſetze ihm freiſtellen? Gerade das Gegentheil trifft zu. Wenn ihr euch nicht bekehret, wird er ſein Schwert ſchwingen, ſeinen Bogen ſpannen und ihn bereit halten, ſagt der Pſalmiſt. Pſ. 7, 13. Er bezeugt, daß die göttliche Gerechtigkeit ſich ſchon mit Schwert und Bogen wider ſie gerüſtet hat: mit dem Schwerte, um in der Nähe und auf furchtbare Weiſe Wunden zu ſchlagen; mit dem Bogen, um von Weitem mit ſichern Schüſſen zu treffen. Aber er ſagt nicht, welche von beiden Waffen, den Bogen oder das Schwert, der Herr am Ende anwenden

wird, damit ein Jeder für alle Fälle sich bereit halte. Wenn nun irgend Einer aus euch in diesem Augenblick von einem Pfeilschuß getroffen, d. h. vom Tode ereilt würde: wie stünde es mit ihm, und welcher Ewigkeit ginge er entgegen? Und doch ist es sehr leicht möglich, daß er einmal unvermuthet vom Tode überrascht wird. Auch pflegt dieses sehr häufig zu geschehen, daß gerade diejenigen, welche vom Tode am entferntesten zu sein wähnen, demselben in der That am nächsten sind.

24) Sich auf den Tod vorzubereiten, ist um so nothwendiger, als derselbe nur zu oft unerwartet eintritt.

Jesus Christus, der sehr gut weiß, was ein Mensch in seiner letzten Stunde zu leisten vermag, fordert alle auf, die ihre Seele retten wollen, ohne Aufschub sich auf den Tod vorzubereiten; denn also spricht er: Wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde der Herr kommen wird. Matth. 24, 42. Stets zu wachen, d. h. stets gerichtet und vorbereitet zu sein, trägt uns der Heiland auf, und der Grund ist: Weil Niemand den Tag oder die Stunde weiß, wann der Herr kömmt, und Einen von dieser Welt abruft. Dieselbe Aufforderung wiederholt der Erlöser im Gleichnisse von den klugen und thörichten Jungfrauen, welches er mit der ernsten Mahnung schließt: Wachet also; denn ihr wisset weder den Tag, noch die Stunde. Matth. 25, 13. Wiederum sagt der Herr: Seid Menschen ähnlich, die auf ihren Herrn warten, wann er von der Hochzeit zurückkehren wird, damit, wenn er kömmt und anklopft, sie ihm sogleich aufthun. Luk. 12, 36. Beim heiligen Markus wiederholt der Herr im dreizehnten Hauptstück mehrmals diese Wahrheit. Zuerst sagt er: Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist. Mark. 13, 33. Dann ruft er neuerdings: Wachet also; denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kömmt, Abends oder um Mitternacht, beim Hahnenschrei oder am Morgen. Mark. 13, 35. Und um keinen Beweggrund unberührt zu lassen, der uns zu dieser so nothwendigen Wachsamkeit bestimmen könnte, preist er jene selig, welche es an der Wachsamkeit nicht fehlen lassen, sprechend: Selig jene Knechte, die ihr Herr wachend findet, wann er kömmt. Luk. 12, 37. Hingegen droht er jenen die furchtbarsten Züchtigungen, die von dem langen

Ausbleiben des Herrn Veranlassung nehmen, mit desto größerer Dreistigkeit Uebles zu thun. Wenn der böse Knecht in seinem Herzen spricht: „Mein Herr säumt zu kommen," — und dann anfängt, seine Mitknechte zu schlagen, so wird der Herr dieses Knechtes kommen an einem Tage, wo er ihn nicht erwartet, und wird ihn in Stücke zerhauen und ihm mit den Treulosen seinen Theil geben. Matth. 24, 48 u. 49.; Luk. 12, 46.

Wie, sollten alle diese Warnungen, aus dem Munde der göttlichen Wahrheit selbst hervorgegangen, so oft von den Evangelisten wiederholt und so häufig von der heiligen Kirche uns neuerdings eingeschärft, nicht hinreichen, um uns aus der gefährlichen Schlaftrunkenheit aufzuwecken, die uns über lang oder kurz in den Abgrund des ewigen Verderbens schleudern wird? Wenn ein Arzt uns auf eine uns bevorstehende Krankheit aufmerksam machte, so würde uns seine Warnung zur größtmöglichen Vorsicht veranlassen, um dadurch dieser Krankheit zu entgehen. Das Ansehen Gottes aber, der so ernstlich und oft wiederholt von einer furchtbaren Gefahr, dem Verluste unsers ewigen Heiles uns warnt, vermag uns nicht zur Vorsicht zu bewegen, um dieser Gefahr zu entgehen. Was ist dieses für eine unbegreifliche Thorheit? O handle doch Niemand so albern; stelle er sich sicher, so lange ihm Zeit dazu gegeben ist; befolge er den Rath des weisen Mannes: Vor dem Gerichte schaffe dir Gerechtigkeit. Sirach 18, 19. Wer sich auf einem gut ausgerüsteten und mit reichlichem Vorrath versehenen Schiffe einschiffen kann, wird es nicht vorziehen, sich einer schadhaften Barke anzuvertrauen, die ohne Lebensmittel und ohne Steuerruder ist. Sehet nicht darauf, daß in irgend einem seltenen Falle bisweilen Einer das Glück hatte, in jener letzten Stunde sich noch vorbereiten zu können, wie wir Solches vom rechten Schächer am Kreuze wissen; denn dieses sind Wunder, aber keine Beispiele der Nachahmung. Manchmal ist es auch schon geschehen, daß der Strick brach, während der Verbrecher eben am Galgen aufgezogen wurde, daß das Volk dann laut um Begnadigung für ihn flehte, und der Fürst diese Bitte gewährte. Aber wird deßwegen ein anderer Missethäter so thöricht sein, daß er von seinem guten Glücke ein ähnliches Loos sich verspräche. Darum sei Keiner vermessen, und verschiebe Keiner die Vorbereitung zum Tode auf eine ungewisse Zukunft.

25) Wer seine Vorbereitung auf den Tod zu lange verschiebt, läuft endlich Gefahr, unvorbereitet hinweggenommen zu werden.

Die heilige Schrift sagt: Ein hartes Herz wird es zuletzt übel haben. Sirach 3, 37. Dieß ist aber der Zustand eines Menschen, der absichtlich in seinen Sünden verharrt; ein Solcher wird sich auf seinen Tod nicht vorbereiten, wenn ihm dazu auch noch so lange Zeit gegeben wird. Ein solch verhärteter Sünder, statt in seiner letzten Krankheit sich zu bekehren und auf den Tod vorzubereiten, lästert oft vielmehr Gott, daß er ihn, der doch viel weniger als Andere ihn beleidigt hätte, so schwer heimsucht und so lange krank sein läßt. Ich sage daher zwar nicht, daß, wenn ihr euch früher nicht vorbereitet, der Herr euch in jener letzten Stunde nicht aufnehmen wird, selbst wenn ihr flehentlich zu ihm kommet, gleichwie ein Feldherr einen fahnenflüchtigen Soldaten nicht wieder aufzunehmen pflegt; ich sage dieses keineswegs, obwohl ich es nicht mit Unrecht sagen könnte; wohl aber sage ich, daß, wenn auch Gott euch seine Hand entgegenreicht, ihr euch nicht rühren werdet, sie zu fassen, und daß, wenn auch Gott euch seine Gnade sendet, ihr euch doch nicht entschließen werdet, mit derselben mitzuwirken. Wie oft zieht nicht die Sonne Dünste empor, um sie in reichlichen Regen aufzulösen; und doch regnet es nicht, weil ein Wind, der sich plötzlich erhebt, alle Wolken zerstreut und durch sein Wehen sogar den Durst der versengten Pflanzen erhöht, während der Himmel schon ganz bereit war, sie zu erquicken. Etwas Aehnliches begegnet jenen Sündern, welche sich im Leben nicht auf den Tod vorbereiten, sondern sich darauf verlassen, Solches noch in der letzten Stunde thun zu können. Wenn ihnen auch Gott in seiner Güte einen ganzen Regen gnädiger Erbarmungen bereitet, so bleiben sie doch ausgedorrter noch, als zuvor, wegen eines argen Sturmwindes, der sich erhebt und die schon herabfallen wollenden Wasser zerstreut, d. h. wegen irgend einer Leidenschaft, oder auch aus Sorgfalt für Ordnung der zeitlichen Angelegenheiten. Die Folge hievon wird sein, daß ihr nicht einmal jene letzten Augenblicke euerer Seele widmet, und so dieselbe unfehlbar verloren geht. Oft mag es auch geschehen, daß euch zur Benützung der dargebotenen

Gnade die Kraft fehlt. Selbst jene Seelen, welche an Gebet und Betrachtung gewöhnt sind, haben Mühe in den Stunden des bevorstehenden Todes jene Uebungen vornehmen zu können. Urtheilet selbst, ob Solches jenen möglich sein wird, welche sich nie mit solchen Dingen beschäftiget haben. Ein unglücklicher Sünder, der im Tode ermahnt wurde, seine Zuflucht mit Gebet zu Gott zu nehmen, gab die entsetzliche Antwort: Vierzig Jahre sind es, seitdem ich alle Gedanken an das Gebet aufgegeben habe, wie sollte ich jetzt wieder zu beten anfangen können? — Dieß ist in der That die Schwierigkeit, welche alle Sünder, der eine mehr, der andere weniger, in jener Stunde fühlen, obwohl nicht alle sie offen gestehen. Um aber diese Schwierigkeiten vollkommen zu begreifen, so erwäget nur, daß der Wille in seinem Handeln gerade so weit geht, als der Verstand mit seiner Leuchte voranschreitet, um ihm Licht zu machen. Der Verstand kann aber die Dinge nicht anders darstellen, als er sie eben selbst erkennt. Da nun der Geist in jenen letzten Stunden verwirrt in seinen Anschauungen, ermüdet und der frischen Kräfte bar, die Gegenstände nicht anders darzustellen vermag, als wie schwankende Schatten in einem zweifelhaften Helldunkel, so ist dieß offenbare Folge, daß der Mensch da nur mit größter Ermattung und Langsamkeit des Begriffes thätig sein kann.

Zudem wird die Seele nicht bloß von der Last des Körpers niedergedrückt, sondern auch von den sich mehrenden Gewissensbissen gepeiniget, so daß in jenem Augenblicke eine eigene, früher ganz ungewohnte Furcht, vor Gottes Gericht erscheinen zu müssen, sie erfaßt. Und glaubet ja nicht, daß jene, welche gegenwärtig so keck und dreist scheinen, von dieser Furcht verschont bleiben werden. Im Gegentheile, ich versichere euch, daß gerade diese in den letzten Stunden viel furchtsamer als Andere sein werden. Es lassen sich hier die Worte eines heidnischen Schriftstellers anwenden: Wenn die Zeit der Gefahr gekommen ist, verwandelt sich ihre Zuversicht in Besorgtheit. Und wir können dieses mit um so mehr Grund sagen, als das vermessene Vertrauen bei den Sündern nicht von einem hohen Begriffe der göttlichen Güte; sondern von einer großen Geringschätzung der dem Herrn zugefügten Beleidigung herrührt. Aber in den letzten Stunden wird der rechte Begriff von der Größe der Sünde sich einstellen, und die Ueberzeugung hievon immer mehr

wachsen, sowohl, weil das Gewissen seine volle Schuldigkeit thun, und die Sünden so darstellen wird, wie sie wirklich sind, als auch weil der böse Feind von seiner Seite hiezu Alles beitragen wird. Denn einem Wolfe gleich, der niemals lieber auf Raub ausgeht, als in stürmischer Nacht, wird der Teufel in jenen dunkeln Stunden mehr als je beflissen sein, die armen Sünder zu schrecken.

Man pflegt sich zwar in dieser Stunde auf die Dienste eines erfahrnen Beichtvaters zu verlassen, und ich will dieses Vertrauen nicht schwächen, weil es in der That sehr heilsam ist; allein dieses Vertrauen ist nur gegründet bezüglich der gottesfürchtigen Seelen, keineswegs aber auch bezüglich der leichtfertigen Sünder. Vernehmet nachfolgende Geschichte. Ein im Waffenhandwerk unerfahrner Edelmann wurde einmal zum Zweikampfe herausgefordert, und nahm die Forderung in der Hoffnung an, daß er einen tüchtigen Fechtmeister, der sein Freund war, zu seinem Sekundanten werde erhalten können. In der That erfüllte der Fechtmeister seine Aufgabe ausgezeichnet; denn während der Edelmann sich mit seinem Gegner schlug, verwandte der Sekundant kein Auge von ihm. Pariren Sie diesen Stoß von Unten, rief er; haben Sie Acht, treten Sie vor, gehen Sie zurück, stossen Sie jetzt u. s. w. Aber der Edelmann hörte in der Verwirrung des Kampfes kaum die Stimme seines Sekundanten, geschweige denn, daß er dessen Weisungen hätte nachahmen können. Er wurde daher nach kurzem Kampfe tödtlich verwundet und hauchte noch auf dem Kampfplatze sein Leben aus. — Wie vielen Christen begegnet nicht dasselbe Schicksal in jenem entscheidenden Kampfe, welchen sie mit dem Feinde des menschlichen Geschlechtes in der Stunde des Todes bestehen müssen! Wohl lassen sich Viele den Diener der Kirche rufen, daß er ihnen gleichsam sterben helfen möge. Der Priester eilet an das Sterbelager heran, er thut seine Schuldigkeit, er spricht zu, er flößt Trost ein, er ermuntert zum Vertrauen, zur Erweckung der Reue und anderer Tugenden. Allein, wenn der unglückliche Sünder nicht einmal einen Begriff von diesen Tugenden hat, weil er sich im Leben nie darum bekümmerte: wie soll er denn den Weisungen des Priesters nachkommen können? Selbst die Beicht, welche ein Solcher, der ein halbes Leben in Sünden hinbrachte, in den letzten Augenblicken seines Lebens noch ablegt, ist mehr als zweifelhaft; es heißt nur

zu oft, den Anker seiner Hoffnung an einen Strohhalm binden, wenn man von einer solchen Beicht die Rettung seiner Seele erwartet. Die Heiligen verwandten oft ihr ganzes Leben darauf, die Kunst, gut zu sterben, zu lernen; und wenn die Stunde des Todes selbst gekommen ist, so zitterten sie und fürchteten für ihr Heil. Und Menschen, die fast ihr ganzes Leben an den Tod kaum dachten, viel weniger sich mit demselben beschäftigten, glauben in den letzten Augenblicken, wo sie bereits das Bewußtsein zu verlassen anfängt, sich noch auf den Tod vorbereiten zu können? Nein, dieses ist eine Täuschung, von der sich Alle überzeugen werden, die ihre Vorbereitung zum Tode leichtsinniger Weise bis dahin verschieben.

26) Von der Art und Weise, sich auf den Tod vorzubereiten.

Die Vorbereitung auf den Tod ist eine doppelte. Auch die alten Ringkämpfer suchten sich auf eine doppelte Weise zu befähigen, um bei ihren Kämpfen die ausgesetzten Preise zu erlangen. Fürs erste sorgten sie dafür, daß sie sich bei voller Kraft erhielten, und zweitens übten sie sich im Stillen unabläßig in den ihnen bevorstehenden Kämpfen. Dieses Beispiel müssen auch die nachahmen, welche sich auf den Tod vorbereiten wollen.

Zuerst muß man sich also stärken, muß seine Kräfte vermehren. Dieses will nichts Anderes sagen, als sich vor Allem in den Zustand der Gnade zu versetzen. Dieses geschieht zunächst durch eine reumüthige Beicht, und es ist gut, wenn sich diese als Vorbereitung zum Tode über das ganze Leben erstreckt, also eine Lebensbeicht ist. Man muß ferner jene gewonnene Kraft immer mehr stärken und vermehren, indem man durch Almosen, durch Fasten, durch Gebet und Andachtsübungen und durch häufigen Empfang der heiligen Sakramente neue, gute Werke hinzufügt. Vor Allem muß man sich vor dem hüten, wodurch unsere Kräfte wieder geschwächt und vermindert werden. In dieser Beziehung soll man insbesonders jede Gelegenheit zur Sünde, dann auch die unnöthigen Vergnügungen, die verdächtigen Zusammenkünfte und Aehnliches meiden. Beides, die Vermehrung der guten Werke und die Vermeidung der bösen Gelegenheiten, wird uns vom Heilande im Evangelium durch das schöne Gleichniß gelehrt, worin der Herr

uns auffordert, immer die brennende Lampe in der Hand zu tragen, um nicht anzustoßen, und die Lenden stets umgürtet und gangfertig zu halten wie ein Mann, der seinem Herrn entgegeneilt, welcher zur Nachtszeit kömmt. Luk. 12, 35.

Dieß ist also die entferntere Vorbereitung zum Tode, die darin besteht, daß man fromm lebt; und ohne diese Vorbereitung gut sterben wollen, heißt eigentlich Gott versuchen. Der Thurm, welcher den Einsturz drohet, fällt zuletzt auf jene Seite, nach welcher er sich hinneigte; und auch die Menschen fallen, wenn sie sterben, theils zur Rechten, und gelangen zum Heile, theils zur Linken, und stürzen in die Verdammniß, je nachdem das Gewicht ihrer guten oder schlimmen Gewohnheiten sie während ihrer Lebenszeit entweder nach der einen oder nach der andern Seite hinüber neigen machte.

Die zweite Art der Vorbereitung, welcher sich die Ringkämpfer unterzogen, bestund darin, daß sie zuerst vielfache Uebungen vornahmen, ehe sie in die Schranken traten, um da wirklich den Kampf aufzunehmen. Dieses müssen auch wir täglich thun, indem wir uns vorstellen, als befänden wir uns auf unserm Sterbelager, aufgegeben von den Aerzten, verlassen von den Freunden, und die Stimme vernehmend: Bestelle dein Haus; denn morgen wirst du sterben. Ps. 38, 1. Hier muß man sich flehend an Gott wenden, und insbesonders die Akte des Glaubens und der Hoffnung, der Reue, der vollkommenen Ergebung und Liebe bei sich erwecken. Betheuert daher oftmals vor dem Herrn, daß ihr Alles glaubet, was er durch seine Kirche zu glauben vorstellet, und daß ihr in diesem Glauben bis zum letzten Hauch des Lebens ausharren und in demselben auch sterben wollet. Betheuert, daß ihr, obwohl ohne Verdienst, dennoch von der göttlichen Barmherzigkeit durch die Verdienste Jesu Christi Verzeihung euerer Sünden und das ewige Leben hoffet; betheuert, daß ihr Gott liebet mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen, aus all euern Kräften; betheuert, daß es euch im tiefsten Grunde euerer Seele schmerze, Gott, euern besten Vater, je einmal beleidigt zu haben, und daß ihr künftig lieber sterben wollet, als noch einmal freiwillig eine Sünde zu begehen. Füget diesem Allen noch hinzu, daß ihr bereit seid, zu einiger Abbüßung euerer Sünden aus der Hand Gottes alle Leiden, Krankheiten und Trübsale willig hinnehmen und geduldig tragen zu wollen. Mit

solchen Tugendübungen bereitet euch sorgfältig auf euern Hingang vor, als ob derselbe jeden Augenblick zu erwarten stünde. Empfehlet euere Seele dem Herrn, damit er sie in jenem Augenblicke gnädig aufnehme; rufet die seligste Jungfrau Maria und andere Heilige, und insbesonders euern Schutzengel an, damit sie euch in jener ernsten Stunde beistehen; mit einem Worte, macht im Kleinen eine Probe von jener wichtigen That, welche ihr einstens in der Wirklichkeit zu vollbringen habt, d. h. übet euch im Sterben.

27) Die Vorbereitung zum Tode legt es einem Jeden als heilige Pflicht auf, frühzeitig die Heilmittel der Kirche zu empfangen.

Der göttliche Heiland hat das Geheimniß seines heiligsten Leibes und Blutes kurz vor seinem Leiden eingesetzt, und er selbst hat es vor seinem Tode mit seinen Jüngern gegessen, und dabei die merkwürdigen Worte gesprochen: Mich hat herzlich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen. Damit wollte der Herr andeuten, daß auch die Gläubigen mit heiliger Sehnsucht vor ihrem Austritt aus diesem Leben nach dem Empfange dieses göttlichen Gnadenmittels verlangen sollen. Die frommen Christen haben es daher noch zu jeder Zeit für einen unersetzlichen Verlust, ja als das größte Unglück angesehen, wenn Jemand ohne den Empfang der heiligen Sakramente gestorben. Darum wollte auch die Kirche, daß jene Sünder, welche wegen ihrer Missethaten auf ihr ganzes Leben vom Tische des Herrn ausgeschlossen waren, in der Stunde des Todes, wenn sie sich reumüthig zeigten, zugelassen würden, damit ja Niemand ohne diese göttliche Speise in die Ewigkeit hinüberginge. Darum wird der Christ, sobald seine Krankheit einen ernstlichen Charakter anzunehmen anfängt, ungesäumt die Heilmittel der Kirche sich reichen lassen. Was kann denn für den Kranken erwünschter sein, als der Besuch eines theilnehmenden, tröstenden Freundes? Wie könnte aber der Kranke noch einen bessern Freund finden, als er an Jesum Christum hat? Wenn Brüder, Schwestern, Vater oder Mutter am Krankenbette ihres Angehörigen sich einfinden, so haben sie nur Seufzer und Thränen für den Leidenden; alle ihre, auch noch so aufopfernden Dienste, können den Zustand des Kranken nicht wesentlich erleichtern; aber

Jesus Christus, der Sohn Gottes, welch eine Erquickung, welch einen Trost kann nicht er spenden! Welche Erleichterung und Hilfe kann er nicht bringen! Wie oft muß nicht der Kranke in dankbarer Anerkennung der ihm gewordenen Hilfe ausrufen: Leben und Barmherzigkeit schenktest du mir, und deine Heimsuchung bewahrte meinen Geist. Job 10, 12. Die Noth, sagt das Sprüchwort, lehrt beten, d. h. in der Noth wendet man sich gerne zu Gott. Was gibt es aber für eine größere Noth, als die Zeit einer ernstlichen Krankheit? Denn das ist die Zeit, wo neben den Schmerzen des Leibes und der Verwirrung des Geistes das Gewissen mit Nachdruck erwacht, und durch die Erinnerung und lebendige Vorstellung an alle einstens begangenen Sünden mit Kleinmuth und Zaghaftigkeit erfüllet wird; das ist die Zeit, wo der Teufel alle Macht aufbietet, um die arme Seele in seinem Netze zu fangen. Da gelten die Worte der heiligen Schrift: Wehe euch, denn der Teufel ist zu euch gekommen, und hat großen Zorn, indem er weiß, daß er wenig Zeit hat. Apok. 12. In dieser gefahrvollen Zeit ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, welchen der Kranke im heiligsten Altarssakramente empfängt, die kräftigste Hilfe und der sicherste Beschützer. Denn wenn schon die Nennung seines bloßen Namens die Teufel zittern macht und in die Flucht treibt: was wird er nicht wirken, wenn er sich selbst mit der Seele eines Menschen vereiniget? Wenn nach dem Zeugnisse des heiligen Bernard die bloße Erinnerung an Jesus so tröstlich ist, daß sie im Herzen eine wahre Freude zurückläßt: was für einen Trost wird nicht einem Kranken dessen leibhafte Gegenwart gewähren? Welch eine Grausamkeit würde daher der Kranke gegen sich selbst begehen, wenn er nicht bei Zeiten die Heilmittel der Kirche empfinge. Nein, der für sein Heil besorgte Christ säumt nicht, dieser Pflicht zu genügen. Er läßt sich einen Priester rufen, er öffnet ihm sein Herz, zeigt ihm in reumüthiger Anklage alle seine Wunden, und wäscht sich durch den Empfang des heiligen Sakraments der Buße rein von denselben. Sodann empfängt er voll Glaube und Vertrauen seinen Herrn und Gott im allerheiligsten Altarsgeheimniß. Auch das dritte Heilmittel, welches der göttliche Erlöser ausschließlich für die Kranken eingesetzt hat, nämlich die letzte Oelung, läßt er sich spenden; und nun ist er gestärkt und gekräftiget. Geduldig

trägt er seine Leiden, voll stiller Ergebung harrt er aus in seinen Schmerzen; mit hoffnungsvoller Zuversicht blickt er selbst in die Ewigkeit hinüber. Und rückt sie heran, die schwere Stunde, wo er den letzten Kampf zu kämpfen hat, so verläßt ihn auch da der Muth nicht. Um Jesu in Allem ähnlich zu werden, harrt er aus bis ans Ende; voll Vertrauen blickt er auf zu seinem Herrn und Gott, der ihn nicht verläßt, und so vollendet er stark im Glauben, kräftig in der Hoffnung und unüberwindlich durch die Liebe.

Möge daher doch ein Jeder beim Herannahen einer ernstlichen Krankheit seiner Pflicht genügen, und die Heilmittel der Kirche zeitig empfangen, ohne sich von einem Vorurtheil zurückhalten zu lassen. Glaube er nicht, wie allerdings die Unwissenheit manchmal meint, dadurch würde sein Tod beschleuniget. Umgekehrt lehrt uns ja der Glaube, daß gerade die letzte Oelung, wovon Manche fälschlich meinen, daß sie den Tod befördere, oft auch leibliche Genesung bewirke, und bei ihrer Spendung ausdrücklich darum gebetet wird. (Cf. den Artikel Oelung B. 14. S. 28 u. flgde.) Wende Niemand ein: Wenn ich mich jetzt versehen lasse, so macht es Aufsehen, und ich komme in die Mäuler der Menschen. Laß es immerhin Aufsehen machen; laß die Leute davon reden. Die Frommen werden sich an deiner Gottesfurcht erbauen, und das Urtheil der Ungläubigen hast du nicht zu scheuen. Wehe dir, wenn du selbst am Krankenbett noch nach der Welt dich richten willst, und ihr Urtheil für deine Handlungen maßgebend ist. Wehe dir, wenn du aus Rücksicht auf die Welt und aus Furcht vor ihrem Tadel deine religiösen Pflichten versäumest, oder wenn du willst, um ja dem Gerede der Leute vorzubeugen, daß dein Gott nur verstohlener Weise, ohne daß es Jemand erfährt, zu dir kommen soll, nicht anders, als schämtest du dich seiner. Wie willst du Aufnahme nach dem Tode bei ihm finden, da du ihn fast in deiner Todesstunde noch von dir weisest; wie kannst du erwarten, daß dein Heiland dich bei seinem Vater und den Engeln des Himmels als seinen Jünger und Anhänger bekennen werde, da du ihn noch kurz vor deinem Scheiden aus dieser Welt verleugnest! Nein, scheut euch nicht, euch als Christen zu zeigen; schämet euch dessen nie in euerm Leben, am allerwenigsten am Rande des Grabes. Ihr habt im Leben vielleicht manches Aergerniß gegeben; macht doch

wenigſtens, daß euer Tod noch zur Erbauung ſei. Bekennt euch als Chriſten, und laßt euer Glaubenslicht leuchten, damit euere Mitmenſchen ſich erbauen, und ihr ſelbſt im Frieden und mit der Hoffnung auf eine gnädige Aufnahme jenſeits dieſes Leben verlaſſen könnet.

28) Von den Schrecken des Todes, oder wie ſehr der Tod zu fürchten iſt.

Der Gedanke an den Tod iſt ein fürchterlicher, ein ſchrecklicher Gedanke. Denn was iſt der Tod? Eine Herz zerbrechende Trennung, welche die innigſten Freunde gewaltſam von einander reißt, welche das eheliche Band zerſchneidet, welche den Gatten der trauernden Wittwe entführt, welche unverſorgte Kinder zu Waiſen macht, welche unſere Geſchwiſterte, unſere Wohlthäter, unſere Freunde, unſere Bekannten dahinnimmt, welche oft ganze Städte und Länder in das Trauergewand hüllt und mit Schmerz und Betrübniß erfüllt. Das iſt der Tod, und was iſt er aber noch? Ein gewaltſamer Kampf, wo ſich die Seele vom Leibe losſcheidet; ein Kampf, der das Herz bricht, das Auge ſchließt, den Mund verſtummt, das Blut ſtockt; ein Kampf, der damit endet, daß ein entſeelter Leichnam da lieget, ohne Gefühl und Bewegung, und zwar zu unſerer Belehrung nur noch einige Stunden auf der Todtenbahre daliegt, dann aber für ewig in die Erde geſcharrt wird, wo die Motten ſeinen Körper zerfreſſen, und die Würmer ihn aufzehren, ſo daß in der kürzeſten Zeit alle Erinnerungszeichen unſers irdiſchen Daſeins verwiſcht ſind, indem auch jenes Kreuz oder jenes Denkmal, welches auf einige Zeit den Zurückgebliebenen unſern Grabeshügel bezeichnete, bald uns in der Verweſung nachfolgen wird, und von den Lebenden ſelbſt Niemand mehr den Sammelplatz unſerer Gebeine, die Kloacke unſerer Fäulniß weiß. Dieß iſt der Tod. Aber was iſt er noch? Mehr noch als alles Dieſes iſt der Tod. Er iſt eine Wanderſchaft, eine Reiſe in ein Land, in welches zwar Alle gehen, von dem aber noch Keiner zurückgekommen iſt; in ein Land, deſſen Beſchaffenheit noch Keiner ausgekundſchaftet von deſſen Einwohnern keine ſterbliche Zunge erzählen kann; in ein Land, deſſen Eingangsthür mit dem Worte Ewigkeit überſchrieben iſt, und dem der Ausgang fehlt. Dieß iſt der Tod, er iſt

jener Augenblick, der unſere Seele vor den Richterſtuhl des gerechten Gottes hinſtellt, wo ein Gericht ohne Schonung und Barmherzigkeit über ſie ergehet, wo ein Richter das Urtheil ſpricht, der Herz und Nieren durchforſchet, der von jedem unnützen Worte Rechenſchaft fordert, der die geheimſten Anſchläge der Seele an das Licht zieht, der die verborgenſten Gedanken auf der ſtrengſten Goldwage abwiegt, und vor dem ſelbſt die Engel nicht rein erſcheinen. Dieß iſt der Tod; er iſt jener ſchreckliche Augenblick, wo einer abgeſchiedenen Seele ein erzürnter, ſchwer beleidigter Gott mit dem Donner jener verzweiflungsvollen Worte: Weiche von mir, du Verdammter, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und ſeinem Anhange von Anbeginn bereitet war, — in das ewige Feuer hinabſchmettern kann, wo Heulen und Zähneklappern ſein wird, und das ewige Einerlei nur dadurch abwechſelt, daß die verdammten Seelen bald mit Geächze, bald mit Geheul und Klagen, bald aber auch mit Fluchen und Verwünſchungen den Ort ihrer Verzweiflung erfüllen. Dieß iſt der Tod. Der Anfang ewiger Peinen kann er werden, der Augenblick kann er ſein, der den Menſchen zum Teufel macht.

Und ach, in welchem Zuſtande überfällt uns der Tod! Um ſo vielen Gefahren und ſo großen Kämpfen gewachſen zu ſein, bedürfte man aller geiſtigen und leiblichen Kräfte. Aber es findet gerade das Gegentheil ſtatt; wir ſind niemals an Leib und Seele ſchwächer, als in der Stunde des Todes. Sowohl der Leib als die Seele werden mit eigenen Schmerzen und Qualen heimgeſucht. Ganz abgeſehen von den Schmerzen der Krankheit, muß ſchon die Trennung der Seele vom Leibe an ſich eine ſeltſame, unerträgliche Qual ſein. Das Geſicht hat in jenem Augenblick einen Ausdruck, wie nie zu irgend einer andern Zeit. Noch größer ſind die Leiden der Seele. Der Tod, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, iſt oft ein verborgenes Gemach, in welchem Gott eine beſondere Zuſammenkunft mit ſeinem ſterbenden Geſchöpfe hält. Er iſt oft im Leben des Sterbenden beleidigt worden, und hat nichts geſagt, ſondern bis auf dieſen Augenblick gewartet; aber jetzt ſtraft er. Er ſendet Schrecken und Angſt in die Seele, die um ſo mehr zunehmen, einen um ſo tiefern Blick er derſelben in ihr vergangenes Leben geſtattet. Alles, was geſchehen in einem langen Leben von fünfzig

und noch mehr Jahren tritt jetzt vor die Seele hin. Wie kolossal werden ihr jetzt die Sünden erscheinen, die sie oft für Nichts gehalten hat! Mit welch einer zermalmenden Last werden sie auf ihr liegen! Welche Angst wird dabei die Seele befallen! Wie leicht ist es möglich, daß sie in der Hoffnung und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes wankt; vielleicht nimmt die Furcht so zu, daß sie sich kein Heil zu hoffen getraut; vielleicht bemächtiget sich ihr der Gedanke: Meine Sünden sind größer, als daß sie mir verziehen werden können. Dieses mag um so leichter möglich sein, als der Teufel Alles anwendet, um die Seele noch in den letzten Stunden für sich zu erobern. Es ist kein Zweifel, sagt der geistreiche Faber, daß das Sterbebett der Lieblingsplatz für die Gegenwart der bösen Geister, und der Hauptort ihrer Umtriebe ist. Es ist die letzte Aussicht, die sie bezüglich der scheidenden Seele haben. Wenn sie auch Jahre lang ihre willige Beute gewesen ist, so sind sie doch derselben noch nicht vollkommen sicher. Die Erbarmungen des Herrn könnten ihnen noch ihr Opfer entreißen. Die Möglichkeit der Gnaden ist ein Schrecken für sie. Sie müssen also da sein, um ihr Eigenthum zu bewachen und ihre Ansprüche darauf geltend zu machen. Sie müssen auch das Sterbebett eines frommen Dieners Gottes umschwärmen, um ihn vielleicht noch in den letzten Augenblicken in ihre Schlinge zu locken, und ihn so zu verderben. Selbst wenn die Dämonen keine Aussicht auf irgend einen Erfolg haben, weichen sie dennoch nicht; es macht ihnen Vergnügen, den Sterbenden wenigstens zu plagen, und den Kampf ihm zu erschweren. Die Versuchungen von Seite des bösen Feindes am Sterbebett, bemerkt der geistreiche Faber, können sehr verschiedener Art sein. Häufig aber sind bei Sterbenden die Versuchungen zum Unglauben. Darüber dürfen wir uns nicht wundern; denn der Glaube ist es, der uns rettet: es ist daher natürlich, daß der Versucher uns da angreift. Der Glutofen dieser Versuchungen ist insbesonders feuerig für jene, welche bei Lebzeiten denselben unterworfen waren, und die oft selbstgefällig dabei stehen blieben. Viele, insbesonders die, welche lange krank darnieder liegen, werden zur Ungeduld und zum Murren gegen Gott von den bösen Geistern verleitet; und diese Art Versuchung stellt sich schon häufig während der Dauer der Krankheit ein; artet aber gegen den Ausgang des

Lebens hin oft in arge Auflehnungen gegen den göttlichen Willen aus, so daß man gegen Gott widerspenstig wird und widerwillig stirbt. Eine der gefährlichsten Versuchungen ist, daß die bösen Geister der Seele im Hinblick auf ihre Sünden das Vertrauen rauben, und sie zur Verzweiflung zu treiben bemüht sind. Die bösen Geister thun jetzt gerade das Gegentheil von dem, wodurch sie früher zur Sünde verleiteten. Dortmals stellten sie die größte Sünde als eine Kleinigkeit dar, die nicht viel zu bedeuten hätte; jetzt aber vergrößern sie auch kleine Sünden zu den schwersten Vergehen, um dadurch die Seele zu beängstigen und sie zur Verzweiflung zu treiben. Außer diesen gibt es ohne Zweifel für den Sterbenden noch viele andere Versuchungen, von denen wir uns keine Vorstellung machen können, da wir noch nicht im schweren Stande eines Sterbenden waren, und die Offenbarung hierüber nichts sagt.

Wessen Herz ist so verwildert, der bei solchen Erwägungen nicht zu ernsten Gedanken gestimmt wird; wessen Brust ist so eisern, die bei solchen Erinnerungen nicht ein gewisser Schauer durchfährt; wer ist so steinern, dem bei solchen Betrachtungen nicht etwas unheimlich zu werden anfängt? Ja, der Gedanke an den Tod hat etwas Furchtbares an sich. Noch wenige Helden haben ihm mit kühner Stirn in das Aug geschaut. Man hört zwar oft im Leben: Ach, könnte ich doch sterben, wäre ich doch einmal weg von der Welt. Geliebte, solche Reden gehen in der Regel nicht von Herzen. Wenn ein solcher Wunsch gleich in Erfüllung ginge, wie würde derjenige, welcher sich soeben den Tod gewünscht hat, zagen, wie beben, wie vor Entsetzen kaum mehr bei Sinnen sein! Ich will euch an eine Fabel erinnern. Ein Holzhauer, dem es recht mißlich ging, trug einst auf seinem Rücken Holz nach Hause. Von der Bürde ermüdet, und durch die Mühseligkeiten seines Lebens kleinmüthig geworden, fing er an, mit lauter Stimme den Tod zu rufen. Da, sagt die Fabel, erhörte ihn der Tod und erschien in leibhaftiger Gestalt. Allein wie erschrack nicht der Mann, der sich doch soeben zu sterben gewünscht hatte, als er sein Leben von ihm fordern wollte! Weinend und schluchzend fing er zu bitten an: So habe ich es nicht gemeint; ich wollte dich nur rufen, daß du mir meine Bürde, meinen Reiserbündel, tragen hilfst. In eine

ähnliche Verlegenheit würden alle jene kommen, die sich oft mit so frevelnder Stimme zu sterben wünschen. Ja, die Stunde des Todes ist eine Stunde der Furcht und des Schreckens. Die heiligsten Personen wandelte oft in der Stunde des Abscheidens Angst an. Die ärgsten Frevler und Bösewichte aber, die oft Alles nur für Trug und Täuschung ausgaben, und auch gewöhnlich so lebten, als wäre in der That Alles nur Trug und Täuschung, machten an dem Todbette noch das Geständniß: Das Sterben ist hart, der Tod ist kein Spaß. O bitterer Tod, wie grausam trennest du mich von Allem, was ich und mich geliebt! — so seufzte voll des Schmerzens und mit Thränen im Auge Achaz, der Amalechiter König, da er das Maaß seiner Sünden erfüllt, und als ein Schlachtopfer der Rache Gottes sterben mußte. 1. Reg. 15, 32. Und wie den Achaz, so hat viele Tausend Andere der Tod mit Schrecken erfüllt.

Der Tod ist also schrecklich seiner Natur nach, und zur Beherzigung dessen, möchte ich einem jeden meiner Zuhörer noch die Worte des heiligen Franz von Sales in die Seele schreiben (Philoth. c. 13.): „O Mensch, bedenke, daß bei deinem Tode die Welt sich in Ansehung deiner ändern wird. Die Ehren, Wollüste und Reichthümer, die du genossest, werden alsdann vor dir wie Rauch erscheinen und dir nichts zurücklassen, als die späte Reue, daß du ihnen so begierig nachgetrachtet, und darüber dein Seelengeschäft und dein ewiges Heil vernachlässiget habest. Alsdann wirst du erst erkennen, daß du Gott wegen Nichts beleidiget hast; alsdann wirst du die Andacht, die Buße und guten Werke, die du Zeit Lebens vernachlässiget hast, erst schätzen lernen, und darnach verlangen; alsdann werden dir die Sünden, die du sonst gar nicht geachtet, wie große Berge vorkommen."

Der Tod ist aber auch noch einer andern Ursache wegen fürchterlich, nämlich wegen der Ungewißheit seines Erscheinens. Nichts ist gewisser, als daß wir sterben müssen, nichts aber ungewisser, als wann es geschieht. Wie ein Dieb, sagt die heilige Schrift, kömmt dieser Tag. Wir sind also keine Woche, keinen Tag, keine Stunde, ja keinen Augenblick sicher, ob uns nicht der unerbittliche Tod dahinraffe. Die Jugend ist keine Schutzwehr gegen ihn, und das Alter ist ohnehin seine Beute; Gesundheit hält ihn nicht ab,

und Krankheit ist ohnehin der Vorbote seiner Nähe. Niemand ist ihm zu stark, Niemand zu groß, Niemand zu vornehm; seine Sense erreicht Alles. Keinen Ort kannst du ausfindig machen, wo du von diesem lästigen Gaste frei wärest, und gerade jene, welche oft den Tod am ängstlichsten fliehen, gehen ihm schnurgerade entgegen; keine Zeit kannst du dir denken, wo du sagen könntest: Aber jetzt bin ich doch einmal vor dem Tode sicher, in dieser Stunde kann er mir nicht zu. Sieh, während du noch redest, kannst du schon in seinen Armen liegen. O wie Viele machten bereits diese traurige Erfahrung. Sie redeten noch diesen Augenblick mit uns, sie waren guter Dinge, heiter und fröhlich; sie aßen und ließen es sich wohl schmecken: — aber den genommenen Bißen noch zwischen den Zähnen habend, fielen sie plötzlich um, ein Schlagfluß streckte sie dahin, und sie waren nicht mehr. So schnell kann es um den Menschen geschehen sein, so plötzlich überfällt ihn der Tod, so unerwartet kommt er ihm oft; nur des Wortes bedarf es: Komm! Und er kömmt. — Was ist doch der Mensch anders, als eine Blume, die entsteht und zertreten wird; und ein Schatten, der entflieht? Job 14, 2.

Und wir, Geliebte, die wir heute Alle hier versammelt sind, wer weiß es, ob wir nicht diesem Tage schon recht nahe sind? Wer weiß es, ob nicht manchen meiner Zuhörer schon in der nächsten Zukunft das Grab aufnimmt? Und wenn eine kurze Frist von Jahren abgelaufen ist, — wo werden wir alle sein? Weg sind wir von der Oberfläche der Erde, keine Welt ist mehr für uns, in den Armen des Todes ruhen wir. Da wird ein anderer Prediger von dieser Kanzel sprechen, andere Zuhörer werden unten stehen, ein neues Geschlecht wird sein; wir aber werden im Grabe modern. Wozu, meine Geliebte, sollen uns diese Gedanken bewegen? Wozu anders, als zu einem Leben, welches uns vor einer solchen Aenderung nicht zittern, welches uns den Tod nicht fürchterlich macht?

29) Niemand muß den Tod mehr fürchten, als der Ungläubige.

Mag der Ungläubige jenseits des Grabes noch ein Leben erwarten, oder nicht, so bleibt der Tod für ihn immer etwas Schauer-

liches. Denn gibt es jenseits kein Leben mehr, so ist er eine völlige Zerstörung der menschlichen Wesenheit, eine Vernichtung des Leibes und der Seele; daher auch eine Beraubung aller Güter, und somit das größte Uebel. Was ist es aber nicht für ein schrecklicher Gedanke, sich sagen zu müssen: In wenigen Jahren oder auch schon Tagen wird mein Dasein völlig zerstört sein, und von mir nichts mehr übrig bleiben, als eine Hand voll Staub? Kann man sich etwas Betrübteres vorstellen? In diesem trostlosen Zustande befindet sich aber der Ungläubige, für den es kein zukünftiges Leben gibt; er ist viel unglücklicher, als das unvernünftige Thier. Allerdings sind die Thiere dem Tode unterworfen, und nach diesem gibt es für sie keine Zukunft mehr; aber sie können darüber keine Betrachtung anstellen: daher fürchten sie auch den Tod nicht. Der mit Vernunft begabte Mensch hingegen, der das Bedürfniß nach einem ewigen Leben in sich trägt, und dessen Gefühl vor dem Gedanken an seine Vernichtung sich sträubt, muß sich sagen: In kurzer Frist ist es für alle Ewigkeit um dich geschehen; du bist ein Nichts geworden. Und hätte er doch wenigstens hievon eine Gewißheit, daß er nach dem Tode in das Nichts zurückkehrt; allein auch dieser, wenn auch noch so erbärmliche Trost, fehlt ihm. Denn da er keine Versicherung hat, ob er nach dem Tode wirklich aufhört, zu sein; da unabweisbare Gründe auch bei dem Ungläubigen sogar für das Gegentheil sprechen, so wird er in ein Meer von Zweifeln versenkt, und muß sich sogar vor dem, was er nicht glaubt, fürchten. Und diese Furcht ist gewissermaßen noch schrecklicher, als diejenige, die ihn beim Glauben an ein Jenseits vor den göttlichen Gerichten befallen würde. Denn der fortwährende Einwurf, welchen sein Gewissen gegen seinen Unglauben macht: Aber wenn du dich betrügst; wenn nach diesem Leben ein anderes folgt, wo einem Jedem nach seinen Werken vergolten wird; wenn es wahr ist, was alle Christen und selbst die bessern Heiden zu allen Zeiten glaubten; wenn deine Leidenschaft dich blenden würde, — was wird dann aus dir werden? — dieser fortwährende Einwurf, sage ich, foltert ihn unaufhörlich, verbittert ihm eine jede Freude, und läßt ihn nie zur Ruhe kommen, macht vielmehr, daß er in steter Angst und Furcht schwebt. Ist dieses nicht ein höchst trauriger Zustand?

30) Grauenvoll ist der Tod für den, der mit seinem Herzen an dieser Welt hängt.

Die heilige Schrift sagt: O Tod, wie bitter ist dein Andenken für einen Menschen, der sein Glück in seinem Vermögen findet. Sirach 41, 1. Der heilige Geist sagt nicht, daß der Tod für den Reichen an und für sich bitter sei; denn es hat, wie richtig der heilige Chrysostomus bemerkt, gar viele Reiche gegeben, welche nach dem Tode sich sehnten und den Eintritt desselben als ein freudiges Ereigniß begrüßten. Diese besaßen ihre Güter, wie der Apostel es vorschreibt, als hätten sie dieselben nicht; sie besaßen sie, ohne sie zu lieben; darum verloren sie dieselben, ohne darüber traurig zu werden. Wer aber sein Herz an die zeitlichen Dinge hängt, der fürchtet den Tod, ja zittert vor ihm. In der That, was für ein schmerzlicher Gedanke ist nicht für einen Menschen, der sein gutes Auskommen hat, der hohe Aemter bekleidet, der im Schooße des Glückes sitzt, und von Allen geehrt und geachtet ist, die Erinnerung, daß er sterben muß. Denn im Tode muß er ja alle seine Schätze zurücklassen, muß sich trennen von allen seinen Ehren, muß verzichten auf allen Weihrauch, welchen man ihm bisher so reichlich gestreut hat. Würdet ihr nur dem Todeskampfe so mancher Weltmenschen beiwohnen, so würdet ihr euch bald überzeugen, wie schwer ihnen das Sterben wird. Der Tod nöthiget sie, ihr Haus zu verlassen, und sie hätten doch noch lange, ja wenn es möglich gewesen wäre, ewig in den schönen Zimmern wohnen mögen, welche ein Werk ihrer Eitelkeit und Prachtliebe sind; der Tod raubt ihnen die Güter, für deren Erlangung sie sich das ganze Leben hindurch so sehr abgemühet haben; er vereitelt die Ausführung der vielen Pläne, die sie sich noch vorgenommen haben; er nimmt ihnen Alles, was ihrem Herzen theuer ist, und läßt ihnen nur noch, was sie von jeher mit Betrübniß erfüllte, das Grab, die Verwesung und das strenge Gericht vor Gott. Ach, das erfüllt sie mit Furcht und Schrecken, das bringt sie an den Rand der Verzweiflung; das macht ihren Todeskampf zur unerträglichen Qual; denn sie sollen sterben, und wollen nicht. Darum klammern sie sich krampfartig an das Leben, und lassen sich nur widerwillig von demselben trennen.

Da wir nun wissen, daß die Anhänglichkeit an das Irdische so sehr den Tod erschwert: wie können wir so thöricht sein, unser Herz der Welt zu schenken? Da wir Alles nur eine kurze Zeit besitzen, und eher von ihm getrennt werden, als wir es meinen: wie können wir im Besitze zeitlicher Güter unsern Trost und unsere Freude finden? Soll uns von dieser Krankheit nicht das Wort des Herrn heilen, welches er einem Reichen, der seinen Trost in den Besitz eines großen Vorrathes setzte, zurief: Du Thor, noch heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern; was du aber errungen hast, wessen wird es sein? Luk. 12, 20.

31) Es ist des Christen unwürdig, wenn er sich vor dem Tode unmäßig fürchtet, weil er sich seiner Religion nicht bedient, um von dieser Furcht frei zu werden.

Es ist allerdings natürlich, daß den Menschen das Andenken an den Tod mit einem gewissen Schauer erfüllt, und daß er sich daher auch vor dieser Stunde fürchtet. Wir wollen auch keineswegs, daß man alle Furcht vor dem Todd ablegen soll, dieses um so weniger, als sie oft eine sehr heilsame Wirkung hat. Was wir sagen, beschränkt sich darauf, daß die unmäßige Furcht eines Christen unwürdig sei. Dieses um so mehr, als selbst die Heiden nach Gründen suchten, sich die Furcht vor dem Tode zu mindern. So bemerkt Seneka, die Furcht vor dem Tode sei albern, weil man schon so oft gestorben wäre, und täglich sterbe. Denn alle Jahre, die wir verlebt haben, und die nicht wieder kommen, sind eben so viele Theile, die von unserm Leben abgeschnitten sind, und eben so viele Tode, durch welche wir bereits hindurchgegangen sind. Und da uns alle Augenblicke ein Theil unserer Lebenszeit entwischt, so sind wir fortwährend im Sterben begriffen. Ein anderes Mal wunderte er sich darüber, wie man etwas, das in der Regel nur kurze Zeit dauere, das, wenn auch die irdischen Freuden raube, doch auch alle Leiden der Zeitlichkeit ende, und das jeden ohne Ausnahme treffe, und wovon sich mit aller Anstrengung für Niemand eine Befreiung gebe, so sehr fürchten könne, da es doch viel vernünftiger wäre, sich mit Ruhe in die Nothwendigkeit zu ergeben. So suchten die Heiden durch verschiedene Erwägung dem

Tode das Herbe zu nehmen, und mit demselben sich im Voraus vertraut zu machen.

Aber viel wirksamere Gründe hat der Christ, sich gegen die unmäßige Furcht vor dem Tode zu schützen. Für den Christen hat der Tod seinen Stachel verloren; Christus, der Herr selbst, hat ihm den Stachel genommen; denn seitdem Christus gestorben ist, ist der Tod überwunden, er hat seine Gewalt verloren, so daß wir jetzt freudig ausrufen können: Tod, wo ist dein Sieg? Der Tod ist für den Christen der Heimgang in das Vaterhaus; er kömmt durch ihn zu seinem Erlöser. Soll ihn dieses Bewußtsein nicht mächtig ergreifen und ihm nicht alle Furcht vor dem Tode nehmen? Als der Patriarch Jakob in seinem Alter die Größe und Macht sah, zu welcher sein Sohn Joseph in Aegypten gelangt war, rief er freudig aus: Nun will ich gerne sterben, weil ich dein Angesicht noch gesehen habe. 1. Mos. 46, 30. Dazu bemerkt der heilige Bernard: Wie, meine Brüder, der Tod hatte für den Erzvater Jakob nichts Schreckliches mehr, nachdem es ihm gegönnt war, auf eine kurze Zeit das Angesicht seines Sohnes Joseph zu sehen; und wir fürchten den Tod, da er uns doch zur ewigen Anschauung Gottes und zur innigsten Vereinigung mit ihm bringt! Schauen wir überdieß auf das Beispiel so vieler Heiligen hin. Haben sie sich vor dem Tode gefürchtet? Haben sie nicht vielmehr nach demselben geseufzet? Ruft nicht David zur Zeit, wo doch der Himmel noch verschlossen war, aus: Wehe mir, daß meine Pilgerfahrt so lange dauert! Ps. 119, 5. Seufzet derselbe nicht bei einer andern Gelegenheit nach seiner Auflösung in den Worten: Meine Seele dürstet nach Gott. . . . Wann werde ich hinkommen und erscheinen vor Gottes Angesicht? Ps. 41, 3. Sehnet sich nicht auf gleiche Weise der heilige Paulus nach dem Tode, und nennt er nicht Sterben seinen Gewinn? Wiederholen sich nicht fast alle Heilige in diesen Seufzern? Und wir fürchten uns vor dem Tode, als wäre er das größte Uebel? Wir möchten gerne ewig in dieser Welt bleiben, und sie zu unserm Heimathslande machen? Wir seufzen darüber, daß wir sie verlassen müssen? Schickt sich dieses für Christen, für Kinder, welche Erben des Reiches Gottes sind? — Wie sehr gibt uns nicht auch der Tod Gelegenheit, unsere Verdienste zu vermehren! Durch eine freiwillige Hinnahme des Todes unterwerfen wir uns Gott auf

das vollkommenſte und leiſten den ihm angenehmſten Gehorſam, da wir uns ihm bis zur Selbſtvernichtung unterwerfen; durch geduldige Ertragung der mit dem Tode verbundenen Leiden und Schmerzen leiſten wir der göttlichen Gerechtigkeit für unſere Sünden eine höchſt angenehme Genugthuung und werden unſerm göttlichen Erlöſer gleichförmig, der in aller Ergebung in den Willen ſeines himmliſchen Vaters den ſchmerzlichſten Tod am Kreuze geſtorben iſt; da nehmen wir nicht bloß das Kreuz auf uns, und folgen dem Herrn nach, ſondern wir hängen mit und neben ihm am Kreuze. Und wir ſollten dennoch den Tod ſo unmäßig fürchten? — Darum laßt uns unſere Pflicht thun; leben wir wie es Chriſten geziemt, und wir haben den Tod nicht zu fürchten. Erſcheint er uns aber dennoch als unheimlich, und will ſich unſere Furcht vor ihm unmäßig ſteigern, ſo wollen wir dieſe Furcht durch jene Beweggründe, welche das Evangelium uns darbietet, verſcheuchen.

32) Um den Tod nicht fürchten zu müſſen, muß man fromm leben, und insbeſonders ſchon ſterben, während man noch lebt.

Der Tod iſt nicht für Alle fürchterlich; er tritt auch in gefälliger Geſtalt auf; man ſehnt ſich oft nach ihm, wie nach einem Freunde. Darum ruft der Apoſtel aus: Ich wünſche aufgelöſet, und von den Banden des Leibes befreit zu ſein. Und wie voll von ähnlichen Empfindungen ſind die Lebensbeſchreibungen der heiligen Martyrer und übrigen Heiligen! Mit welcher Heiterkeit des Blickes, mit welcher freundlichen Miene, mit welcher Ruhe des Herzens beſtiegen ſie die Schädelſtätte? Der Tod kann alſo auch aufhören, fürchterlich zu ſein; er entäußert ſich ſeiner Schreckensbilder, als Freund nahet er. Daher reden wir ſelbſt von einem glückſeligen Tod. Aber wer ſind dieſe, denen der Tod alſo erſcheint? Der heilige Geiſt nennt ſie, wenn er ſpricht: Die Seelen der Gerechten ſind in der Hand Gottes, und die Qual des Todes berührt ſie nicht. Weish. 3, 1. Der Gerechte, d. h. der gerichtet iſt, der mit Gott, mit ſich ſelbſt einig iſt, hat den Tod nicht zu fürchten; nur der Sünder muß vor ihm beben. Was wird alſo vor Allem der ſicherſte Weg zu einem guten Tod ſein? Was anders, als ein frommer, tugendhafter Lebenswandel? Die Tugend iſt es allein,

welche uns die Schrecken des Todes nicht fühlen läßt. Geliebte, wollt ihr daher gut sterben, so lebet gut. Wie der Mensch lebt, sagt das Sprichwort, so stirbt er auch. Daher sagt der heilige Augustin: Willst du wissen, wie du einst sterben werdest, so darfst du nur aufmerksam erwägen, wie du jetzt lebest. Ist dein jetziger Lebenswandel fromm und tugendhaft, so wirst du gewiß auch glückselig sterben; lebst du aber in Sünden und Lastern, so wartet deiner sicherlich auch ein unseliger Tod. Lebet daher jetzt so, wie ihr am Todbette gelebt zu haben wünschet. Die Aufgabe unseres ganzen Lebens ist eigentlich keine andere, als das Sterben zu lernen; wer sterben gelernt hat, gut sterben, der hat seine Bestimmung erfüllt. Daher soll uns fort und fort der Gedanke an den Tod beschäftigen. Wir müssen den Tod im Leben fürchten, und dann werden wir ihn am Sterbebette nicht fürchten; wir müssen schon während des Lebens zu sterben anfangen, und dann werden wir selig sterben. Freilich werdet ihr das nicht recht verstehen, ihr werdet nicht begreifen: Was das heiße, während man noch lebt, muß man schon zu sterben anfangen, — und ihr werdet nicht verstehen können, wie Einer, der einmal schon zu sterben angefangen hat, noch lange leben könne. Aber Geliebte, ich rede von einem ganz andern Tode. Ihr müßt im Leben schon zu sterben anfangen, heißt so viel, als, ihr müßt im Leben allen dem absterben, was euch einst den Tod verbittern könnte. Was aber, christliche Zuhörer, meint ihr, erschwert uns den Tod vor Allem am meisten? Das, was wir am meisten lieben, woran unser Herz hängt, von dem wir uns nicht trennen wollen: dieses erschwert den Tod; denn der Tod ist ja eben eine Trennung von allem Irdischen, und ein Heimgang in das ewige Vaterland. Wer nun die Fremde so liebgewonnen hat, daß er darüber der Heimath vergißt; wer im Augenblicke der Abreise sein Herz von diesen auswärtigen Annehmlichkeiten noch nicht los gemacht hat, dem kömmt der Abschied hart an, dem thut das Scheiden weh. Denkt euch einmal, meine Freunde, einen Menschen, der ganz in diese Welt hineingefleischt ist; einen Mann, dessen Trachten und Sinnen ganz irdisch; dessen einzige Freude das Geldzählen ist, dessen Augenweide die vollgefüllten Vorrathsspeicher sind; dessen Glück im Besitze vieler Häuser besteht; einen Mann, den nur auszeichnende Ehren-

ſtellen und einträgliche Aemter beruhigen können; einen Mann, der nur im Ueberfluſſe, in Saus und Braus zu leben gewohnt iſt, und nie dachte, daß unter dem Monde Alles nur eine Zeit lang währet, — denket euch dieſen, wenn urplötzlich der Todesengel vor ihn hintritt und ſeine Seele von ihm fordert: welch ein Entſetzen wird ihn ergreifen. Er ſieht die aufgehäuften Schätze vor ſich, ſieht die Fülle ſeines Ueberfluſſes, ſieht den Stolz ſeiner Häuſer, ſieht die Pracht ſeines Schmuckes, und ſoll nun ſcheiden von ihnen, ewig ſcheiden; ſoll Alles zurücklaſſen, was ihm ſo lieb war, von Allem ſich trennen, was ihm ſo vielen Kummer und Sorge koſtete, was ihm ſo viele ſchlafloſe Nächte verurſachte; er ſoll ſich trennen, und nichts ſoll ihm von Allem bleiben, als die Betrübniß, es verloren, und die ſpäte Reue, es ſo ſehr geliebt zu haben. Er will noch nicht glauben, daß ſeine Stunde ſchon geſchlagen hat; ſeht, wie er ſich windet, wie er ſich krümmt, wie er gegen ſeinen Feind — den Tod — ankämpft! O wie bitter muß einem Solchen der Tod vorkommen. In der That, das heißt doppelt ſterben — wie treffend der heilige Chryſoſtomus bemerkt. Da erfüllen ſich die Worte der heiligen Schrift: O Tod, wie bitter biſt du einem Menſchen, der in ſeinen Gütern und ſeinen Vergnügungen ſeine Zufriedenheit hat; einem Manne, der allezeit in Ruhe lebt, dem es in allen Dingen gut und glücklich geht, der noch geſund und ſtark iſt. Eccli. 41. Sehet nun, meine Geliebte, dieſen Leidenſchaften müßt ihr abſterben, und dieſes heißt dann ſchon im Leben das Sterben anfangen. Und wer es bis dahin gebracht hat, daß ſein Herz von der Erde losgewunden iſt, der ſtirbt den Tod des Gerechten, für den iſt der Tod ein Friedensbote, ein Freudensengel. Herr, ſagt ein Solcher, du rufſt, und ich komm; du ſprichſt: Komm! und ich bin da. Du heißt mich aus meinem Hauſe ausziehen, und ich verlaſſe es, um bei dir zu ſein; du befreieſt mich aus meinem Käfig, aus meinem Gefängniſſe, löſeſt meine Seele von der drückenden Laſt meines Leibes, und ſie fliegt hinauf zu dir, um in ihr neues Haus einzugehen, welches ihr dein göttlicher Sohn bereitet hat, und das von dem Schimmer ſeiner Majeſtät umſtrahlt iſt. So ſtirbt ein Solcher; er ſtirbt, und wir ſagen, er ſei todt; aber ſein Sterben war ihm Gewinn, ſein Tod war der Eingang ins Leben. Für einen Solchen hat der Tod freilich

nichts Fürchterliches, er fühlt die Schmerzen des Todes gar nicht, für ihn ist der Tod nichts Anderes, als ein sanftes Einschlummern auf Erden und ein plötzliches Erwachen in der ewigen Seligkeit. Ein Solcher kann dann auch im Triumphe ausrufen: Tod, wo ist dein Stachel? Er darf mit dem heiligen Gregor von Nyssa sagen: Der Tod ist das größte Gut; denn er ist der Weg zum ewigen Leben.

33) Der Mensch ist unentschuldbar, wenn er in seinem Leben nicht sterben lernt.

Man möchte meinen, man könne während des Lebens nicht sterben lernen, da man ja Alles durch Uebung lernt; das Sterben sich aber nicht üben läßt, da man nur einmal stirbt. Allein dieses ist unrichtig; denn wir sterben, wie der heilige Geist sagt, täglich; darum ist es etwas Leichtes, sterben zu lernen. Wundert euch nicht darüber, es ist so. Laßt mich zum Beweise dessen etwas weiter ausholen. Als Gott zu Adam sprach: An welchem Tage du davon ißest, wirst du des Todes sterben, — so wurde, wie der heilige Irenäus bemerkt, dieses Urtheil in der Stunde wirklich an ihm vollzogen, wo er sich des Ungehorsames schuldig machte. Denn Gott sprach nicht: „Du wirst einmal sterben," — sondern er sagte: An dem Tage, an welchem du ißest, wirst du sterben. Die Verwirklichung des Ausspruches des Herrn erleidet keinen Aufschub. So geschah es auch; denn Adam empfand bereits in der Stunde seines Ungehorsames alle Arten von Schwachheiten an seinem Leibe; er merkte, daß sein Leib gebrechlich, also sterblich geworden; mit andern Worten, er fing sogleich nach der Sünde zu sterben an. Was an Adam sich erfüllte, das begegnet auch uns. Selbst die Heiden sahen dieses ein. Daher sagt Seneka: Wir irren uns, daß wir den Tod immer als etwas Zukünftiges betrachten; ein Theil des Todes ist in Ansehung unser bereits vorbei. In der That, der Mensch stirbt fast täglich, indem er alle Tage etwas von seiner Frische und Kraft, alle Tage etwas von seiner Lebenszeit verliert. Wenn wir aber täglich sterben, können wir noch sagen, es sei schwer, sterben zu lernen? Diese Kunst zu erlernen, ist für uns um so leichter, da uns alle Geschöpfe, die neben und um uns sich befinden, zum Sterben vorbereiten. Dieses geschieht dadurch, weil sie uns fortwährend verlassen, was ja eine Art Tod

ist. Nun blickt in euer verflossenes Leben zurück, um euch zu überzeugen, wie vielfachen Tod ihr bereits gestorben seid. Die Vergnügungen der Jugend gehören euch längst nicht mehr an; an manche Ehre, die man euch früher erwies, denkt kein Mensch mehr; euere Schönheit ist längst verwelkt; euere Kraft ist größtentheils vertrocknet. Da euch nun so viele Dinge bereits verlassen haben und für euch todt geworden sind, saget, seid ihr nicht schon in mancher Weise gestorben? Hiezu kömmt noch, daß das Christenthum selbst nichts Anderes ist, als eine Anweisung zum täglichen Sterben, und daß der wahre Christ eigentlich auch täglich stirbt, oder genauer bezeichnet, bereits todt ist. Daher sagt der heilige Paulus: Ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen in Christus. Coloss. 3, 3. Der Christ entsagt freiwillig täglich den sündhaften Freuden, er beherrscht und rottet aus seine Leidenschaften. Dieses heißt aber nichts Anders, als geistiger Weise sterben, und dadurch auch jenes Sterben lernen, welches uns am Ende unsers Lebens bevorsteht. Dieses sah schon Seneka ein; daher schreibt er: Wollen wir uns trennen von den rohen Genüssen, und wir gewöhnen uns an das Sterben. Da wir demnach so viele Gelegenheit haben, sterben zu lernen, und es unsere Lebensaufgabe ist, sterben zu lernen, so wollen wir uns täglich in dieser Kunst üben, um hierin uns eine Meisterschaft anzueignen, und in Folge dessen einstens gut zu sterben.

34) Von dem, was der Tod Fürchterliches hat, ist dieses unter das Fürchterlichste zu rechnen, daß man nur einmal stirbt.

Es ist dem Menschen bestimmt, sagt der Apostel, zu sterben. Hebr. 9, 27. Dieser Ausspruch ist eine schauerliche Wahrheit; aber noch mehr Schrecken jagt der Zusatz ein: Ein Mal zu sterben. Gerade dieses ist das Schlimmste an dem Tode, daß er sich nicht wiederholen läßt. Könnten wir öfter, als einmal sterben, so ließen sich die Fehler des ersten Todes die nachfolgenden Male wieder gut machen. Als David zum Zweikampf gegen den Goliath auszog, that er fünf Steine in seine Hirtentasche, um, sollte der eine Stein nicht treffen, zum andern seine Zuflucht zu nehmen. Wir müssen Alle zum Kampfe gegen jenen gewaltigen Riesen, den

Tod, ausziehen; aber Siegen oder Nichtſiegen geſchieht nur auf Einen Schlag. Einen Fehlgriff, den man ſonſt in einer Schlacht gethan, kann man in einer andern wieder gut machen, und was bei einer Niederlage verloren, kann man durch einen Sieg wieder gewinnen; nur der Tod iſt es, wo, wenn man einmal verliert, Alles verloren iſt. Darum ſprechen jene unglückſelig Geſtorbenen: So haben wir uns alſo verirrt von dem rechten Wege. Weish. 5, 6. Aber warum macht ihr denn euern Fehler nicht wieder gut, indem ihr noch einmal ſterbet? Weil dieſes unmöglich, weil ſich der Tod nicht wiederholen läßt. Hier gilt das Wort der Schrift: Wie der Baum gefallen iſt, ſo bleibt er liegen. In dieſer Beziehung iſt der Tod des Leibes noch weit ſchrecklicher, als der der Seele. Für den Tod des geiſtigen Lebens gibt es Reue und Buße; für den leiblichen Tod aber ſetzte Gott kein Sakrament ein; hiefür gibt es kein Rettungsmittel. Wer einmal als Judas geſtorben iſt, für den gibt es keinen zweiten Tod mehr, um noch als Paulus zu ſterben; denn es gibt nur Einen Tod, der entweder für immer gut, oder für immer ſchlimm iſt.

35) Wie ſchrecklich der Tod des Sünders iſt.

Davon handelten wir oben beim Artikel: „Sünde" Abſatz 34. „Der Sünder, betrachtet am Todbette." S. 315 u. flgde.

36) Der ſchlimme Tod iſt viel häufiger, als der gute.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß viel mehr Menſchen einen ſchlimmen, als einen guten Tod ſterben. Der Heiland ſelbſt bezeugt es ja, daß die Pforte zum Leben enge ſei, und daß Viele hineinzugehen trachten, es aber nicht vermögen; daß hingegen der Weg zum Verderben breit ſei, und Viele darauf wandeln. Die Zahl der Auserwählten iſt alſo nach dem Ausſpruche des Herrn gering; und eben daher auch die Zahl derer, welche einen guten Tod ſterben. Es läßt ſich an dieſer traurigen Wahrheit um ſo weniger zweifeln, wenn man die Sittenlehre unſerer heiligen Religion in Betracht zieht, und damit den Wandel der meiſten Menſchen vergleicht. Das Evangelium verlangt von uns nichts Geringers, als Heiligkeit. Seid vollkommen, ſagt Jeſus Chriſtus, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Matth. 5, 48. Und der Apoſtel

ruft uns zu: Seid in all euerm Wandel heilig, gleichwie derjenige, welcher euch berufen hat, heilig ist; denn es steht geschrieben: Ihr sollet heilig sein, weil ich heilig bin. 1. Petr. 1, 15. 16. Ist uns hier nicht das Streben nach Tugendhaftigkeit und Heiligkeit zur strengen Pflicht gemacht? Darnach müßt ihr aber auch gestehen, daß diejenigen keine Seligkeit zu hoffen, und also auch keines guten Todes sterben werden, die nicht nur keinen Drang nach Vollkommenheit in sich tragen, sondern das Sittengesetz selbst in den gewöhnlichsten Dingen mißachten und übertreten. Und ach, wie groß ist die Zahl derer, die ganz und gar von dem Gesetze des Evangeliums abweichen, und fast überall das Gegentheil von dem thun, was der Herr verlangt! Betrachtet also, was das Gesetz Gottes in allen seinen Theilen von uns verlangt, und wie Wenige dasselbe halten; überdenket den Wandel der Menschen, und ihr werdet mit dem Propheten ausrufen: Die Heiligen sind von dem Erdboden hinweggenommen, es ist kein Redlicher mehr unter den Menschen. Michäas 7, 2. Man hat eine ganz neue Sittenlehre eingeführt; eine Sittenlehre, die nicht von der Ueberwindung seiner selbst, sondern von der Eigenliebe ausgehet; eine Sittenlehre, die nicht in der Unterdrückung seiner Leidenschaften, sondern in der Befriedigung derselben besteht; eine Sittenlehre, welche von keiner Ertragung des täglichen Kreuzes, sondern nur von der Abwälzung desselben wissen will. Ach, da die Anzahl der Lasterhaften so groß ist, und da es so Wenige gibt, welche die Mittel ihrer Heiligung gebrauchen und im Ernste sich auf ihren Tod vorbereiten: müssen wir nicht zu unserm Schrecken bekennen, daß der schlimme Tod viel häufiger, als der gute sein wird? Man sagt freilich von Vielen: Er ist doch schön gestorben, obgleich er im Leben nicht beschaffen war, wie es ihm seine Religion vorschrieb. Aber dieses ist nur Täuschung; Viele sterben in euerer Einbildung schön, in der That aber vollenden sie unglücklich. Er ist schön gestorben, heißt es, weil er im Todbette die Hände sich hat falten lassen, die er sonst nie zu Gott erhoben; er ist schön gestorben, weil sein Mund die Worte nachgestammelt hat, welche der Priester ihm vorgesprochen; er ist schön gestorben, weil er in fast bewußtlosem Zustande die Gnadenmittel der Kirche empfangen hat. Aber diese Zeichen sind nur zu oft betrüglich. Der Sterbende ist innerlich noch derselbe

Mensch; er hat noch alle seine Sünden auf sich; er ist noch ohne alle Reue und Zerknirschung. Aeußerlich läßt er nur geschehen, was er nicht mehr hindern kann; denn er beobachtet gewisse Gebräuche, um nur von der Zudringlichkeit seiner Umgebung nicht mehr belästigt zu werden. Vor einem solchen guten Tode möge uns Gott bewahren. Zu einem guten Tode gehört weit mehr, als diese trüglichen Zeichen. In der Regel stirbt nur der gut, welcher täglich sich in der Kunst zu sterben übt; der also fast täglich sich auf seinen Tod vorbereitet. Da aber von den Meisten diese wichtige Pflicht versäumt wird; da die Meisten fast nie an ihren Tod denken, und ihr Leben mit Lastern schänden, oder selbst im bessern Fall sich um Tugend und Frömmigkeit, die einzigen Güter, welche in der Todesstunde Zuversicht einflößen, wenig bekümmert sind: wie läßt sich noch zweifeln, daß der schlimme Tod viel häufiger ist, als der gute?

37) Wie freudig und trostreich der Tod für den Gerechten ist.

Es ist gewiß ein tief ergreifender, ein erschütternder Gedanke, daß in der Todesstunde mit einem Male alle Bande zerrissen werden, welche uns so fest an diese Erde gebunden hatten. Der Tod reißt uns auf einmal alle irdischen Güter unwiederbringlich aus den Händen, weg nimmt er uns jede Lebensfreude, von der Seite führt er uns die innigsten Freunde, sogar der Hälfte unseres eigenen Wesens, unsers Körpers, beraubt er uns. Und mitten unter diesen Qualen stellt er uns an den Rand der Ewigkeit, wo ein bleibendes Wohl oder ein unaufhörliches Wehe unser Urtheil sein wird. Wie fürchterlich ist nicht dieses Gemälde des Todes! Wie bang macht er uns nicht schon in der weitesten Entfernung! Wie tief werden wir nicht erst seine wirkliche Gegenwart empfinden! Aber meine Christen, wir haben ein Mittel, welches sogar den Tod entwaffnet und alle seine Schrecken zu Boden schlägt. Dieses Mittel ist Tugend und Frömmigkeit. — Kostbar in den Augen des Herrn ist der Tod seiner Gerechten. Denn mit heiterem Geiste sieht der Freund der Tugend seiner Auflösung entgegen, und wenn ihn der Tod schon wirklich mit seinen Schrecken umgibt, so kann er denn doch seine Zufriedenheit und Ruhe nicht

ſtören. Wollen wir uns hindenken an das Sterbelager eines Gerechten, wollen wir ſeinen Gedanken und Empfindungen folgen. Wohin immer der ſterbende Gerechte ſeine Augen auch wendet, da findet er Troſt und Beruhigung, er findet ſie in dem Rückblick auf ſeine durchlebten Tage, findet ſie in der Anſicht ſeiner gegenwärtigen Lage, findet ſie im Hineinblick in die ſich öffnende Zukunft. —

Wenn der Gerechte auf ſeinem Sterbebette noch einmal zurückblickt in ſeine verlebten Tage, ſo erinnert er ſich an manche Freude, welche ihm aus der gnädigen Hand ſeines Vaters im Himmel zu Theil geworden iſt. Dabei wird ihm nicht bange wie dem ſterbenden Sünder. Dieſem iſt die Erinnerung an ſeine genoſſene Freuden tiefe Qual, bei ihm verwandeln ſich alle vorigen Vergnügungen in Schmerz und Reue; denn der Tod öffnet ihm das erſte Mal ſeine langverſchloſſenen Augen, jetzt erſt ſieht der Unglückliche ſeine ſündhaften Freuden in ihrer ganzen Häßlichkeit. Die genoſſene Wolluſt, die begangene Ungerechtigkeit, die gegebenen Aergerniſſe, die vollbrachten Verführungen, einſtens ſo angenehme Gegenſtände ſeiner ausſchweifenden Freuden; — dieß Alles hat ſich jetzt in eben ſo viele Ungeheuer verwandelt, welche ſeinen geängſtigten Geiſt mit Verzweiflung erfüllen. Nicht ſo beim Tode des Gerechten. Nie hat er ſich eine Freude auf Koſten des Gewiſſens erlaubt, nie hungerte er nach einem Vergnügen, welches ſeine Seele geſchändet, ſeine Brüder gekränkt, oder Gottes Geſetz verletzt hätte. Das Gute, welches er in ſeinem Leben genoß, hat er mit Mäßigkeit und Dank genoſſen, ruhig hebt er ſeinen Geiſt noch einmal hinauf, um dem guten Vater das letztemal zu danken, daß er ihm in ſeinen Lebenstagen ſo manche unſchuldige Freude gewährt hat. — Der ſterbende Gerechte ſieht bei dem Rückblick in ſein vollendetes Leben auch die Schmerzen, die er während deſſelben ausgeſtanden. Aber in welcher Veränderung! Was ihm einſtens Seufzer ausgepreßt, das erfüllt ihn jetzt mit Troſt und Freude. Jetzt ſieht er es deutlich ein, daß ihn die gnädige Hand ſeines himmliſchen Vaters durch Leiden nur zu höherer Tugend geführt, daß er ihn durch Schmerzen wie das Gold im Feuer geläutert hat. Da fallen ihm beim Anblick ſeiner ausgeſtandenen Leiden die tröſtenden Worte ein: Selig ſind die, welche trauern und weinen; denn ſie

werden getröſtet werden. Er erinnert ſich der Worte: Wenn euch die Menſchen haſſen und verfolgen, und wenn ihr alles Ungemach ertragen müſſet, ſo freuet euch und frohlocket; denn eure Belohnung im Himmel wird groß ſein. Bei dem Rückblicke an ſeine überſtandenen Qualen erinnert er ſich mit Fröhlichkeit der Worte Jeſu: Wer zu mir kommen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach. Er erinnert ſich an den Anſpruch des Apoſtels: Leiden müſſen wir mit ihm, wenn wir mit ihm wollen verherrlicht werden; und dann ruft er freudenvoll mit demſelben Apoſtel aus: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe meinen Lauf vollendet, habe den Glauben treu bewahrt. Und nun iſt mir die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten, welche mir der Herr, der ein gerechter Richter iſt, zutheilen wird. — Meine Freunde, es ſcheint euch jetzt etwas Schreckliches zu ſein, um Chriſti willen zu leiden. Die geringſte Entbehrung und Abtödtung, welche die Religion von euch verlangt, iſt euch unerträglich. Ein einziges Faſten macht euch kraftlos und erregt in euch großen Eckel. Das bloße Herannahen der Bußtage macht euch betrübt und verdrießlich. Ihr haltet diejenigen, welche das Joch Jeſu Chriſti auf ſich nehmen und der Welt und ihren Ergötzlichkeiten entſagen, für unglückſelige Leute. Aber am Sterbebette iſt das Andenken an die Gewalt, welche wir uns für das Himmelreich angethan haben, die angenehmſte Erinnerung. Da begreift die Seele den Werth der Buße und die Thorheit der Menſchen, welche für eine kurze Luſt die ganze Ewigkeit hinopfern. Jetzt würde ſie eine Stunde, die ſie gottgetreu und mit Geduld im Leiden hingebracht hat, um alle Schätze der Welt nicht geben. Recht viel für den Herrn gelitten und ertragen zu haben, iſt jetzt ihr ſüßeſter Troſt, ihre reinſte Freude. O wie freuet ſich die gerechte Seele im Tode! Für Widerwärtigkeiten, die eine kurze Zeit gedauert haben, wird ſie nun ewig getröſtet; die Zeit der Verſuchungen iſt jetzt vorüber. Die Anfälle, welche die Welt auf ihren Glauben that, haben nun ein Ende; die Gelegenheiten, wobei ihre Tugend ſo leicht hätte Schiffbruch leiden können, ſind auf immer entfernt; der unaufhörliche Kampf mit den Leidenſchaften hat ſein Ende erreicht. Die Hinderniſſe, welche Fleiſch und Blut in den Weg gelegt, ſind endlich hinweggeräumt. Die Seele iſt alſo am Ende ihrer Arbeit angekommen,

hat ihr Tagewerk vollendet. Wenn man nun glücklich in den Hafen eingelaufen ist, — mit was für Vergnügen denkt man nicht an den Sturm und an das Ungewitter zurück? Wenn man auf der Laufbahn den Sieg davongetragen, wie vergnügt erinnert man sich nicht seines Laufes. Der Gerechte gleicht im Tode einem sterbenden Moses auf dem heiligen Berge, wo ihm der Herr sein Grab zubereitet hat. Denn blickt er hier, ehe er noch seinen Geist aufgibt, um sich her, so sieht er unzählige Gefährlichkeiten, welchen er entgangen ist; sieht die Beschwerlichkeit der Wüste, welche er durchwandert hat, ich meine die Beschwerlichkeit seines zurückgelegten Lebens; sieht die hinterlistigen Nachstellungen der Madianiten, ich meine die Verführungskünste seiner Mitbrüder, welchem er entkommen ist, und indem er das Ende so vieler Mühseligkeiten vor sich hat, und das Land, welches seinen Vätern ist verheißen worden, von ferne begrüßt, so stimmt er ein Lob- und Danklied an; er stirbt vor Freude, indem er sich so vieler Gefährlichkeiten, welchen er entgangen ist, erinnert, und den Ort der Ruhe, welchen ihm der Herr von weitem zeigt, erblicket. —

Aber sieht denn nicht auch der Gerechte beim Rückblicke in sein vergangenes Leben manche Fehler, und müssen ihn diese nicht ängstigen? Werden sie seine Ruhe nicht stören? Nein, meine Christen, das können sie nicht. Auch in seiner Schwachheit unterscheidet sich der Gerechte unendlich von dem unverbesserlichen Sünder. Dem unbußfertigen Sünder öffnet der herannahende Tod das erste Mal die Augen, daß er seine Verbrechen in ihrer wahren Häßlichkeit erkennt. Und er sieht eine ungeheuere Kette von Schandthaten, die er noch nicht verbessert hat; er sieht Ungerechtigkeiten und Bedrükkungen, die er noch nicht ersetzt; Aergerniſſe, die er noch nicht gut gemacht; Versuchungen, die er noch nicht verbessert hat; — er sieht die Unmöglichkeit, alle diese Verwirrungen wieder in Ordnung zu bringen. Und nun bringen ihn seine Verbrechen bis zur Verzweiflung. Nicht so beim Tode des Gerechten. Zeigt ihm auch sein Bewußtsein manche Fehltritte, die er aus Schwachheit begangen, so stellt ihm sein Gewissen auch die Buße dar, die er dafür gewirkt. Denn er hat die Genugthuung nicht auf die ungewisse Todesstunde hinausgeschoben; der Augenblick, in welchem er seinen Fehltritt erkannte, war auch der seiner aufrichtigsten Reue.

Hat er mit Petrus gesündiget, so hat er auch längst schon mit ihm die bittersten Thränen geweint. Längst schon ist der verlorne Sohn reumüthig zu seinem Vater zurückgekehrt, längst schon hat er aus Jesu Munde die tröstende Zusicherung gehört: Sei getrost, mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben.

So ist denn die Erinnerung an das Vergangene der erste Trost einer gerechten Seele am Sterbebette. Aber wird er sich auch über seine gegenwärtigen Zustände beruhigen können; über Umstände, welche den Tod schrecklich machen, über die Losreißung von allen irdischen Dingen, von seinem Vermögen, von seinem eigenen Leibe, von seinen besten Freunden und allen Dem, was seinem Herzen theuer ist? Sollte er da nicht dem Schmerze erliegen? — Auch bei diesem Verluste, bei dieser Trennung ist der Gerechte beruhigt; denn er hat längst dieses Alles vorhergesehen, er hat sich längst darauf vorbereitet; es kommt ihm nichts mehr neu, nichts mehr unerwartet. Der Sünder geräth am Sterbebette nur deßwegen in Verzweiflung, weil er sieht, daß die Welt, auf welche er sein ganzes Vertrauen gesetzt, weiter nichts als ein Traum ist. Aber der Gerechte hat immer während seines ganzen Lebens diese Ansicht und diese Ueberzeugung von dem Irdischen gehabt. Niemals hat er sein Herz an den Erdenstaub gehängt, um so leichter wird ihm jetzt auch die Trennung. Er findet in seinem ganzen Vermögen nichts, woran eine Thräne seiner gedrückten Brüder hängt; nichts, was mit einer Ungerechtigkeit bezeichnet ist, und gegen ihn um Rache schreit. Er hat seine Güter nur als ein Geschenk seines guten Vaters im Himmel, als ein anvertrautes Pfund betrachtet, womit er des Guten viel unter seinen Brüdern wirken soll. Das hat er redlich gethan; jetzt gibt er sein Pfund sammt dem Gewinne in die Hand seines Vaters zurück und hört schon die Worte: Du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu warst, sollst du über Vieles gesetzt werden, gehe ein in die Freude deines Herrn. Ruhig verläßt er somit seine irdischen Güter, weil er schon die Hände nach jenen himmlischen Schätzen ausgestreckt, welche er ewig nicht mehr verlassen darf. — Eben so leicht beruhigt sich der sterbende Gerechte über die Trennung von seinem eigenem Leibe. Nie hat er ihn durch entehrende Werke geschändet, immer hat er ihn geachtet als einen Tempel des heiligen Geistes. Nun gibt er

ihn der Verwesung hin, aber mit der festen Ueberzeugung, welche ihm sein lebendiger Glaube verschafft, daß er wie ein Saamenkorn in die Erde falle, und daß aus seiner Verwesung an dem großen Frühlingstage der künftigen Auferstehung eine schöne, unverwelkliche Blume für die Ewigkeit hervorwachse. Und auch die empfindlichste Trennung, die von seinen innigsten Freunden, — mag sie ihm immerhin schwer fallen, sie beugt ihn nicht. Er weiß es gewiß, daß er von allen seinen Lieben nur auf einige Wochen scheidet, um sie recht bald dort im bessern Lande wieder zu sehen, wo sie alsdann durch weit festere Bande einer viel reineren Liebe verbunden werden, welche ewig nicht mehr gelöset werden; er geht nun hin zum Vater im Himmel, um auch den Seinigen dort einen Ort vorzubereiten, wohin sie ihm bald folgen werden. Er seguet sie alle, empfiehlt sie noch einmal dem Vater im Himmel, und nun hat er auch diesen Kampf vollendet, und er schlummert sanft hinüber. So fällt dem Gerechten keine Trennung auf dem Sterbebette schwer. Denn wovon könnte ihn der Tod noch trennen, was ihm Betrübniß verursachen und Thränen auspressen könnte? Nicht die Trennung von der Welt, denn in derselben hat er allezeit als Fremdling gelebt, in ihr nichts als Aergernisse angetroffen, die seinen Glauben betrübten; Steine des Anstoßes, vor welchen seine Unschuld zitterte; nicht die Trennung von den zeitlichen Gütern und Reichthümern; denn immer hatte er seinen Schatz im Himmel, und er verliert nichts hier auf Erden, was ihm dort nicht hundertfältig wieder gegeben würde; nicht die Trennung von seinen Titeln und Ehrenstellen; denn diese waren ihm immer eine schwere Last; nicht die Trennung von seinen Anverwandten und Freunden; denn die findet er wieder in der freudenreichen Ewigkeit; nicht die Trennung von seinem Körper; denn diesen hat er allezeit gezüchtiget und gekreuziget, hat ihn immer für seinen Feind angesehen, er wünscht die Zerstörung dieses irdischen Hauses selbst, um desto eher das himmlische beziehen zu können. So trennt eigentlich den Gerechten der Tod von Nichts, weil ihn der Glaube schon von Allem getrennt hat. O wie groß macht nicht der Glaube den Frommen am Sterbebette. Eine solche Seele fängt bereits an, an der Größe und Unveränderlichkeit Gottes Theil zu nehmen. Sie lebt zwar noch in der Welt, jedoch ohne an derselben Antheil zu

haben, sie befindet sich noch in einem sterblichen Leibe, jedoch ohne an denselben gebunden zu sein; sie hält sich noch unter ihren Freunden und Anverwandten auf, ohne sie eigentlich mehr zu sehen; die Ihrigen weinen und seufzen um sie herum, jedoch ohne daß sie es hört; sie befindet sich mitten unter Unruhe und Verwirrung, die ihr Tod erregt, jedoch ohne dabei etwas von der eigenen Ruhe und Zufriedenheit zu verlieren. O wie kostbar ist der Tod des Gerechten, wie herrlich ist sein Scheiden, wie süß sein Hinüberschlummern. Was verliert ein Solcher mit der Erde und was gewinnt er nicht vielmehr? Betrachtet, christliche Zuhörer, die Menge und Größe der Uebel und Drangsale, welche uns auf Erden quälen. Kaum einen Tag bringen wir ohne eine Widerwärtigkeit hin; selbst die Ergötzlichkeiten haben ihre Bitterkeit; auf allen Seiten stehet das Elend. Der Gerechte fühlt aber die Mühseligkeiten des irdischen Lebens noch weit mehr; er ist im beständigen Krieg begriffen; er muß seine Leidenschaften überwinden, muß seine bösen Gewohnheiten besiegen, muß die Begierlichkeiten bestreiten, muß der Versuchung widerstehen. Wie viele Feinde! Der Satan mit all seiner List, die Welt mit all ihren Ergötzlichkeiten, das Fleisch mit all seinen Reizungen, falsche Freunde, böse Gesellen, hinterlistige Verführer, — gerechter Himmel, wie viel Schlingen, wie viel Stricke des Verderbens! Dazu muß der Gerechte alle Unbilden geduldig leiden, muß alle Beleidigungen verzeihen, alle Beschimpfungen und alles Unrecht vergessen, — gewiß ein mühsames Geschäft. Von allen diesen Mühseligkeiten findet der Gerechte im Tode Befreiung. Sein Leib wird im Grabe ruhen und der Auferstehung entgegenharren. Die Seele aber wird siegreich in die ewige Herrlichkeit eingehen, und von ihrem göttlichen Heilande Jesus Christus die Worte vernehmen: Erhebe dich, meine Geliebte, die ich in meinem Blute gewaschen, und ziehe ein in meinen glückseligen Palast und setze dich an das Freudenmahl deines Herrn. Da erinnert sich der Gerechte mit unbeschreiblicher Freude seines mühseligen Lebens, seiner in Trauer verlebten Tage und Nächte, und alle seine Bußwerke und Abtödtungen kommen ihm zu Sinn. Wie viel Trost, wie viel Ruhm und Freude findet er nicht schon in dieser Erinnerung!

Von welcher Seligkeit wird der Gerechte verklärt, wenn die

Kirche herbeieilt und ihm zum letzten Male die heiligen Geheimnisse reicht, und den ihm noch einmal auf die Zunge legt, welchen er bald von Angesicht zu Angesicht in seiner ganzen Glorie und Herrlichkeit sehen wird! O man muß Augenzeuge bei diesem rührenden Schauspiele gewesen sein, man muß einen hinscheidenden Gerechten bei dem Empfange der letzten Wegzehrung gesehen und beobachtet haben, um sich einen Begriff machen zu können von seiner seligen Freude. Eine himmlische Heiterkeit gießt sich aus über sein Gesicht, seine matten Augen belebt ein göttliches Feuer, und sein Mund lispelt die leisen Worte: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden scheiden, weil meine Augen noch das Heil der Welt gesehen. Für eine solche Seele hat der Tod alle Schrecken und jede Furcht verloren. Sie sieht bereits den Schooß der Herrlichkeit offen, und den Sohn Gottes zur Rechten des Vaters sitzen, der die Hände nach ihr ausstreckt, sie aufzunehmen. Sie erblickt bereits das unvergängliche Vaterland, wornach sie so sehr geseufzet, und wo sie allezeit im Geiste gewohnt hat, das heilige Sion, wo Gott seine Auserwählten mit Strömen der Freude tränkt; sie schauet bereits die Stadt Gottes, den Aufenthalt der Heiligen, und den Wohnort der Gerechten, wo sie ihre Brüder, welche die Liebe auf Erden mit ihr vereiniget hat, wiederum findet und mit ihnen die Barmherzigkeit des Herrn ewig preisen wird. Wenn der Diener des Altares einer solchen Seele den Befehl bringt und zu ihr sagt: Verlaß diese Erde, auf welcher du so lange ein Fremdling gewesen; kehre in den Schooß Gottes, aus welchem du herüber gekommen bist, wiederum zurück; verlaß die Welt, den Ort der Trübsal und der Mühseligkeiten, und ziehe ein in das Haus des Friedens: — wie süß ist ihr dieser Befehl, wie angenehm klingen ihr diese Worte, wie sehnsuchtsvoll wünscht sie die Beschleunigung der Stunde, welche sie aus der Zeitlichkeit hinwegnimmt; wie ist ihr jeder Augenblick der Zögerung eine halbe Ewigkeit. Stellet euch, meine Freunde, einen Reisenden vor, welcher, nachdem er lange Zeit in einem gefährlichen Lande, mitten in Wäldern, unter Räubern und wilden Thieren, von der Sonnenhitze gebrannt und durch die nächtliche Kälte erfroren, herumgelaufen, endlich in seinem Vaterlande angelangt, — was für eine Freude muß nicht sein Herz empfinden! Dieß ist aber nur ein mattes Gleichniß von der

Freude, welche der sterbende Gerechte fühlt, welcher lange Jahre in dem gefährlichen Lande dieser Welt unter unendlichen Gefahren, mitten unter den Feinden seines Heiles herumgewandelt ist, und endlich in seinem geliebten Vaterlande ankömmt, wo die reinste Wonne seiner harrt. — Oder wer kann die Freude eines Kaufmannes beschreiben, der, nachdem er alle Mühen und Gefahren einer langen und gefährlichen Schifffahrt überstanden, nachdem er tausend Felsen ausgewichen, nachdem er der List so vieler Seeräuber entgangen, der Wuth so vielfältiger Stürme widerstanden und jeden Augenblick Gefahr gelaufen ist, das Leben zu verlieren, dennoch glücklich in der Heimath angekommen ist? Wie groß muß nicht erst die Freude des Gerechten am Todbette sein, welcher so lange auf dem stürmischen Meere dieser Zeitlichkeit herumgeschifft ist, und endlich das glückliche Gestade der Ewigkeit erreicht! Die Teufel, so viele gefährliche Seeräuber, haben sich umsonst bemüht, ihm den Schatz seiner guten Werke hinwegzunehmen, er ist all ihrer List entgangen, und gelangt nun, mit guten Werken bereichert, im Himmel an. Betrachtet ferner einen Taglöhner, der den ganzen Tag hindurch in der Sonne gearbeitet und die Last des Tages und der Hitze getragen hat: mit welcher Begierde seufzet er nach dem Ende seiner Arbeit, um der Ruhe theilhaft werden zu können! Wie süß ist ihm da nicht diese Ruhe! Der sterbende Gerechte hat noch viel mehr Ursache sich zu erfreuen, wenn er nach einer mühevollen Arbeit von fünfzig oder sechzig Jahren endlich den Abend seiner Ruhe und die Stunde seines Lohnes herankommen sieht. — Ihr wißt es endlich, meine Theuern, wie angenehm dem Landmanne die Erntezeit ist; er bearbeitet, bepflanzt und besäet das Feld in keiner andern Absicht, als in der Hoffnung auf reichliche Ernte. Dieses Leben ist die Zeit der Aussaat, und der Tod ist der große Erntetag. Hier säet der Gerechte mit Thränen und Seufzern, am Tage des Todes aber wird er mit Freuden ernten. Von was für einer Entzückung ist sein Herz in diesem Augenblicke erfüllt! Er opfert sich demjenigen auf, für welchen er allezeit gelebt hat. Er hört nun das ihm schon näher zu Ohren dringende Wort des ihm zusprechenden Priesters: Fahre hin aus dieser Welt, christliche Seele, im Namen des Vaters, der dich erschaffen, im Namen des Sohnes, der dich erlöset, und im Namen der heiligen Geistes, der dich ge-

heiligt und zum Kinde Gottes gemacht hat. Da erneuert er alle seine Kräfte, sich noch einmal zu Gott zu erheben, und seufzet mit dem heiligen Paulus: Ja, ich verlange aufgelöset zu werden, und mit meinem Erlöser zu sein. Ach Herr, zerreiß die Bande, die mich noch zurückhalten, und öffne die Thüre meines Gefängnisses. Er wird endlich seines Wunsches theilhaftig, und im keuschen Kusse seines himmlischen Bräutigams von den Engeln Gottes in die ewige Herrlichkeit getragen.

So stirbt der Gerechte! Was bleibt uns hier, meine Theuern, anders übrig, als auszurufen: O heiliger Tod, o kostbarer Tod, o unsers Verlangens tausendmal würdiger Tod! Ach, wer sollte nicht mit Inbrunst des Herzens einen solchen Tod sich wünschen? Betrachtet es nur ein wenig, meine Freunde, welch eine Entzückung, welch eine Freude, welch eine Ueberraschung es für einen Auserwählten sein wird, wenn er sich in seiner plötzlichen Umwandlung erblickt. Wie groß wird das Entzücken eines Armen, eines Bettlers, eines Kranken, eines Büßers sein, wenn er plötzlich sehen wird, daß er von der Armuth, vom Leiden, von der Drangsal, von der Verachtung und dem Elende, worin er bisher lebte, in den Ort der Seligkeit, der Hoheit, der Reichthümer, der Freuden und der unaussprechlichen Ergötzungen, welches der Antheil der Heiligen im himmlischen Jerusalem ist, übergetragen wird! Wie wird er erstaunen, wenn er die Hütte, worin er bisher wohnte, mit den ewigen Palästen; die alten Lumpen und schlechten Kleider, womit er bisher angethan war, mit dem Gewande der Herrlichkeit; die Verwesung, welche ihn bisher umgab, und die Krankheit, die ihn bisher abgemattet hatte, mit der Unsterblichkeit und Schmerzlosigkeit; mit einem Worte, Alles, was er Bitteres und Eckelhaftes in seinem sterblichen Leben erfahren, nun mit den Freuden des Paradieses in Vergleichung bringt! O meine Brüder, ist das nicht hinreichend, uns anzureizen, daß wir alle Kräfte aufbieten, um eines so großen und herrlichen Glückes uns theilhaftig zu machen? Selbst auf Erden ist der Gerechte nach seinem Abscheiden im gesegneten Andenken. Jedermann redet gut von ihm, Alle bedauern ihn, die Armen weinen um ihn, sogar die Gottlosen können ihm ihre Achtung nicht versagen. Es erfüllet sich an ihm, was die Schrift vom Gerechten sagt, er ist wie ein von Balsam angefülltes

Geschirr; sobald man es zerbricht, verbreitet es die süßesten Wohlgerüche um sich. So der Gerechte im Tode. Das war der Tod so vieler heiligen Martyrer, so vieler Büßer und Bekenner, so vieler zarter Jungfrauen und Jünger des Herrn von jedem Alter und jedem Stande. Dies war der Tod jenes Ordensmannes, welcher auf dem Punkte seinen Geist aufzugeben, alle Kräfte zusammennahm und zu singen anfing. Und als man ihn fragte, warum er sich so fröhlich erzeige, gab er zur Antwort, daß es aus Ueberfluß der Freude geschehen ist, bei dem Gedanken, daß er nun die Welt verlassen und zu Gott hinübergehen dürfe. Da Solches sein Abt, der heilige Bernard gehört, rief er aus: Sehet den Tod des Gerechten. Und er fuhr fort in seiner Verwunderung: O Tod, wo ist dein Stachel, wo dein Schrecken und wo sind die Aengsten, die du einjagst?

38) Von den Pflichten gegen die Todten (Abgestorbenen).

Den Todten sind wir vorzüglich schuldig:

1) Daß wir ihre Leiber begraben. Die Leiber der Menschen sind nicht wie die der Thiere; sie bleiben nicht ewig Staub und Verwesung, sondern sie haben die Bestimmung, einstens aus dem Grabe hervorzugehen, und sich mit ihren Seelen wieder zu vereinigen. Es gebührt ihnen daher auch im Tode noch Ehrfurcht. Eine Folge davon ist, daß man sie anständig beerdiget. Nur die rohesten Völker verkannten diese heilige Pflicht, nur grausame Tyrannen streuten die menschlichen Körper todt umher, und verboten ihre Beerdigung; die bessern Heiden hingegen stimmten mit den Juden und Christen überein und begruben ihre Todten. Abraham kaufte in der Stadt Arbee einen Platz, um Sara, seine Gemahlin, daselbst zu begraben. 1. Mos. Kap. 23. Joseph führte den Leichnam seines Vaters Jakob in das Land Kanaan zurück, und errichtete ihm dort ein angemessenes Denkmal. 1. Mos. 50. Tobias verließ oft sein Essen, und trug die Todten in sein Haus, um sie zur gelegenen Zeit zu begraben. Tob. 2. Joseph von Arimathäa erbat sich vom Landpfleger Pilatus, den Leichnam Jesu vom Kreuze abnehmen zu dürfen, und beerdigte ihn in einem neuen, in Felsen gehauenem Grabe. Matth. 27. Den heiligen Stephanus

bestatteten gottesfürchtige Männer, und hielten große Klage über ihn. Apostelgesch. 8. Dieselbe Sorgfalt bewiesen die ersten Christen überhaupts den Leibern der Abgeschiedenen; gar oft setzten sie sich mit eigener Lebensgefahr in den Besitz des Leibes eines heiligen Marthrers, und begruben ihn mit aller Ehrfurcht, oder sammelten auch seine Reliquien und bewahrten sie sorgfältig auf. — Heut zu Tage besorgt die Kirche das Begräbniß; unsere Pflicht dabei aber ist, das Leichenbegängniß selbst zu veranstalten, und die Leiche mit frommem Gebete zu begleiten. Bei Besorgung des Leichenbegängnisses soll uns ebenso sehr übertriebene Pracht als geizige Sparsamkeit ferne sein. Wie es der Stand und das Vermögen verlangen, soll die Leichenfeier angeordnet werden. Es ist nicht zu billigen, daß das, was den Hinterlassenen zum Unterhalt dienen soll, aus Eitelkeit unnöthig für den Todten verschwendet wird. Solch übertriebener Aufwand schadet nur den Ueberlebenden, ohne daß der Todte hievon einen Nutzen hat. Beim Leichenbegängnisse selbst sei man, wie es die ernste Handlung mit sich bringt, eingezogen und sittsam. Es ist eine löbliche Sitte, die Leiche betend zu begleiten. Dadurch legt der katholische Christ lautes Zeugniß von seinem Glauben ab, und bekennt, daß es heilsam ist, für die Verstorbenen zu beten.

2) Daß wir unsern Heimgegangenen manche Thräne der Rührung nachweinen, ohne aber unmäßigem Schmerz über ihr Abscheiden nachzuhängen. — Der Tod hat etwas Schauerliches an sich, und insbesonders werden die menschlichen Gefühle schmerzlich angeregt, wenn eines unserer Theuern uns durch den Tod entrissen wird. In diesem ernsten Augenblicke völlig gleichgiltig bleiben, heißt kein Gefühl haben, oder verräth, daß einem an dem Abgeschiedenen nichts gelegen ist, ja, daß man seinen Tod selbst gerne sieht. Ein solches Betragen ist höchst tadelnswerth. Laßt euch daher beim Tode eines euerer Angehörigen immerhin vom Schmerz ergreifen; füllet euere Augen mit Thränen und seid betrübt über den Hingang desselben. Eine solche Trauer, wie sie die Natur selbst verlangt, verbietet die Kirche nicht, sie heißt sie vielmehr gut. Aber haltet Maaß in euerer Betrübniß, und seid nicht wie die Heiden, die bezüglich ihrer Todten keine Hoffnung haben. Beweiset euch als Christen, welche

in allen Ereigniſſen eine Schickung Gottes erkennen, und auch herbe Heimſuchungen Gottes in voller Ergebung hinnehmen; beweiſet euch als Chriſten, die ein künftiges Leben und ein Wiederfinden derjenigen glauben, welche im Tode ihnen vorausgegangen ſind. Vergl. auch den Abſatz: „Was uns beim Tode theuerer Angehörigen tröſten ſoll.“ —

3) Daß wir den Willen der Abgeſchiedenen gewiſſenhaft erfüllen. — Der letzte Wille der Sterbenden war von jeher allen Völkern heilig. So ſchrieb ſich der junge Tobias alle Ermahnungen ſeines gottſeligen Vaters tief in das Herz und befolgte ſie; er begrub auch den Leichnam des ehrwürdigen Greiſes und den ſeiner Mutter mit kindlicher Ehrfurcht, und zog ſodann, wie es ihm anbefohlen war, von Ninive hinweg. Tob. 14. Die Rechabiten hielten die letzten Verordnungen ihres Stammvaters Jonadab ſo heilig, und erfüllten ſie ſo gewiſſenhaft, daß Gott ſelbſt ihr Beiſpiel den Juden zur Beſchämung durch den Propheten Jeremias vor Augen ſtellen ließ. Jerem. 35. In der Folge der Zeit haben ſich die Religion und der Staat vereiniget, die Teſtamente oder die letzten Willenserklärungen der Verſtorbenen zu heiligen und auf ihre Erfüllung mit Nachdruck zu beſtehen. Denn wenn die Synagoge auf diejenigen, welche hierin treulos handeln, die Rache Gottes und ſeine ewigen Flüche herabrufet, ſo verlangt das Kapitolium zu Rom von ſeinen Göttern, die Verächter der letztwilligen Anordnungen der Verſtorbenen ohne Erbarmniß zu verfolgen. Auch die chriſtlichen Staaten dringen in ihrer Geſetzgebung mit Schärfe auf die letzten Anordnungen der Verſtorbenen, und nehmen daher die Teſtamente durch eigene Verordnungen in ihren beſondern Schutz. Aber wie oft ſehen die Abgeſchiedenen ihren Willen verletzt, wie oft die Erfüllung ihrer Verordnungen von denen vereitelt, die ſie zur Vollſtreckung ihrer Anordnungen aufgeſtellt haben! Gibt es nicht ſolche gewiſſensloſe Erben, welche insbeſonders die frommen Vermächtniſſe ihrer Angehörigen zu vereiteln, oder wo ſie dieſes nicht können, die Erfüllung der Zwecke derſelben unter Vorbringung der leerſten Einreden möglichſt lang hinauszuſchieben ſich bemühen. Gewiſſensloſe Erben, fürchtet ihr euch nicht, Schuldner der Todten zu bleiben? Sie hatten das volle Recht, die Güter, welche ſie mit ihrem Schweiße geſammelt und

mit ihrer Sorge erhalten haben, auch sich für die Ewigkeit zinsbar zu machen; sie verlangten für sich nur wenig, und überließen euch den größern Theil: und ihr handelt so treulos, und wollt euch auch noch jenen Theil aneignen, welchen jene für fromme Zwecke bestimmt haben? Aber auch jene versündigen sich an den Todten, welche über die von Abgeschiedenen gemachten Stiftungen als Verwalter gesetzt sind, aber die Renten nicht im Sinne der Stifter verwenden oder sonst ihre Pflicht, sei es durch Sorglosigkeit oder gar Treulosigkeit, an den ihnen anvertrauten Geldern versäumen. O wie geht man oft mit den Stiftungsgeldern um! Bald werden sie zweckwidrig verwendet, bald sorglos vergeudet, bald durch räuberische Hände entzogen. Welche Verantwortung häuft man sich dadurch für den großen Tag der Vergeltung!

4) Daß wir ihrer im Gebete gedenken und sonst gute Werke für sie verrichten. — Welch großen Nutzen die Abgestorbenen daraus schöpfen, haben wir oben beim Artikel „Fegfeuer" ausführlich erörtert. B. 6. S. 295. u. flgde. Daraus geht für uns zugleich die Pflicht hervor, diesen Liebesdienst unsern abgeleibten Angehörigen zu erweisen. Ach, daß doch diese Pflicht gewissenhafter erfüllt würde! Aber man findet Kinder, welche mit dem reichen Erbe ihrer Eltern sich gütlich thun, und kaum mit einem frommen Seufzer im Jahre ihres Seelenheiles gedenken; man findet Gatten und Gattinen, die, kaum daß ihre Ehehälfte dem Grabe übergeben ist, auch das Andenken an dieselbe aus ihrem Herzen verlieren; man findet Anverwandte, die ihren Freunden eher den Fluch in die Ewigkeit nachschicken, als ein Gebet; man findet Christen, die ohne alle Empfindung auf den Grabeshügeln herumtreten. Die Abgeschiedenen rufen aus dem Reinigungsorte mit der kläglichen Stimme des Job uns zu: Erbarmet euch unser, wenigstens ihr unsere Freunde, erbarmet euch unser! Aber wir bleiben taub gegen diese Seufzer und verrichten für sie kein Gebet, das wie ein kühlender Thau auf ihre brennenden Wunden hinabfiele.

5) Daß wir nur Gutes von den Verstorbenen reden. — Die Todten haben so gut ein Recht auf ihren guten Namen, als die Lebendigen. Jene zu verleumden, ist selbst noch schmählicher und sündhafter, als diese an ihrer Ehre anzugreifen.

Denn die Lebendigen können sich doch gegen die bösen Mäuler, von welchen sie angegriffen werden, noch vertheidigen; aber die Todten können ihre Stimme gegen das ihnen zugefügte Unrecht nicht mehr erheben. Die christliche Liebe, die nicht gerne von den Fehlern Anderer spricht, wenn es ihr nicht aus andern Rücksichten zur Pflicht gemacht ist, thut dieses am wenigsten bezüglich der Todten. Schon ein Sprichwort heißt: Von den Todten soll man nur Gutes sagen (de mortuis nihil nisi bene). Aber wie oft fehlt man dagegen! Es scheint oft, als würde die Sterbeglocke nur deßwegen geläutet, um die allgemeine Freiheit zu verkünden, jetzt von dem Todten zu reden, was nur immer der Neid und der Haß einem eingibt. Da heißt es oft: Tröste ihn Gott; aber er war ein schlimmer Nachbar, ein zänkischer Kopf, ein falscher Freund, ein filziger Geizhals. Tröste ihn Gott; aber er war ein schwelgerischer Mensch, ein ärgerlicher Lästerer. Was sind dieses für Reden? Wenn der Abgestorbene wirklich derjenige war, als welchen du ihn bezeichnest: sollte nicht sein Tod dich veranlassen, dein Urtheil zu mildern? In den meisten Fällen aber ist arge Uebertreibung in deiner Rede, ja sehr oft beruhet dein Tadel geradezu auf Unwahrheit. O mache sich doch Keiner mehr des schändlichsten aller Laster schuldig, werde doch Niemand mehr ein Verleumder der Todten.

39) Was uns beim Tode theuerer Angehörigen trösten soll.

Die Trennung von Freunden und geliebten Angehörigen durch den Tod ist eines der bittersten Leiden, welches den Sterblichen hienieden treffen kann, und dieses Leiden besteht sowohl für die Abscheidenden aus diesem Leben, als für die Zurückgelassenen. Denn wie kann ein Vater ungerührt bleiben, wenn er seine vielleicht noch unerzogenen Kinder und seine trostlose Gattin um sein Sterbelager versammelt sieht, und er in ihren Mienen den Kummer und die Traurigkeit über sein nahes Hinscheiden so sichtbar ausgedrückt liest? Wie könnten umgekehrt die Kinder unempfindlich sein, wenn ihnen der Tod ihren Vater und Ernährer entreißt? Wie sollte ferner eine Gattin nicht von Schmerz ergriffen werden, wenn der Tod den treuen Gefährten ihres Lebens ihr von der

Seite nimmt? Wie ſollte der Freund nicht betrübt werden, wenn der Tod das eng geknüpfte Band der Freundſchaft gewaltſam zerreißt? Iſt nun in ſolchen Fällen ein mäßiger Schmerz in der Natur der Sache ſelbſt begründet, und verlangt die Religion Jeſu keineswegs, denſelben zu unterdrücken, ſo kann man, ſeinen natürlichen Gefühlen nachhängend, doch auch leicht zu weit gehen. Man muß ſeinen Schmerz mäßigen, und dieſes wird um ſo leichter möglich ſein, wenn man erwägt:

1) Daß der Tod des Menſchen nicht ein Werk des Zufalles iſt, ſondern eine Zulaſſung und Schickung der göttlichen Vorſehung. — Jeſus Chriſtus ſagt ausdrücklich, daß die Haare unſeres Hauptes gezählt ſind, und ohne Wiſſen und Willen Gottes keines ausfällt. Matth. 10, 29. Wie könnte alſo ohne Gottes Zulaſſung ein für uns ſo wichtiges Ereigniß, die Trennung der Seele vom Leibe, der Tod, eintreten? Wenn aber der Tod eine Schickung Gottes iſt: wie können wir uns unmäßigem Schmerze hingeben, wenn derſelbe eines unſerer Angehörigen hinwegrafft? Iſt denn Gottes Wille nicht immer heilig und weiſe? Gibt es für uns etwas Beſſeres, als wenn Gottes Wille geſchieht? Freilich ſieht dieſes der kurzſichtige Menſch nicht immer ein. So begreift es z. B. die Gattin nicht, wie ihr der Tod ihres Gemahls, wodurch ſie mit ihren Kindern in die kummervollſten Tage verſetzt wird, zum Beſten gereichen ſoll. Allein, wenn wir auch den Zuſammenhang zwiſchen dem Tode einer uns theuern Perſon und unſerm daraus entſtehenden Wohle nicht einſehen können; ſo dürfen wir doch keinen Augenblick an der Güte und Weisheit Gottes zweifeln. Haben wir aber dieſen Glauben; ſind wir feſt überzeugt, daß Gott unſer beſter Vater iſt, der nur unſer Wohl und unſere Glückſeligkeit will; ſind wir feſt überzeugt, daß ſeine Weisheit auch nie irrt, ſondern jedes Mal ſicher weiß, was uns wahrhaft frommt und zum Heile dient: ſo können wir auch keinen Augenblick zweifeln, daß es uns gut iſt, wenn der Herr uns irgend eine theuere Perſon durch den Tod hinwegnimmt. Stärkt euch alſo im Glauben an die göttliche Vorſehung, ſeid überzeugt, daß der Herr ſelbſt es iſt, der euere Angehörigen von dieſem Leben abruft, ſo werdet ihr bei ihrem Hintritt, wenn ihr ihnen auch manche Thräne der Rührung nachweinet, voll tiefer Ergebung die Wege der göttlichen Vorſehung anbeten.

2) Daß die Religion Jesu uns den Tod nicht als ein Uebel, sondern als eine Wohlthat anschauen läßt. — Was ist der Tod in den Augen des gläubigen Christen anders, als eine Veränderung in der Art unsers Seins und Lebens; was ist der Tod anders, als eine Befreiung von vielen Uebeln des Leibes und der Seele; was ist er anders, als eine Auflösung von Banden, die uns fesseln und drücken; was anders, als eine Hinwegräumung von engen Schranken, welche uns umgeben; was anders, als ein Aufschwung in ein anderes, viel seligeres und besseres Leben? So lehrt uns die Religion Jesu den Tod betrachten. Der Tod erscheint dem Christen nicht mehr in jener fürchterlichen Gestalt, in welcher der Heide sich ihn vorstellte. Haben wir daher Ursache, diejenigen unmäßig zu betrauern, welche er trifft? Sollen wir ihnen nicht vielmehr Glück wünschen, daß sie sich endlich durch die dornigen Pfade dieses Lebens hindurchgearbeitet, und das Ziel ihrer irdischen Laufbahn erreicht haben? Warum wollten wir uns also einer die Kräfte des Leibes und der Seele verzehrenden Traurigkeit hingeben? Warum wollten wir mit unvernünftigen Klagen den Himmel bestürmen? Beruhigen wir uns daher, und gönnen wir den Heimgegangenen die Ruhe, die ihnen zu Theil geworden ist.

3) Daß wir die Hoffnung haben, unsere Vorausgegangenen einstens wieder zu finden, und im bessern Leben mit ihnen vereinigt zu werden. — Wenn der Tod uns auf ewig von unsern Freunden trennte; wenn er eine immerwährende Scheidewand zwischen uns und ihnen aufführte: dann wäre ein Uebermaß von Betrübniß noch einigermaßen zu entschuldigen. Aber dieses ist nicht der Fall; denn die Trennung, welche der Tod verursacht, dauert nur eine kurze Zeit. Bald ist die Zeit unsers irdischen Lebens vorüber; nur eine kleine Weile, und die Todesstunde schlägt auch für uns, und führt uns zu unsern vorausgegangenen Freunden und Brüdern hinüber. Wenn aber auch unsere irdische Pilgerfahrt lang währte, so ist unser Leben nur ein schnell vorübergehender Schatten. Denn was sind zwanzig und dreißig und noch mehr Jahre? Sie gleiten vorüber wie ein Traum, und sind sie vorbei, so befinden wir uns wieder bei den Unsrigen. Warum sollten wir uns also der kurzen Trennung wegen unmäßig betrüben? Wenn Freunde im Leben von einander

scheiden, so mag es wohl sein, daß sie dem scheidenden Freunde eine Abschiedsthräne nachweinen; allein die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen läßt die Traurigkeit keinen allzu hohen Grad erreichen. Und doch, wie unsicher ist diese Hoffnung! Wie oft trennen sich Freunde in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und kommen in diesem Leben nicht mehr zusammen. Wenn also die Hoffnung selbst eines ungewissen Wiedersehens das Herbe der Trennung im Leben versüsset, warum sollte es nicht auch das Bittere der Trennung im Tode versüßen? Darum trocknet euere Thränen, die ihr am Grabe euers Vaters, euerer Mutter, eueres Wohlthäters oder Freundes weinet, trocknet euere Thränen; denn ihr werdet die Vorausgegangenen bald wiederfinden, und ewig mit ihnen vereint bleiben, ohne je einmal wieder den Schmerz einer Trennung zu erfahren.

40) Wie der heilige Chrysostomus gegen die zu große Betrübniß beim Abscheiden theuerer Angehörigen eifert. In Joan. cap. XI.

Bei dem Tode der Angehörigen heulet und weinet man ohne Maaß und Ziel. Wie widersinnig ist aber nicht ein solches Betragen? Werden die Ungläubigen darüber nicht lachen? Werden sie unsere Glaubenslehren nicht für Fabeln halten? Werden sie nicht sagen: Es ist keine Auferstehung; was die Christen hierüber sagen, ist lächerlich, ist eitler Betrug. Heulen ja ihre Weiber bei Leichenbegängnissen gerade so, als wenn mit diesem Leben Alles aus wäre, und kehren sich an Nichts weniger, als an ihre Bibel. Alles, was sie von einem künftigen Leben sprechen, ist erdichtet; dieses sieht man aus ihren Handlungen. Wären sie überzeugt, daß der Verstorbene nicht wirklich gestorben, sondern in ein besseres Leben übergegangen sei, so würden sie ihn nicht so bedauern, als wäre er gar nicht mehr; würden sich nicht so sehr betrüben und bekümmern, würden nicht in die ihrer Religion geradezu widersprechenden Worte ausbrechen: Nun sehe ich dich nicht mehr, nun bekomme ich dich nicht mehr zurück. Ihre Lehren miteinander sind Erdichtungen. Wenn sie an diejenige, auf welche all ihre Hoffnungen gebaut sind, nicht glauben, wie viel weniger werden sie an die übrigen glauben!

Die Heiden sind nicht so empfindlich, und unter ihnen gab es manche, die sich in solchen Fällen zu fassen und zu überwinden wußten. Eine heidnische Mutter erhielt die Nachricht, daß ihr Sohn in der Schlacht geblieben sei, und in demselben Augenblicke erkundigte sie sich, wie es mit den Angelegenheiten des Staates stehe. Ein Philosoph hatte vernommen, einer von seinen Söhnen sei im Kriege für's Vaterland umgekommen. Welcher, fragte er, indem er sich den Kranz, den er als Philosoph trug, vom Kopfe abnahm, und setzte, als er den Namen des Sohnes gehört hatte, den Kranz wieder auf. Viele brachten, ihren Göttern zu Ehren, Söhne und Töchter um. Im Spartanischen hielten die Mütter ihre Söhne an, den Schild entweder zurückzubringen, oder zu sterben, und sich todt auf demselben liegend von dem Schlachtfelde tragen zu lassen. Ich schäme mich in der Seele, daß Heiden so vernünftig, Christen hingegen so unvernünftig und schändlich sich betragen. Viele Christen unterlassen aus Scham, was sie Gott zu Liebe nicht würden unterlassen. Die Weiber der Reichen reißen sich keine Haare aus, entblößen die Arme nicht. Auch diese sind im hohen Grade strafbar, nicht darum, weil sie die Arme nicht entblößen, sondern weil sie die Entblößung derselben nicht aus religiösen Gründen, sondern bloß aus politischer Schamhaftigkeit unterlassen. Die Schamhaftigkeit ist es, die ihren Schmerz in Schranken hält, nicht die Furcht Gottes. Was nun die Reichen unterlassen, weil sie reich sind, das sollten die Armen unterlassen, weil sie Gott fürchten. Da geschieht aber gerade das Gegentheil. Jene sind Meister über ihren Schmerz aus Stolz, und diese sind es nicht aus Kleinmuth. Alles thut man, um den Menschen zu gefallen; bei allen unsern Handlungen liegt irdisches Interesse zu Grunde.

So sollen wir, die wir Menschen sind, nicht weinen? Dieses gebiete ich nicht; denn nicht wider das Trauern sondern wider das unmäßige und übertriebene Trauern ist meine Rede gerichtet. Ich bin kein wildes Thier, kein Unmensch. Ich weiß, daß Umgang und tägliche Gesellschaft mit Freunden Bedürfniß für uns ist, und fordern, man solle gleichgiltig gegen den Tod seiner Freunde sein: dieses hieße etwas Widernatürliches verlangen; wir dürfen uns in solchen Fällen allerdings betrüben, Chri-

ſtus ſelbſt that es; denn er weinte um des verſtorbenen Lazarus willen. So ſollſt auch du es machen; du ſollſt trauern, aber ſo, daß die Schamhaftigkeit darunter nicht leidet, und die Furcht Gottes damit beſteht. Weineſt du auf dieſe Weiſe, ſo verläugneſt du den Glauben an die Auferſtehung nicht, ſondern du bekenneſt nur, daß dir die Trennung von deinem Freunde ſchwer fällt. Wenn Bekannte Abſchied von uns nehmen, um in fremde Länder zu reiſen, ſo weinen wir auch, thun aber nicht, als wollten wir verzweifeln. Auf ſolche Weiſe ſollſt du auch die Verſtorbenen beweinen; du ſollſt ſie betrachten als Reiſende, die ihre Reiſe etwas früher angetreten haben, als du. Damit will ich nicht ſagen, daß das Weinen Pflicht ſei, ſondern nur, daß es keine Sünde ſei. Hatte der Verſtorbene ſich in ſeinem Leben vieler Fehltritte ſchuldig gemacht, ſo ſoll man allerdings über ihn weinen; und nicht allein weinen ſoll man über ihn, denn das würde ihm weiter nichts nützen, ſondern auch ſolche Handlungen verrichten, die ihm nützen, z. B. Almoſen geben, Opfer für ihn darbringen. Andrer Seits ſoll man ſich auch über den Tod eines Solchen freuen, weil er nun keine Gelegenheit mehr hat zu ſündigen. War der Verſtorbene ein tugendhafter Menſch, ſo ſoll man ſich freuen, daß er nun in Sicherheit iſt, und von der Ungewißheit in Betreff ſeines ewigen Schickſals nicht mehr beunruhigt wird. War er ein Jüngling, ſo freue man ſich, daß er den Beſchwerniſſen dieſes Lebens ſo frühe entgangen iſt, war er ein Greis, ſo freue man ſich, daß er das Gut, welches in den Augen der Menſchen das Begehrungswürdigſte iſt, bis zur Genüge genoſſen. Allein ihr ſetzet alle dieſe Betrachtungen bei Seite und fordert nur die Mägde im Hauſe zur Trauer auf. Euere Abſicht dabei iſt, dem Verſtorbenen eine Ehre anzuthun; im Grunde aber thut ihr ihm die größte Unehre an. Denn einen Verſtorbenen ehrt man nicht, wenn man bei einem Leichenbegängniſſe heulet und weinet, ſondern wenn man Lieder und Pſalmen dabei anſtimmt, und ihm das Zeugniß gibt, daß er einen tugendhaften Lebenswandel geführt habe. Der verſtorbene Tugendhafte iſt im Himmel und ein Geſellſchafter der Engel, wenn gleich ſeine Leiche von Niemanden begleitet wird; und dem Böſewichte hilft es nichts, wenn gleich die ganze Stadt hinter ihm herginge. Willſt du das Andenken des Verſtorbenen ver-

herrlichen, so thue es durch Almosen, durch Wohlthun, durch Opfer. Das viele Jammern und Heulen dienet zu Nichts.

Noch eines andern Unfugs macht man sich bei den Leichenbegängnissen schuldig. Viele suchen durch die Thränen Liebhaber zu gewinnen und streben nach dem Ruhme, die Herzen der Männer durch ihr empfindsames Weinen einzunehmen. O der teuflischen Erfindung und des satanischen Kunstgriffes! Wie lange werden wir Staub und Asche, Fleisch und Blut bleiben? Schauet doch gegen den Himmel hinauf, trachtet doch nach geistigen Vergnügungen! Wie können wir bei einer solchen Aufführung die Heiden widerlegen? Wie mit ihnen von der gesammten Tugendlehre reden? Schaden wir nicht bei einer solch überspannten Traurigkeit selbst unserer Gesundheit? Wisset ihr nicht, daß oft der Tod eine Folge der Traurigkeit ist? Sie entzieht der Seele das Licht, das dieselbe zur Erfüllung ihrer Pflichten nöthig hat, und richtet noch vielen andern Schaden an. Also, wenn wir die Todten zu sehr beweinen, so beleidigen wir Gott und verschaffen weder uns, noch unsern Nebenmenschen einen Vortheil. Setzen wir hingegen unserem Schmerze Schranken, so machen wir uns des Beifalles Gottes und der Menschen würdig. Sind wir nicht kleinmüthig in Widerwärtigkeiten, so hilft uns Gott bald wieder zur vollkommenen Ruhe. Sind wir aber verdrießlich, so überläßt er uns dem quälenden Kummer.

Wie ist es doch möglich, wendet man ein, daß derjenige nicht trauert, der seinen Sohn, seine Tochter oder sein Weib verloren hat? Ich verlange ja nicht, wie schon gesagt, daß ein Solcher gar nicht, sondern nur, daß er nicht übermäßig trauern soll. Wenn wir bedenken, daß Gott es ist, der unsere Lieblinge genommen hat; wenn wir überlegen, daß der uns entrissene Mann oder Sohn sterblich war, so werden wir uns bald getröstet fühlen. Du bist ein Mensch und bist als solcher sterblich: warum lässest du dich so sehr betrüben, wenn dasjenige sich ereignet, was die Gesetze der Natur mit sich bringen? Du lässest es dich doch nicht verdrießen, daß du essen mußt, um dein Leben zu erhalten, und du bist noch nicht auf den Gedanken gekommen, zu versuchen, ob du nicht ohne Speise leben könnest. Ebenso verhalte dich auch in Rücksicht des Todes. Da du von Natur aus sterb-

lich bist, so verlange nicht unsterblich zu sein. Betrübe dich nicht, wenn Andere sterben, sondern laß es geschehen, daß das für Jedermann gemachte Gesetz in Erfüllung gehe. Trauere um deiner Sünden willen, dieß ist die beste, die vernünftigste Art zu trauern. Ja, um unserer Sünden willen wollen wir auf dieser Welt unausgesetzt trauern, damit wir uns in jener erfreuen mögen.

41) Rede an einen Menschen, der dem Tode nahe rückt.

Lieber Freud! Dein Uebel fängt an, immer bedenklicher zu werden. Die Aerzte bezweifeln einen günstigen Erfolg ihrer Bemühungen, und du selbst fühlest die fortwährende Abnahme deiner Kräfte. Du wirst mir es nicht übel nehmen, wenn ich dich auf deine Gefahr aufmerksam mache; gewiß, es ist dir lieb, zu wissen, wie es um dich stehet, und du würdest mit Recht ungehalten, wenn man dich in einer so wichtigen Sache täuschen würde. So werde denn, lieber Bruder, nicht traurig, wenn ich dich auf die ernste Gefahr aufmerksam mache, in welcher dein Leben schwebt. Zwar ist es nicht ganz und gar unmöglich, daß noch eine Aenderung zum Bessern eintreten kann. Bei Gott ist ja Alles möglich; aber nach menschlicher Ansicht ist diese Hoffnung sehr gering. Werde darüber nicht traurig. Es ist dem Menschen festgesetzt, einmal zu sterben. Dieser Nothwendigkeit kann Niemand ausweichen. Gott hat es nach der Sünde so über uns verfügt; der Christ fügt sich mit vollkommener Ergebung in diese Anordnung des Allerhöchsten. Er ist bereit zu sterben, sobald Gott es will. Sei demnach auch bereit, diesem Rufe deines Herrn zu folgen. Was verlierst du auch durch das irdische Leben? Ist es denn etwas Anderes, als eine Leidensschule und ein Thal der Zähren? Wie viel hast du während der Dauer desselben schon ausgestanden? Wie sehr hast du erfahren, daß der Mensch, vom Weibe geboren, in dieser Zeitlichkeit von vielen Trübsalen erfüllet wird! Wie traurig ist nicht auch der gegenwärtige Zustand! Wie viel hast du nicht zu leiden! Die Größe des Schmerzens hat dir schon wiederholt die Bitte um Auflösung auf die Zunge gelegt. Sieh, nun steht der Herr vor der Thüre, und ist bereit, dich von deinen Leiden zu erlösen. Gewiß, du weigerst dich nicht, seinem

Rufe zu folgen; du bist bereit zu sterben, weil dein Gott und Erlöser es haben will, und weil er am besten weiß, wann es für uns zu sterben heilsam ist.

Der Tod hat zwar seiner Natur nach etwas Schauerliches an sich, aber der gläubige Christ fürchtet ihn nicht. Auch du wirst vor ihm nicht zittern. Der Tod zerstört dein Wesen nicht, sondern bricht nur dein irdisches Wohnhaus ab, um dir jenseits eine unvergängliche Stätte zu bereiten. Der Tod ist für dich nur die Pforte zu einem neuen, bessern, ewigen Leben. Der Tod ist für dich ein Bote des Friedens, der dich von der Arbeit zur Ruhe, vom Kampfe zum Siege, von der mühseligen Pilgerreise in das Heimathsland ruft. Wie wenig verlierst du durch den Tod, und wie viel gewinnst du nicht vielmehr? Er nimmt dir zwar die irdischen Güter, aber dafür gibt er dir die ewigen, unvergänglichen; er beraubt dich der sinnlichen Vergnügungen, dagegen macht er dich theilhaftig der ewigen Freuden; er trennt dich von deinen Geliebten auf Erden, aber er führt dich ein in die Gesellschaft der seligen Geister, und wird dir auch diejenigen nach einer kurzen Weile nachbringen, welche du jetzt auf Erden zurücklässest. Nur dem grauet vor dem Tode, der in Sünden und im Unglauben dahin lebt, und für den es jenseits nichts zu hoffen gibt. Du aber stehest fest im Glauben; du hast dich durch den Gebrauch der Heilsmittel mit deinem Gotte ausgesöhnt; du hast kindliches Vertrauen auf deinen Gott und Heiland; du hoffest auf seine Barmherzigkeit, du liebest ihn, du willst ihn lieben die ganze Ewigkeit hindurch. Warum willst du also zagen? Was willst du fürchten? Für dich hat der Tod seinen Stachel verloren, das Grab seinen Schauer abgelegt. Darum, Bruder, entferne alle Furcht und sprich mit vollem Vertrauen: Tod, ich zittere nicht vor dir; du wirst mir der Weg in's bessere, ewige Leben. Kelch, den mein Jesus getrunken hat, sei mir willkommen, Gottes Vaterhand ist es, die ihn mir darreicht. Vater, ich bin bereit zu sterben, wann du es willst.

42) Ueber die Beerdigungen überhaupts.

Nur einige heidnische Völker, wie die Griechen und Römer, verbrannten die Leichen; aber die von ihnen gewonnene Asche wurde gesammelt und aufbewahrt oder in Urnen beigesetzt. Die

meisten heidnischen Völker, wie die Perser, Egyptier ꝛc. haben ihre Leichen beerdiget. Es ist dieses auch die angemessendste Behandlung menschlicher Leiber; denn so werden sie nicht, was die Achtung gegen sie verlangt, gewaltsam zerstört, sondern ihrer Selbstauflösung überlassen; sie kehren zu ihrem Ursprunge zurück, und werden gleichsam ein Saamenkorn, aus welchem nach der Verwesung ein besserer Leib ersteht.

Die Juden begruben ihre Leichen durchgehends, und oft mit vielem Gepränge. Unmittelbar nach dem Abscheiden drückten die Anverwandten der Leiche die Augen zu; hierauf wurde sie gewaschen und in Leinwand gehüllt; die Leichen der Vornehmen wurden mit vielen Umständlichkeiten einbalsamirt; so dauerte dieses Geschäft beim Tode Jakobs vierzig Tage. 1. Mos. 50, 3. Unbegraben liegen zu bleiben, galt als eine große Schmach; das Begraben der Todten aber wurde für ein nicht geringes Verdienst gehalten. Hierin zeichnete sich insbesondere der fromme Tobias aus. Die Begräbnißplätze wählte man gewöhnlich außerhalb der Städte und Dörfer; nur besonders angesehene Personen wurden manchmal innerhalb derselben bestattet. 1. König. 25, 1. Man wählte indeß zu Begräbnißplätzen gerne angenehme Orte unter schattigen Bäumen und Gärten, auch Familiengrüfte kommen schon frühzeitig vor. Die Trauer um die Verstorbenen war bei den Juden sehr auffallend. Man zerriß die Kleider, zerraufte sich die Haare, bestreute das Haupt mit Asche und erfüllte die Luft mit Geheul und Gejammer. Die Trauer währte gewöhnlich acht Tage; für hohe Personen aber viel länger.

Den Christen waren die Leiber der Abgeschiedenen von jeher ehrwürdig; sie sind durch die Sakramente, wie die Taufe, die letzte Oelung ꝛc. besonders geheiliget, und haben die Bestimmung, einstens wieder aufzustehen, und in Vereinigung mit den Seelen der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden. Die Christen suchten daher zur Zeit der Verfolgung die Leichen ihrer Glaubensgenossen mit Gefahr ihres eigenen Lebens auf und beerdigten sie; denn das Verbrennen derselben war ihnen ein Gräuel. Die Begräbnißstätte war zwar um die Kirche herum, aber auch in derselben. Hierauf bezüglich sagt Bischof Gerhard auf der Diözesan-Synode von Arras: Da die Christgläubigen ihr zeitliches Leben in der Einheit

des heiligen Geiſtes unter dem Geheimniſſe des katholiſchen Glaubens in der Kirche gemeinſchaftlich zubringen, damit ſie durch dieſe Kirche zur himmliſchen Seligkeit gelangen, ſo bitte ich euch, wo ſollen denn nach der Auflöſung die Leiber beſſer hinterlegt werden, als eben in dem Schooße der Mutter, der Kirche? Wie ſie im Zeitlichen der Kirche hier auf Erden durch den Glauben anhängen, ſo ruhen ſie auch nach dem Tode in ihrem Schooße, erwartend den Tag der Auferſtehung. Cf. B. 3. S. 520 u. flgde.

Die Leiche wickelte man in der älteſten Zeit gewöhnlich in weiße Leinwand, dem Sinnbilde des Ueberganges in das beſſere Leben. Bei der Leiche brannten Lichter, man fand ſich bei derſelben zum Gebete ein u. ſ. w. So wird berichtet, daß, als die heilige Makrina, die Schweſter des heiligen Gregor von Niſſa, ſtarb, alle Nachbarn zuſammenſtrömten, und bei der Leiche fromme Nachtwachen hielten.

Nach der Ausſtellung wurde die Leiche zu Grabe getragen; denn das Fahren derſelben auf einem Wagen hielt man für unanſtändig. Eine Leiche, vorzüglich von frommen Perſonen, zu tragen, hielt man in der alten Zeit für eine große Ehre, und ſelbſt Prieſter, ja auch Biſchöfe und ſogar Päpſte nahmen die Leichen der Gläubigen auf ihre Schultern und trugen ſie hinaus. Der heilige Papſt Euthychianus erwies dieſen Dienſt nicht weniger als 342 Marthyrern. Die heilige Paula wurde von mehreren Biſchöfen zu Grabe getragen, den heiligen Gregor von Nyſſa trug ſeine Schweſter Makrina zu Grabe, ſo auch der heilige Ambroſius mit noch einem Biſchofe ſeinen Bruder Satyrus. In Carthago war es im vierten Jahrhundert Pflicht der Büßer, die Leichen gemeiner Leute zu Grabe zu tragen; in andern Städten wurden bald eigene Leichenträger angeſtellt.

Die Leichen wurden mit Pſalmengeſang und abwechſend mit Gebet zu Grabe gebracht und in daſſelbe verſenkt. Cf. B. 3. S. 520 u. flgde.

Die Trauer um die Verſtorbenen war bei den Chriſten von jeher eine durch den Glauben und die Hoffnung auf Wiederſehen gemäßigte. Sie waren eingedenk der Mahnung des Apoſtels, um die Entſchlafenen nicht unmäßig zu trauern, wie jene, welche keine Hoffnung haben. Wo aber die Trauer etwas ſtark hervortrat,

ließen es die heiligen Väter nicht an eindringlichen Ermahnungen fehlen, wie unwürdig Solches eines Christen sei. So der heilige Augustin, der heilige Chrysostomus und Andere. Als beim Tode der heiligen Monika ihr kleiner Enkel Adeodatus heftig weinte, verargte man dieses selbst dem Knaben, und verwies ihn zur Ruhe; dagegen ergriff der anwesende Evodius das Psalmenbuch und fing abwechselnd mit den Uebrigen für die Abgeschiedenen zu beten an. Der heilige Chrysostomus bemerkt zu den Worten des Apostels: Wir wollen euch, Brüder, hinsichtlich der Entschlafenen nicht in Unwissenheit lassen, damit ihr euch nicht betrübet, wie die Uebrigen, die keine Hoffnung haben. 1. Thessal. 4, 12; — zu diesen Worten bemerkt der heilige Chrysostomus: Trauern, sagt der Apostel, aber nicht wie der Heide, der nichts von der Auferstehung weiß, und am künftigen Leben verzweifelt. Ich schäme mich, glaubt es mir, und ich erröthe, wenn ich einen Haufen Weiber über die Gassen ziehen sehe, die sich ungeberdig anstellen, die Haare ausreißen, die Hände blutig winden, und ihre Wangen verwunden, und das im Angesichte der Heiden. Was werden sie sich denken? Sind das diejenigen, werden sie sagen, die so viel Rühmens mit der Auferstehung machen? Ihre Thaten stimmen nicht mit ihrer Lehre überein. Mit Worten reden sie so viel von der Auferstehung; in der That aber läugnen sie selbst dieselbe. Wenn sie eine Hoffnung auf die Auferstehung hätten, so würden sie sich nicht also betragen. So zu reden haben die Ungläubigen aber Ursache, wenn sie unsere Wehklagen hören. Laßt uns daher unseres Betragens schämen, und laßt uns unsern Schmerz mäßigen. Denn sage mir, warum klagst du über den Verstorbenen so sehr? Weil er lasterhaft war? Aber man sollte Gott danken, daß er seiner Bosheit ein Ende gemacht hat. Oder weil es ein rechtschaffener und tugendhafter Mann war? Aber da müssen wir uns ja freuen, daß er geschwind und eher hinweggenommen worden, als die Bosheit sein Gewissen beflecken konnte, und daß er an einen Ort gekommen ist, wo er sicher ist, und keine Aenderung befürchten darf. Oder, weil er jung war? Danke deßwegen dem weisen Gott, daß er ihn in glücklichere Umstände versetzt hat. Erröthe über die jetzige Weise, den Todten zu begraben. Die Gesänge, die Gebete, die Versammlung der Priester, und eine

so große große Menge Brüder, — dieses Alles ist nicht deßwegen da, daß du weinen und jammern solleſt, sondern daß du dem dankeſt, der den Verstorbenen hinweggenommen. Denn gleichwie wir diejenigen, die zu einer obrigkeitlichen Würde berufen werden, mit einem freudigen Zurufe begleiten, so müssen wir es bezüglich derer thun, die glücklich vollenden, weil sie zu einer großen Ehre berufen werden.

43) Ein Wort über Leichenbegängnisse.

Eine Leiche zum Grabe zu begleiten, ist eine ernste Sache, und zugleich ein schöner Liebesdienst, welchen man dem Verstorbenen erweiset. Aber eben deßwegen soll auch dabei Alles so geschehen, daß diesem Rechenschaft getragen werde. Wie sehr müssen wir daher nicht unsere Leichenbegängnisse tadeln, vorzüglich wie viele derselben in größeren Städten vorkommen. Man geht hinter dem Sarge einher, als handelte es sich um die gleichgiltigste Sache. Man unterhält sich mit seinem Nachbar oft in frivolem Gespräche und selbst Gelächter; man erzählt sich einander die Neuigkeiten des Tages, oder führt anderes Gerede. Man gedenkt weder des Todten, noch der Pflicht, für sein Seelenheil zu beten. Die fromme Sitte, die Leichen mit Gebet zu Grabe zu begleiten, ist bei den sogenannten bessern Ständen fast allgemein außer Uebung gekommen; ja man schämt sich fast dieser Sitte. O es gibt oft nichts Aergerlicheres, als so manchen Leichenzug zu betrachten; man sollte manche Begleiter desselben geradezu hinwegschaffen, damit durch sie eine fromme Sitte nicht herabgewürdiget, und zum Gespötte der Andersgläubigen oder Ungläubigen werde.

Ein anderes Aergerniß sind insbesondere auf dem Lande der sogenannte Leichentrunk oder die Todtenmahle. Durch beide ist für Manchen Gelegenheit zu argen Ausschweifungen gegeben, abgesehen davon, daß dadurch die Begräbnisse selbst für die Hinterbliebenen unmäßig vertheuert werden. Schon durch das Wachen bei der Leiche, wobei an die sich Einfindenden oft in zu großem Maaße geistige Getränke vertheilt werden, fallen Unfug und Aergernisse vor. Solches soll unter Christen nicht vorkommen; denn was soll ich sagen, wenn selbst das Ableben eines Bruders, statt in uns die Gedanken des Ernstes zu erregen, Gelegenheit gibt, die Sinnlichkeit zu nähren und das Maaß unserer Sünden mehr anzuhäufen?

Auch ist eine unmäßige Trauer von Seite der Angehörigen nicht zu billigen. Dieses unmäßige Heulen und Jammern, Schreien und Klagen, wie es oft auf dem Lande vorkömmt, ist geradezu gegen den christlichen Glauben, und um so unanständiger, da es oft nur um der Gewohnheit willen geschieht, und häufig das Herz um so weniger fühlt, je lauter der Mund klagt. Der Christ weint den Seinigen wohl eine Thräne des Mitleidens nach, und seiner wehmüthigen Brust entsteigt mancher Seufzer des Schmerzens; aber er ist bei Allem voll Ergebung, sein Schmerz ist mehr ein innerer, als ein äußerer; er fühlt mehr, als er spricht oder jammert. Wie sehr die heiligen Väter das unmäßige Klagen und Trauern bei Leichenbegängnissen rügen, ist oben bemerkt worden.

Endlich soll bei Leichenbegängnissen auch aller übertriebener Prunk und Glanz vermieden werden. Es darf zwar auch bei Leichenbegängnissen noch die Verschiedenheit der Stände hervortreten; aber damit soll es auch sein Bewenden haben, und insbesonders ist es zu tadeln, wenn die Mittelstände auch im Tode noch mehr Glanz ansprechen, als ihnen gebührt. Auch gegen zu prunkvolle Leichenbegängnisse eifern die heiligen Väter mit allem Nachdruck. So sagt der heilige Chrysostomus: Wenn du hörst, mein christlicher Bruder, daß dein Herr nackt auferstanden sei, so stehe ab von dem unmäßigen Trauerluxus. Wozu noch dieser unnütze, zwecklose Aufwand? Den Trauernden schadet er, dem Todten aber nützt er nichts, ja, wenn ich es sagen soll, er schadet auch diesem. Denn oft reizt die Pracht des Grabmals den nächtlichen Dieb; oft ist sie die Ursache, daß der stattlich beerdigte Leichnam ausgegraben und nackt hingeworfen wird. Aber, o der Eitelkeit, wie tyrannisch, wie unsinnig herrscht sie selbst über die Trauer! Denn, damit der Leichnam nicht bestohlen werde, schneiden Viele die feinste Leinwand in Stücke, und bestreichen sie mit aromatischen Säften, um sie für den Räuber auf doppelte Weise unbrauchbar zu machen; und so bestatten sie den Todten zur Erde. Ist dieses nicht rasend, nicht tollsinnig, seine Pracht zeigen zu wollen, und doch sie selbst wieder zu vernichten? Nein, sagen sie, es geschieht ja nur, damit die Tücher nicht gestohlen werden. Wenn sie aber die Diebe nicht rauben, werden sie etwa die Motten und Würmer auch nicht rauben? Und wenn sie auch die Motten und Würmer nicht

rauben, werden ſie nicht die Zeit und Fäulniß verderben? Aber geſetzt, weder Diebe noch Motten, weder Würmer noch Zeit, noch ſonſt etwas ſeien vermögend, das Leichenkleid zu verzehren; geſetzt, der Körper bleibe unberührt liegen bis zum Tage der Auferſtehung, geſetzt, das ganze Geräth bleibe immer neu, friſch und ſchön: was gewinnt der Verſtorbene dabei, wenn der Körper nackt auferſtehen, dieſes Alles aber zurückbleiben muß, ohne das Gericht nur im Geringſten zu erleichtern? St. Chrysost. hom. 84. in Joan.

44) Ueber die Ceremonien bei einer Beerdigung.

Zu dem hierüber bereits oben B. 3. Seite 521 Geſagten bemerken wir hier noch Folgendes:

Iſt der beerdigende Prieſter mit ſeiner Begleitung zum Hauſe gekommen, wo die Leiche liegt, ſo beginnt er: Si iniquitates etc. d. h.: Wenn du, o Herr, auf die Miſſethaten ſchaueſt u. ſ. w. Hierauf wird der Pſalm 129 geſungen oder gebetet, und am Ende die Antiphon wiederholt: „Wenn du, o Herr, auf die Miſſethaten ſchaueſt, Herr, wer wird beſtehen?“

Hierauf betet oder ſingt der Prieſter abwechſelnd mit den Dienern:

V. Herr, erbarme dich! R. Chriſte, erbarme dich.

V. Herr, erbarme dich! — Vater unſer.

Während dieſes in Stille gebetet wird, beſprengt der Prieſter die Leiche mit Weihwaſſer und beräuchert ſie. Sodann wird fortgefahren:

V. Und führe uns nicht in Verſuchung. R. Sondern erlöſe uns von dem Uebel.

V. Von der Pforte der Hölle. R. Errette, o Herr, ſeine Seele.

V. Sie ruhe im Frieden. R. Amen.

V. Herr, erhöre mein Gebet. R. Und mein Geſchrei komme zu dir.

V. Der Herr ſei mit euch. R. Und mit deinem Geiſte.

Laſſet uns beten! Erlöſe, wir bitten dich, o Herr, die Seele deines Dieners N. (deiner Dienerin N.), damit ſie, für die Welt geſtorben, dir lebe. Was ſie aber durch die Gebrechlichkeit des Fleiſches im Umgange mit Menſchen ſündigte, das tilge du aus durch die Verzeihung deiner gnädigen Erbarmung. Durch Chriſtum, unſern Herrn. R. Amen.

V. Die ewige Ruhe gib ihr, o Herr! R. Und das ewige Licht leuchte ihr.

V. Sie ruhe im Frieden. R. Amen.

Der Priester besprengt die Leiche abermals mit Weihwasser und spricht: „Mit himmlischem Thaue befeuchte deine Seele Gott † der Vater, und † der Sohn und der heilige † Geist. Amen."

Indem sofort die Träger die Leiche ergreifen und der Trauerzug sich in Bewegung setzt, singt der Priester: „Die zerschlagenen Gebeine werden in Gott frohlocken." Der Sängerchor beginnt den 50. Psalm: „Miserere mei Deus," und setzt ihn fort. Der Priester betet ihn in der Stille. Wenn der Weg zum Leichenacker länger ist, so wird auch der 129. Psalm: „De profundis" noch hinzugefügt. — Daß man schon im grauesten Alterthume die Leichen unter Psalmgesang zu Grabe zu begleiten pflegte, bezeugen z. B. der heilige Gregor von Nazianz, der heilige Hieronymus und andere Väter.

Wie ehrwürdig ist nicht alles bisher Angeführte; wie angemessen dem Ernste der Handlung; wie geeignet, fromme Erwägungen hervorzurufen! Der Leichenzug ist gleichsam das Geleite, welches man der Seele in die Ewigkeit gibt, und alle dabei stattfindenden Gebete und Ceremonien beziehen sich darauf, ihr Gnade von Gott zu erflehen. Aber nicht anders, als wäre die menschliche Fürbitte zu schwach, wird auch die Hilfe der Heiligen angerufen. Dieß geschieht namentlich beim Eintritt in den Leichenacker; denn da wird gesungen: „Kommet zu Hilfe, Heilige Gottes, eilet entgegen, ihr Engel des Herrn, und nehmt auf seine (ihre) Seele, und geleitet sie vor das Angesicht des Allerhöchsten. Es nehme dich auf Christus, der dich berufen, und in den Schooß Abrahams sollen dich führen die Engel. Die ewige Ruhe gib ihm, o Herr, und das ewige Licht leuchte ihm."

Das Flehen wird noch inniger, wenn man sich dem Grabe nähert; denn jetzt wird gesungen: „In das Paradies mögen dich begleiten die Engel; bei deiner Ankunft mögen die Marthrer dich aufnehmen, und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem. Der Chor der Engel möge dich empfangen, und mit Lazarus, dem einstens so Armen, sollst du haben die ewige Ruhe."

Beim Grabe angekommen, segnet es der Priester; denn es soll ja der vorläufige Wohnort des Leibes werden: daher geziemt

es sich, daß diese Gruft geweihet und gesegnet sei. Dabei spricht der Priester: „Laßt uns beten! O Gott, durch dessen Erbarmung die Seelen der Gläubigen Ruhe haben, würdige dich, dieses Grab zu † segnen, sende ihm deinen heiligen Engel zum Schutze, und erlöse von allen Banden der Sünden die Seelen derjenigen, deren Leiber hier begraben werden, auf daß sie sich in dir mit deinen Heiligen ohne Ende erfreuen mögen. Durch Christus, unsern Herrn. Amen." — Nach diesem Gebete wird das Grab mit Weihwasser besprengt und angeräuchert, mit den Worten: „Es möge geheiliget werden dieses Grab im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Das Weihwasser soll nämlich den Teufel abhalten; der Weihrauch aber die künftige Auferstehung andeuten.

Während die Leiche in das Grab hinabgelassen wird, spricht der Priester die bedeutungsvollen Worte: „Nimm, Erde, was dein ist; auch Gott nehme, was sein ist. Der Leib ist von der Erde gebildet, der Geist aber von Oben eingehaucht." Auch jetzt wird die Leiche mit geweihtem Wasser unter den Worten besprengt: „Mit himmlischen Thau erfrische deine Seele Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Amen." — Auf gleiche Weise wird sie mit den Worten angeräuchert: „Mit himmlischem Wohlgeruche erquicke deine Seele — Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Amen."

Hierauf spricht der Priester: „Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist, und in Staub zurückkehren wirst." Und um diese Worte durch die That zu bekräftigen, wirft er dreimal Erde auf den Sarg.

Hat die so eben vorgenommene Handlung unsere Nichtigkeit ausgedrückt, um uns zu demüthigen, so werden wir sofort wieder zur seligen Hoffnung aufgerichtet; denn der Priester singt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird fortleben, wenn er auch gestorben ist, und ein Jeder, der lebt und glaubt an mich, wird in Ewigkeit nicht sterben." Hierauf folgt der herrliche Lobgesang des Zacharias. An diesen reihen sich nachstehende Gebete an:

V. Herr, erbarme dich unser. R. Christe, erbarme dich unser.
V. Herr, erbarme dich unser. — Vater unser.

V. Und führe uns nicht in Versuchung. R. Sondern erlöse uns von dem Uebel.

V. Von der Pforte der Hölle. R. Befreie, o Herr, seine Seele.

V. Sie ruhe im Frieden. R. Amen.

V. Herr, erhöre mein Gebet. R. Und mein Geschrei laß zu dir kommen.

V. Der Herr sei mit euch. R. Und mit deinem Geiste.

V. Lasset uns beten! Laß, o Herr, wir bitten dich, deinem verstorbenen Diener N., (deiner verstorbenen Dienerin N.) eine solche Barmherzigkeit angedeihen, daß er (sie) für seine (ihre) Thaten nicht Strafe erleide, da er (sie) deinen Willen zu thun bereit war, damit, wie ihn (sie) hienieden der wahre Glaube der Gesellschaft der Christen einverleibte, so jenseits deine Erbarmung ihn (sie) mit den englischen Chören vereinige. Durch Christum, unsern Herrn. R. Amen.

V. Herr, gib ihm die ewige Ruhe. R. Und das ewige Licht leuchte ihm.

V. Er ruhe im Frieden. R. Amen.

V. Seine Seele und die Seelen aller verstorbenen Gläubigen ruhen durch die Barmherzigkeit Gottes im Frieden. R. Amen.

Nun ergreift der Priester das Kreuz und bezeichnet damit das Grab, indem er spricht: „Das Zeichen des Erlösers, unsers Herrn Jesu Christi, sei über dich gezeichnet, der in diesem Bildnisse dich erlöset hat.“ Indem der Priester mit dem Kreuze auf die Bahre stößt, spricht er: „Er (Christus) wolle nicht zugeben, daß der Engel des Verderbens dir in Ewigkeit schade. Der Friede sei mit dir.“ R. Amen.

Der Priester besprengt noch das Grab mit Weihwasser und betet für den Beerdigten das Vater unser sammt dem englischen Gruße.

Noch müssen wir erwähnen, daß die Laien mit dem Haupte nach Niedergang, die Kleriker mit demselben gegen Aufgang beerdiget werden, damit die Letztern bei der Ankunft des Richters, der, als von Aufgang kommend, gedacht wird, sogleich entgegenschauen, um Rechenschaft von den Gläubigen abzugeben.

Nach der Beerdigung, oder bald darauf folgt der Seelengottesdienst. In frühern Zeiten wurde der Leichnam in die Kirche getragen und in der Nähe des Altars niedergestellt. Dadurch wurde gesinnbildet, daß die Kirche die Ihrigen bis zum Richterstuhle

Gottes begleite, und durch Gebet ihr Heil vermittle. Denn es wurde jetzt das Todten-Officium gebetet, welches heut zu Tage öfters am Vorabende feierlicher Leichenbegängnisse gesungen wird, und wovon wir B. 7. S. 621 u. 622. handelten, und hierauf folgte der Seelengottesdienst; nach demselben wird die Absolution gegeben oder das Libera gehalten, und nun kam es erst zur Beerdigung selbst. Heut zu Tage folgt, wie gesagt, der Seelengottesdienst auf die Beerdigung, und nach demselben ward das Libera gehalten. Es ist nämlich in der Kirche eine schwarze Bahr aufgerichtet und mit brennenden Lichtern umgeben, die an die Leiche des Abgelebten erinnert. Zu dieser begibt sich der Priester mit seiner Begleitung im Rauchmantel und unter Vortragung des Kreuzes. Der Chor singt: „Erlöse mich, o Herr, von dem ewigen Tode an jenem schauerlichen Tage, wann die Himmel und die Erde beben, wann du kömmst zu richten die Welt durch das Feuer. Zitternd bin ich geworden und fürchte mich, indem die Untersuchung kömmt und der künftige Zorn. Jener Tag ist ein Tag des Zornes, des Unheiles und des Elendes, ein großer und ein sehr bitterer Tag. — Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht laß ihm leuchten." Hierauf betet der Priester:

V. Herr, erbarme dich unser. R. Christus, erbarme dich unser.

V. Herr, erbarme dich unser. — Vater unser.

Inzwischen wird die Bahre auf beiden Seiten mit Weihwasser besprengt und beräuchert, und hierauf fortgefahren:

V. Und führe uns nicht in Versuchung. R. Sondern erlöse uns von dem Uebel.

V. Von der Pforte der Hölle. R. Erlöse, o Herr, seine Seele.

V. Er ruhe im Frieden. R. Amen.

V. Herr, erhöre mein Gebet. R. Und mein Rufen laß zu dir kommen.

V. Der Herr sei mit euch. R. Und mit deinem Geiste.

Lasset uns beten! Erlöse, o Herr, wir bitten dich, die Seele deines Dieners N., (deiner Dienerin N.), daß sie der Welt abgestorben, dir lebe, und was sie wegen der Gebrechlichkeit des Fleisches im Umgange mit Menschen sündigte, tilge du aus durch die Verzeihung deiner gnädigen Erbarmung. Durch Christum, unsern Herrn. R. Amen.

V. Herr, gib ihm die ewige Ruhe. R. Und das ewige Licht leuchte ihm.

V. Laß ihn ruhen im Frieden. R. Amen.

45) Erwägungen auf dem Gottesacker.

Schauerlich ist es, an den Gräbern unserer hingeschiedenen Brüder und Schwestern umherzuwandeln. Hier sieht man das Wort der Schrift erfüllt: Zur Fäulniß sprach ich: Mein Vater bist du; zu den Würmern: Mutter und Schwester seid ihr mir. Job 17, 14. Wie liegen sie hier Alle durcheinander: Der Jüngling und der Greis, der Reiche und der Arme, der Hohe und der Niedrige, der Gute und der Bösewicht. Die Einen sind schon längst vermodert, und nichts mehr ist von ihren irdischen Ueberresten vorhanden; die Andern hat man erst in den jüngsten Tagen in das finstere Grab hineingelegt. Bleiben wir bei einzelnen Gräbern stehen, und stellen wir darüber unsere Betrachtung an, oder lassen wir vielmehr die Gräber selbst zu uns sprechen.

Unter diesem Hügel ruht ein Jüngling. Der Tod hat ihn in der Blüthe der Jahre aus den Armen der Seinigen genommen. Auf ihn waren so viele Hoffnungen gebauet; er hätte die Stütze seiner Eltern in ihrem Alter werden sollen. Darum wurde von ihnen auf seine Erziehung und Ausbildung so viel verwendet. Aber die guten Eltern haben sich getäuscht; der Tod hat ihre Hoffnungen zerstört. O Jugend, denke hier einen Augenblick nach, und fasse Gedanken des Ernstes. Auch dir kann ein ähnliches Loos bevorstehen, und eher, als du es denkest, kannst du eine Leiche sein. Dieses Grab verkündet dir es laut, daß der Tod weder die Jugend, noch die Gesundheit schont. Jüngling, wenn so plötzlich der Tod dich überfiele, welche Angst würde sich deiner bemächtigen! Denn du bist zwar noch jung an Jahren, aber bereits alt an Sünden. Ach, noch so jung, und schon so verdorben, noch so wenige Jahre, und schon so viele Sünden! Was würde deiner warten, wenn du so in das Grab hineinsteigen müßtest? O kehre um, ehe du noch im Abgrunde des Verderbens liegest, aus dem es kein Entkommen mehr gibt. Aber wohl dem Jüngling, der in der Furcht Gottes wandelt, an Recht und Tugend hält und an seiner Vervollkommnung arbeitet. Für ihn hat das Grab nichts Schreckliches. Stirbt

der Tugendhafte gleichwohl jung, so ist er dennoch vor Gott alt geworden. An ihm erfüllet sich das Wort der Schrift: Frühe vollendet, hat er viele Jahre erreicht. Seine Seele war Gott wohlgefällig; darum eilte er, ihn aus der Mitte der Laster hinwegzunehmen. Weish. 4, 13. 14.

Neben dem Jüngling ruhet ein Greis. Er hat ein hohes Alter erreicht; denn seine Lebensdauer zählt achtzig Jahre. Welch eine lange Zeit! Aber fragt den, welchen dieser Hügel deckt, ob er auch eine solche Sprache führt. Ach, nein, ruft er aus seinem Grabe heraus. Mein Leben war nur ein Traum; und ehe ich es merkte, war es abgelaufen. Denn auch in meinem hohen Alter hielt ich mich noch von dem Tode entfernt, und immer noch ein paar Jahre hoffend, bin ich gestorben, ohne in meinem langen Leben Zeit gefunden zu haben, mich auf den Tod vorzubereiten. O wie Vielen begegnet ein ähnliches Schicksal! Wir sehen nicht Wenige vor unsern Augen umherwandeln, welche von der Last der Jahre bereits tief niedergebeugt sind, deren Kräfte täglich abnehmen, und die fast schon mit einem Fuße im Grabe stehen. Aber sie denken noch nicht an den Tod, sie hängen noch zu sehr an dem Leben; sie machen noch Pläne auf viele Jahre hinaus, und können sich noch kaum von den Genüßen und Ausschweifungen der Jugend trennen. O gedenket doch einmal euers baldigen Endes; fanget an, euch mit dem Tode vertraut zu machen, und Werke für die Ewigkeit zu sammeln, damit ihr nicht trotz euers hohen Alters zuletzt als Kinder in das Grab hineinsteiget. Zwar ist für euch der Zeiger der Uhr schon weit vorgerückt; aber noch ruft euch der barmherzige Gott in seinen Weinberg. Darum eilet, benützet noch den letzten Rest euers Lebens für die Ewigkeit, nachdem ihr so viele Jahre für die Zeitlichkeit gelebt habet.

Wir schreiten einige Schritte vorwärts und gelangen zum Grabe eines Mannes, der in der Fülle seiner Kraft hinweggenommen wurde. Wer ihn gekannt, war versucht zu glauben, der Tod werde seiner kaum Meister, so voll strotzte er von Gesundheit, und eine solche Fülle der Kraft war in ihm vereiniget. Aber plötzlich schwand Alles dahin, und führte ihn der Tod als seine Beute fort. Da sehen wir es augenscheinlich erfüllt, was die Schrift sagt: Der Mensch, wie Heu sind seine Tage, wie eine

Blume des Feldes, also blüht er dahin; denn fährt der Wind an ihr vorüber, so hält sie nicht aus, und man kennt nimmer ihren Ort. Ps. 102, 15. 16. Der Tod kümmert sich um Niemand, er sieht nicht auf die Person. Er frägt nicht: Ist dein Geschäft in Ordnung, dein Gewissen beruhigt? Weder Gesundheit, noch Kraft schützt gegen ihn. Wie die Sense des Mähers das Gras hinwegschneidet, sei es dürre oder grün, so rafft der Tod aller Menschen Leben dahin. Darum schaue Niemand auf seine Kraft, vertraue Niemand auf seine Gesundheit!

Wer ruht unter jenem, mit so viel Blumen gezierten Hügel? Es war eine irdische Schönheit, der man viel gehuldiget, und die alle Augen im Leben auf sich gezogen hatte. Wo ist nun diese Schönheit? Wo die Frische, liebliche Gesichtsfarbe? Wo das reizende, einnehmende Wesen? Alles ist dahin, und auf dem Schädel, wo vormals Schönheit prangte, herrscht nun Grausen. O wenn mancher der ehemaligen Bewunderer dieser Schönheit den jetzt von Würmern zerfressenen Leib sehen würde: welch ein Grauen und Entsetzen würde ihn befallen! Lernet hier, ihr Schönen der Erde, was euer Leib ist, auf welchen ihr so viel haltet und den ihr so zierlich schmücket. Wie oft stehet ihr vor dem Spiegel und schauet euere Wohlgestalt. Denket doch daran, was aus euerm zierlichen Haupte im Grabe werden wird. Wie stolz schreitet ihr einher, weil euer Leib so schlank und wohlgebildet ist. Erinnert euch dabei, daß dieser Leib nur ein Würmersack ist, daß ihn einstens die Motten zerfressen werden. O vergesset nicht, was die heilige Schrift sagt: Betrüglich ist die Anmuth und eitel die Schönheit; ein Weib, das den Herrn fürchtet, das wird gelobt werden. Sprüchw. 31, 30. Alle irdische Schönheit ist wie eine Blume des Feldes, die schnell verblüht, und dann in den Ofen geworfen wird. Nur die Schönheit der Seele ist ein bleibendes Gut, die auch jenseits noch besteht, und dort erst ihren wahren Werth erhält.

Setzen wir unsere Wanderung fort. Wir kommen zum Grabe, das ein Elternpaar umschließet. Kinder, kommt hieher und stellet ernste Betrachtungen an. Erinnert euch eueres Vaters, wie thätig und eifrig er war, wie gottesfürchtig und rechtschaffen. Wie strenge hielt er an Wahrheit und Tugend. Und euere Mutter, wie fromm

war sie, und zugleich wie besorgt für euer Wohl. O Kinder, macht durch euern tugendhaften Wandel euern Eltern unter der Erde noch Freude! Sie gedenken euer noch immer mit Liebe und erwarten euch beim Herrn. Befolget doch die guten Ermahnungen, die sie euch so oft im Leben gegeben haben. Seid ihr diesen Lehren nie ungetreu worden? O wie würden sich manche Eltern betrüben, wenn sie den Wandel ihrer Kinder sähen! Sie haben euere Unschuld einstens so sorgfältig gehütet, und es war ihr Trost beim Abscheiden von diesem Leben, daß sie tugendhafte Kinder auf Erden zurücklassen. Sie hofften von euch, daß ihr nie vom Pfade der Tugend abweichen würdet, und ihr habt es ihnen unter Thränen gelobt. Aber wie habt ihr euere guten Eltern getäuscht! Wie habt ihr allen Glauben verloren, wie alle Tugend hinweggeworfen! Wie seid ihr so leichtsinnig geworden, wie so tief gefallen! Kinder, euere Eltern weinen noch in der Ewigkeit über euch, und wenn es etwas gibt, das sie in Erlangung vollkommener Seligkeit hindert, so seid ihr es, und die Ruchlosigkeit eueres Wandels. O wie könnt ihr so gottlos sein, und euern Eltern noch in der Ewigkeit Schmerz bereiten?

Dort kniet eine Mutter an einem frisch aufgeworfenen Hügel. Sie weinet so bitter, und seufzet so tief auf; denn man hat erst ihr einziges Kind in den düstern Raum des Grabes gelegt. Nun ist all ihre Freude dahin, und all ihre Hoffnung hat man ihr genommen. Doch horche, Mutter, auf die Stimme, welche aus dem Grabe zu dir dringt: Mutter, ruft die Stimme, trockne deine Thränen, laß verstummen deine Seufzer! Störe nicht länger durch deinen Schmerz meine Glückseligkeit. Mir ist unaussprechlich wohl; denn ich bin nach kurzen Leiden in unaussprechliche Freuden aufgenommen worden. Gott hat mich von der Erde abgerufen, und mich dadurch von vielen Gefahren erlöset, und dir große Sorgen abgenommen. Freue dich meines Glückes. Du hast mich nicht verloren, sondern nur in jenes Leben vorausgeschickt, in welches du mir bald nachfolgen wirst. Im Geiste bin ich auch jetzt schon bei dir; ich umschwebe unsichtbarer Weise als Engel dich, und beschütze dich auf deinen Wegen. — Mutter, wirst du noch weinen, nachdem du dieses gehört hast?

Hier ist ein Grab, das einen Priester deckt. Er war ein

treuer Seelenhirt; er hat viel gebetet und gearbeitet. Er hat die Kleinen mit der Milch des göttlichen Wortes genährt, und die Gefühle der Tugend in ihre jugendlichen Herzen gepflanzt; er hat unermüdet an heiliger Stätte das Evangelium verkündet und mit Eifer die heiligen Sakramente gespendet. Er hat am Krankenbette unverdrossen Trost gespendet, er hat Frieden in den Familien gestiftet, die Frommen in der Tugend befestiget und viele Lasterhafte auf den Weg des Guten zurückgeführt. Er war ein treuer Hirt seiner Heerde, und ließ seinen Schäflein alle Liebe und Sorgfalt angedeihen. O wie wohl wird ihm jetzt sein, wie wird er für all seine Mühe reichlichen Lohn gefunden haben! Welchen Reichthum hat ihm jetzt seine freiwillige Entbehrung und Abtödtung gebracht!

Neben dem Priester erheben sich zwei Gräber, in welchen zwei Männer ruhen, die auf Erden im Ruhme der Gelehrsamkeit standen. Sie haben beide sich im Schacht der Wissenschaften abgemühet und den menschlichen Geist mit neuen Entdeckungen zu bereichern gesucht; aber welch ungleiche Wege sind sie gegangen. Der Eine war ein frommer Gläubiger, er erkannte, daß das Licht der menschlichen Vernunft Finsterniß sei, wenn sie nicht durch die Gnade Gottes erleuchtet wird; er forschte mit demüthigem Geiste und im steten Aufblick zum Himmel; er erkannte, daß alles menschliche Wissen nur ein Stückwerk sei, daß wir hienieden nur wie im Spiegel sehen, und unsere Erkenntniß nur unvollkommen ist. Dieses Bewußtsein bewahrte ihn vor vielen Irrthümern, in welche sich der zu freie, von Gott abgefallene Geist nur zu leicht verirrt. Wie glücklich wird sich jetzt dieser fühlen! Nun sind seine Zweifel gelöset, alle Dunkelheiten sind ihm aufgeklärt, ein unendliches Gebiet ist seinem Forscher-Auge eröffnet. Er schauet die höchste Wahrheit selbst, wie sie in sich ist, ohne Schleier und Nebel. Dort liegt aber ein anderer Gelehrter, der seine Vernunft mißbrauchte. Er wollte ohne Licht von Oben Alles erkennen und durchschauen; er erklärte die Vernunft des Menschen als das einzige Licht; er wollte nichts wissen von einem höheren Wesen. So geschah es, daß er sich in gräuliche Irrthümer verwickelte. Ja, seine Bosheit ging noch weiter. Er machte es sich zum Geschäfte, die Religion zu verspotten und durch seinen Witz den Glauben in dem Herzen der arglosen Menge zu untergraben. Er leugnete

das, was sein schwacher Verstand nicht begreifen konnte. Das Gift, welches er in seinen Schriften niederlegte, fließt nun gleichsam in der ganzen Welt auseinander und verpestet die Seelen. O wie wird diesem Elenden jetzt zu Muthe sein; in welch gräulichen Finsternissen wird er jetzt jammern, in welch einer Nacht der Verzweiflung wird er heulen!

Wir gehen weiter und gelangen zum Grabe eines Richters. Ihm war es gegönnt, den Armen mit den Flügeln der rettenden Gerechtigkeit zu umschweben; er konnte dem Unrechte wehren und es der gerechten Strafe überliefern; er konnte die menschliche Gesellschaft gegen die Willkür Einzelner schützen; in seine Hände war es gelegt, Viele im ruhigen Besitze ihres Rechtes zu schützen. Welch ein schöner Wirkungskreis war ihm beschieden! Wie viel Segen konnte er verbreiten, wie viel Gutes stiften! Wohl ihm, wenn er seinen Beruf erkannt hat, und seinen Pflichten nachgekommen ist. Aber wehe ihm, wenn er, der Schirmer des Rechtes, dieses selbst verletzt hat; wenn er bestochen, den Armen unterdrückte, ihn verachtete und schonungslos zurückstieß; wenn er nach Willkür sein Amt verwaltete; wenn er statt durch sein Beispiel Anderen vorzuleuchten, diese geärgert hat. Welch ein Gericht wird über ihn ergangen sein!

Da ist ein ganz verlassener Hügel, ohne Denkmal und Erinnerungszeichen. Ach, es ist ein Armer. Im Leben hat Niemand nach ihm gefragt, auch im Tode kümmert sich Niemand um ihn. Er hat im Leben viel geduldet, großen Mangel gelitten und viel Zurücksetzung ertragen müssen. Wohl ihm, wenn er die Last des Lebens willig ertragen, wenn er das Vertrauen nicht verloren, wenn er geduldig ausgeharret hat. Wie leicht wird ihm jetzt die Erde sein! Wie wird sich sein Mangel in Reichthum, sein Elend in Herrlichkeit verwandelt haben. So möge jede geängstigte, verfolgte, Mangel leidende Seele ausharren. Die Wasser der Trübsal fließen schnell hinab, und dann folgt ein unversiegbarer Strom ewiger Glückseligkeit. Nur eine kleine Weile, und Alles ist vorüber, und das Leiden hat sich in Freuden verwandelt.

Aber hier steht ein kostbares Denkmal mit goldener Inschrift. Es ist einem Reichen gesetzt. Ach, hart wie der Fels, der über seinem Grabe sich erhebt, war einstens sein Herz. Kein Mit-

leiden hatte er mit seinem armen Mitbruder; taub waren seine Ohren gegen dessen Nothschrei; ungerührt blieb er bei allen Thränen und Seufzern. Darum steigt jetzt auch kein frommer Seufzer für seine Seelenruhe zum Himmel empor. Er lebte nur für seinen Reichthum, und reich ist er geworden auf die ungerechteste Weise; denn kein Mittel, wenn auch noch so sündhaft, hat er verschmäht, um sein Gut zu mehren. Mit eiserner Hand hat er seine Habe zusammengehalten, bis der Tod sie ihm genommen und lustigen Erben in die Hände geliefert hat. Und nun ist ihm von Allem nur noch diese Steinmasse geblieben, an welcher der Wanderer eben so empfindungslos vorüber gehet, als der hier Begrabene im Leben gegen seine Mitmenschen war.

Ein ganz anderes Schauspiel zeigt sich unseren Blicken ein paar Schritte weiter vorwärts, an jenem Grabe geht Niemand vorüber, ohne stille zu stehen; viele knieen im Kreise herum, und schluchzen und weinen. Woher rührt diese Theilnahme? O es liegt dort ein edler Menschenfreund begraben. Er hat in seinem Leben so viele Hungrige gespeiset, Kranke besucht und Traurige getröstet. Keiner ist leer hinweggegangen, der bei ihm Hilfe suchte. Darum folgt ihm der Dank und die Liebe Aller nach, die er beglückt hat. Seine Menschenliebe versammelt Arme und Dürftige in trauernden Gruppen um sein Grab. Flehentliche Bitten steigen aus ihrem Herzen empor, daß Gott ihren Wohlthäter in ewiger Seligkeit die Schätze genießen lasse, die er in Werken dort oben im Himmel sich hinterlegt hat. Sein Andenken wird nicht bloß durch die Tafel von Stein und Erz erhalten, er lebt im Herzen der Menschen. Der Vater lehrt es dem Sohne und die Mutter der Tochter, was jener Edle Gutes gethan hat. Sein Andenken bleibt im Segen; denn in seinen Stiftungen hört er auch nach seinem Tode nicht auf, der Wohlthäter der Armen zu sein.

Und wenn wir nicht mehr beim einzelnen Grabe verweilen, wenn wir hinblicken über die ganze mit Gräbern angefüllte Fläche des Gottesackers: welche Stille herrscht nicht an diesem Orte, und wird auch von denjenigen beobachtet, die einstens im Leben so viel Lärm machten! Aber auch wie viel Mühe, Arbeit und Sorge hat hier das Ende gefunden! Welch heiße Schweißtropfen sind Manchen, die hier begraben liegen, von der Stirne geflossen; welche Stürme

ſind über ſie ergangen, welches Heer von Kümmerniſſen hat ihnen das Herz belaſtet! Nun iſt Feierabend; der Vielbewegte, der Müde hat ſeine Ruhe gefunden.! Darum tröſtet euch Alle, die ihr ein geplagtes Leben führt; wenn euer Leib einmal auf dem Gottesacker ruhet, iſt euer Elend zu Ende, und der große Sabbat für euch angebrochen. Aber freilich folgt daraus noch nicht, daß man, wenn man zur Ruhe des Gottesackers gelangt iſt, auch in die ewige Ruhe eingegangen ſei. Der Leib hat zwar Ruhe gefunden; der Geiſt aber ſeufzet vielleicht am Orte, wo ewiges Heulen und Zähneknirſchen iſt. Darum laſſe ſich Niemand vom Scheine täuſchen, überſehe er nicht den möglichen Zuſtand der Seele. Nur von dem, der hienieden ſeinen Pflichten genügte, der als Chriſt lebte und ſtarb, von dem frommen Gläubigen alſo läßt ſich ſagen, daß er ſeinen Frieden und die ewige Ruhe gefunden habe. Denn dieſes ſagt das Wort Gottes: Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben. Von nun an, ſpricht der Geiſt, ſollen ſie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Apok. 14, 13.

Doch auch der Leib bleibt nicht im Grabe; er geht lebendig wieder aus demſelben hervor. Er iſt einem Saamenkorne ähnlich, das jetzt verweſet, aus dem aber neue Kraft empor keimt. Darum ſagt der Apoſtel: Jeſus Chriſtus wird den Leib unſerer Niedrigkeit umgeſtalten, daß er gleichgeſtaltet ſei dem Leibe ſeiner Herrlichkeit. Philip. 3, 21. O wonnevoller Anblick, wenn die Leiber einſtens herrlicher leuchtend als die Sonne und im überirdiſchen Glanze aus den Gräbern hervorgehen! Aber ein ſchreckliches Wort ſagt der heilige Paulus: Wir werden zwar Alle auferſtehen, aber nicht Alle umgewandelt werden. Schauder erregend wird der Leib des Sünders ſein. Die Böſen ſtehen häßlich auch dem Leibe nach auf. So abſcheulich wird der Leib des Sünders ſein, daß die Seele, die ihn annehmen muß, beim Anblick deſſelben ſich entſetzt. O laßt uns daher auch unſern Leib in Ehren halten, auf daß wir uns bei der Auferſtehung deſſelben nicht ſchämen müſſen, ſondern uns über denſelben vielmehr erfreuen können.

Noch Eines: Auf allen Gräbern, auch auf dem des Aermſten prangt das Kreuz. Dieſes iſt das Zeichen des Sieges über Grab und Hölle; es iſt der Schild unſerer heiligen Religion, das Sie-

gel des Evangeliums, das Unterpfand, daß Keiner, der im Glauben an Jesus Christus lebt und stirbt, verloren gehet. Das Kreuz auf den Gräbern der Abgeschiedenen beurkundet, daß hier die Ruhestätte sei für Christen, die ihre ganze Hoffnung nicht bloß für dieses Leben, sondern über diese Zeitlichkeit hinaus auf ihren Erlöser setzten, der am Kreuze für sie gestorben ist, und ihnen durch seinen Tod das Leben erworben hat. Darum steht das Zeichen des Kreuzes so bedeutungsvoll an den Gräbern der Christen.

Wenn wir aber jetzt hinweggehen von diesem ernsten Orte, so mögen die Gedanken, die hier in unserer Seele aufstiegen, noch lange unserm Geiste gegenwärtig vorschweben. Sie werden uns ein kräftiger Damm gegen die Sünde und ein mächtiger Sporn zur Tugend sein!

Tradition.

Sieh den Artikel „Erblehre" B. 5. S. 578 u. flgde.

Trägheit.

Sieh den Artikel „Müßiggang" B. 13. S. 376. u. flgde.

Traum.

Sieh den Artikel „Aberglauben" B. 1. S. 17 — 19.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

			Seite
Artikel	CXXXII.	Sakrament	3
„	CXXXIII.	Schauspiel	58
„	CXXXIV.	Schöpfung	79
„	CXXXV.	Selbstliebe	150
„	CXXXVI.	Sparsamkeit (Häuslichkeit, und das Gegentheil, nämlich Verschwendung; dann auch Kargheit) .	179
„	CXXXVII.	Spiel	202
„	CXXXVIII.	Starkmuth (Muth, Tapferkeit) . . .	212
„	CXXXIX.	Sünde (Laster, Lasterhaftigkeit; Todsünde, läßliche Sünde, Sünden gegen den heiligen Geist; himmelschreiende Sünden, fremde Sünden . . .	228
„	CXL.	Tanz	390
„	CXLI.	Taufe	402
„	CXLII.	Teufel (Satan, böse Geister, — dann auch Besessensein)	486
„	CXLIII.	Thiere (Thierquälerei)	555
„	CXLIV.	Tod (Todte, Leichenbegängniß)	573

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Prediger und Katechet.

Eine praktische katholische Monatschrift, besonders für Prediger und Katecheten auf dem Lande und in kleinern Städten. Unter Mitwirkung mehrerer katholischer Geistlichen herausgegeben

von **Ludwig Mehler,**

Canonicus am Collegiatstifte zu St. Johann in Regensburg.

Mit einer Zugabe: **Blüthen der Neuzeit.**

Elfter Jahrgang. Erstes Heft.

Preis eines Jahrgangs von **12** Heften (ca. **80** Druckbogen.) gr. 8. **1 Thlr. 27½ sgr. od. 3 fl. 12 kr.**

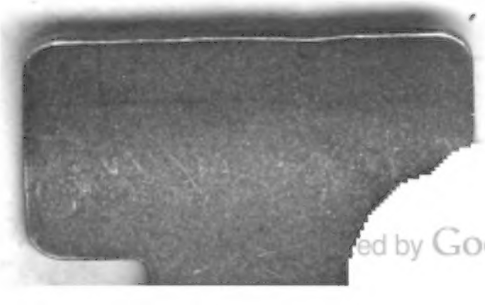
Die Redaction fügte vorstehendem Hefte folgende **Ankündigung** und **Danksagung** bei:

Ein Decennium hat „**der Prediger und Katechet**" glücklich vollendet und von Jahr zu Jahr sich neue Freunde gewonnen, so daß bereits vor drei Jahren eine **dritte Auflage** des ersten Jahrganges veranstaltet werden mußte. Wir wissen und fühlen es lebhaft, daß wir dieses glückliche Gedeihen unsers Unternehmens vor Allem dem Segen von Oben, dem regen Eifer unsrer hochwürdigen HH. Mitarbeiter, sowie der gütigen Nachsicht unsrer zahlreichen verehrlichen HH. Abonnenten zu verdanken haben. Voll freudigen Dankes und voll Vertrauen tritt daher „**der Prediger und Katechet**" das zweite Decennium an und verspricht, wie bisher mit Lust und Liebe nur der Sache Gottes und Seiner heiligen Kirche zu dienen und mit allem Eifer dahin zu streben, daß er seinen verehrlichen Abnehmern für ihr gutes Geld auch etwas Gutes liefere; den Titl. HH. Mitarbeitern aber aus Nah und Fern, aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, fast durchgehends in der praktischen Seelsorge arbeitend, wird er ihre freundlichen Bemühungen angemessen und dankbarst honoriren. — Der reiche Inhalt des nächsten Jahrganges 1861 dürfte aus folgender kurzen Zusammenstellung ersichtlich sein. I. **Der Prediger** liefert: 1) auf **alle Sonntage** des ganzen katholischen Kirchenjahres wenigstens eine **Pfarrpredigt**, dazu oft auch theils **Frühlehren**, theils **Skizzen** mit geeigneten **Beigaben**, z. B. Erzählungen, Gleichnissen, Väterstellen ꝛc. 2) auf **alle Festtage** wenigstens eine **Festpredigt**, hie und da auch eine **kürzere Predigt** beim Frühgottesdienst oder eine gute **Skizze**. 3) Auf die **vorzüglichsten Patrocinien** geeignete **Festpredigten**. 4) Für die heilige **Fastenzeit** eine Reihe von gewiß entsprechenden **Fastenpredigten** aus der Feder Eines unsrer besten und fleißigsten Mitarbeiter. — II. **Der Katechet** wird die bereits allgemein als außerordentlich gründlich und vortrefflich anerkannten **Katechismuspredigten** fortsetzen, welche unsern hochwürdigen Freund und unermüdeten Mitarbeiter, Titl. Herrn **J. E. Zollner**, zum Verfasser haben, und die auch nicht ein einziges Wort des Katechismus unerklärt lassen. — III. **Die Miscellen** bringen für jeden Prediger und Katecheten vielfach anwendbare Erzählungen, Parabeln, Gleichnisse, Lehr- und Trostsprüche, Gedichte u. s. w. — IV. **Die Recensionen und literarischen Anzeigen** werden den hochwürdigen Herren Abonnenten solche Werke bekannt geben, welche in der theologischen Literatur überhaupt, und insbesonders im Gebiete der Homiletik und Katechetik irgendwie Berücksichtigung verdienen. — V. **Die Blüthen der Neuzeit** enthalten in alphabetischer Ordnung eine reiche Sammlung von Aussprüchen, Sentenzen und Gleichnissen aus den besten und besseren homiletischen und katechetischen Werken der Neuzeit zur christkatholischen Dogmatik und Moral und bilden sonach allmählig als selbstständiges Werk, ein brauchbares Handlexikon für Prediger und Katecheten.

☞ **Kein Journal von gleicher Tendenz ist im Verhältnisse des Dargebotenen so billig als der Prediger und Katechet.**

Digitized by Google

Digitized by Google



ed by Google